Geschichte der Neueren Zeit

von

Ferdinand Schmidt.

Mit

Illustrationen von Prof. G. Bleibtreu.

Wm. Schmitt

Geschichte der Neueren Zeit.

Von

Ferdinand Schmidt.



LUTHER VERBRENNT DIE PÄPSTLICHE BULLE.

Weltgeschichte

von

Ferdinand Schmidt.

Mit

Illustrationen von Prof. Georg Bleibtreu.

Dritter Band:

Geschichte der Neueren Zeit.

Illustrationen:

I. Luther verbrennt die päpstliche Bulle.
II. Friedrich der Große und Ziethen nach der Schlacht bei Torgau.

Berlin.
Verlag von Friedberg & Mode.
8. Anhaltstr. 8.



LUTHER VERBRENNT DIE PÄPSTLICHE BULLE

Weltgeschichte

von

Ferdinand Schmidt.

Mit

Illustrationen von Prof. Georg Bleibtreu.

Dritter Band:

Geschichte der Neueren Zeit.

Illustrationen:

I. Luther verbrennt die päpstliche Bulle.
II. Friedrich der Große und Ziethen nach der Schlacht bei Torgau.

Berlin.
Verlag von Friedberg & Mode.
8. Anhaltstr. 8.

Inhalt.

Seite

Die Reformation.

Gegenreformation.

Seite

Der dreißigjährige Krieg.

Die englische Thronumwälzung.

Vorgänge in andern Staaten in der Zeit bis gegen Ende des XVII. Jahrhunderts.

Bis zur Mitte des XVIII. Jahrhunderts.

Die Reformation.

Einführendes Wort.

Wunderbare Zeit, die Zeit des beginnenden Reformations-Zeitalters! Welch eine Regsamkeit auf allen Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des bürgerlichen Geschäftsbetriebes! Der Bürgerstand ist der Träger des nationalen Lebens geworden, während auf den Burgen nur noch die Erinnerung an eine glanzreiche Zeit des Ritterthums vorhanden ist. Burgen anderer Art ragen empor durch die Lande: die Universitäten; Ritter der Wissenschaft führen Schaaren jugendlicher Geister in das heilige Land der Wissenschaft; die Kunst erobert Gebiete im Reiche des Schönen; als „Ungläubige" gelten diejenigen, die nicht der Macht des Geistes vertrauen. Der Zauberstab des Gedankens hatte der europäischen Menschheit auch eine neue materielle Welt eröffnet: Amerika war entdeckt worden. Schiffe durchfurchten bis dahin unbekannte Meere und bereicherten die Heimath durch unzählbare Erzeugnisse fremder Zonen. Aber nicht dem materiellen Sinne allein ward Genüge gethan, es wurden auch Stoffe für die Wissenschaft in steigendem Maße in den neuentdeckten Gebieten vorgefunden.

Das war die Zeit der neuen Kreuzzüge, die ausgeführt wurden vom Bürgerthum. Während die Ritter, getragen von einem religiösen Glutgedanken, im fernen Osten gestritten hatten, war der Bürgerstand in der Heimath erstarkt und hatte sich die Befähigung errungen, Erbe, Träger und Fortführer des nationalen Lebens zu sein. Der edle Theil der Nachfahren jener Helden der ersteren Kreuzzüge schloß sich den Bestrebungen des Bürgerstandes an und gewann sich auf den neuen Kampfesfeldern neue unvergängliche Lorbeeren; andre Glieder des Ritterstandes dagegen, verfallen dem Ungeiste

hochmüthiger Verblendung, vergeudeten ihre Kraft in den Bestrebungen, verblichene Formen des Lebens aus dem Grabe wieder heraufzubeschwören, ja es gab deren unter ihnen nicht wenige, in deren Hand das von großen Vorfahren ererbte ritterliche Schwert seine Weihe verlor, indem es zu einem Werkzeuge gemeinen Straßenraubes herabsank.

Das sich steigernde Geistesleben und der wachsende Wohlstand in der bürgerlichen Welt machten sich mehr und mehr an dem Aussehen der Städte und auch des Landes bemerkbar. Ein Bild des deutschen Lebens jener Zeit giebt uns Aeneas Sylvius Piccolomini (der nachmalige Papst Pius II.), der längere Zeit Geheimschreiber des Kaisers Friedrich III. war, und der in dieser Stellung genugsam Anlaß und Gelegenheit hatte, Land und Leute kennen zu lernen. „Keinem Lande in der Welt", heißt es in seiner Schilderung, „steht Deutschland nach an Macht, Reichthum und Bildung. Wer die Deutschen jetzt noch Barbaren schelten wollte, wäre selbst der ärgste Barbar. Wie fleißig ist das Land angebaut, wie grünend und blühend, wie fruchtbar und volkreich! Von Danzig bis Bern, von Salzburg bis Lübeck und von Breslau bis Straßburg, wie viel wohlgelegene Städte! wie groß, wie fest, wie prächtig! Venedig und Genua sind älter, jugendlich ist das Ansehen der deutschen Städte, und sie übertreffen die italienischen an bürgerlicher Ordnung, Zucht und Sitte. Ernst und Weisheit ist in den Rathsversammlungen, Frohsinn und Redlichkeit im gemeinen Leben. Augsburg ragt an Wohlstand über alle Städte der Welt empor; Köln ist durch unübertreffliche Werke der Baukunst die prächtigste Stadt Europas. Die Könige von Schottland wohnen nicht so gut, als ein mittelmäßiger Bürger zu Nürnberg. Viele Häuser in den deutschen Städten gleichen Palästen; einfache Bürgersfrauen sieht man mit Gold geziert; silberne Gefäße in Gasthöfen sind etwas ganz Gewöhnliches; die Pracht der Dome und der Kirchengeräthschaften ist unbeschreiblich. Wer Deutschlands Zeughäuser gesehen hat, die Menge und Größe des Geschützes jeder Art und die Geschicklichkeit der Leute, die es bedienen, der muß die Kriegsrüstung anderer Völker dürftig finden. Treffliche Waffen hat nicht nur der Adel, sondern auch der Bürgerstand. Der Deutsche trägt die Waffen so leicht als die Glieder; unerschütterlich sitzt er zu Pferde; die Jungen lernen fast so früh reiten, als reden." Weiter berichtet Piccolomini, daß Städte wie Straßburg, Würzburg, Lüttich, Aachen vermögend seien, je 20,000 Gewappnete jederzeit sofort ins Feld zu stellen, und führt unter den Städten, die jenen an Kraft und Blüthe

fast gleich kamen, insbesondere noch an Brügge, Erfurt, Frankfurt a. M., Bremen, Hamburg, Lübeck, Wien, Ulm, Mainz, Danzig, Breslau, Prag.

„Mein Deutschland, mein Deutschland, du allerschönste Zier." So erklang das Volkslied. In manchem Haupt, das heut Asche ist, lebte ein beseligender Traum von einer sich steigernden Blüthezeit deutschen Lebens, auf die des Vaterlandes graueste Vergangenheit schon hingedeutet, die als purpurne Morgenröthe sich schon in der Religionsanschauung der heidnischen Voreltern angekündigt hatte. Aber „Sicherheit ist der Menschen erblich Leid," und „wenn die Säeleute schlafen, streut der böse Feind Unkraut unter den Weizen!" —

Der böse Feind war in Rom: das Papstthum. Das Papstthum war dem neuen Aufschwunge des Völkerlebens, dem sich an Stelle der trübgewordenen Quelle des Kirchenglaubens neue und reine Quellen der Bildung erschlossen hatten, feindlich gesinnt. Freilich schien es so, als sei das Gegentheil der Fall; aber das war eben das Uebelste an der Sache, denn es gehörte dieser Schein dem System bewußter Täuschung an, dem Rom huldigte, und der von ihm mit seltenster Meisterschaft geübt ward. Täuschen, einschläfern und dann betrügen! Das war dem Sinne nach die alte und jetzt aufs Neue ausgegebene Parole des römischen geistlichen Generalstabes. Wie, waren alle Männer Roms, die das geistliche Kleid trugen, bewußte Betrüger, Feinde des Heilandes? Einer so fanatischen Ansicht huldigt der Verfasser mit nichten, und er setzt ein Gleiches bei seinen Lesern voraus. Gewiß gab es, wie in früheren und späteren Zeiten, auch zu jener Zeit unter der Geistlichkeit Roms Seelen, die mit Innigkeit der Lehre des Heilandes anhingen. Wir haben es aber hier nicht mit einzelnen Gliedern des römischen Klerus, vielmehr mit dem durch die Jahrhunderte zu immer weiterer Ausbildung gelangten politisch-geistlichen Regierungsgrundgesetze Roms zu thun, das nach seinem innersten Wesen heidnischer Natur war, und demzufolge christliches Wesen nur in so weit und in den Formen und Weisen gepflegt ward, als es der Kräftigung eines unablässig nach Weltherrschaft strebenden, eines „Reiches von dieser Welt" zu entsprechen schien. Der gierig nach Herrschaft und nach irdischer Beute verlangende Wolf des Romulus lebte noch, er trug aber das täuschende Schafsfell, das ihm die Thore der Paläste und die Thüren der Hütten öffnete. Das Wolfshaar war unter dem Schafsfell nicht Aller Augen verborgen geblieben; aber dem Wolfe war es gelungen, seine Widersacher — unter ihnen einen Arnold von Brescia, einen Savonarola, einen Huß — hin-

zuwürgen, ja das hochherrlichste deutsche Kaisergeschlecht, das der Hohenstaufen, bis zur Wurzel auszurotten, ganz abgesehen von der Zahl von Priestern und Mönchen, die hinter den Klostermauern im Geheimen hingeopfert, wie auch abgesehen von christlichen Gemeinschaften, wie die der Waldenser, der Albigenser, die durch Feuer und Schwert ausgetilgt worden waren. Nun aber hatte in dem neuen Aufschwunge, der aller Orten im Volke zu Tage getreten war, das Papstthum einen neuen, sich ihm als höchst gefährlich bekundenden Feind erstehen sehen, der, weil er selbst die Theilnahme und den Zug der Herzen für sich in Anspruch nahm, ihm zunächst an seiner Autorität den empfindlichsten Schaden zufügte. Was Männer der neuen Zeit hofften, begann das Papstthum zu fürchten: seine Geltung werde zunächst in der Gedanken- und Empfindungswelt, dann in der Wirklichkeit hinschwinden. Die neue Lage erforderte neue Kriegsmittel und eine neue Strategie. Die Schlangenlüge, dieser Ungeist, geboren aus der Selbstsucht und sich wendend an die Selbstsucht, schuf Rath: das Papstthum trat als Protector der ihm verhaßten, weil von ihm mit Recht gefürchteten künstlerischen, wissenschaftlichen und gewerblichen Bestrebungen auf. O der Schlangenklugheit, die Netze mit neuen Maschen auswirft und auch sofort Unzählige der Bethörten fängt! „Fort, und die Welt gehöhnt mit falschem Schein!" — Wer vermochte es sogleich zu durchschauen, daß das Papstthum jene Bestrebungen nicht um ihrer selbst willen, oder um des Wohles des Volkes willen förderte, sondern nur, um sich ihrer zu bemächtigen, sie seinen Zwecken dienstbar zu machen, sie endlich zu Thürstehern des Vaticans zu erniedrigen? Die List gelang. Die Getäuschten wurden begeisterte Lobspender des Papstthums, und freudig ward verkündet: Der Hof von Medici, der alle Zweige der Kunst und Wissenschaft förderte, ist neu und herrlicher noch erstanden zu — Rom; sehet, das Papstthum stellt sich an die Spitze der edelsten Bestrebungen der Zeit, es spendet den Männern der Kunst und der Wissenschaft das huldreichste Gönnerthum! —

Ein solches Gönnerthum förderte jedoch nur scheinbar; allgemach wurden die in ihrem Kern und Ursprunge herrlichsten Bestrebungen aus den Bahnen gelenkt, die sie, gemäß den in der Sache liegenden Gesetzen, hätten nehmen sollen. Die Maler wurden veranlaßt, Scenen aus der heiligen Geschichte darzustellen; aber als Hauptaufgabe fiel ihnen darnach zu, das Papstthum als Mittelpunkt alles Großen und Heiligen der Erde und des Himmels in ihren Gemälden zu feiern. Selbst ein Rafael mußte sich diesem unnatürlichen Zwange beugen. Die

durch Anwendung einer solchen Methode allmählig eintretende Trübung der künstlerischen und wissenschaftlichen Schöpfungen mußte verheerend wirken. Nicolaus V., der erste der Päpste, die Rom zur Weltstadt der Kunst zu erheben trachteten, zog Personen in seinen Dienst, die Gaben hatten, jenem Zwecke zu dienen, ohne daß es ihm in den Sinn gekommen wäre, ihr Sittenleben im mindesten in Betracht zu ziehen. Die Blüthe echter Gläubigkeit ist Sittenreinheit; in Rom ward aber nur Beobachtung des äußern Dienstes verlangt, den der Kirchenglaube vorschrieb. So ward denn das sich äußerlich schmückende Rom mehr und mehr ein „übertünchtes Grab", dessen Verwesungsgeruch man durch Weihrauchswolken für eine Zeit freilich zu übertäuben vermochte. Indem also die Leuchte der Religion fast gänzlich erlosch, die Blüthe der Kunst vergiftet und die Wissenschaft in Fesseln geschlagen ward, mußte Rom in immer tieferes Verderben sinken. Karl Schmidt folgend, wollen wir Leben und Denkweise einiger Päpste des letzten Zeitraums vor der Reformation in Betracht ziehen. Nach Nicolaus ging es mit Rom jäh abwärts, denn nun sehen wir die aus ihren Bahnen gelenkten Zweige der Kunst neue, sie nicht minder entwürdigende Dienste übernehmen. Sie, die ihrer ursprünglichen Natur und Bestimmung nach die Menschheit in priesterlicher Reinheit begleiten und ihr die Pforten des Reiches der Wahrheit, Schönheit und Tugend eröffnen sollen, damit sie zur rechten Anbetung Gottes gelange, sie sanken zu Pflegerinnen der Sinnlichkeit und des frechsten Unglaubens herab. Innocenz VIII. (1484—1492), der Haupturheber der Hexenprocesse in Deutschland, war Erzeuger von sechzehn Bastarden. Alexander VI. (1492—1503) häufte Verbrechen auf Verbrechen. Sein Tod war seines Lebens würdig. Einigen Cardinälen, die er aus dem Wege zu räumen beabsichtigte, setzte er vergifteten Wein vor. Aus Versehen trank er und trank auch sein Sohn Cäsar von diesem Weine, und beide wurden von dem Geschick ereilt, das sie Anderen zu bereiten beabsichtigt hatten. Julius II. (1503—1513) betrieb das Kriegshandwerk als Liebhaberei. Ihm folgte Leo X., der aufs Neue die Fahne der Kunst und Wissenschaft auf das Kapitol aufpflanzte, nur daß ihnen die religiöse Weihe fehlte. „Er war," sagt Fra Paolo, „ein Mann von vielen Kenntnissen in der schönen Literatur, und er würde in der That ein vollkommener Papst gewesen sein, wenn er von Religionsmaterien gründlichere Kenntniß und mehr Neigung zur Frömmigkeit gehabt hätte; aber von beiden hielt er nicht viel." Sein Geist war der sinnlich-heidnischen Heiterkeit zugewandt. Er lud aus Siena die „Gesellschaft

der Ungeschlachten" an seinen Hof und ließ von ihr ein Stück voll „derber Unsauberkeiten," dessen Verfasser der Cardinal Bibiena war, aufführen. Zu seinem Geheimschreiber, dem nachmaligen Cardinal Bembo, äußerte er: „Die ganze Welt weiß ja, wie einträglich uns diese Fabel von Christo gewesen ist." Und welches Glaubens Bembo war, geben viele Stellen seiner Geschichte Venetiens, die er als Cardinal schrieb, zu erkennen. „Der Papst," heißt es u. A. in derselben, „ist durch die Gnade der unsterblichen Götter gewählt worden." Den Einwohnern von Recanati gebot er, gutes Holz zum Bau der Kirche von Loretto zu liefern, „sonst sähe es aus, als wollten sie durch Darbringung schlechten Holzes mit dem Papste, ja mit der Göttin (er meinte die Mutter Jesu!) selbst ihren Spott treiben." — Befreundet mit diesem Cardinal wie auch mit dem Papste Leo X. war der italienische Gelehrte Petrus Pomponatus, der in einer wissenschaftlichen Schrift sich über die „Fabeln und Märchen" des Christenthums spottend ausgelassen hatte. Für das Volk seien sie gut. Die Wahrheit vermöchten die unwissenschaftlichen Menschen doch nicht zu begreifen; „diese sind wie Esel, welche ohne Schläge ihre Last nicht tragen würden; nur durch Versprechungen von Lohn und durch Androhung von Strafe lassen sie sich leiten." —

So war hüben und drüben die geistige Atmosphäre, und so war das Leben äußerlich in der Zeit beschaffen, in die Luther's Jugend fällt.

Martin Luther.

Die Geburt Martin Luther's gemahnt an die Geburt Jesu. Wie es der Mutter Jesu ergangen war, wurde auch die Mutter Luther's, Margaretha, auf einem fremden Orte von der Geburt überrascht. Der Vater, ein armer Bergmann aus dem Bauerngeschlecht zu Möhra, einem Waldorte des thüringischen Gebirges, war mit Margaretha zum Jahrmarkt nach Eisleben gegangen. Dort ward Martin Luther Nachts 11 Uhr den 10. November 1483 geboren. Die Eltern siedelten nach einiger Zeit von Möhra nach Mansfeld über. „Meine Eltern," erzählte Martin Luther später, „sind erstlich recht arm gewesen, mein Vater war ein armer Häuer, und die Mutter hat ihr Holz auf dem Rücken getragen, damit sie uns Kinder erzogen; sie haben sichs lassen blutsauer werden, jetzt thätens die Leute fürwahr nimmer." Auch geistige Armuth herrschte

in der Hütte des Bergmanns Hans Luther. Eines aber war bei den Eltern ganz und voll vorhanden: Gottesfurcht, die unlauteres Wesen jeglicher Art fern hielt von dem Gemüth des Knaben. Unerbittlich streng war die Zucht des Hauses, und mit Wehmuth gedenkt Luther noch in späteren Zeiten mancher ihm durch den Vater zu Theil gewordenen harten Züchtigungen, durch die sein weiches Kindesgemüth schwer bedrängt worden war. Aber der Vater war auch eben so hart gegen sich. Er legte sich die schwersten Entbehrungen auf, um den Seinen die Nothdurft des Lebens zu verschaffen; eiserner Fleiß und Sparsamkeit bewirkten, daß allgemach seine äußere Lage sich hob. Das war die Heimathstätte Martin Luther's. Einer Knospe gleich, die von rauhen Winden umweht wird, entfaltete sich die junge Kindesseele nur langsam, unentweiht aber blieb ihr Inneres. O, müßte es nicht der Weisheit des Hauses und ebenso der Staatsweisheit höchstes Streben sein, das häusliche und das öffentliche Leben mehr und mehr also zu gestalten, daß die jungen Seelenknospen, die aufsprießen aus dem unerschöpflichen Born des Lebens, nicht „geärgert" d. i. daß sie vor jeglicher Art von Entweihung so viel als nur irgend möglich geschützt würden? Hängt doch von dem Maße, in dem dies geschieht oder nicht geschieht, Wohl und Weh der Zukunft ab! —

Die arme Hütte zu Mansfeld mit dem stillen ernsten Knaben im dürftigen Linnenkleide, der oftmals sinnend auf die Heiligenbilder an der Wand blickt, oder der, indem sein Herz von Ahnungen durchschauert wird, seine Blicke zu den Sternen erhebt, — diese Hütte und der im auserlesensten Schmuck prangende Vatican mit dem in golddurchwirkten Gewändern einherschreitenden Papst, der sich „zwar nicht Gott, aber doch mehr als Mensch" zu sein dünkt — welche Gegensätze! Hier in eitler Hülle Nichtigkeit, dort in unscheinbarstem Gewande — der Anlage nach — Größe, von Keinem geahnt, am wenigsten von dem, dem Gott sie als himmlische Gabe verliehen hatte. Schmücke dich nur immerhin noch herrlicher aus, du Stätte des geistlichen Cäsarenthums an der Tiber; dich wird eines Tages das Brausen aus dem Wipfel eines Tannenbaumes erschüttern, den Germaniens Boden erzeugte! Dann werden deine Hallen erzittern, deine Säulen wanken!

Früh ward Martin der Ortsschule überantwortet, in der ersten Zeit trug ihn der Vater auf den Armen dahin. Es war nicht nothwendig, daß Hans Luther dem Schulmeister „Strenge" empfahl, denn dessen pädagogische Anschauung in Bezug auf Strafen gipfelte in dem Satze: Ohne Muttermilch im ersten Jahre und ohne den Stock

in den darauffolgenden Jahren gedeihet ein Menschenkind nimmer! Die Methoden, die angewendet wurden, um der Jugend den Lehrstoff zu eigen zu machen, waren mangelhaft. Da nun aber doch die Schüler mit Kenntnissen bereichert werden sollten, so wurde durch harte Strafe Furcht erzeugt, in der Hoffnung, die Furcht wiederum werde die höchste Spannung und Aufmerksamkeit erzeugen. Martin wurde vom ersten Tage an „gestäupet" wie Andere, wenngleich es für ihn unmöglich war, zu wissen, wonach er gefragt ward, da er noch nie etwas davon vernommen hatte. Der Lehrer zürnte ihm so wenig als der Vater; Beide meinten es gut mit ihm: es sollte um Gottes und aller Heiligen willen „etwas Rechtes" aus ihm werden. Luther erzählte später, daß er einmal an einem Vormittage fünfzehnmal „gestäupet" worden sei. Mit schwerer Lebensnoth hatte der vierzehnjährige Martin zu kämpfen, als ihn der Vater nach Magdeburg auf die lateinische Schule gebracht hatte. In Eisenach, wohin er ein Jahr später kam, erging es ihm äußerlich fast eben so übel. Wie es in Magdeburg der Fall gewesen war, war er auch hier darauf angewiesen, sich als Chorschüler sein Brot mit Singen vor den Thüren zu verdienen. Die Musik ward seine Tröſterin: nach des Tages strenger Arbeit griff er zur Laute oder zur Flöte. Es blieb die Musik ihm durchs Leben holde Begleiterin. Oftmals sagte er später: „Wer die Musik nicht lieb hat, den sehe ich nicht an." Sein andächtiger Gesang rührte das Herz einer frommen Bürgersfrau; auf ihren Wunsch erkundigte sich ihr Mann Kunz Kotta nach des jungen Sängers Verhältnissen, wonach Martin's Bedrängniß dadurch beendigt ward, daß ihm in dem Hause Kotta's Wohnung und Unterhalt gewährt ward. Achtzehn Jahr alt, verließ er Eisenach, das damals doppelt so stark bevölkert war, als heut, und ging auf die Universität Erfurt. Er studirte zwei Jahre lang Philosophie. Latein und die Klassiker. Mit Vorliebe beschäftigte er sich mit Virgil, Terenz, Plautus und Cicero, den Cicero de officiis nennt er das schönste Buch der Jugend. Er war ein fröhlicher Kamerad bei Saitenspiel und Gesang, eben so gern nahm er Theil an ritterlichen Spielen und an Jagden auf wilde Eber. Da er emsig studirte, währte es nicht lange, und er wurde zum Magister der schönen Künste promovirt. Den Tag der Erhebung zu dieser Würde empfand er als den Tag hohen Glückes. Nach des Vaters Wunsch sollte er die Rechtswissenschaften studiren, um einst Kanzler zu werden. Dies stimmte auch mit seinen Wünschen überein; da aber geschah etwas, das ihn auf eine andere Bahn führte. Sein Jugendfreund Alexis

wird im Zweikampfe erstochen, er findet ihn in seinem Blute. Der Vorgang erschüttert ihn auf das Tiefste. War denn die Seele des Freundes vorbereitet, vor Gottes Angesicht zu treten? — Gleich darauf überrascht ihn ein furchtbares Gewitter; es tritt für ihn die Gefahr eines jähen Todes ein und damit zugleich auch an ihn die Frage: Bist du vorbereitet? Er muß es verneinen, seine Seele erbebt, wie es noch nie geschah. Neue ernste Fragen drängen sich ihm auf. Was ist des Menschen Leben? Ein Hauch — und es ist dahin! Was sind die Freuden dieser Welt? Aller Welt Herrlichkeit reicht höchstens bis zum Grabe, und im Jagen nach täuschenden Nichtigkeiten verscherzen so Viele ihre Seligkeit! Und doch, wie greift die Weltlichkeit mit tausend Händen nach uns, wie wird das am Irdischen hangende Herz von so vielen Stimmen gelockt, berauscht, hingerissen! — Da traten die Vorhöfe des Himmels ihm vor die Seele: die Klöster! Seine fromme Seele sah die Klöster an als das, was sie ihrer ursprünglichen Bestimmung nach sein sollten, als Stätten heiliger Einkehr in sich. Er versammelt seine Freunde Abends zu einem Mahl, nimmt darnach bewegt Abschied von ihnen, und noch in derselben Nacht schließen sich hinter ihm die Klosterpforten.

In einem Schreiben gab Luther den Eltern von dem Geschehenen Kunde, er sandte auch seine weltlichen Kleider nach Hause. Der Vater war heftig erzürnt und blieb lange Zeit unversöhnlich. Inzwischen hatten die Uebungen der Novizen begonnen. Sclavenarbeit lag ihm zu verrichten ob: er war ganz Hingebung. Ihn beseelte der Gedanke: Alles, was hier frommer und von oben erleuchteter Sinn erdacht, sichert dir Gottes Huld. So verging das Prüfungsjahr, und er erhielt unter dem Klange der Hymne Magne Pater Augustine das Mönchsgewand und die Tonsur. Nun trug er das Gewand, in dem begraben zu werden viele Fürsten seiner Zeit in ihren letztwilligen Verfügungen bestimmt hatten. Und nun gelangte er auch in den Besitz aller der Mittel, die die Erwerbung der Seligkeit sicherten. Er wählte sich 21 Heilige zu seiner Verehrung, täglich richtete er an drei von ihnen seine Gebete. Welche Fülle der Gnaden boten schon die Reliquien, an denen das Kloster reich war! Mit Gewissenhaftigkeit nahm er Theil an allen mönchischen Uebungen; wo es erlaubt war, that er des Guten noch über das Maß hinaus, wie in Bezug auf das Fasten und Geißeln. „Ich bin ein frommer Mönch gewesen," sagte er später, und wahrlich, wir können ihm dies glauben. Aber trotzdem hatte er bis jetzt nur in der Hoffnung gelebt, er werde in seinem Gemüth den rechten Frieden und das rechte Genügen finden.

Er mußte sich aber allgemach gestehen: den Frieden, den du suchest, den du sicher zu finden hofftest — er ist dir noch fern! — Woran lag das? — Noch emsiger betrieb er die Gebetübungen, die Kasteiungen, er beichtete täglich, auf den Knieen lag er vor den aufgeschlagenen Büchern, in denen Gebete an seine Heiligen enthalten waren, er rang sich in Gebeten die Hände wund — friedlos blieb ihm das Herz! Dazwischen beunruhigte ihn vielfach die Haltung der Klosterbrüder. Wie entsetzlich fühlte er sich aufgeschreckt, wenn ein Klosterbruder, während er über einem heiligen Buch saß, ihm zurief: nicht durch Studiren helfe ein Mönch seinem Kloster, sondern durch Betteln von Brot, Eiern, Fischen, Fleisch und Geld! Er möge sich begnügen mit den gemeinsamen und vorgeschriebenen geistlichen Uebungen! —

Eine namenlose Unruhe bemächtigte sich seiner. Unwürdiger! Verworfener! Im Vorhofe des Himmels bist du, und der böse Feind hat doch noch so viel Theil an dir! Mit dem Vater noch nicht gänzlich ausgesöhnt zu sein, quälte ihn nicht minder. Er hatte ihm als Mönch einen Besuch gemacht, um seine Verzeihung zu erlangen, und der Vater hatte in der Unterredung zürnend geäußert: „Du glaubtest einem Gebot Gottes zu gehorchen, als du ins Kloster gingest; hast du nicht auch gehört, daß man den Eltern gehorsam sein soll?“ — Der Zwiespalt in seiner Seele wurde immer größer. Er hatte gestrebt, Gott zu gewinnen, und dabei war ihm des Vaters Liebe verloren gegangen. Und nun floh ihn der Friede Gottes, dem er nachjagte, und alle Gnadenmittel, die das Kloster bot, schafften ihm denselben nicht. Andere Klosterbrüder, die den vorgeschriebenen Uebungen nicht so eifrig oblagen, gingen ruhigen Blickes einher, während die Nacht der Schwermuth sein Auge umdüsterte. Es drängten sich Fragen an ihn, wie sie in jeder tiefangelegten Natur auftreten. Wie erschien ihm so Manches, was er erlebt, so räthselhaft! Gute hatte er im Elend, Böse im Glück gesehen! Auch Vieles, was er aus der Religion vernommen, erschien ihm gleich unergründlich. Verdammung eines ganzen Geschlechts, weil die Ahnmutter in einen Apfel gebissen hatte! Der zornige Gott nur versöhnt durch das Blut seines eigenen Sohnes! Und dann der Sohn wieder Gott selbst! Und diesen Gott läßt Gott auf Golgatha kreuzigen! „Menschliche Vernunft mit ihrer Weisheit wird darüber zur Närrin.“ — Warum ward er von Fragen dieser Art, von Zweifeln geplagt? Die Ursache könne nur, meinte er, an seinen Sünden liegen. Immer eifriger schauete er in sich und suchte verborgene Sünden. So gewissenhaft, wie er, hat wohl selten ein Mönch gebeichtet. Dann geschah es aber auch,

daß der Beichtiger den Kopf schüttelte und sagte, „er möge doch nicht aus jedem Bombart gleich eine Sünde machen und mit solchem Trödelwerk fein zu Hause bleiben! Wolle er nach Vergebung schreien, so solle er sich erst ein rechtschaffenes Register von Sünden anschaffen!" — Solche Worte, die der Veräußerlichung des Religionswesens jener Zeit entsprachen, vermochten eine Lutherseele nicht zu beruhigen. Mitten im Vorhofe des Himmels — wie er meinte — und keine Hülfe! — Der Quell war verschüttet, aus dem ein Tropfen diese Seele gelabt, beruhigt und beseligt hätte: die unverfälschte Jesuslehre! So gerieth er in einen Zustand, der nahe an Wahnsinn grenzte. Mehrere Tage blieb seine Zelle verschlossen. Die Thür wurde erbrochen. Da lag der Ohnmächtige am Boden. Nur der Ton der Flöte vermochte ihn wieder zum Bewußtsein zurück zu führen.

Es wird auch erzählt, daß er bald darauf das Begehren geäußert habe, in den Besitz einer Bibel zu gelangen, und daß diesem seinem Begehren entsprochen worden sei. Ein Exemplar der Bibel — das erste, das ihm überhaupt zu Gesicht gekommen war — hatte er während seiner Universitätsstudien auf der Bibliothek entdeckt. Mächtig war der Eindruck gewesen, den das „Buch der Bücher" auf ihn hervorgebracht hatte; aber wie seine Person von düstern Klostermauern, so war seine Seele von den herrschenden Kirchenlehren umschlossen gewesen, wie sie es auch jetzt noch war. Wir haben, wollen wir anders in Bezug auf den Entwicklungsgang Luther's nicht zu falschen Vorstellungen gelangen, den herrschenden Kirchenglauben seiner Zeit nicht aus dem Auge zu lassen. Die Lehre vom heiligen Geist war sophistisch gefälscht worden. Habe nicht Jesus selbst, sagten die Papisten, die Sendung des heiligen Geistes verheißen, der seine Gemeinde in alle Wahrheit führen solle, damit anzeigend, daß ihr durch Jesu Mund nur erst ein Theil der göttlichen Wahrheit verkündet sei? Diese Sendung sei Erleuchtung, zuerst und zumeist treffend den Oberpriester auf dem Stuhle Petri, weshalb eben der Nachfolger des Apostels, wie es auch auf Eingebung des heiligen Geistes aus päpstlichem Munde ausgesprochen worden, „mehr als Mensch" sei. Auf diese Art sei die Kirche, d. i. der obere Klerus, in den Besitz des Schatzes christlicher Wahrheit gelangt, der größer sei als der durch Jesus offenbarte, und nur wer diesen ganzen Schatz besitze, vermöge zu verstehen, was durch Jesu und die Apostel gelehrt worden sei, daher dasjenige, was von Priestern niederer Grade und nun gar erst von gänzlich unerleuchteten Laien aus der Bibel herausgelesen worden, nichts gewesen sei als eitel Ketzerei, die denn auch — wie

die Beispiele eines Arnold von Brescia, eines Savanarola, eines Huß, oder die der Albigenser, Waldenser, Stedinger zeigten — durch Feuer und Schwert und — was bei widerspenstigen Mönchen schon geschehen — durch Einmauerung bei lebendigem Leibe — mit Erfolg abgewiesen worden sei. Darum sei dem heiligen Vater zu Rom und den Bischöfen als den sichtbaren Gefäßen des sich fortgesetzt offenbarenden heiligen Geistes zu vertrauen, und wer dem widerstrebe, der versündige sich gegen den sich offenbarenden heiligen Geist und damit gegen den dreieinigen Gott, womit er zeitlicher und ewiger Verdammniß unrettbar verfalle.

Das war innerhalb der Mauern von Stein die geistliche Klosterzelle, in der Luther zu jener Zeit noch gefangen lag, und wäre das Maß seiner Sehnsucht, Frieden in Gott zu gewinnen, eine Sehnsucht, der ein neuerer Dichter in dem Rufe „Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust!" einen aufs Tiefste rührenden Ausdruck gegeben hat, schwächer gewesen, als es der Fall war, nimmer hätte er es vermocht, jenes geistliche Mauerwerk zu durchbrechen und aus der Knechtschaft der Kirche zur „Freiheit der Kinder Gottes" zu gelangen. Diesem Siegesglücke stand er noch fern, da ja noch nicht einmal sein Kampf gegen den bösen Feind, der groß war an Macht und List, begonnen, ja er ihn als solchen noch nicht einmal erkannt hatte. Daß außerhalb der Kirche das „Ketzerthum" längst schon daran arbeitete, dem Papst und den Bischöfen das angemaßte Recht streitig zu machen, allein zu entscheiden, was christlich und was nicht christlich sei, wußte er kaum; daß ein Uebermaß weltlichen Wesens sich in die Kirche eingeschlichen hatte, daß man mit dem Scheine der Heiligkeit weltliche Bestrebungen gröbster Art deckte, und daß somit das Allerheiligste, was der Menschheit gegeben worden, in Rom auf das Frechste gefälscht ward, ahnte seine vertrauende und zumeist mit den Sorgen der eigenen Reinigung beschäftigte Seele nicht, wie er es auch nicht ahnte, daß die Lichtstrahlen einer in der sogenannten Laienwelt aufgehenden besseren Erkenntniß gerade in seiner in heißem Ringen sich läuternden Seele einen idealen Vereinigungspunkt finden sollten. Die aus der Laienwelt hervorgehenden und als ketzerisch verschrieenen Lehren wurden vielfach durch den Druck verbreitet, die Schriften wurden — aus verschiedenen Beweggründen — gelesen von Laien und auch von Priestern. So leuchteten auch allgemach Schimmer besserer Erkenntniß in die Klöster hinein, wenn sie auch die durch den Kirchenglauben gefestigten und gepanzerten Seelen nur an der Oberfläche berührten.

Ein solcher Schimmer traf Luther's Seele, als ein Priester, um ihn aufzurichten, die Aeußerung gegen ihn that: „Nur das ist wahre Buße, die mit der Liebe zu Gott beginnt. Liebe zu Gott und innere Erhebung ist nicht Folge der Gnadenmittel, welche die Kirche lehrt, sie muß ihnen vorausgehen!" — Das war eine Lehre aus der die Reformation vorbereitenden Schule Tauler's, die zur rechten Stunde eine für eine fruchtbringende Empfängniß vorbereitete Menschenseele traf! Ob der Uebermittler sich der Bedeutsamkeit jenes Wortes bewußt war? Wir wissen es nicht. Verbreiter hochwichtiger Wahrheiten sind oftmals den Winden vergleichbar, die nachdem sie von ohngefähr mit köstlichen Blüthen in Berührung gekommen, den Blüthenstaub eine Zeit lang mit sich führen: ihre Thätigkeit ist äußerlich, mechanisch. Das Wort war Balsam für die im Ringen fast erschöpfte wunde Seele, die sich durch alle die Außenmittel von der Anrufung der 21 erwählten Heiligen an bis zur Anlegung eines Stachelgürtels nicht Genüge zu thun vermocht hatten. Es ist grauenvoll, welch ein Labyrinth die Kirchenmänner zwischen dem allliebenden Gott und des Menschen Herz aufgerichtet hatten — einzig zu dem Zweck, Herrschaft über die Bedrängten zu üben und sich den die Seelen in Erstarrung und Verwüstung haltenden Zwang noch obendrein theuer bezahlen zu lassen! — Welch ein Labsal war für Luther der Gedanke: Ich darf also meine Hände emporstrecken zum Vater des Lichts, ich darf in der Sprache meines Herzens mich ihm nahen! „Erst jetzt ahnte er, was freies Gebet sei. An die Stelle der entfernteren göttlichen Macht, die er bisher in hundert Formeln und kindischen Beichten vergebens gesucht hatte, trat ihm jetzt das Bild eines allliebenden Schützers, zu dem er selbst in jeder Stunde freudig oder auch in Thränen sprechen konnte, dem er alles Leid, jeden Zweifel klagen durfte, der einen unabläſsigen Antheil an ihm nahm, für ihn sorgte, seine herzlichen Bitten gewährte oder abschlug, er selbst herzlich wie ein guter Vater. So lernte er beten, und wie feurig wurde sein Gebet! Jetzt lebte er in der Stille mit seinem lieben Gott zusammen, den er redlich gefunden hatte, täglich, stündlich; der Verkehr mit dem Höchsten wurde ihm vertrauter als mit dem liebsten Wesen dieser Erde. Wenn er seine ganze Seele vor ihm hingegossen, dann kam ihm Ruhe und heiliger Frieden, ein Gefühl von unaussprechlicher Lieblichkeit, er empfand sich als ein Theil Gottes. Und dies Verhältniß blieb ihm von da ab sein ganzes Leben lang. Auf solchem Wege arbeitete sich Luther allmählig zu innerer Freiheit durch. Seine ganze spätere Lehre, der Kampf gegen den Ablaß, seine unerschütterliche Festigkeit,

seine Methode der Schrifterklärung beruhen auf dem innern Proceß, durch den er als Mönch seinen Gott gefunden. Und man darf wohl sagen, mit Luther's Klostergebeten begann die neue Zeit der deutschen Geschichte." Aber wie weit war er entfernt selbst von der Ahnung der Bedeutung, die er für die christliche Kirche und insbesondere für das deutsche Volk gewinnen sollte! Ehrgeiz wucherte nicht in der Seele des frommen Mönches. Hatte er doch genug mit sich zu thun! Er verrichtete gewissenhaft die Dienste, die das Kloster ihm auferlegte, trieb daneben fleißig seine Studien und las besonders viel in der Vulgata, der lateinischen Uebersetzung der heiligen Schrift.

Da kam ein Ruf an ihn, Lehrer an der von dem Kurfürsten Friedrich den Weisen zu Wittenberg gegründeten Universität zu werden. Sein Ordens-Oberer, Doctor Johann von Staupitz, hatte ihn zu dieser Stelle ersehen. Ungern verließ Luther den Ort, an dem er Friede gefunden hatte, zumal ihm nicht die theologische, sondern die philosophische Professur zugedacht war. Doch wurde ihm gestattet, Ordensbruder zu bleiben und in einer Zelle des Augustiner-Klosters in Wittenberg seine Wohnung zu nehmen. Da Luther in Erfurt auch die Priesterweihe empfangen hatte, forderte Staupitz, der viel auf ihn hielt, ihn auf, auch zu predigen. Luther erschrak. An dem Altare Gottes das göttliche Wort zu verkünden und auszulegen, erschien er sich zu gering und zu unwürdig. Er bat Staupitz, von seiner Forderung abzustehen und schloß mit den Worten: „Herr Doctor, ihr bringt mich um mein Leben, ich würde es nicht ein Vierteljahr treiben!" „Wohlan, in Gottes Namen," erwiederte Staupitz, „unser Herrgott hat große Geschäfte und bedarf droben auch kluger Leute." In heiliger Scheu begann nun Luther seines neuen Amtes zu warten, und wie es auf dem Katheder geschehen, erwarb er sich bald auch auf der Kanzel großen Beifall. Einzelne überkam eine Ahnung von der Bedeutsamkeit des Mannes. Der gelehrte Dr. Pollech, einer der Obern der Universität, that den Ausspruch: „Der Mönch wird alle Doctores irre machen und eine neue Lehre aufbringen und die ganze römische Kirche reformiren; denn er legt sich auf der Propheten und Apostel Schrift und stehet auf Jesu Christi Wort, und das kann Keiner mit der ganzen scholastischen Philosophie einstoßen oder dawider fechten." Nun geschah es, daß Luther erwählt ward, in Ordensgeschäften eine Reise nach Rom zu unternehmen. Wie erbebte seine Seele in dem Gedanken, daß es ihm vergönnt sein solle, die ewige Stadt, ja den heiligen Vater im Kreise der höchsten Würdenträger der Kirche zu sehen! Wie die Sonnenstrahlen das

Gewölk in Purpur und Gold hüllen, so schmückte sein freier Sinn das Kirchenthum in seinen höchsten Vertretern herrlich aus. War ihm früher das Kloster als ein Vorhof des Himmels erschienen, so werde sich ihm jetzt — wie er meinte — ein Allerheiligstes erschließen! Mit dem Stabe in der Hand führte er seinen Römerzug aus. Als die Thürme und Kuppeln am Horizonte vor ihm aufstiegen, warf er sich auf seine Knie und rief: „Sei mir gegrüßt, du heilige Stadt!"

Aber ach, was sollte er schauen! Statt eines frommen Statthalters Gottes auf Erden fand er zu Rom in Julius II. einen in Sünden versunkenen Soldaten; statt frommer Kirchenfürsten fand er schwelgerische, unzüchtige und betrügerische Pfaffen. Als er die Messe las, riefen ihm freche Mönche unfläthige Worte zu. Wehe, wer ein Kind ärgert! hat der Heiland gesagt; das Wehe bezieht sich auch auf diejenigen, die ein kindliches, frommes, gern das Beste glaubendes, an Gott hängendes Gemüth „ärgern!" Wie litt seine Seele! Aber die Idee einer heiligen Kirche stand zu hoch und hehr in ihm, als daß sie hätte durch die gegenwärtigen unwürdigen Vertreter derselben zu Rom verdunkelt werden können. Er rang sich aus seinen Schmerzen wieder empor. Erst für die Zukunft sollte es hochbedeutsam werden, daß er das römische Wesen aus eigener Anschauung kennen lernte. Auch Eindrücke anderer Art gewann er, er sah herrliche Gemälde, unter ihnen vielleicht solche, die Rafael gemalt hatte. Beide, Luther und Rafael, waren in ein und demselben Jahre geboren. Wer kann es wissen, ob sie einander nicht persönlich begegneten? Sicher aber ist, daß sie nicht wußten, wie sie beide von der Vorsehung bestimmt waren, in hervorragender Weise dem reformatorischen Zuge der Zeit zu dienen, die Reigen begeisterter Schaaren von Priestern der Kirche und der Kunst zu führen. (Siehe über die Bedeutung Rafaels und seiner Schule Bd. II. S. 478.) Die Menschheit aus der Verworrenheit des Byzantinerthums und der Verlogenheit des Römerthums zur Krippe der Einfalt und Wahrheit zu geleiten, war der tiefere Sinn des Wirkens Beider, so unterschieden auch äußerlich ihre Thätigkeit war.

Wie sehr Luther um diese Zeit noch im römischen Kirchenthum steckte, ergiebt eine spätere Aeußerung von ihm. „Ich war," sagte er, „in Rom auch so ein toller Heiliger, lief durch alle Kirchen und Klüfte, glaubte Alles, was daselbst erstunken und erlogen ist. Ich habe wohl auch eine Messe oder zehn zu Rom gehalten und war mir dazumal sehr leid, daß mein Vater und Mutter noch lebten, denn ich hätte sie gern aus dem Fegefeuer erlöset mit meinen Messen." Eines Tages betrachtete er mit Staunen die Trümmer riesiger Säulen,

die, wie man ihm sagte, von den Gothen zerbrochen worden seien. Welch Bild, den Mönch vor den zerbrochenen Steincolossen zu sehen, dem es vorbehalten war, die Säulen des mittelalterlichen Papstthums in Trümmer zu legen! Wäre ihm dies dort verkündet worden, er wäre wohl entsetzt geflohen, und es hätten sich in ihm ähnliche geistige Bewegungen wiederholt, wie sie uns in der Sage von Jonas anschaulich dargestellt sind.

Es war ein Segen für Luther und für die Menschheit, daß er Rom kennen lernte. Später äußerte er oft, er wolle nicht tausend Goldgulden dafür nehmen, daß er diese Reise nicht sollte gethan haben. Und doch kehrte er in Bezug auf die Anhänglichkeit an die römische Kirche als der Gleiche zurück. Er hatte unwürdige Werkzeuge der heiligen Mutter Kirche kennen gelernt — das war Alles! — Verwunderung kann dies nicht erregen, wenn in Betracht gezogen wird, daß er außer dem ihm von seiner Jugendzeit eingeimpften Wahne noch eine besondere Fessel an sich trug: den Eid, den er als Mönch geleistet, und durch den er sich verpflichtet hielt, das bestehende kirchliche Wesen weder durch Werke, noch durch Gedanken anzutasten. Nicht lange nach seiner Heimkehr aber ward er Doctor der Theologie. „Da habe ich" erzählt er später, „meiner allerliebsten heiligen Schrift geschworen und gelobt, sie treulich und lauter zu predigen." Mit diesem Schwur war für den gewissenhaften Mann das Klostergelübde gelöst; und von da ab begann die Arbeit seines Geistes, Vergleiche anzustellen zwischen dem, was die heilige Schrift und dem, was die gegenwärtige Kirche lehre. Im stillen Kämmerlein, gestärkt durch Gebet, kam ihm die Erleuchtung. Immer noch war ihm das römische Kirchenthum ein erhabener geistiger Tempel; aber über diesen wölbte sich doch schon ein anderer Tempel, und wenn er auch jetzt noch auf den ersteren, ein Werk fünfzehnhundertjährigen geistigen Ringens, ehrfurchtsvoll blickte, so zog es ihn doch andächtiger und mit immer heißerer Inbrunst in den Tempel, der aus Wahrheiten sich vor ihm aufbauete, die unmittelbar der heiligen Schrift entstammten. War er in der Zelle schon zu dem Glauben gekommen, die Seele dürfe im freien Gebete sich zu dem allliebenden Vater emporschwingen, so kräftigte sich in ihm jetzt mehr und mehr der Glaube: der Christ, Priester wie Laie, dürfe sich durch das Lesen der heiligen Schrift unmittelbar dem Heilande nahen, um sein Wort auf sich wirken zu lassen, entgegen der Ansicht der Kirche, die, wie er nun zu erkennen begann, das erlösende Licht der Christuslehre gedämpft und abgeschwächt an der Menschen Geister gelangen ließ. Hatte denn der Heiland eine

Scheidung gemacht, wie sie mehr und mehr von der Kirche ins Werk gesetzt worden war? War von ihm jemals ein Mensch, mochte er Priester oder Laie, Jude oder Heide sein, der gekommen war, sein Wort zu vernehmen, zurückgewiesen worden? Die in Luther wachsende Erkenntniß fand Ausdruck in seinen Lehrvorträgen. Daneben empfingen Vorgänge seines Lebens, die er in seiner Erinnerung bei sich trug, mehr und mehr die rechte Beleuchtung. Im Kloster war einmal von einem Mönche, der ihn beim Lesen der Bibel getroffen hatte, die Aeußerung gethan worden: „Weg mit dem Ketzerbuch; was daraus wahr und zu lehren ist, sagen uns die Doctores, die es verstehen!" Das entsprach der herrschenden Ansicht: „Die Kirche ist mehr als die Bibel; die Bibel gilt nur so viel, als die Kirche für gut findet!" — In Luthers Seele entstand nun der Gedanke: Der reine Quell' der Christenlehre ist einzig und allein die heilige Schrift! — Durch Anwendung der sogenannten Gnadenmittel war ihm Erlösung, das ist Beruhigung und Frieden in Gott, nicht zu Theil geworden. Was er nun früher und jetzt in sich erfahren hatte, faßte er in der seine Predigten, Vorträge und Gespräche durchleuchtenden Lehre zusammen: „Der Menschen Werke sind viel zu unvollkommen, als daß irgend Jemand für sich, geschweige denn für Andere, dadurch Ruhm und Glück bei dem gerechten und heiligen Gott verdienen könnte. Am wenigsten taugen aber hierzu diejenigen Werke, welche zwar nach außen gleißen, aber innen hoffährtig und heuchlerisch sind, als Fasten, Wallfahrten, Geißelungen und dergleichen. Der Mensch muß zuvor in sich fromm sein oder böse, ehe er gute oder böse Werke thut. Seine Werke machen ihn nicht gut oder böse, sondern er macht seine Werke gut oder böse. Darum ist erst der Glaube und darnach die Werke, „erst die Quelle und darnach der Bach." Hier tritt in Luther's Lehre der Gegensatz zwischen Werken und Glauben deutlich hervor, der später wieder verwischt ward. Es ist heilsam, fest ins Auge zu fassen, was Luther meinte. Neben seinem Wort erweist es sein Leben. Gläubiges Annahen an Gott im Gebet und andachtsvolles Beschäftigen mit seinem Wort läutert die Seele, alles Thun nach außen aber hat nur in sofern Werth vor Gott und schafft Heil auf Erden, als es wurzelt in der sich läuternden Seele. Nimmt der Geist der Liebe zu Gott nicht Wohnung in dir, so gleichest du, und mögen deine Handlungen vor der Welt noch so sehr glänzen, der tönenden Schelle, von der Paulus spricht! — Auf diesem Glauben stand Luther; dieser Glaube war der köstliche Schatz, den des Bergmanns Sohn im tiefen Schachte schmerzensvollen Ringens gefunden hatte. Er hatte recht

gerungen, darum war er gekrönt, er hatte im Hinblick auf seine Mängel Leid getragen, darum war er getröstet worden.

Neue Erfahrungen sollten dazu dienen, den angehenden Reformator zu kräftigen, ihn zu befähigen zur Aufnahme von Kämpfen unerhörter Art. Es wurde ihm von Staupitz, der sich anschickte, im Auftrage des Kurfürsten eine Reise nach den Niederlanden auszuführen, um daselbst einen Ankauf von Reliquien für die Schloßkirche zu machen, die Aufsicht über sämmtliche thüringische und meißensche Klöster übertragen. Luther kam nun als stellvertretender Oberer auch nach dem Kloster zu Erfurt, in dem er in einsamer dunkler Zelle nach Luft und Leben gerungen hatte. Sein Auftreten sowohl dort, wie auch in den andern Klöstern war getragen von Kraft, Würde und Liebe. Geschildert wird uns der damals zwei und dreißig Jahr zählende Luther als „in der Blüthe seiner Kraft stehend, von mittlerer Größe, noch magerem aber kräftigem Leibe. In seinem Antlitz, dem man Nachtwachen und innere Kämpfe ansah, glüheten zwei feurige Augen, deren mächtiger Glanz schwer zu ertragen war." Luther hatte vierzig und einige Klöster zu revidiren. Wie viel Schäden eröffneten sich seinen Blicken! Er lehrte, strafte, besserte und empfahl besonders das Lesen der heiligen Schrift und Förderung des Schulwesens. „Ohne Schulen," sagte er, „werden die Menschen Bären und Wölfe. Es kann nicht so bleiben, wie es ist. Darum wollen wir Hand anlegen und Schulmeister anordnen. Wäre ich kein Prediger, so weiß ich keinen Stand auf Erden, den ich lieber haben wollte."

Bald nach seiner Rückkehr nach Wittenberg kam der Anlaß, der ihn auf das Kampffeld rief. Nichts hatte ihm ferner gelegen als der Gedanke, in der großen Welt eine Rolle spielen zu wollen. Er war eifrig beschäftigt, den Kreis seiner amtlichen Wirksamkeit auszufüllen; außerdem fand er an sich fortgesetzt noch so Vieles zu bessern, zu läutern und zu ergänzen. Nun geschah es, daß ein Wolf seine Heerde, seine Kirchengemeinde, zu umkreisen begann, und da er ein treuer Hirt war, that er das Erforderliche, um den Wolf abzuwehren. Die Deutschen wurden wieder einmal von Rom besteuert. Die Steuerzettel, von geistlichen Agenten umhergeführt, hießen Ablaßzettel, die Anweisung lautete auf Vergebung der Sünden und einen sichern Platz im Himmel. Welche Unsummen hatte Rom dem deutschen Volke durch die Jahrhunderte schon abgepreßt! Aber wenn es damit nur abgethan gewesen wäre! Der Dieb nimmt das Geld und giebt dafür — nichts; Rom nahm das Geld und gab dafür verheerenden,

gräulichen Irrthum! — Albrecht, der Bruder des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, bereits Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt, wurde zum Kurfürsten und Erzbischofe von Mainz gewählt. Das kostete in Rom dreißigtausend Dukaten! Da nun der neue Erzbischof von Mainz nicht gewillt war, seine Taschen anzustrengen, wurde zu dem bequemen Mittel des Ablaßhandels gegriffen, das sich ja so oft schon bewährt hatte. Der Frechsten Einer, der Dominicanermönch Tetzel, betrieb als Haupt-Agent das Geschäft. Auf die erste Nachricht von dessen Auftreten, die Luther empfing, rief er erregt: „Ich will der Pauke ein Loch schlagen!" Doch ließ er sich nicht sogleich dazu hinreißen, seiner Erregung weitere Folge zu geben. Er prüfte erst, ob sie lauter sei vor Gott, ob nicht unberechtigte Empfindungen ihr anhafteten. Als er aber einig mit sich geworden war, daß er in dieser Sache nur Gott dienen, nur Gott die Ehre gebe, begann er da, wo er zu sprechen berechtigt war, auf dem Katheder und auf der Kanzel, seinen Kampf gegen den von Tetzel betriebenen Sündenhandel. Er wies auf den Ursprung des Ablasses hin. Anfänglich seien nur auferlegte Kirchenbußen erlassen worden — weiterhin habe man sich angemaßt, Bußen und Strafen, die Gott auferlege, als erlassen zu erklären und zwar für Geld. Eine Erhebung aus dem Fegefeuer in den Himmel durch Geldzahlung sei eine Ungereimtheit, überdies wäre es ja eine Grausamkeit, wenn der Papst, so er die Macht hätte, solches nicht ohne Zahlung thue. Offenbar werde das Volk durch diesen Handel verführt, die Strafen der Sünden zu fürchten, nicht aber die Sünden selbst. Das Volk müsse vielmehr ermahnt werden, die Strafen zu lieben und das Kreuz auf sich zu nehmen. Dies läutre, dies bessere; Jenes lasse immer tiefer sinken. Eine seiner Predigten schloß er mit den Worten: „O über die Gefahren unserer Zeit! o über die schlafenden Priester! o über die mehr als ägyptische Finsterniß! Wie sicher sind wir in allen unsern so schrecklichen Uebeln!" — So hatte er gelehrt, als der Wolf erst seine Heerde umkreiste; nun aber brach der Wolf in die Heerde ein. Im Beichtstuhl vernahm Luther, daß man nicht für erforderlich hielt, durch wirkliche Buße und Besserung begangene Sünden zu sühnen, daß man vielmehr im Sinne habe, sich Vergebung zu erkaufen. Tetzel hatte seinen Wechslertisch in dem Wittenberg nahe gelegenen Jüterbogk aufgeschlagen. Im Ton und der Geberde eines Marktschreiers verkündete er: Es sei keine Sünde so groß, er könne davon lossprechen; gebeichtete und ungebeichtete, bereuete und nicht bereuete, schon begangene und noch künftige Vergehungen vergebe er; von aller Schuld

und Strafe spreche er los, versetze in den Stand der Unschuld, mache reiner als die Taufe, befreie aus dem Fegefeuer, verschließe die Pforten der Hölle, thue die Thore des Paradieses auf. Er zeigte die päpstliche Bulle vor, behauptend, sein rothes Kreuz mit des Papstes Wappen sei eben so wunderheilig als das Kreuz Christi: „Wahrlich," rief er, „ich habe durch meine Ablaßbriefe mehr Seelen erlöst als Petrus mit seinem Evangelium!" Seine Anpreisungen pflegte er mit dem Ausspruch zu schließen: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Feg'feuer springt!" — Er mochte von Luther's Predigten vernommen haben, es mochten ihm wohl auch von anderer Seite Einwürfe gemacht worden sein. Denn wir sehen ihn eine Handlung begehen, deren Zweck nur sein konnte, Gegner, durch die sein einträgliches Geschäft Abbruch erleiden könne, abzuschrecken. Er zündete auf dem Marktplatze ein großes Feuer an und drohete, Verwünschungen aussprechend, Jeden zu Pulver zu verbrennen, der sich etwa fernerhin unterfange, Widerspruch gegen sein Wort zu erheben.

Inzwischen hatte Luther seine fünfundneunzig Sätze wider den Ablaß niedergeschrieben, die er am 31. October Mittags 12 Uhr an die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug. Es war die Erklärung beigefügt, den Inhalt der Aussprüche gegen Jeden, der sie zu bestreiten Willens sein sollte, vertheidigen zu wollen.

Einige der Sätze lauten:

„Da unser Herr und Meister, Jesus Christus, sprach: Thuet Buße, wollte er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden eine stete Buße sei."

„Es währet daher in Pein, so lange Einer Mißfallen an sich selber hat, d. h. wahre innere Buße, bis zum Eintritt in das Himmelreich."

„Das Unkraut von Verwandlung der Kirchenstrafe in die Strafe des Fegefeuers scheint entstanden zu sein, da die Bischöfe schliefen."

„Wenn irgend eine Erlassung aller Strafen Jemandem kann ertheilt werden, so ist es gewiß, daß sie nur dem Vollkommensten, mithin nur den Wenigsten kann zu Theil werden."

„Darum muß der größte Theil der Leute betrogen werden durch die prächtige Verheißung von der bezahlten Strafe, wobei kein Unterschied gemacht wird."

„Die predigen Menschentand, die da vorgeben, daß, sobald der Groschen im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegefeuer fahre."

„Das ist gewiß, daß, sobald der Groschen in den Kasten geworfen klinget, Gewinnst und Geiz zunehmen; die Fürbitte der Kirche aber stehet allein in Gottes Wohlgefallen."

„Niemand ist es gewiß, daß er wahre Reu' und Leid genug habe,

viel weniger kann er gewiß sein, ob er vollkommene Vergebung der Sünden empfangen habe."

„Die werden sammt ihren Meistern zum Teufel fahren, die da vermeinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu sein."

„Vor denen soll man sich sehr hüten, die da sagen: des Papstes Ablaß sei die höchste und wertheste Gottesgnade, dadurch der Mensch mit Gott versöhnet werde."

„Die lehren unchristlich, die vorgeben, daß die, so da Seelen aus dem Fegefeuer oder Beichtbriefe lösen zu können vorgeben, keiner Reu' noch Leid bedürfen."

„Ein jeder wahrhaftige Christ, er sei lebendig oder todt, ist theilhaftig aller Güter Christi und der Kirchen aus Gottes Geschenk, auch ohne Ablaßbriefe."

„Man soll die Christen lehren, daß es des Papstes Meinung nicht sei, daß Ablaßlösen den Werken der Barmherzigkeit irgendwie zu vergleichen sei."

„Man soll die Christen lehren, daß, der den Armen giebt oder leihet den Dürftigen, besser thut, als wenn er Ablaß löset."

„Man soll die Christen lehren, daß der, so seinen Nächsten siehet darben und dessen ungeachtet Ablaß löset, der löset nicht des Papstes Ablaß, sondern ladet auf sich Gottes Ungnade."

„Man soll die Christen lehren, daß sie, wo sie nicht übrig reich sind, schuldig sind, was zur Nothdurft gehört, für ihr Haus zu behalten und mit nichten für Ablaß zu verschwenden."

„Man soll die Christen lehren, daß der Papst, wie er eines andächtigen Gebets mehr bedarf, also dasselbe mehr begehre, denn des Geldes, wenn er Ablaß austheilt."

„Man soll die Christen lehren, daß der Papst, so er wüßte der Ablaßprediger Schinderei, lieber wollte, daß St. Peter's Münster zu Pulver verbrannt würde, denn daß es sollte mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe erbauet sein."

„Die Christen sind zu belehren, daß der Papst müsse und wolle, selbst den Dom des heiligen Petrus verkaufen und das Geld den Leuten geben, von denen die Ablaßprediger das Geld erpressen."

„Durch Ablaßbriefe vertrauen selig zu werden, ist nichtig und erlogen Ding, wenn gleich der Commissarius, ja der Papst selbst seine Seele dafür zum Pfande wollte setzen."

„Der rechte wahre Schatz der Kirche ist das allerheiligste Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes."

„Die Schätze des Evangelii sind Netze, in denen man vor Zeiten die Leute des Mammon fing."

„Die Schätze des Ablasses aber sind Netze, womit man in jetziger Zeit den Mammon der Leute fischet."

„Sagen, daß das Kreuz mit des Papstes Wappen so viel vermöge als das Kreuz Christi, ist eine Gotteslästerung.“

„Die Bischöfe, Seelsorger und Theologen, die da gestatten, daß man solche Reden vors Volk bringen darf, werden Rechenschaft dafür geben müssen.“

„Solche unverschämte Predigt vom Ablaß macht, daß es selbst den Gelehrten schwer wird, des Papstes Ehre und Würde gegen die Verläumdung oder doch vor den scharfen Fragen des gemeinen Mannes zu vertheidigen.“

„Als nämlich: Warum entledigt der Papst nicht alle Seelen zugleich aus dem Fegefeuer um der allerheiligsten Liebe willen und von wegen der höchsten Noth der Seelen, welches doch die allerwichtigste Ursache ist, da er doch unzählig viel Seelen um des elenden Geldes willen zum Bau von St. Peter's Münster erlöset.“

„Desgleichen: Warum bauet der Papst jetzt St. Peter's Münster nicht lieber mit seinem eigenen Gelde, als mit dem Gelde der armen Christenheit, da er doch viel reicher ist, als weiland der reiche Crassus?“

Die Sätze waren in lateinischer Sprache abgefaßt. Sie wurden in gleicher Fassung und auch in deutscher Uebersetzung unzählige Male abgeschrieben, namentlich aber gelangten sie durch den Druck in kürzester Zeit zu einer unerhörten Verbreitung. „Es war“, lautet eine Nachricht aus jener Zeit, „als wären die Engel selbst Botenläufer und trügen's für aller Menschen Augen.“ Schon daraus war zu ersehen, daß Luther dem Empfinden des bessern Theils der damaligen Christenheit den rechten Ausdruck gegeben, daß er gleichsam als das Gewissen desselben geredet hatte. Luther erstaunte über das Aufsehen, daß die Sätze namentlich in Deutschland machten, was er schon aus der täglich sich steigernden Zahl von Schreiben, die bei ihm eingingen, ersehen konnte. Die Einen schmäheten ihn, die Andern stimmten ihm bei. Er hatte die Gelehrten zur Disputation aufgefordert, weshalb auch von ihm die deutsche Sprache gewählt worden war: nun trat die Laienwelt mit ein in die Discussion. So gehet es in der Geschichte der Menschheit. Hinter dem Willen und der Absicht der Einzelnen stehet die Vorsehung, die seine Absicht über sein Wollen und Verstehen hinaus lenkt, so daß sein Thun den Zwecken der Gemeinsamkeit wirksam diene. In welchem Geiste Luther sein Werk begonnen, zeigt folgende Stelle seiner Schriften: „Wer etwas Gutes anfangen will, der schaue zu, daß er es anfange, und wage es auf Gottes Güte und bei Leibe ja nicht auf menschlichen Trost und Hülfe, fürchte sich auch nicht vor Menschen, noch vor der ganzen Welt. Wer aber nicht will, noch auf Gott sich wagen oder trauen kann, der

lasse es lieber anstehen und fange ja nichts an, das göttlich und heilsam ist, auf Menschen Trost.“ Aus obigen Sätzen geht hervor, daß Luther damals keineswegs an dem Bau der Kirche rüttelte, daß er auch die Stellung des Papstes nicht angriff; ihm war es einzig darum zu thun, den gefährlichen Mißbrauch des Ablaßkrames zu beseitigen. Aber er ward, wie wir sehen werden, weiter und weiter gedrängt. Es ergingen Bitten und auch Drohungen an ihn. Die Einen stellten ihm die Gefahr vor, die er für die Kirche heraufbeschwöre, die Andern erinnerten ihn an Huß. Aber er hatte einen zu sichern Boden gefunden, als daß das Eine ihn hätte täuschen, das Andre ihn schrecken können.

Es ist später und zwar bis in die neueste Zeit hinein so vielfach die Spaltung der Kirche beklagt worden, die durch Luther veranlaßt wurde. Aber wer trug denn die Schuld? War doch länger als ein Jahrhundert schon von „Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern“ die Rede gewesen, ohne daß man über fruchtlose Versuche hinausgekommen war. Gerade ein Jahrhundert früher hatten die Häupter der Kirche zu Costnitz vier Jahre lang zu dem Zweck getagt, offenkundige Schäden der Kirche zu beseitigen. Weshalb waren sie nicht zum Ziele gelangt? Weil diejenigen Männer „verbessern“ sollten, denen die Verbesserungen Nachtheil an Gut und Herrschaft bereitet hätte, und weil sie der christlichen Wahrheit solche Opfer zu bringen nicht gewillt waren. Wie sehr sie der Stimme der Wahrheit feindlich gesinnt waren, hatten sie durch die Aufopferung des frommen Huß bewiesen. Später hatte das Baseler Concil noch einen Versuch gemacht, Mißbräuche abzuschaffen, und es waren auch wirklich heilsame Vorschläge hervorgetreten. Aber auch diesmal hatte Rom wieder Gewalt gewonnen. Nun war der Schwan erschienen, den — der Sage nach — der sterbende Huß prophetisch angekündigt hatte. Keiner dachte weniger daran als Luther, eine Spaltung der Kirche hervorrufen zu wollen. Er wollte nichts als Kirchenreinigung, von der so lange und vergeblich geredet worden war. Es war damit an den gesammten Klerus und namentlich an die Spitze desselben, den Papst, die ernste Frage getreten, ob nunmehr die Opferwilligkeit vorhanden sei, um Gottes und seiner Wahrheit willen von seelenmörderischen Mißbräuchen, die nur zu dem Zweck gehegt und gepflegt wurden, Geld einzuziehen, abzulassen. Hätte der obere Klerus der Stimme Gottes gehorcht, hätte er sich der Banden schnöder Selbstsucht, die ihn umschlossen hielten, entledigt, Luther wäre aus dem Verbande der Kirche nie geschieden.

Sehen wir zu, wie die Oberen sich zu Luther verhielten! Sein unmittelbarer Vorgesetzter, der Bischof von Brandenburg, Hieronymus Schulze, sandte ihm einen Brief, in welchem er ihm sagte, daß er freilich wohl Recht habe, daß er aber aus höhern Rücksichten doch die Sache nicht weiter verfolgen möge! Der Ueberbringer des Briefes war der Abt von Lehnin, ein würdiger, liebreicher Herr, der den Reformator beschwor, der heiligen Kirche kein Aergerniß zu geben. An den Erzbischof von Mainz hatte Luther geschrieben; aber dieser Mann theilte die Anschauung und Gesinnung Jener. Er sagte sich: Wohl hat Luther in der Sache Recht; aber um des Ganzen willen, mit dem die Sache verflochten ist, muß man sie bestehen lassen, um eben das Ganze nicht zu gefährden, ja man darf sie benutzen, wenn einmal die Nöthigung ihres Bestehens zugegeben wird! — Das war die Ansicht der Männer, die eine Spaltung hätten verhüten können, und wer die Spaltung heut noch beklagt (und wir haben ja der Katholiken heut noch so viele, die auf dem Standpunkte stehen, den Luther damals noch inne hatte), der klage jene Männer an und nicht den frommen Luther, der Schritt für Schritt weiter gedrängt wurde. Seine Ehrerbietung vor seinen Vorgesetzten war so groß, und die Kirche als Ganzes stand in solcher Erhabenheit vor seiner Seele, daß er seine Bereitwilligkeit erklärte, zu schweigen, wenn der Ablaß fernerhin nicht vertheidigt, derselbe vielmehr abgestellt würde, und wenn man davon abstehe, ihn in dieser Sache zum Widerruf zwingen zu wollen. In dem, was er gesagt, fühle er sich mit Gott einig, und gegen diesen seinen Gott dürfe und wolle er sich nicht versündigen.

Die Kunde von dem Geschehenen drang bis nach Rom. Papst Leo X. nahm die Sache anfangs zu leicht. Die „Kirche hatte ja schon so viel Siege" über „Ketzer" gefeiert: wie hätte sie ein wittenberger Mönchlein fürchten sollen! Stopft ihm den Mund! Wendet euch zunächst an sein Gemüth! Sucht ihn zu rühren! Hilft das nicht, dann wollen wir ihn „beseitigen", wie wir Andere seiner Art beseitigt haben! — Das ward von Rom als Verfahrungsart, die gegen Luther einzuschlagen sei, ausgegeben. Inzwischen war dem Ablaßkrämer Tetzel etwas begegnet, was seinen bereits erregten Zorn gegen Luther zur Wuth steigerte. Es war ihm von einem brandenburgischen Ritter ein arger Streich gespielt worden. Dieser Ritter war in Begleitung einiger Knechte dem mit seinem Sündengelde von Jüterbogk abziehendem Tetzel nachgeritten und hatte demselben, nachdem er sich einen auf eine künftige Sünde lautenden Zettel gelöst hatte,

den Geldkasten mit dem Inhalte unter Hohn und Spott abgenommen. Daran war — nach der Auffassungsweise Tetzel's — Luther's Ketzerei Schuld! Tetzel begab sich nach Frankfurt an der Oder zu dem gelehrten Rector der dortigen Universität Konrad Wimpina, ließ sich von demselben 106 Thesen aufsetzen, die das Gegentheil von dem aufstellten, was Luther behauptet hatte, disputirte über die Thesen daselbst und empfing von der Universität den Doctorgrad. Nun begab er sich nach Wittenberg, doch wurde er dort übel empfangen. Die Studenten nahmen ihm sämmtliche Exemplare der gedruckten Thesen, die er mit sich führte, ab und verbrannten sie.

Die Zahl der Anhänger Luther's wuchs, es wuchs aber auch die Zahl seiner Feinde. Einer rief ihm zu: „Mönchlein, kreuch in deine Zelle und singe ein Gott erbarm' dich mein!" ein Anderer: „Lieber Bruder Märten, wenn du das Fegefeuer und die Ablaßmarketenderei stürmen und wegschleudern kannst, so bist du fürwahr ein großer Herr!" Luther ließ sich auch weiterhin weder durch Lob, noch durch Tadel beirren, er prüfte seine Sache vor Gott und that, unbekümmert um das, was seine Person betraf, das, was die Gottesstimme des Gewissens in ihm billigte. Er strebte weder nach weltlicher Ehre, noch fürchtete er den Lohn, den die Welt zumeist denen giebt, die an dem Werke der Erlösung aus Knechtschaft und Finsterniß arbeiten. Es erging an ihn eine Einladung nach Heidelberg, wohin der Augustiner-Orden einen Convent zu einer Disputation ausgeschrieben hatte. Seine Freunde mahnten ihn, Wittenberg nicht zu verlassen, da ihm die Dominicaner den Tod geschworen hätten. Luther machte sich aber auf, wanderte zu Fuß und allein nach Heidelberg und erregte durch die Sätze, die er aufstellte und durch seine sonstige Betheiligung an der Disputation so bedeutendes Aufsehen, daß ein gelehrter Theilnehmer, Bucer, schrieb: „Luther hat Sätze behauptet, welche nicht blos Aller Erwartung übertrafen, sondern auch meist ketzerisch schienen. Er besitzt eine bewundernswerthe Annehmlichkeit im Antworten und große Geduld im Hören; im Auflösen der Einwürfe möchte man des Paulus, nicht des Scotus Scharfsinn an ihm erkennen, indem er durch so kurze, aus dem Schatz der heiligen Schrift entnommene Antworten Alle in Verwunderung gesetzt hat." Seine Auslassungen in Heidelberg waren zumeist Erläuterungen seiner in Wittenberg veröffentlichen Thesen. „Weil Christus," hatte er u. A. gesagt, „ein Meister des Geistes ist und nicht des Buchstabens und seine Worte Geist und Leben sind, deswegen ist es nöthig, daß er eine solche Buße lehre, die im Geist und in der Wahrheit geschieht, nicht aber eine solche,

welche von außen auch die hoffährtigsten Heuchler thun können, die bei ihren Fasten ihre Gesichter verstellen, an den Ecken der Gassen beten und vor sich herposaunen lassen, wenn sie Almosen austheilen. Eine solche Buße, sage ich, muß Christus lehren, die man bei allen Lebensarten üben kann, die der König in seinem Purpur, der Priester in seinem Schmuck, der Fürst in seiner Würde nicht weniger thun kann, als der Mönch oder der Bettler in seinen Ceremonien und in seiner Armuth, gleich wie Daniel und seine Gesellen mitten in Babylon gethan haben. Denn Christi Lehre muß sich für alle Menschen, das ist für Menschen aus allerlei Stande, schicken!"

In der Sprache der heutigen Zeit sagt dasselbe folgendes Dichterwort:

„Kehre wieder, endlich kehre in der Liebe Heimath ein:
In die Fülle aus der Leere, in das Wesen aus dem Schein,
Aus dem Dunkel in die Klarheit, aus der Lüge in die Wahrheit,
Aus dem Tode in das Leben, aus der Welt in's Himmelreich!"

Wer ihn hätte wandern sehen, als er wieder gen Wittenberg zog, den in sich gefesteten Mann! Welche Ruhe in seiner Seele, und doch welche Bewegung hatte er schon hervorgerufen! „Viele," heißt es in einer Chronik, „so sich in Klöstern mit Beten und Fasten schier zu Tode gemartert hatten, dankten dem lieben Gott, daß sie den Schwan, wovon Magister Johann Huß geweissagt, singen hörten." Wie die Feinde sich regten, kündete eine andre Nachricht: „Was aber nun des Bauches, guter Tage und um Ehre und Ansehens willen ins Kloster gelaufen und geistlich geworden war und römischen Character und Malzeichen trug, fing an auf Luther zu schelten und wider ihn zu schreiben." Dies Letzte wiederum bewirkte, daß Luther nicht schwieg, daß er nicht schweigen durfte. Durfte er es geschehen lassen, daß der verderbliche, die Seelen verdunkelnde Irrthum befestigt würde? Nimmermehr! Zu seinen ersten Gegnern, die ihn in Schriften bekämpften, gehörten der Cardinal Sylvester Magolini, der Dominicanerprior Jacob von Hogstraten in Cöln und der Kanzler der Universität Ingolstadt Dr. Eck. Sylvester behauptete, die einzige untrügliche Regel des Glaubens sei dasjenige, was die „Kirche" als Glauben feststelle; Hogstraten forderte kurzweg, den Ketzer zu verbrennen; Dr. Eck, ein gelehrter und gewandter Scholastiker, suchte nachzuweisen, daß Luther, den er einen giftigen, ketzerischen, aufrührerischen und tollen Menschen nannte, böhmisches Gift ausgieße. Luther antwortete auf die Streitschriften, und indem er seine Sache verfolgte, enthüllte sich ihm immer mehr die Stellung des Papstthums zur Christenheit.

Gerade durch die Angriffe und die auf dieselben hervorgelockten Antworten trat der Kern der großartig angelegten Heldennatur Luther's fortgesetzt mehr zu Tage. Seine Antworten glichen Schwertschlägen, die das Dunkel erhellten. Dem Doctor Eck entgegnete er, hartnäckiges Beharren auf einem Irrthum allein sei Ketzerei; vor dem Papst hege er, Luther, Ehrfurcht, aber die Schmeichler gingen damit um, durch ihre Lügen des Papstes Majestät zu schänden. Der Papst sei ein Mensch, er könne sich täuschen lassen, besonders von so verschlagenen und heuchlerischen Leuten, wie deren Eck einer sei; aber Gott sei die Wahrheit und lasse sich nicht täuschen. Sei seinem Gegner um den Sieg zu thun, so möge derselbe ihn durch gründliche Aussprüche der Schrift und des Papstes belehren.

Luther hatte inzwischen in aller Ehrerbietung an den Papst geschrieben, er hatte ihn beschworen, dem Uebel zu steuern. Seine ersten Briefe an Leo zeigen, wie gern er wünschte in dem Verband der Kirche zu bleiben, und wie ihm nur Eines höher stand als die Kirche: die in der heiligen Schrift offenbarte Wahrheit. „Was soll ich thun, heiliger Vater?" heißt es in einem dieser Briefe. „Die Gewalt Deines Zornes kann ich nicht ertragen, und doch weiß ich nicht, wie ich herauskommen soll. Man verlangt von mir einen Widerruf. Wenn ich bewirken könnte, was man durch ihn beabsichtigt, ich würde ohne Zögern widerrufen. Aber der Widerstand meiner Gegner hat meine Schriften weiter verbreitet, als ich je gehofft hatte, zu tief haften sie in den Seelen der Menschen. In unserm Deutschland blühen jetzt Talente, Bildung, freies Urtheil. Wollte ich widerrufen, ich würde die Kirche vor dem Urtheil meiner Deutschen mit noch größerem Schimpf bedecken! Und sie, meine Gegner, sind es, die die römische Kirche bei uns in Deutschland in Schande gebracht haben." Er schließt: „Sollte ich mehr thun können, so werde ich ohne Zweifel sehr bereit dazu sein. Christus erhalte Ew. Heiligkeit. M. Luther."

Welche Verblendung, ein so frommes Gemüth immer weiter in die Gegnerschaft hinein zu treiben! Statt dem redlichen deutschen Manne und wahrhaftigen Priester des Evangeliums die Hand zu reichen, belebte der Papst die Gegner desselben, was zur Folge hatte, daß neue Gegner sich wider ihn erhoben, während die alten ihre Angriffe verstärkten. Immer weniger nun durfte Luther das Schwert aus der Hand thun, wollte er anders das Panier, das er erhoben hatte, sich nicht entreißen lassen. Er theilte Schwertschläge aus, die durch Mark und Bein gingen. Nun schrieb er dem Papst: „Dir ist

es ja wohl selbst nicht verborgen, wie viel nun Jahre lang aus Rom in alle Welt nichts Anderes als Verderben des Leibes und der Seelen, der Güter und aller bösen Stücke die allerschändlichsten Exempel hergeschwemmt haben, also daß die römische Kirche, die vor Zeiten das Allerheiligste war, nun worden ist eine Mördergrube und ein Bubenhaus über alle Bubenhäuser, ein Haupt und Reich aller Sünden, des Todes und der Verdammniß. Es ist aus mit dem römischen Stuhle, Gottes Zorn hat ihn überfallen ohne Aufhören."

Das war ein Richterspruch aus der Tiefe des deutschen Gewissens gegen das Papstthum! Es waren Versuche gemacht, den Kurfürsten von Sachsen zu bewegen, den Ketzer Luther nach Rom auszuliefern, oder ihn wenigstens aus dem Lande zu jagen. Der Kurfürst verstand sich jedoch weder zu dem Einen, noch zu dem Andern, und auch durch Sendung einer geweihten goldenen Rose von Rom an ihn ward der Zweck nicht erreicht. Die Priester predigten, da Luther ein Ketzer sei, erweise derjenige Gott einen Wohlgefallen und der Christenheit einen herrlichen Dienst, der ihn erschlage, wo er ihn finde. Es wurde ruchbar, daß Veranstaltungen getroffen worden waren, ihn zu fangen. So besorgt Luther's Freunde wurden, so wenig war er es. Zu seinen herrlichen Eigenschaften gehörte vollständige Furchtlosigkeit. Doctor Eck veröffentlichte dreizehn Sätze gegen Luther und forderte ihn zu einer Disputation nach Leipzig auf, die von Luther angenommen wurde und darnach auch stattfand (1519). Luther zermalmte den Großsprecher, der sich auf Worte der Päpste berief, während Luther Aussprüche der heiligen Schrift ins Feld führte. Die Freunde Luther's in Wittenberg dankten Gott, als sie ihn lebend wiedersahen. Aber es war ihm Ruhe nicht vergönnt, er fand neue Angriffe gegen sich vor, die ihn zu neuer Gegenwehr zwangen. Die Art der literarischen Kriegführung des Reformators schildert Gustav Freytag eingehend. „Riesengroß," sagt er, „war die schriftstellerische Thätigkeit, die Luther entwickelte. Bis zum Jahre 1517 hatte er wenig drucken lassen, von da wurde er auf einem Male nicht nur der fruchtbarste, sondern auch der größte populäre Schriftsteller der Deutschen. Die Energie seines Stils, die Kraft seiner Beweisführung, Feuer und Leidenschaft seiner Ueberzeugung wirkten hinreißend. So hatte noch Keiner zum Volke gesprochen. Jeder Stimmung, allen Tonarten fügte sich seine Sprache; bald knapp und gedrungen, bald scharf wie Stahl, bald in reichlicher Breite ein mächtiger Strom, drangen seine Worte ins Volk; ein bildlicher

Ausdruck, ein schlagender Vergleich machte das Schwerste verständlich. Es war eine wundervolle schöpferische Kraft. Mit souveräner Leichtigkeit gebrauchte er die Sprache; sobald er die Feder ergriff, arbeitete sein Geist mit höchster Freiheit, man sieht seinen Sätzen die heitere Wärme an, die ihn erfüllte, der volle Zauber eines herrlichen Schaffens ist über sie ausgegossen." Manche seiner Streitschriften würden heut Bedenken erregen wegen des Tones, in dem sie geschrieben sind. Aber wenn man sich jene Zeit klar vorstellt, wenn man erwägt, welcher Art die meisten der Gegner waren, die in ganzen Meuten über ihn herfielen, und wenn man dazu noch in Anschlag bringt, daß, wie es alle Zeit der Fall ist, die Hitze des Kampfes neben lauteren auch unlautere Kräfte in Bewegung setzt, so wird man in Bezug auf Beurtheilung der bezeichneten polemischen Schriften Luther's den rechten Gesichtspunkt gewinnen.

Dr. Eck war nach Rom gegangen, um zu erwirken, daß man sich nun mit Gewalt des Gegners entledige. Es wurde aus der geistlichen Schreckenskammer ein Bannstrahl gegen Luther hervorgeholt, (1520), doch sollte derselbe erst nach sechzig Tagen, falls Luther innerhalb dieser Zeit nicht widerrufe, Vernichtungskraft gewinnen.

Vieles hing nun von der Haltung des deutschen Volkes in dieser Sache ab. Ein Volk ist immer mit verantwortlich für dasjenige, was Tyrannen, weltliche wie geistliche, Böses innerhalb desselben ausführen. Das Gewissen des Volkes gewinnt Stimme in einzelnen Vorkämpfern. Wo das geschieht, da gehet es mit dem Volke wie es in dem Leben der Einzelnen gehet, dessen Gewissen sich in einer wichtigen Sache regt. Gehorsam gegen die Stimme des Gewissens fordert von dem Einzelnen und fordert von dem Volke Opfer, Gehorsam führt zur Erneuerung, zur sittlichen Kräftigung, Abwendung und Mangel an Opferbereitschaft zu sittlichem Verfall. Gottlob, daß es in Deutschland nicht an tapfern Männern fehlte, die für Luther's Sache eintraten! Eck hatte die Bulle nach Leipzig gebracht, schlug sie dort an und versandte Exemplare nach den wichtigsten Städten. In Leipzig wurde sie von den Studenten abgerissen, die darauf nach Eck fahndeten. Es war überdies jetzt in weiteren Kreisen bekannt geworden, daß dieser Mensch wegen gemeiner Verbrechen von Maximilian zu Tode verurtheilt worden war. Hinterher hatte der Kaiser die Strafe in ewiges Gefängniß umgewandelt, und bald darauf folgte vollständige Begnadigung und Uebernahme des Ablaßhandels. Mit Noth entkam Eck aus Leipzig.

In Erfurt wurde die Bulle ebenfalls von den Studenten zerrissen. In der Bulle war befohlen, Luther's Schriften zu verbrennen. Der Kurfürst von Sachsen untersagte dies, verbot auch die Bulle anzuschlagen. Edle Ritter und Franken boten dem frommen Kämpfer Luther sichre Asyle auf ihren Burgen an, unter ihnen der deutsche Held Franz von Sickingen und der herrliche Ulrich von Hutten. Letzterer stand auch bereits gegen das Papstthum im Felde; seinen Kampf hatte er mit dem Rufe begonnen:

„Um Wahrheit ich ficht,
Niemand mich abbricht;
Es brech oder gang:
Gottes Geist mich bezwang."

Für Luther waren nun die letzten Rücksichtsnahmen gefallen, seine Person war ihm gänzlich Nebensache in dem Kampfe, in dem er sich berufen sah, die gefährdete christliche Wahrheit dem römischen Lügengeiste gegenüber zu vertheidigen. Er schrieb gegen die päpstliche Bulle und berief sich von dem Papste an ein freies, christliches Concilium.

In dieser Schrift heißt es u. A.: „In Anbetracht, daß eine allgemeine Kirchenversammlung über dem Papst ist, vorzüglich in Glaubenssachen; in Anbetracht, daß das Ansehen des Papstes nicht über, sondern unter der heiligen Schrift steht, und daß er nicht das Recht hat, die Heerde Jesu Christi zu erwürgen und sie dem Wolfe in den Rachen zu jagen, appellire ich, Martin Luther, Augustiner, der heiligen Schrift Doctor zu Wittenberg, für mich und männiglich, welche mir anhalten oder anhalten werden, durch gegenwärtiges Instrument vor dem allerheiligsten Papst Leo an ein künftiges allgemeines christliches Concilium.

„Ich appellire von dem Papst Leo, zum ersten, als von einem frevlen, gewaltvermessenen, ungerechten Richter, welcher mich verdammt, ohne mich gehört zu haben und ohne Gründe anzuzeigen; zum andern, als von einem verstockten, irrigen, durch alle Schrift verdammten Ketzer und Abtrünnigen, der mir gebietet, ich solle leugnen, daß der christliche Glaube bei den Sacramenten nöthig sei; zum dritten, als von einem Feinde, Widersacher und Unterdrücker der ganzen heiligen Schrift, welcher wagt, seine eigenen Worte zu setzen gegen das Wort Gottes; zum vierten, als von einem Verächter, Verläumder, und Lästerer der heiligen christlichen Kirche und eines freien Conciliums, indem er vorgiebt, ein christliches Concilium sei nichts.

„Deshalben will ich unterthänig gebeten haben alle Hocher-

lauchten, Durchlauchtigen, edlen, tapfern, weisen Herren, den Römischen Kaiser, Kurfürsten, Fürsten, Grafen, Freiherren, Ritter, Magistrate, Städte und Gemeinden, meiner Protestation beizutreten und mit mir zu widerstehen dem unchristlichen Vornehmen des Papstes, zur Ehre Gottes, zur Vertheidigung der Kirche und der christlichen Lehre und zur Aufrechthaltung eines freichristlichen Conciliums. Christus, unser Herr, wird sie überschwänglich belohnen mit seiner ewigen Gnade.

„Aber so vorhanden, welche meine Bitte verachten und welche fortfahren dem Papste, einem gottlosen Menschen, mehr denn Gott zu gehorsamen: so weise ich durch Gegenwärtiges alle Verantwortlichkeit von mir, indem ich ihr Gewissen treulich ermahnt habe und verweise sie an den allerhöchsten Richterstuhl Gottes, so wie auch den Papst und Alle, so ihm anhangen."

Kurze Zeit darauf vernahm Luther, daß man — auf Betreiben des päpstlichen Nuntius — zu Ingolstadt, Cöln und Mainz seine Schriften auf offenem Markte verbrannt habe. Das trieb ihn wieder einen Schritt weiter auf seiner Bahn. Durch einen Anschlag am schwarzen Brette lud er Professoren und Studirende auf den folgenden Tag, den 10. December 1520, Morgens um 9 Uhr vor das Elsterthor. Eine große Zahl von Gelehrten und Studenten, dazu auch viele Bürger der Stadt Wittenberg fanden sich ein. Es wurde ein Holzstoß aufgeschichtet, den ein Magister in Brand steckte. Nun trat Luther in seiner Mönchstracht flammenden Auges herzu und schleuderte die Schriften Eck's und andrer Gegner und endlich auch die päpstliche Bulle in die Flammen. Indem er Letzteres that, rief er die Worte aus Josua 7, 25: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!"

Der Reichstag zu Worms.

Ein Glück war es für die gute Sache, daß der Kaiser Maximilian ein Jahr vor der Verbrennung der päpstlichen Bulle gestorben und der Kurfürst Friedrich von Sachsen während des nun folgenden Interregnums die Reichsverweserschaft über Niederdeutschland geführt hatte. Der Kurfürst Friedrich war ein rechtschaffener Herr, der wohl sahe, daß Luther die christliche Wahrheit gegen römischen Trug verfocht, und der sich deshalb auch für verpflichtet hielt, ihn zu schützen, ob er gleich nicht alle Zeit mit dem Feuereifer des Reformators einverstanden war. Maximilian hätte sicherlich die Rolle

Sigismund's gespielt, von dem, trotz des gegebenen Wortes, Huß den Feinden des Lichts überantwortet worden war. Als ihm 1517 Luther's Thesen zu Gesicht gekommen waren, hatte er zu dem kursächsischen Rathe Pfeffinger geäußert: „Was macht euer Mönch? Wahrlich! seine Thesen sind nicht zu verachten! — Saget eurem Kurfürsten, er soll den Mönch fleißig bewahren; es möchte sich zutragen, daß man seiner bedürfe." Ist aus dem letzten Satze nicht der Diplomat heraus zu erkennen und nur der Diplomat? Ein Jahr später war dem Kaiser an des Papstes Gunst gelegen, und da beklagte er in einem Schreiben an Leo die Halsstarrigkeit Luther's forderte ihn auf, diesen Anstifter loser, thörichter und unnützer Fragen zu stillen und zu dämpfen und fuhr dann fort: „Denn was Ew. Heiligkeit in diesem Handel zu Lob und Ehre Gottes des Allmächtigen und der Christgläubigen Heil beschließen wird, da wollen wir ernstlich über halten, daß es von Jedermann in unserm Reich soll gehalten werden."

So Maximilian. Welche Haltung wird nun der Nachfolger Maximilian's gegen die Sache Luther's, die schon die Sache Tausender von Deutschen geworden ist, einnehmen? Wen wird die Wahl zum Nachfolger treffen? Diese Frage beschäftigte begreiflicher Weise Viele. Zunächst ward an Maximilian's Enkel, Karl, gedacht. Maximilian's Sohn, Philipp der Schöne, hatte sich mit Johanna von Spanien, der Tochter Ferdinand's des Katholischen und Isabella's von Castilien, vermählt, und es waren dieser Ehe zwei Söhne entsprossen, Karl und Ferdinand. Karl, jetzt zwanzig Jahr alt, war, was Umfang der ihm unterthänigen Länder betraf, bereits einer der mächtigsten Fürsten. Nach dem Tode seines Vaters Philipp hatte er die reichen Niederlande geerbt. Dann war ihm nach dem Tode seines Großvaters mütterlicher Seits, Ferdinand des Katholischen, die Herrschaft über Spanien und die spanischen Nebenländer in Europa und Amerika (zu den ersteren Neapel und Sicilien) und wenige Jahre später (1519) beim Tode seines Großvaters väterlicher Seits, des Kaisers Maximilian, die oesterreichischen Erblande zugefallen. Schon damals sagte man, in Karl's Reiche gehe die Sonne nicht unter.

Dieser mächtige Fürst bewarb sich um die deutsche Kaiserkrone. Es war aber noch ein zweiter Bewerber da: der ebenfalls noch jugendliche Franz I. von Frankreich. Beide waren in äußerer Beziehung glänzende Erscheinungen; ihr inneres Wesen war um diese Zeit noch wenig enthüllt.

Die Franzosen gaben sich die erdenklichste Mühe, ihrem Könige

die deutsche Kaiserkrone zuzuwenden. Französische Agenten, gut ausgerüstet mit Gold, machten sich viel an deutschen Höfen zu schaffen und suchten die Räthe für ihre Sache zu gewinnen. Es wurden auch Lobschriften auf den König Franz und die Franzosen in Deutschland verbreitet. In einer dieser Schriften hieß es: „Niemand könne so einfältig sein, daß er nicht klar sehe, König Franz überstrahle alle anderen Fürsten, sowohl an Glück als an hoher Tugend. Ihm müßten die Fürsten die Krone nicht nur anbieten, sondern, wenn er sich weigern sollte, sie anzunehmen, ihn zur Annahme nöthigen. Es sei kein Grund, warum die Deutschen einem Bunde mit den Franzosen entgegen sein sollten, den mildesten und sanftesten Menschen durch Natur, Gewohnheit und Unterricht."

Einen Franzosen wählen — welche Schmach wäre das für die deutschen Fürsten gewesen! Der Kurfürst von Trier, der für Franz gewonnen war und an dem Tage der Wahl für ihn das Wort ergriff, fand keinen Anklang. Die meisten Stimmen vereinigten sich auf den Kurfürsten Friedrich den Weisen von Sachsen, Luther's edlen Beschützer. Friedrich erschrak ob der ihm zugedachten Ehre. Wie sich ihm die politischen Verhältnisse im Großen darstellten, schien es ihm unerläßlich für den Kaiser, über eine bedeutend stärkere Hausmacht zu verfügen, als sie ihm zu Gebote stand. Aus diesem Grunde lehnte er die Krone ab, befürwortete aber, da es sich jetzt nur um Franz oder Karl handelte, die Wahl des Letzteren, hervorhebend, daß Karl väterlicherseits ein Deutscher sei und in Deutschland mächtige Besitzungen habe. So wurde der König Karl I. von Spanien zum deutschen Kaiser erwählt, als welcher er sich Karl V. nannte. Die Krönung fand im Herbst 1520 zu Aachen statt.

Im Januar des nächsten Jahres begab sich der Kaiser nach Worms, um daselbst seinen ersten Reichstag zu halten. Es lagen mancherlei Angelegenheiten zur Berathung und Entscheidung vor, die wichtigste Angelegenheit aber war die durch Luther hervorgerufene Bewegung. Römische Gesandte im Verein mit dem kaiserlichen Beichtvater beschworen den Kaiser, dem Aergerniß, unter dem die Kirche leide, ein Ende zu machen, wie ja auch früher von frommen Fürsten und Herren ein Gleiches, so es erforderlich gewesen, geschehen sei. So möge er denn gegen den, der von des Papstes Bann getroffen sei, die Reichsacht erlassen, auf daß nichts im Wege stehe, den Ketzer, sobald man seiner mächtig geworden, dem Feuertode zu überantworten oder ihn nach Rom zu überliefern.

Bald merkte man dem Kaiser an, daß auch er, wie es von

Maximilian geschehen war, die streitige religiöse Angelegenheit einzig und allein vom Standpunkte des Diplomaten ansah. Er trachtete danach, die religiöse Bewegung zu unterdrücken und somit Rom zu Willen zu sein, gleicher Weise aber durch die Art seines Verhaltens schonend und rücksichtsvoll gegen den Kurfürsten von Sachsen und andere Gönner und Anhänger Luther's aufzutreten. Deshalb beschäftigte er den Reichstag auch vorerst mit andern Angelegenheiten. Unter Anderem ward sein Bruder Ferdinand als Reichsverweser für die Zeit seiner Abwesenheit eingesetzt, woraus schon zu ersehen war, daß er nicht Deutschland als den Schwerpunkt seiner Macht ansah. Wer daran noch zweifelte, mußte dies erkennen, als er seinem Bruder die österreichischen Erblande Oesterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain und nicht lange darauf auch die übrigen deutschen Besitzungen förmlich abtrat. Inzwischen war ein neuer Bannstrahl gegen Luther von Rom aus ergangen. In demselben hieß es: „Wir verbannen und vermaledeien von wegen des allmächtigen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und aus der heiligen Apostel Paul's und Petri Gewalt, so wie aus unserer eigenen, allerlei Ketzer, auch Martinum Luther, neulich durch uns verdammt, sammt allen seinen Anhängern und so ihn gegen Strafe sichern, wer sie auch seien, und alle andern Ketzer, wie sie genannt werden, und alle ihre Gönner, Schirmer und Schützer." Der päpstliche Legat Alexander hatte nun eifrig in den Kaiser gedrungen, den Spruch der Kirche auszuführen, wogegen der Kurfürst von Sachsen und seine Freunde an ihn das Begehren gerichtet hatten, gegen Luther ein rechtliches Verfahren innezuhalten, d. h. ihn vor den Reichstag zu fordern, um denselben, ehe er ein Urtheil über ihn spreche, zu hören und die Stimme des Reichstages dabei zur Geltung gelangen zu lassen. Von dem Kurfürsten befragt, ob er bereit sei, sich dem Reichstage zu stellen, hatte Luther geantwortet: „Wenn ich gerufen werde, will ich mich krank dahin führen lassen, falls ich gesund nicht kommen kann. Wollen sie mit Gewalt verfahren, wie es scheint, so ist die Sache Gott zu befehlen, der in Ewigkeit lebt und herrschet. Will Er mich nicht erhalten, so ist's um meinen Kopf ein gar Geringes ach, wenn selbiger gegen Christum gehalten wird, der mit höchster Schmach getödtet worden. Hier habt Ihr meine Meinung. Versehet Euch Alles zu mir, nur glaubet nicht, daß ich fliehen oder widerrufen werde."

Gemäß seiner angenommenen Stellung zu der Sache beschloß nun der Kaiser, den Fürsten dadurch zu Willen zu sein, daß er den Beklagten zur Verantwortung nach Worms forderte und ihm für die

Reise von Wittenberg nach Worms und zurück freies Geleit zusagte, danach aber, um auch Rom zu befriedigen, die Reichsacht über ihn zu verhängen. So erging nun unter dem 24. März an Luther die Aufforderung, sich am 17. April zu Worms zur Verantwortung zu stellen. Die Aufforderung wurde ihm durch den kaiserlichen Herold Kaspar Sturm überbracht. Luther's Freunde geriethen in die größte Besorgniß; um so ruhigeren Gemüthes war Luther. Der fromme Melanchthon begehrte mit Eifer, den Reformator zu begleiten, um sein Schicksal, welches es auch sein möge, mit ihm zu theilen. Luther nahm jedoch dies Anerbieten nicht an; er beschwor den treuen Freund, zurückzubleiben, um das Werk fortzuführen, wenn ihn etwa Gewalt und Tücke an der Rückkehr hindere. „Es ist nicht schade um mich," sagte er, „bleibst du doch da." Die Stadt rüstete ihm einen Wagen, und so trat er am 2. April seine verhängnißvolle Reise an. Mit Thränen sahen ihn Viele scheiden. „Er wird nicht wiederkehren," sagten sie, „man weiß, wie Rom allezeit gegen die Männer verfuhr, die Gott nicht nach römischer Weise, sondern im Geist und der Wahrheit zu dienen strebten." Einige Freunde begleiteten ihn, Nicolaus von Amtsdorf, ein Jurist, der ihm als Rechtsbeistand zu dienen sich anheischig gemacht hatte, und ein junger Edelmann aus Pommern, Peter von Suaven. Die Reise gab Zeugniß dafür, in welchem Maße Luther's Wort die Herzen des Volkes erwärmt und für eine neue große Zeit vorbereitet hatte; sie gestaltete sich zu einem förmlichen Triumphzuge. In den großen Städten wurde er durch Deputationen feierlich empfangen. In Leipzig ward ihm ein Ehrentrunk dargebracht, in Naumburg überreichte ihm ein Priester das Bildniß Savonarola's, der der römischen Tücke zum Opfer gefallen war. In Weimar beschworen ihn Freunde, nicht in das Netz zu gehen, das ihm gestellt sei, worauf er antwortete: „Und ob sie zwischen hier und Worms ein Feuer anzündeten, das bis zum Himmel ginge, so will ich doch hindurch gehen, und dem Behemoth (der widerchristlichen Gewalt, Hiob 40) in seine großen Zähne treten." Dort hielt er auch eine Predigt vor dem Bruder des Kurfürsten Friedrich des Weisen, dem nachmaligen Johann den Standhaften. Auch in Gotha, Eisenach und dem Dörfchen Mörn predigte er, in dem letzteren Orte, da die herzugeeilte Menschenmenge zu groß war für das Gotteshaus, unter einer Linde des Dorfes. In Erfurt hatte ihn ein Zug der vornehmsten Männer, an der Spitze die Professoren, feierlich eingeholt. Erschüttert von den auf ihn einstürmenden Bewegungen des Gemüths, ergriff ihn ein Fieber. Er wollte, er durfte jetzt einer Krankheit nicht erliegen;

sein mächtiger Wille ward Herr über die Krankheit, er genas. Je näher er Worms kam, je mehr häuften sich die Stimmen der Warnung. Wieder war es der tapfere Sickingen, der ihm seine Ebernburg im Nahethal als ein sicheres Asyl anbot. Er dankte und zog seines Weges. In Oppenheim traf ihn ein Bote seines Freundes Spalatin, des Hofpredigers Friedrich's des Weisen. Spalatin ließ ihn beschwören, nicht nach Worms zu kommen, da er wisse, sein Verderben sei beschlossen. Luther ließ ihm sagen: „Weil ich gefordert und berufen bin, so hab' ich bei mir gewiß beschlossen, im Namen des Herrn Jesu Christi hinein zu ziehen, wenn ich gleich wüßt', daß so viel Teufel drin wären, wie Ziegel auf den Dächern." Auch that er den Ausspruch: „Ist schon Huß zu Asche verbrannt, so ist doch die Wahrheit nicht mit verbrannt." Wie recht hat Jean Paul, wenn er sagt: „Luther's Worte sind halbe Schlachten!" Am 16. April kam er in Worms an. Vor ihm her ritt der kaiserliche Herold. Als der Thürmer auf dem Dom den Zug sah, stieß er in die Trompete. Da gerieth die ganze Stadt in Aufregung; so dicht drängten sich die Leute auf der Straße, daß der Wagen, in dem Luther saß, nur mit Beschwer bis zum deutschen Hofe gelangte, wo Quartier für Luther bestellt war. Aus Blicken, Geberden und Zurufen entnahm er begeisterte Zustimmung, doch fehlte es auch an Einzelnen nicht in der Menge, die Verwünschungen gegen ihn ausstießen. Den Tag über kam er fast nicht zu sich, so viel Ritter und Herren sprachen bei ihm ein, die Einen, um ihn zu befragen, die Andern, um ihm aufmunternde Worte zu sagen. Alle die hinweg gingen, bewunderten seinen fröhlichen Muth. Spät in der Nacht erst war er mit sich und seinem Gott allein. Eine Aufzeichnung aus dieser Nacht, ein Gebet, ist vorhanden, in dem es heißt: „Dein ist die Sache, Herr, die gerecht und ewig ist; stehe mir bei, du trauter, ewiger Gott! Ich verlasse mich auf keinen Menschen. Es ist umsonst und vergebens; es hinket Alles, was Fleisch ist und Fleisch schmeckt. O Gott, o Gott! Hörst du nicht? Bist du todt? Nein, du kannst nicht sterben, du verbirgst dich allein; hast du mich dazu erwählet, ich frage dich, wie ich es denn gewiß weiß; ei so wollt es Gott, denn ich mein Lebelang nie wider solche große Herren gedachte zu sein, habe es mir auch nicht vorgenommen, o Gott! So stehe mir bei in dem Namen deines lieben Sohnes Jesu Christi, der mein Schutz und Schirm sein soll, ja meine feste Burg, durch Kraft und Stärkung deines heiligen Geistes! Die Welt muß mich über mein Gewissen wohl unbezwungen lassen. Und wenn sie noch voller Teufel wäre, und sollte mein Leib, der doch zuvor deiner Hände Werk und

Geschöpf ist, zu Grund und Boden, ja zu Trümmer gehen, dafür aber dein Wort mir gut ist und ist auch nur um den Leib zu thun; die Seele ist dein und gehört dir zu und bleibet bei dir ewig, Amen. Gott helfe mir, Amen." Nach Mitternacht vernahm man aus seinem Gemach noch den Ton seiner Laute. Mit welchen Gedanken und Empfindungen mag er in dieser Nacht seine Augen geschlossen haben! Sicherlich wird aus dem Volke, das der Welt einen Luther gab, früher oder später der Dichter emporsteigen, der die Bewegungen der Heldenseele Luther's in jenen bedeutungsvollen Tagen seinen Zeitgenossen und den folgenden Geschlechtern erschließen und es ihnen ermöglichen wird, ungetrübten Blickes in ein Geistesleben zu schauen, das um jene Zeit ganz und nur von dem Geiste Gottes durchleuchtet war.

Am nächsten Tage, den 17. April, ward Luther von dem Reichserbmarschall von Pappenheim vor die Reichsversammlung geladen. In den Straßen standen die Menschen wie Mauern so dicht, so daß ein Durchkommen fast als unmöglich erschien. In den Fenstern der dem bischöflichen Palaste, in dem die Reichsversammlung tagte, nächstgelegenen Häuser sah man Kopf an Kopf, selbst Dächer und Bäume waren von Menschen besetzt. Luther wurde durch Gärten und Hinterhäuser zur Reichsversammlung geführt. Aber auch der Flur und die Treppen des Palastes waren so dicht von Menschen besetzt, daß das Durchkommen schwer hielt. Die Empfindung der Menge gab sich wiederum in mancherlei Aeußerungen kund. „Befreie uns," ließ sich eine Stimme vernehmen, „es steht bei dir; verlaß uns nicht!" An der Thür des Saales stand ein ergrauter Kriegsmann, der Feldherr Georg von Frundsberg, leuchtenden Blickes auf den sich nahenden Reformator schauend. Zwei Helden verschiedener Art trafen hier auf einander.

„Wie unter Blitzesflammen,
Wie unter Sturmesweh'n
Zwei Eichen dicht beisammen
Auf zähen Wurzeln stehn:
So stehen kühn gestaltig
Die beiden Helden dort;
In Waffen der gewaltig
Und jener in dem Wort."

Der graue Held des Schlachtfeldes legte dem Geisteshelden die Hand auf die Schulter, kräftigen Tones und mit warmer Theilnahme also sprechend: „Möndlein, Möndlein, du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster, auch in unserer allerernstesten

Schlachtordnung nicht gethan. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost: Gott wird dich nicht verlassen!"

Jetzt thaten sich die Flügelthüren auf, und Luther stand vor der glänzendsten Versammlung, die Europa damals aufzuweisen hatte. In Mitten der Versammlung saß auf goldenem Thron der mächtige Kaiser Karl V., ihm zur Rechten zunächst sein Bruder, der Erzherzog Ferdinand, auf beiden Seiten saßen in langen Reihen 6 Kurfürsten, 24 Herzöge, 8 Markgrafen, 77 Gesandte der freien Städte, 7 fremde Gesandte, 30 Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten, die päpstlichen Nuntien, außerdem noch eine Zahl von Fürsten, Grafen und Reichsbaronen, im Ganzen über 200 Personen. Der Welt Macht und Herrlichkeit auf der einen Seite, eines armen Bergmanns Sohn, ein vom Hause aus schüchterner Mann, der Augustinermönch Martin Luther, auf der andern Seite. Wer vermag sich ganz in seine Lage zu denken? Der Schweiß brach ihm aus der Stirn, sein Herz klopfte laut.

Was so häufig Muth genannt wird, nämlich eine Art blinden Grimmes, eine Gier, anzugreifen und zu vernichten, ohne begleitet zu sein von dem Bewußtsein der Lage, war mit nichten in ihm. Wie viel rührende, weiche Laute sind dieser Seele entsprossen, die da zeigen, daß ihm jenes ingrimmige Wesen, das auf den edlen Namen Muth nicht Anspruch zu machen das Recht hat, nicht innewohnte. Wie hätte eine solche zartbesaitete Seele nicht sollen erschüttert werden in der Lage, in der er sich plötzlich sah! Des echten Muthes Wurzel ruhet in der Demuth. Aber wie, stimmt dies mit Zuständen überein, in denen wir den Reformator schon sahen, mit der Haltung, in der wir ihn von Wittenberg daher kommen sahen, mit der Stimmung, die ihn bis zur Schwelle des Saales begleitet hatte? Vollkommen. Gerade in Seelen solcher Art ist, weil sie am meisten geeignet sind, Gottes Geist in sich aufzunehmen, auch Gottes Geist am mächtigsten. Mit Zagen hatte der redebegabte, dabei aber doch demüthige Priester zum ersten Male die Kanzel betreten, um Kündiger und Ausleger des göttlichen Wortes zu sein; ein gleiches Zagen ergreift ihn jetzt, als er, der Macht und Herrlichkeit der Welt gegenüber, Zeugniß für die Wahrheit des Reiches Gottes ablegen soll. Aber wie dort ihn eine himmlische Glut ergriff, also, daß er als Priester gewaltig redete, und wie diese himmlische Glut seine Begleiterin, gleichsam sein Engel auf seiner Bahn geworden war, so werden wir sie nach kurzen Augenblicken des Bebens an der Stelle, die er jetzt inne hatte, an ihm wahrnehmen. „Gottes Geist mich bezwang," d. h. mich erfüllte, so

daß die Seele aufloderte in himmlischer Glut, das ist's, was den Reformator zu dem muthigen Manne machte, als der er uns nun auch, der vereinten Macht der Welt gegenüber, erscheinen wird. Der erste Tag war bedeutungslos. Nachdem er gefragt worden war, erstens, ob er sich als Verfasser der vor ihm auf dem Tische liegenden Bücher bekenne, zweitens, ob er den Inhalt derselben widerrufen wolle, und er die erstere Frage bejahet, in Betreff der zweiten sich aber 24 Stunden Bedenkzeit ausgebeten hatte, wurde er zum nächsten Tage für dieselbe Zeit auf den Reichstag bestellt. Er ward von Anhängern in sein Quartier geleitet und ihm die Versicherung ertheilt, man werde wachen, daß ihm kein Haar gekrümmt werde.

Wieder erschien er am nächsten Tage im bischöflichen Saale. Die Abendzeit war bereits angebrochen, Fackellicht beleuchtete die glänzende Versammlung. Als die Frage wegen seiner Bücher wiederholt worden war, sagte er, seine Bücher seien nicht einerlei Art; einige handelten vom Glauben und christlichen Leben, andere von den Mißbräuchen der Päpste und ihrer Tyrannei, wodurch sie Aergerniß angerichtet hätten. Er vermöge weder Eines noch das Andere zu widerrufen. Dagegen wolle er bekennen, daß er in Schriften gegen Widersacher wohl bisweilen zu rauh gewesen sei. Kaiser Karl war der deutschen Sprache wenig mächtig. Er hatte einmal geäußert, nur mit den Soldaten rede er deutsch, mit Gott spanisch, mit den Damen italienisch und mit seinen Ministern lateinisch. Er ließ daher an Luther die Aufforderung ergehen, seine Worte in lateinischer Sprache zu wiederholen. Luther kam der Aufforderung sogleich nach. Da sagte der Kanzler von Trier: er rede nicht zur Sache; er solle eine runde, schlichte Antwort geben, ob er widerrufen wolle oder nicht.

Tag's zuvor, als Luther blassen Angesichts inmitten der großen Versammlung stand, hatte der Kaiser spöttisch zu seiner Umgebung geäußert: „Der könnte mich nicht bewegen, daß ich ein Ketzer würde!“ Wie ein so ganz Anderer erschien ihm jetzt der Mönch von gestern! Was leuchtete aus diesem Angesichte, aus diesen Augen, was tönte aus dieser Stimme! Was noch nie bisher, das wurde dem Kaiser jetzt zu Theil: er sah und hörte einen wahrhaftigen Priester Gottes. „Wohl,“ lautete des Gottesmannes Rede, die hoch und hehr wie Glockenton erscholl, „weil denn kaiserliche Majestät und die Fürsten eine schlichte, einfältige Anwort von mir verlangen, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit klaren Gründen überwunden werde (denn ich glaube weder dem Papste noch den Concilien allein,

weil es offenbar ist, daß sie oft geirrt und sich selbst widersprochen haben): so kann und will ich Nichts widerrufen, weil es weder sicher noch gerathen ist, Etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen."

Die ganze Versammlung war von der Rede wie electrisirt; die Einen fühlten sich erleuchtet und erhoben, den Andern stockte der Athem vor Schreck und Zorn. Der kaltherzige Kaiser hatte sich emporgereckt und sagte, während Luther von zwei Gewappneten weggeführt wurde: „Wahrlich, dieser Mönch redet unerschrocken und mit großem Muthe!" Noch leuchtete Luther's Angesicht, als er auf dem Wege nach seinem Quartier auf eine zustimmende Aeußerung sagte: „Und wenn ich tausend Köpfe hätte, ich ließe mir eher alle abschlagen, ehe ich widerriefe!" Als der Kurfürst Friedrich der Weise die Versammlung verließ, that er gegen fürstliche Freunde die Aeußerung: „O wie schön hat Pater Martin geredet vor Kaiser und Reich; er war muthig genug, vielleicht zu muthig!" — Herzog Erich von Braunschweig sandte dem Reformator einen silbernen Krug mit Eimbecker Bier: er möge sich daran erquicken. Luther nahm den Trunk mit Dank an und ließ dem edlen Geber sagen: „Wie Herzog Erich jetzt meiner gedacht hat, so gedenke unser Herr Christus seiner in seinem letzten Stündlein!"

Um so heftiger regte sich nun aber auch das Schlangengift in seinen Feinden in der Reichsversammlung. Geistliche und weltliche Herren drangen in den Kaiser, dem Ketzer, wie die heilige Mutter Kirche dies gestatte, ja gebiete, das Wort zu brechen. Karl hatte jedoch in den Chroniken gelesen, Kaiser Sigismund sei roth geworden, als Huß sich auf das ihm verheißene freie Geleit berufen habe. Er mochte sich Aehnliches nicht nachsagen lassen. Blos um das Nachsagen war es ihm zu thun, um die Sache selbst nicht. Der Prophet hatte zwar vor ihm gestanden; aber die Erscheinung war schon wieder verwischt. Kann dies verwundern? Hat nicht ein Judas, ob er gleich drei Jahre in der Nähe des Heilandes lebte, ihn dennoch verrathen? Sein Plan stand fest, zwar wohl — um vor der Welt nicht in Schande zu gerathen — sein gegebenes Wort zu halten, darnach aber auch die Papisten zu befriedigen. Sicheres Geleit soll dir gewährt werden, dann aber sollst du, Mönch aus Wittenberg, vogelfrei sein, und dann werden deine Feinde dich schon zu finden wissen! — Also rechnete er. Aber Luther's fürstliche Freunde waren auch nicht müßig. Sie verständigten sich unter einander und theilten ihm mit, daß man ihn, um seinen Feinden zuvor zu kommen, unterweges aufheben und an einen sichern Ort bringen werde. —

Am nächsten Tage kam die Angelegenheit im Reichsrathe wieder zur Sprache, und da konnten die Römlinge merken, daß es dem Kaiser, selbst wenn er die üble Nachrede nicht gescheut hätte, nicht eben leicht geworden sein würde, den Reformator seinen Feinden ohne Weiteres zu überliefern. Als einige Mitglieder der Versammlung wiederum davon redeten, daß es nicht nothwendig sei, einem Ketzer Wort zu halten, sprang der Pfalzgraf Ludwig im Zorn empor und riß sein Schwert aus der Scheide; der Herzog Georg von Sachsen, ob er gleich ein grimmer Gegner Luther's war, rief: „Die deutschen Fürsten werden diese Schande, daß man das Geleit brechen sollte, nimmermehr zulassen; es kommt nicht mit der alten deutschen Redlichkeit überein. Was man versprochen hat, das muß man auch halten!" — Der Kaiser sah sich überdies unmittelbar bedroht, denn in seinem Gemach fand man einen Zettel, auf dem die Worte standen: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist." Ein Anschlag auf dem Rathhause kündete an, daß vierhundert Ritter ein Bündniß geschlossen und geschworen hätten, Luther's gerechte Sache gegen die Römlinge zu vertheidigen.

Nicht Alle, die Gegner Luther's waren, redeten den Mißbräuchen Roms das Wort. Es gab Wohldenkende, die jedem einzelnen Nachweise Luthers in Betreff der Mißbräuche, die von Rom ausgingen, beistimmten, die aber doch vor dem Gedanken zurückbebten, etwas zu thun, was zur Spaltung der Kirche führen könne, und denen die Folgen einer solchen Spaltung als verderblich für die christliche Welt erschienen. Männer dieser Richtung, unter ihnen die Kurfürsten von Brandenburg und Trier, machten in diesem Sinne dem Reformator die dringendsten Vorstellungen und riethen, jetzt noch einzulenken und nachzugeben. Sie waren Kleingläubige, indem sie nicht bedachten, daß eine Institution, die von dem Geiste Gottes verlassen ist, nicht aus sich selbst eine Neugestaltung hervorzubringen vermag, daß dagegen der Geist der Wahrheit, als der Keim kirchlichen Lebens, sich auch seine äußere Gestaltung bereitet. Luther sagte, er dürfe gegen Gottes Wort nicht handeln, und setzte, weiter um die Folgen seines Wirkens befragt, hinzu: „Kein besserer Rath noch Hülfe ist, denn so Gamaliel in der Apostelgeschichte gegeben: „Ist der Rath oder das Werk aus Menschen, so wird's untergehen; ist es aber von Gott, so werdet ihr's nicht dämpfen."

Wohl der Menschheit, daß Luther gläubig dem Worte Gottes vertrauete und sich somit nicht zum Widerruf bewegen ließ! In seinem Auftreten zu Worms ruhet der Keim zu Allem, was von jener

Zeit an bis heut Großes und Erhabenes in protestantischen Ländern geschehen ist. Ja auch die katholische Kirche ist trotz dem und alledem nicht gänzlich unberührt geblieben von dem Geiste der Reformation. Viele Mißbräuche, die, indem die protestantische Kirche um die Berechtigung ihres Bestehens kämpfte, ihr lange Zeit in greller Weise vorgehalten wurden, sind abgeschafft oder gemildert worden, und nichts liegt dem besonnenen Protestanten heut ferner als die Annahme, es sei innerhalb der heutigen katholischen Kirche der Seele unmöglich, sich zu einer hohen Stufe christlicher Läuterung emporzuschwingen. Die Kirche war, wie schon nachgewiesen, um deswillen so gänzlich in Verfall gerathen, weil sie sich in ein Weltreich verwandelt hatte, das unter dem Mißbrauch christlicher Formen noch dazu nach Herrschaft über alle anderen Reiche der Welt trachtete, und weil sie eben dadurch ein Zerrbild des Reiches Gottes auf Erden geworden war, dessen Stifter ausdrücklich gesagt hatte: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! In dem Streben, auf dieser Bahn vorwärts zu gehen, hatte sich Mißbrauch auf Mißbrauch gehäuft, hatte sich Trug auf Trug als nothwendig erwiesen. So damals. Heut nehmen wir dagegen sogar wahr, daß innerhalb der katholischen Kirche sich zwei Parteien bekämpfen, deren eine begehrt, daß die Kirche das Papst-Königthum aufgebe, während die andere fest an den mittelalterlichen Bestrebungen hält. Nur mit der letzteren Partei steht der Protestantismus heut in Feindschaft, eben so wie die erstbezeichnete Partei innerhalb der katholischen Kirche jener Partei feindlich entgegen steht. Somit ist in einem Theile der katholischen Kirche und in der protestantischen Kirche die Neigung vorhanden, die auch vielfach thatsächlichen Ausdruck findet, in Frieden mit einander zu leben, womit zugleich ein Zielpunkt späterer Vereinigung gewonnen ist.

Diese ganze hochwichtige Bewegung hat ihre Wurzeln und empfing ihren Anstoß in jenen großen Tagen zu Worms. Ohne das Heldenthum Luther's wäre die Welt immer weiter versunken in Lug und Trug und das Ende wäre Entartung und Verwilderung gewesen.

Der Kaiser hatte sich somit — wohl oder übel — genöthigt gesehen, dem „Ketzer" freies Geleit für die Rückkehr zu gewähren. Doch erließ er schon jetzt folgenden Befehl (Wormser Edict genannt), der nach 21 Tagen Geltung gewinnen sollte: „Mein fürstlicher Stamm aus dem Geschlechte der Kaiser Deutschlands, der Könige Spaniens, der Erzherzöge Oesterreichs und der Herzöge von Burgund haben ihren Ruhm gesucht in der Schirmung der römischen Kirche: also will ich dem Beispiele der Ahnen folgen. Ein einziger Mönch, durch

die Thorheit seines Herzens verblendet, erhebt sich gegen den Glauben der Christenheit. Ich will mein Reich, meine Macht, meine Freunde, meine Schätze, Gut und Blut, Leib und Seele daran setzen, solche Gottlosigkeit zu dämpfen. Den Augustinermönch Martin Luther will ich heimsenden und ihm verbieten, Unruhe im Volke zu nähren; dann aber will ich gegen ihn und seinen Anhang, wie gegen offenbare Ketzer verfahren, mit Bann und andern Wegen, wo sie offen stehen, sie zu vertilgen. Von den Ständen des Reichs fordere ich, daß sie sich verhalten, wie es gläubigen Christen geziemt." So der „große" Kaiser, in dessen Reiche die Sonne nicht unterging, der aber wollte, daß geistige Finsterniß herrschend bleiben solle! — Dieses Edict, hoffte er, werde den Papst befriedigen, und den Papst brauchte er, weil in nächster Zeit in Italien ein Zusammenstoß seiner Macht und der französischen Macht bevorstand. Zum Theil Gleichgültigkeit gegen die göttliche Wahrheit, die Luther der Welt enthüllte, zum Theil gemeine Selbstsucht — das war es, was ihn bestimmte, sich zum Vertilger angeblicher Ketzerei aufzuwerfen. Dein Reich ist vergangen, du gottvergessener Kaiser, aber die Gemeinschaft der Protestanten ist heut so groß, daß innerhalb der Grenzen, in denen sie wohnen, im wirklichen und im figürlichen Sinne die Sonne nicht untergeht!

Auf der Rückreise, im Thüringischen, in der Nähe des Schlosses Altenstein bei Waltershausen, wurde Luther von Reisigen überfallen, aus dem Wagen gerissen, auf ein Pferd gehoben und, nachdem man ihm einen Reitermantel umgeworfen hatte, auf Umwegen nach der Wartburg geführt. Sein Bruder, der mit ihm im Wagen gesessen hatte, war entflohen, der Fuhrmann genöthigt worden, des Weges weiter zu fahren. Das Werk war ausgeführt worden von dem Schloßhauptmann der Wartburg, Hans von Berlepsch, und dem Ritter Burkhard Hund von Wengenheim.

Auf der Wartburg beobachtete man das strengste Geheimniß über Luther. Längere Zeit wurde er in einem Gemache eingeschlossen gehalten, so daß die Burgleute meinten, es handle sich um einen Gefangenen. Als ihm Haar und Bart so weit gewachsen war, daß Mönchisches an seinem Haupte nicht mehr wahrzunehmen war, erschien er in Ritterkleidung unter den Burgbewohnern, es ward ihm ein Edelknabe zur Bedienung gegeben und man nannte ihn Junker George.

Für die große Welt war er verschwunden. Freunde zagten, viele seiner Feinde erquickten sich an dem Gedanken, der verruchte Ketzer habe von einem Gläubigen den verdienten Lohn empfangen.

Luther auf der Wartburg.

Zu denen, die in bittre Klagen ob des Verschwindens Luther's ausbrachen, weil sie fürchteten, daß er der geheimen Tücke der Römlinge erlegen sei, gehörte der treffliche deutsche Maler Albrecht Dürer zu Nürnberg. Er schrieb: „So wie diesem Mann, der da klarer geschrieben hat, denn nie Einer seit 140 Jahren gelebt, dem du einen solchen evangelischen Geist gegeben hast, bitten wir dich, o himmlischer Vater, daß du deinen heiligen Geist gebest wiederum Einem, der da deine heilige christliche Kirche wieder allenthalben versammele, auf daß wir allein und christlich wieder leben, daß aus unsern guten Werken alle Ungläubigen, als Türken, Heiden, Calacuten, zu uns selbst begehren und christlichen Glauben annehmen. Aber, Herr, du willst, ehe du richtest, wie dein Sohn, Jesus, von den Priestern sterben muß und vom Tod erstehen und danach gen Himmel fahren, daß es auch also gleichförmig ergehet deinem Nachfolger Martino Luthern, den der Papst mit seinem Gold verrätherisch wider Gott um sein Leben bringt, den wirst du erquicken; und wie du darnach, mein Herr, verhängest, daß Jerusalem darum zerstört ward, also wirst du auch diese angenommene Gewalt des römischen Stuhls zerstören." Um so größer war die Freude Dürer's und andrer Anhänger des Reformators, als eine neue Schrift „Büchlein von der Ohrenbeichte" von ihm erschien. Der Gedanke mochte Einem und dem Andern ankommen, daß wohl irgend Jemand unter Luther's Namen die Schrift verfaßt habe. Aber nein, das war Luther's Redeweise, das war Luther's schlagende Beweisführung, die gleichen Anschauungen konnte wohl auch ein Anderer haben, aber nicht die gleiche markige Darstellungsart! Luther ging in dieser Schrift zurück auf den Standpunkt der ersten christlichen Gemeinden, in denen noch kein besonderer, Herrschaft über die Gemeinde übender Priesterstand vorhanden gewesen war. Sein beschwertes Gemüth durch Beichte zu erleichtern, sagte er, sei heilsam; allein der Beichtende habe das Recht, an Jeden sich zu wenden, zu dem er Vertrauen habe, ob Priester, ob Laie. Jetzt aber habe der Papst aus der Beichte eine Zwangsanstalt gemacht, und es handle sich für ihn viel weniger darum, die beschwerten Gewissen zu beruhigen, als die Beichtenden zu behorchen und das Abhängigkeitsverhältniß der Laienwelt von dem Klerus zu befestigen. Was bei rechtem Gebrauch ein Segen sei, habe Rom, gemäß seinem gesammten System, in eine Fessel verwandelt; was zur Erlösung gegeben,

werde zur Knechtung verwandt. — Aehnliche Schriften erschienen, endlich begann auch Luther mit Freunden in Briefwechsel zu treten.

Inzwischen hatte der Kaiser die Reichsacht gegen ihn erlassen: um jeden Preis sollte der Ketzer beseitigt werden. Ja, „der böse Feind", er hatte „große Macht und viel List", das hatte Luther wohl zu erfahren auf seiner Burg, auf der er immer mehr erkannte, daß Gott seine festeste Burg sei. Des Kaisers Beichtvater und Kanzler mochten gemeinschaftlich die Achtserklärung verfaßt haben, in der sich der ganze Ingrimm des bis ins Mark hinein getroffenen römischen Hofes abspiegelte. „Und weil Luther darum," heißt es in der Achtserklärung, „als ein von Gottes Kirche abgesondertes Glied, ein verstockter Zertrenner und Ketzer erklärt und geboten, es solle bei Vermeidung der Strafe des Verbrechens der beleidigten Majestät und des Reiches Acht und Aberacht ihn Niemand hausen, höfen, ätzen, tränken, noch enthalten, noch ihm mit Worten und Werken heimlich oder öffentlich keinerlei Hülfe, Anhang, Beistand, noch Fürschub beweisen, sondern ihn, wo man sein mächtig würde, gefänglich annehmen und wohl bewahrt an kaiserliche Majestät senden. Seine Mitverwandten, Anhänger, Enthalter, Fürschieber, Gönner und Nachfolger soll Jedermann niederwerfen und suchen und ihre Güter zu Handen nehmen und zu eigenem Nutz behalten. Seine Bücher soll Niemand kaufen, verkaufen, lesen, behalten, abschreiben, drucken oder drucken lassen, sondern von aller Menschen Gedächtniß abthun und vertilgen, unangesehen, ob darinnen etwas Gutes, den einfältigen Menschen damit zu betrügen, eingeführt wäre." Wie kann er bestehen, sagten seine Feinde, wenn der Papst ihn verflucht, wenn der Kaiser ihn in die Acht erklärt hat, — er muß dahinfahren, es kann nimmer lange währen! — Ritter Georg fürchtete jedoch weder des Papstes, noch des Kaisers Gewalt. Er saß jetzt zumeist vor einem Buche, das ein weiser Mann den großen Freiheitsbrief der Menschheit genannt hat, vor der Bibel, der Sammlung einzelner Schriften, die ein Geschlecht der Menschheit dem andern als werthvolle Schätze überliefert hat. Nur in dem Grade es dem Heutlebenden gelingt, sich mit seinen Gedanken und Empfindungen in die Zeit Luther's zurück zu versetzen, nur in dem Grade vermag er zu ahnen, welchen Eindruck in steigendem Maße die Bibel auf eine Lutherseele machen mußte. Die Menschheit wurde ja beherrscht von einem Zerrbilde des göttlichen Reiches, das der innersten Stimme des Gewissens längst nicht mehr entsprach, von dem Zerrbilde, das sich römische Kirche nannte. Indem Luther sich aber in die heilige Schrift versenkte, zerriß jenes

Schein- und Trugbild, und seine Seele schauete in das Allerheiligste der Menschheit. Die Bibel hatte dem Reformator früher schon Kraft und Weihe verliehen; jetzt, nachdem er der Macht der Welt hatte entgegentreten müssen, und seitdem römische Blitze sein Haupt umzuckten, und das Schwert der weltlichen Macht sich gegen ihn erhoben hatte, jetzt wirkte sie noch unendlich gewaltiger auf ihn. Und nun begann sein Geist Zwiesprach zu halten mit den Männern Gottes, die in grauer Vorzeit, von Gottes Hauch berührt, die prophetischen Kündiger einer bessern Zeit der Menschheit geworden waren; nun begleitete er den Heiland im Geist auf seiner Pilgerschaft und vernahm alle seine Worte, die so ganz anders klangen als die verweltlichten Lehren Roms! Hinweg aus dem götzendienerischen Babel Roms, zu ihm, zu ihm, mein Volk, um zu genesen, indem du erkennest, wie man Gott im Geiste und in der Wahrheit anbete, wie allem Thun und Treiben vorangehen muß: Reinigung, Heiligung, Läuterung der Seele! Aus diesen Wünschen entstand in ihm der Plan, seinem Volke die Bibel in deutscher Uebersetzung als köstliches Paladium wahrer Christenfreiheit darzubieten. Und er schritt zur That und begann seine Uebersetzung. Wer nun sich in jene Zeit zurückdenkt, der wird auch ahnen, wie die Bibel, als sie nach einiger Zeit erschien, im Volke wirken mußte. Der Gegensatz zwischen Dem, was von Rom als wahr angegeben ward, und Dem, was die Bibel, entsprechend der innersten Stimme der Seele, als wahr angab, brachte den mächtigsten Eindruck hervor. „Die deutsche Bibel," sagt Schottmüller, „ist ein Volksbuch geworden und hat einen Einfluß auf die Entwicklung der Deutschen gewonnen, wie kein anderes Buch. Man darf sagen, daß in dieser Uebersetzung die Wiedergeburt des Christenthums auf dem Boden des deutschen Volksgeistes zur Erscheinung kommt." Es waren schon Uebertragungen der Bibel vorhanden; aber sie waren im Ausdruck roh und überdies voller Irrthümer. Nur ein Mann, der von dem Geiste, der die Bibel geschaffen, mächtig berührt war, konnte eine würdige Uebertragung zu Stande bringen. Die von Luther übersetzte Bibel ist zugleich Schöpferin einer neuen Literatur geworden. Alles, was die später folgende bedeutende Literaturepoche Großes geschaffen hat, hat seine Wurzelfäden in diesem Buche.

Es wird erzählt, daß der Ritter Georg auf der Wartburg bisweilen körperlich leidend gewesen sei. Die Mächtigkeit der geistigen Bewegungen, von denen er eingenommen war, erklärt diesen Umstand hinlänglich. Er stand auf dem Plan im Kampfe mit dem Bösen, und es forderte der Kampf alle Kräfte in ihm heraus. Nun ist noch

in Betracht zu ziehen, daß er an das Walten von Teufeln glaubte. Alle die Männer des Lichts, durch die der Menschheitstag erhellt worden ist, sind in einzelnen Beziehungen von Anschauungen ihrer Zeit beherrscht worden. Es kann dies nicht verwundern, vielmehr müßte das Gegentheil Verwunderung erregen. Die weisesten der Griechen und Römer, ein Plato, ein Seneca, ein Cicero, hielten den Bestand der Sclaverei für eine Nothwendigkeit. Diese Meinung theilten sie mit den Zeitgenossen, in andern Dingen waren sie ihnen weit voraus. Unser Urtheil über große Vorgänger unsers Geschlechts darf sich dadurch nicht beeinflussen lassen, daß sie in mancher Beziehung unter dem Einfluß von Vorstellungen standen, von denen sie von der Wiege an begleitet worden waren; wir müssen der Vorsehung dafür danken, daß sie in einzelnen Beziehungen neue Bahnen brachen, und in dem Maße ihnen dies gelang, und in dem Maße sie Irrthümer, die immer ihre selbstsüchtigen Vertreter haben, bekämpften, haben wir sie zu verehren. In dieser Beziehung nun steht Luther in der vorderen Reihe aller Kämpfer für die Menschheit, denn er stellte sich mit dem größten Opfermuthe und mit dem vollen Bewußtsein, daß Leib, Leben und der gute Name dabei auf dem Spiele stehe, den mächtigsten Gewalten der damaligen Welt entgegen; ja, gerade um deswillen, daß er buchstäblich an die Macht des Teufels glaubte, der innerhalb der Menschheit sein Wesen treibe und, als er, erschöpft von Arbeit und Nachtwachen, in krankhafter Erregtheit den Teufel in leibhaftiger Gestalt zu sehen vermeinte, selbst gegen diesen den Kampf aufnahm, indem er sein schweres bleiernes Dintenfaß gegen das Gebilde schleuderte, müssen wir ihm einen der allerersten Plätze zuerkennen. Welch eine Hingabe an das, was er als Wahrheit erkannt hatte! Selbst vor der Hölle und Teufel weicht der Gottesmann nicht zurück! Und dieser Muth bringt ihm Erlösung auch vom Satanas; denn als der Wurf gethan, ist das Gebilde verschwunden! —

Luther kehrt nach Wittenberg zurück.

Aber Schriften und Briefe genügen dem tapfern Wartburgsritter nicht, den Verkehr mit den Gesinnungsgenossen zu unterhalten. Der Ritter Georg schwingt sich auf das Roß und reitet gen Wittenberg, um mit den Freunden mündlichen Verkehrs zu Gunsten der großen Sache zu pflegen. Das war eine beseligende Zusammenkunft! Aber hatte die Gefahr für Luther nicht sich um Vieles gesteigert? Die Freunde zagten, er nicht. Sein Gedanke war: Der dort über den Sternen thront, er lebt jetzt und ewiglich, und muß ich dahin, ruft er andere Streiter auf! —

Nach einigen Tagen ritt er zurück, wohl meist um dem frommen Kurfürsten zu genügen, der es wünschte, daß er noch längere Zeit auf der Wartburg verbleibe. Nicht lange darnach aber traten Ereignisse ein, die es ihm unmöglich machten, sich länger dem Schutze der starken Feste zu überlassen. Es ist der Gang der Welt: den im Ursprunge lautersten Bewegungen drängt „fremder Stoff," Weltliches, sich an, das Geltung zu gewinnen strebt. Luther's Sache blieb nicht frei davon. Es gab unter denen, die auf seine Seite getreten waren, solche Männer, die den angeblichen Stellvertreter Christi haßten, die aber auch einem wahrhaften Stellvertreter Christi nicht angehangen haben würden. Luther hatte großen Ruhm gewonnen: auch dies regte Einzelne an, das Papstthum zu bekämpfen.

„Wo der Held die Bande des Geistes bricht,
Fehlt auch der Thor, der Frevelnde, nicht,
Der zwar von der Fessel los sich reißt,
Doch mit der Fessel zugleich vom Geist."

Dies Wort Lenau's, das treffend in Bezug auf reformatorische Bestrebungen überhaupt ist, werden wir insbesondere in der Reformationsgeschichte bewahrheitet finden.

Ein Anfang solcher Art von Bewegung trat jetzt schon ein. Einzelne Eiferer, unter ihnen Andreas Bodenstein aus Karlsstadt, nahmen die Sache Luther's ganz äußerlich: Abthun aller kirchlichen Gebräuche, Vernichtung jeglichen kirchlichen Schmuckes genüge! Sie beschimpften diejenigen, die zur Beichte gingen, zerbrachen Beichtstühle, Bilder der Heiligen und Crucifixe. In diesem Sinne begannen sie in Wittenberg zu reformiren. Daß man auf diesem Wege schließlich besten Falls in eine Leere, eine Oede, in ein Nichts gelangen würde, mit dem der Menschheit nicht geholfen sein könne, bedachten sie nicht. Als früher der Wolf Tetzel in seine Heerde eingebrochen war, hatte Luther treue Hirtenpflicht geübt; jetzt sagte ihm sein Gewissen: Auf, es ist neue Gefahr für die Heerde, der du dich gelobt, vorhanden; schütze sie, komme, was da wolle! — So machte er sich auf und ritt gen Wittenberg trotz Bann und Acht! — Unterwegs ergriff ihn der Gedanke: Was wird dein edelmüthiger Schützer, der Kurfürst, sagen! Aber über uns Beiden stehet Einer, dem wir, der Kurfürst und ich, zu gehorsamen haben! Doch du willst ihm frei und offen künden, was du als Pflicht erkannt! —

Wer so im Dienste Gottes steht, wie es bei Luther der Fall war, der kann nicht zu einem Menschen, und stehe dieser noch so hoch

im Ansehen der Welt und auch seiner Verehrung sagen: Verzeihe mir, daß ich Gott folge und nicht dir! — In diesem Sinne war auch Luther's Brief geschrieben, in dem es hieß: „Ich komme gen Wittenberg in einem viel höhern Schutz, denn des Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von Ew. Kurfürstl. Gnaden Schutz zu begehren. — Dieser Sache soll, noch kann kein Schwert rathen oder helfen; Gott muß allhin allein schaffen, ohne alles menschliche Sorgen und Zuthun. Darum wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen. — Dieweil ich denn nicht will Ew. Kurfürstl. Gnaden folgen, so ist sie vor Gott entschuldigt, so ich gefangen, oder getödtet würde."

Der Kurfürst hatte kurz vorher die Befürchtung ausgesprochen, sein Vetter Herzog Georg in Leipzig, der ein erbitterter Feind Luther's war, möchte diesem nachstellen. In Bezug darauf schrieb Luther an den Kurfürsten: „Der Teufel weiß, daß ich's aus keinem Zag gethan habe. Er sah mein Herz wohl, da ich zu Worms einkam. Nun ist Herzog Georg weit ungleich einem einzigen Teufel." Und er setzte hinzu, daß er, wenn es in Leipzig so schlimm stünde, wie in Wittenberg, er dennoch „hinein reiten wollt', wenn's gleich neun Tage eitel Herzog Georgen regnete, und ein jeglicher wäre neunmal muthiger als Dieser ist!" Der Kurfürst beugte sich der Größe eines solchen Glaubensmuthes und widerstand dem Reformator nicht. Welch einen Eindruck machte es in Wittenberg, als der mit Panzer und Schwert umgürtete Held, frei und offen, in Wittenberg einritt! Und sogleich begann er gewaltig und eindringlich zu predigen, um die Verirrten von dem Nebensächlichen auf den Kern dessen, was Noth thue, zurück zu führen. Acht Tage hinter einander bestieg er die Kanzel. Nicht auf äußerlichen Dingen, sagte er, stehe das Reich Gottes, sondern auf dem Geiste. Brünstige Liebe lehre erkennen, was es heiße, Gott im Geiste und in der Wahrheit dienen. Wer blos eifre gegen Gleichgültiges und Nebensächliches, der habe den Heiland mit nichten verstanden, habe sich ihm noch nicht mit Glauben und Liebe genaht. Man könne Fleisch essen und es lassen, Bilder in der Kirche aufhängen und nicht, wenn man sie nur nicht anbete; beichten und nicht beichten und vieles Andere; aber die Liebe müsse verhindern, dasselbe von seinem Nebenmenschen zu fordern, wenn dieser es nicht freiwillig thue. Wohl sei auch er dafür, daß die Privatmesse abgethan werde; aber man müsse Niemand mit Haaren davon reißen, man solle vielmehr Gott es anheim geben und der Wirkung seines Wortes vertrauen, die bei dem Einen schneller, bei dem Andern langsamer sich

kund gebe. Denn weil man den Glauben nicht könne in das Herz gießen, so dürfe auch Niemand in solchen Dingen mit Zwang bedrängt werden. Man müsse zuoberst und zuallermeist es sich angelegen sein lassen, der Leute Herz zu sehen, welches geschehe, wenn man Gottes Wort treibe, das Evangelium verkünde, ihnen ihren Irrthum sage. Wenn man das thäte, so fiele heut Dem das Wort ins Herz, morgen einem Andern, und es wirke so Gott mit seinem Wort mehr, denn die ganze Welt mit all ihrer Gewalt. Die Liebe erfordere Mitleid zu haben mit den Schwachen, bis auch sie im Glauben zunähmen und stark würden. Er habe, wie sie wohl wüßten, dem Papst, dem Ablaß und allen Papisten entgegen gestanden, aber mit keiner Gewalt, keinem Frevel, mit keinen Stürmen: sondern Gottes Wort habe er allein getrieben, gepredigt und geschrieben. Und dieses Gottes Wort allein hat nun schon zu Wege gebracht, daß das Papstthum schwach und ohnmächtig geworden ist, daß ihm dagegen noch kein Fürst und Kaiser habe etwas abbrechen können. Er habe es nicht gethan, das einige Gotteswort habe solches ausgerichtet. Hätte er zu Gewalt und Ungemach aufgefordert und getrieben, so wäre es in Deutschland zu einem großen Blutvergießen gekommen. „Aber," setzte er hinzu, „was wäre es gewesen? Ein Narrenspiel und Verderbniß an Leib und Seele. Ich bin stille gesessen und habe das Wort lassen handeln." Wir sehen hieraus, wie Luther ganz auf dem Wege stand, den Jesus durch Lehre und Vorbild eröffnet hatte. Die Menschheit zu Christus zurück zu führen, das war der Kern seines Strebens. Das allein verhieß und sicherte Rettung aus der Trübsal und Noth der Zeit. Die Menschheit sollte wieder des Heilandes Stimme hören, um ihn sollte sie sich schaaren, wie einst im heiligen Lande die Jünger es gethan.

„Wenn die Reformation," sagt E. Eyth, „sich an das Urchristenthum anschloß, so erwäge man, daß dieses erste, wahre und einzige Christenthum zuletzt nur die Enthüllung und Entwicklung der wahren Menschennatur, und daß jede einzelne Menschenseele nach ihrem innersten Wesen eine „geborne Christin" ist. Nur hieraus ist der ungeheure Anklang zu begreifen, den ursprünglich das Christenthum und später die Reformation schon bei ihrem ersten Auftreten fand." Als Luther erkannte, daß einzelne seiner scharfen Worte in seinen Kampfschriften falsche Anwendung gefunden hatten, äußerte er in einem Briefe an den Ritter Hartmuth von Kronberg: „Ich predige nicht Luther, sondern Christum, denn ich kenne selbst auch nicht den Luther, will ihn auch nicht kennen, ich predige auch nichts von ihm,

sondern von Christo." Christus, an dessen Stelle sich der Papst gesetzt hatte, sollte wieder der alleinige, der erlösende Mittelpunkt der christlichen Welt werden, das war es, wofür er lebte und strebte. Sein Wort wirkte mächtig, es trat eine Beruhigung der Gemüther ein, er hatte wiederum als treuer Hirt seine Gemeinde vor einer großen Gefahr befreit.

Wir haben gesehen, daß der Geist der religiösen Erneuerung, der später Protestantismus genannt wurde, schon vor Luther sich kund gegeben hatte; weiter hin ist es uns erkennbar geworden, daß dieser Geist in Luther seinen mächtigsten Ausdruck fand. Diesen Geist werden wir nun weiter ringen sehen gegen die Gewalt der Welt. Hören wir jetzt ein Urtheil des beredten, tief in das Wesen der Ereignisse blickenden Carlyle über den Eintritt des Protestantismus in die Geschichte, über seine Bedeutung und seine Wirkung für die Folgezeit: „Protestantisch, oder nicht protestantisch? Die Frage bedeutet so viel als: „Hast du das Edle in dir, o Nation, oder nicht? Giebt es in dieser Nation genug der heldenmüthigen Menschen, um sich hervor zu wagen und zu streiten für Gottes Wahrheit gegen des Teufels Lüge auf Lebens- und größere Gefahr hin? Menschen, die Tod und sonst Alles dem Leben unter Lug vorziehen — die ein für allemal nicht unter Lug leben wollen, sondern indem sie das Schwert dagegen gezogen haben (als die Zeiten für solch seltenen und wichtigen Schritt gekommen), die Scheide von sich werfen und in frommer Wahrheit, mit ganzer Seele zu sagen vermögen: Komm heran denn! Leben unter Lug ist nicht gut für mich, und wir wollen es nun mit einander ausmachen. Wohlan denn, gehe es um Leben und Tod zwischen uns! — Wenn du Mensch, oder du Nation die Wahrheit nicht genug liebst, sondern versuchst, mit der Wahrheit zu feilschen, anstatt dich derselben, so wie du bist, mit Leib und Seel' und Leben hinzugeben, alsdann wird die Wahrheit nicht bei dir weilen, wird die Wahrheit von dir scheiden, und nur Logik, Witz, Sophisterei u. s. w. werden bei dir bleiben. — Oesterreich, Spanien, Italien, Frankreich, Polen — die Reformation ward allerorten angeboten, und es ist wundersam anzusehen, was aus den Völkerschaften, die nicht darauf hören wollten, geworden ist. In allen Ländern gab es Leute, die sie annahmen, aber in vielen gab es davon nicht genug, und der Ueberrest bewerkstelligte es, langsam oder schnell, mit verhängnißvollem, mühseligem Fleiße, sie aus dem Wege zu räumen. Die Frage an alle Völkerschaften war: Wollt ihr der himmlischen Stimme gehorchen, oder wollt ihr nicht?"

So der treffliche Carlyle. Wir werden uns seines Ausspruchs weiterhin noch öfters zu erinnern haben. Es ist aber von vornherein heilsam, die Bewegung von dem Gesichtspunkte aus, der in dem Ausspruche angegeben ist, zu betrachten.

Der Bauernkrieg. — Thomas Münzer.

Auch dem Herrlichsten, das in der einzelnen Menschenseele oder in der Volksseele erwacht, drängt immer und immer, wie der Dichter sagt, „fremder Stoff" sich an. Und das „Fremde", das Unberechtigte erweist sich dann als eine zerstörende oder hemmende Macht. So führt denn auch jede reformatorische Bewegung, und sei sie an und für sich noch so rein und lauter, zu Kampf und Ringen, nicht etwa nur mit Vertretern von Zuständen, die sie aufheben oder verbessern will, sondern auch mit Anhängern, die entweder sie in ihrem Kerne mißverstehen, oder die, von zu weitgehendem Eifer getrieben, auf die Erreichung von Consequenzen es absehen, für deren Geltungmachung zur Zeit die Bedingungen fehlen.

Wir sahen schon eine Gefahr solcher Art für die Sache der Reformation erstehen, durch die Luther sich hatte bestimmen lassen, sein sicheres Asyl zu verlassen, und der er auch bald Meister geworden war. Nun aber trat eine ernstere Gefahr auf; eine sociale Bewegung, der Bauernkrieg genannt, begann die Gesellschaft zu erschüttern.

Um ein möglichst richtiges Urtheil über das Berechtigte und das Unberechtigte innerhalb dieser Bewegung zu gewinnen, müssen wir zunächst dem Zustande der bäuerlichen Verhältnisse jener und der ihr unmittelbar vorhergehenden Zeit unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Während das Sinnen und Trachten und auch die Hauptthätigkeit des Ritterstandes durch zwei Jahrhunderte auf das heilige Land gerichtet waren, und er für ein Idol kämpfte, war es dem Bürgerstande gelungen, sich von dem Druck, der lange und schwer auf ihm gelastet hatte, zu befreien. Die Städte waren gleichsam große Burgen mit Mauern und Zinnen geworden; daher auch die Einwohnenden sich Burger, später Bürger, nannten, und der innerhalb der Schutzmauern durch Handel, Gewerbfleiß und Sicherung des Eigenthums zu Wohlhabenheit gelangte Bürgerstand begann Kunst und Wissen zu pflegen und erlangte die Befähigung, der Hauptträger der Reformation zu werden. Dagegen war der Stand der Bauern in vollständiger Knechtschaft geblieben. Gott aber will, daß Allen geholfen werde,

und das Christenthum, dieser reinste Ausfluß des göttlichen Geistes, das auch vollkommen dem Urbilde entspricht, das Gott in die Menschenseele gelegt hat, indem er sie zu seinem Bilde schuf, ist in die Welt gekommen, daß es die geistig und körperlich Mühseligen und Beladenen erquicke und erlöse. Der Bauplan des Menschentempels ist in dem Wort und Leben des Heilandes klar gezeichnet, aber der Werkleute sind wenig, die mit apostolischer Hingabe an dem Baue thätig sind, und die Selbstsucht der im äußeren Vortheil Stehenden legt dem Fortgange des Baues ununterbrochen Hindernisse in den Weg und strebt beständig danach, höchstens den Schein statt des Wesens zur Geltung zu bringen.

Es ist eine betrübende Thatsache, daß selten die im äußeren Vortheile Stehenden, seien es einzelne Personen, einzelne Stände oder einzelne Völker, ihre Vorrechte, die sie zum Schaden Anderer haben, freiwillig aufgeben, daß sie vielmehr Unterdrückte so lange in ihrem Elende belassen, bis diese, von der Noth aufs Aeußerste getrieben, zur Selbsthülfe greifen, die dann in der Regel wieder, weil sie begleitet ist von heftigen Leidenschaften, also von unlauterem Wesen, über die Ziele hinausgeht. Die Fesseln, unter denen der Bauernstand schmachtete, hatten sich im Mittelalter nicht gelockert, sie waren vielmehr fortgesetzt noch einschneidender geworden. Großen Antheil hatte daran das verweltlichte römische Kirchenwesen. War der oberste Priester der Christenheit ein weltlicher König geworden, wie sollten da nicht die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte danach streben, weltliche Fürsten zu werden? So waren die sogenannten hohen Würdenträger der Kirche z. B. in Deutschland nach und nach in den Besitz eines Drittels des ganzen Landes gelangt, und die Bauern und Leibeigenen auf ihren Besitzungen hatten eine üblere Behandlung zu erleiden, als sie in den besseren Zeiten Roms und Griechenlands den Leibeigenen und Sclaven zu Theil geworden war. Konnte ein solches Vorbild in den weltlichen Herren den Gedanken erregen, Hand an die Verbesserung der Zustände zu legen, unter denen die „armen Leut'", wie die Bauern und Leibeigenen genannt wurden, ihr Dasein dahinschleppten? Wo das Wort Gottes rein und lauter gelehrt wird, da wirkt es mildernd auf die Verhältnisse zwischen Herren und Knechten; aber da jenes immer weniger geschah, war die Verschlechterung der Zustände ein natürliches Ergebniß. Zum Schutz des Bauern war ein Gesetz nicht mehr vorhanden; er hing gänzlich von der Willkür der geistlichen und weltlichen Herren ab, auf deren Besitzthümern, die jene sich vielfach gewaltthätig angeeignet hatten, er wohnte.

„Der vierte Stand," heißt es in einer Chronik, „ist der Zustand der Menschen, die auf dem Felde sitzen und in Dörffern, Höffen und Wylerlin und werden genannt Bawern, darumb das sie das Feld bawen und das zu der Frucht bereiten. Diese fürn gar ein schlecht und niederträchtig Leben. Es ist jeder von dem andern abgeschieden und lebt für sich selbst mit seinem Gesind und Vieh. Ihre Häuser sind schlechte Häuser von Kot und Holz gemacht, uff daz Ertrich gesetzt und mit Strow gedeckt. Ihre Speiß ist schwarz rucken Brot, Haberbrey oder gekocht Erbsen und Linsen. Wasser und Molken ist fast ihr Trank. Eine Zwilchgippe, zween Buntschuh und ein Filzhut ist ihre Kleidung. Diese Leute haben nimmer Ruh. Früh und spät hangen sie der Arbeit an. Sie tragen in die nächste Stett zu verkaufen, was sie Nutzung übernommen auf dem Feld und von dem Vieh und kaufen ihn dagegen, was sie bedürfen. Denn sie haben keine oder gar wenig Handwerkslewt bei ihnen sitzen. Ihren Herrn müssen sie oft durch das Jahr dienen, das Feld bawen und Gruben machen. Do ist nichts daß das arm Volk nitt thun muß und on Verlust nicht aufschieben darf." Eine Urkunde aus dem Jahre 1333 zeigt, daß die Bauern von geistlichen und weltlichen Herren vollständig dem Viehe gleichgestellt wurden. Sie lautet: „Ich Konrad der Truchses von Urach, Ritter, thue Kundt und verjehen öffentlich an diesen Briefe, alle denen, die diesen Brief lesen, daß ich dem ehrsamen geistlichen Herren dem Abt und dem Convent des Klosters zu Lorch hab geben die 2 Frawen Agnes und ihre Schwester Mahilt, Degan Reiboldt's seligen Töchter, und ihre Kindt, die davon kommen mögen, um drei Pfund Heller; der ich gewährt von ihn bin, und das gab ich in diesem Brief, besiegelt mit myn Insigel, das daran hanget." Es verkaufte also ein Ritter dem Abt und Convent eines Klosters zwei Weiber und dazu die Kinder, „die davon kommen mögen," für eine Summe, die nach den gegenwärtigen Münzfuß einen Thaler und fünf Groschen beträgt! — Es wird dies genügen, gezeigt zu haben, daß auf den Bauern ein unerträgliches Joch lag, und daß, da von Seiten der Machthaber nichts zu ihren Gunsten geschah, die bittre Noth sie endlich zwingen mußte, zur Selbsthülfe zu greifen. Schon in den letzten funfzig Jahren vor Beginn der Reformation fanden Bauernaufstände statt, deren Bewältigung jedoch, da sie wenig umfangreich waren, nicht schwer hielt. Als nun der Geist der Reformation wie ein erlösender Odem durch die Welt ging, wiederholte sich etwas, was wir auch unmittelbar nach dem Eintritt des Christenthums in

die Welt wahrnahmen: auch denen, die nur die Fesseln äußerer Noth empfanden, blitzte ein Strahl des erwachenden Menschheitstages ins Auge, und es regten sich Hoffnungen in ihren Herzen und darnach auch der Entschluß, zur Zerreißung der Fesseln Hand anzulegen. Wie es zu gehen pflegt, fanden sich zu ihnen redebegabte Leute, die ihren Empfindungen Ausdruck gaben und sich zu ihren Leitern aufwarfen. Das, was uns über die Bauernaufstände geschichtlich geliefert worden ist, scheint, neueren Untersuchungen zufolge, die auf Grund nachträglich aufgefundener Belege angestellt worden sind, eine ungetrübte Beurtheilung noch nicht zu bieten. Die Bewegung ward bewältigt, und da galt denn für die Niedergeworfenen das alte Wort: „Wehe den Besiegten!" und zwar nicht allein um deswillen, weil sie dem Schwert verfallen waren, an das sie appellirt hatten, sondern auch aus dem Grunde, weil die Sieger das Urtheil über sie feststellten. Mühen wir uns, nach beiden Seiten hin gerecht zu sein! Es bildete sich — namentlich im Elsaß — eine Bauerngemeinschaft, der Bundschuh geheißen, die ihren Namen dem gebundenen Schuh der Bauern entnahm, den diese im Gegensatze zu den Stiefeln der Herren trugen. Der Aufruhr ging durch Schwaben bis nach Thüringen und dem Harz. In Thüringen stellten sich Zwickauer Schwärmer, namentlich Thomas Münzer, an die Spitze der Empörung. Auch der größte Theil des südlichen Deutschlands ward bald darauf von der Bewegung ergriffen. Entsprechend der Gerechtigkeit ihrer Forderungen, ihnen das unnatürliche, den Lehren des Christenthums Hohn sprechende Joch abzunehmen, klangen auch ihre Forderungen berechtigt. Nach dem von ihren Führern aufgestellten Heilbronner Manifest verlangten sie, daß alle geistlichen und weltlichen Herren, alle Städte und Gemeinden „zu göttlichen und natürlichen Rechten nach christlicher Freiheit reformirt," die Gerichte neu geordnet, die Zölle auf das Nothwendigste beschränkt, alle Bündnisse der Fürsten, Herren und Städte aufgehoben werden sollten, mit einem Worte, daß es fernerhin auf deutscher Erde lauter Freie und Gleiche unter Einem Haupte, dem Kaiser, gebe. Bestimmter noch lauteten die unter dem Namen der zwölf Artikel berühmten bauernschaftlichen Forderungen, welche in demselben Jahre (1525) in Oberschwaben zu Tage traten und sich — auch ihnen kam die Buchdruckerkunst zu Gute — mit Blitzesschnelle durch ganz Deutschland verbreiteten und überall von den aufgestandenen Bauernschaften als Manifest angenommen wurden. Die Bauern forderten 1) freie Wahl des Pfarrers, der das Evangelium ohne menschlichen Zusatz predigen solle; 2) daß dem Pfarrer nicht mehr

als der Zehnte zu seinem Unterhalte gegeben werde, und daß man vom Kirchengute den Ueberschuß ansammle, damit im Kriegsfalle keine Landessteuer auf den Armen gelegt zu werden brauche; 3) daß die Herren als wahre und echte Christen die Bauern aus der Leibeigenschaft entlassen, welche übrigens versprechen, daß sie in Geboten und unter Obrigkeit leben wollen; 4) daß der arme Mann Gewalt habe, das Wildprett, Geflügel oder Fische zu fangen; 5) daß alle Waldungen, welche Weltliche oder Geistliche nicht erkauft, sondern sich willkürlich zugeeignet haben, den Gemeinden wieder anheimfallen, welche sich wegen des Erkauften gütlich vergleichen sollen; 6) daß man die Bauern in Diensten nicht so hart beschwere, wie bisher; 7) und 8) daß man sie in Gülten und Frohnen billiger behandle; 9) daß man sie gerecht richte und strafe, nach Gestalt der Sache, nicht parteiisch und aus Neid; 10) daß die Wiesen und Aecker, die von Rechtswegen den Gemeinden gehören, wieder herausgegeben werden; 11) daß Wittwen und Waisen nicht länger durch den Brauch, genannt Todfall, um das Ihrige gebracht werden, und sie setzten 12) fest, daß, wenn einer von diesen Artikeln als dem Wort Gottes nicht gemäß nachgewiesen werde, sie davon abstehen wollten, wogegen sie sich aber andrerseits auch vorbehielten, Aufstellungen von Forderungen zu machen, die in der heiligen Schrift begründet seien.

Dem Hauptinhalte des Manifestes ist die innere Berechtigung nicht abzusprechen; aber welche Kluft war vorhanden zwischen den Zuständen, die zur Geltung gebracht werden sollten, und denen, die bestanden! Jedoch gewann der Inhalt des Manifestes, so weit er berechtigt war, den Bauern viele Freunde auch in andern Ständen; die Wahrheit ist eine Macht, von der die Seelen der Besten zumeist ergriffen werden. Unter den Männern, die den Bedrückten ihre Dienste anboten, ist vor Allem zu nennen der tapfere Ritter Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Er ward der Hauptmann einer gewaltigen Schaar, die er ins Würzburgische führte. Nun aber that sich alsbald vor seinen Blicken und vor denen anderer Bauernfreunde eine neue Kluft auf. Die Männer, die von dem Mitgefühl und vor Allem von dem Inhalt der 12 Artikel sich hatten bewegen lassen, den Bauern die Hand zu bieten, erkannten mit Schrecken, daß der Geist des Aufruhrs in Wirklichkeit eine ganz andere Gestalt hatte, als der Inhalt des Manifestes es hatte ahnen lassen. Der unterdrückte Stand hatte sich zum Werkzeug der Verbesserung gemacht, aber das Werkzeug erwies sich als der Aufgabe nicht gewachsen, namentlich als nicht würdig der großen Sache, um die es sich im

Grunde handelte. Daß Luther einer solchen Bewegung gegenüber, namentlich da auch die religiöse Frage in derselben einen Ausdruck gefunden hatte, und es seinem Scharfblick nicht entging, daß sie aus der reformatorischen Bewegung ihren Impuls empfangen hatte, nicht unthätig bleiben würde, war vorauszusehen. Bei dem ersten Wetterleuchten des Aufstandes hatte auch ihm sich die Lage der armen Leute in einem Lichte gezeigt, wie er sie — er stand ja auch unter dem Eindrucke seiner Zeit — bis dahin noch nicht angeschaut hatte. Aber als wahrhaftiger Priester lebte er des Glaubens, daß die Haupthülfe in der Wirksamkeit des göttlichen Wortes beruhe. In diesem Sinne mahnte er Herren und Knechte, Fürsten und Bauern, einander mit versöhnlichem Sinne entgegen zu kommen. Den Herren sagte er in einem öffentlichen Schreiben: „Wir mögen Niemanden auf Erden diesen Unrath danken, denn Euch Fürsten und großen Herren, daß gar Viele im weltlichen und Kirchenregiment nicht mehr thun, denn daß sie schatzen und nehmen, Pracht und Hochmuth zu führen, bis es der arme gemeine Mann nicht mehr erschwingen kann. Das sollt Ihr wissen, lieben Herren, Gott schafft's also, daß man nicht länger solches dulden wird; Ihr müsset anders werden, und dem Worte Gottes weichen. Thut Ihr's nicht auf freundliche Weise, so werdet Ihr's müssen auf verderbliche und gewaltsame." Die Bauern mahnte er zur Milde, Versöhnlichkeit und zur Mäßigung. Aber hier wie dort ward sein Wort nicht beachtet. Die Bauern fühlten sich in der Macht, und wenn schon dem gebildeten Manne, dem eine große Macht in die Hand gelegt ist, es schwer fällt, sich des Mißbrauchs derselben zu enthalten, wie durfte solches von Massen des Volkes erwartet werden, die durch Generationen fast in thierischen Zuständen gelebt hatten? Alle bösen Leidenschaften, zu denen die Keime in die Gemüther der Unterdrückten gesenkt worden waren, brachen jäh auf, namentlich machte sich das Verlangen, Rache zu üben, geltend. So sehr sich Götz von Berlichingen auch mühete, die Bauern in Bezug auf ihre Forderungen innerhalb der Grenzen zu halten, die in dem Manifest bezeichnet waren, er vermochte dem wachsenden Unwesen nicht zu wehren, daher er die Unglücklichen, denen er hatte Beistand und Helfer sein wollen, nach vier Wochen verließ, überzeugt, daß sie unrettbar dem Abgrunde entgegen eilten. Bald vernahm man von grauenhaften Gewalt- und Rachethaten der Aufständischen. Sie zerstörten, plünderten und verbrannten Klöster, Kirchen, Burgen und Dörfer. Im Ostenwalde war Georg Metzler, ein Schenkwirth, der Führer einer großen Schaar. Diese Schaar zog gen Weinsberg und

bemächtigte sich desselben. Auf andern Orten waren gefangene Bauern hingerichtet worden: hier nun sollte an der Besatzung von siebzig Rittern, an deren Spitze ein Graf von Helfenstein stand, Rache geübt werden. Die entwaffneten Ritter wurden auf einen freien Platz geführt, die Bauern mit Spießen und Schwertern schlossen einen Kreis um sie, der sich, indem Wuthgeheul, Hohnrufe und Verwünschungen gegen Jene erschollen, enger und enger zusammenzog. Des Grafen Gattin, warf sich, ihr zweijähriges Kind auf dem Arme haltend und um Erbarmen flehend, den Unmenschen zu Füßen. Sie und das Kind wurden gemißhandelt, der Mord der Eingeschlossenen nahm seinen Anfang. Wohin die Ritter sich wandten, überall wurden sie getroffen von den Spießen und Schwertern, endlich lagen sie, überströmt mit Blut, todt und sterbend auf einem Haufen.

Diese und ähnliche Vorgänge veränderten die Ansichten und Meinungen über die Aufstände. Der ruhige Beobachter sagte sich: Die Herren waren hart gegen die armen Leute; aber wenn diese Leute heut gänzlich zur Macht gelangen — was dann? Dann wird das Böse von dem Böseren abgelöst. Unter diesem Eindruck standen die Besten jetzt, auch Luther. Um die ursprüngliche Frage, die den Aufstand hervorgerufen hatte, handelte es sich nicht mehr: man hatte es nur mit gefährlichen Räuberbanden zu thun, die niederzuschlagen als erstes nothwendiges Erforderniß angesehen wurde. Aus dieser Anschauung heraus ist allein die Schrift Luther's, die er jetzt unter dem Titel „Wider die räuberischen und mörderischen Bauern" erließ, zu betrachten, und in welcher er die Fürsten und Herren zu rücksichtslosem Eingreifen aufforderte: „Aufruhr," heißt es in denselben, „ist nicht schlechter als Mord, sondern wie ein groß Feuer, das ein Land anzündet und verwüstet; also bringt Aufruhr mit sich ein Land voll Mords, Blutvergießen und macht Wittwen und Waisen und zerstört Alles. Darum soll sie zerschmeißen, würgen und stechen, heimlich oder öffentlich, wer da kann, und gedenken, daß nichts Giftigeres, Schädlicheres, Teuflischeres sein kann denn ein aufrührerischer Mensch. Gleich als wenn man einen tollen Hund todtschlagen muß; schlägst du nicht, so schlägt er dich und ein ganzes Land mit dir. Ein Fürst muß hier denken, wie er Gottes Amtmann und seines Zornes Diener ist, dem das Schwert über solche Buben befohlen ist, und sich eben so hoch vor Gott versündigt, wo er nicht straft und wehrt, als wenn einer mordet, dem das Schwert nicht befohlen ist." Um dieser harten Worte willen, ist Luther später — nachdem der Aufstand niedergeworfen war — heftig getadelt worden. Die Tadler zeigten auf das

Manifest der Bauern, sagend: das begehrten die Bauern! und dann auf das Büchlein Luther's, hinzufügend: und also lautete die Antwort Luthers! — So lag aber, wie der Leser sich überzeugt hat, die Sache nicht. Luther's Büchlein wider die Bauern war nicht eine Antwort auf jenes Manifest, sondern eine Kundgebung gegen die Aufständischen in der Zeit, in der sie jenes Manifest hinter sich geworfen hatten und sich in Raub- und Mordthaten ergingen. Ihre grauenhaften Thaten waren aber auch der Anfang ihres Endes, denn nun ließen es sich die weltlichen Mächte um so mehr angelegen sein, ihre Streitkräfte zu sammeln, um des gefährlichen Aufruhrs Meister zu werden. Der schwäbische Bund rührte sich zuerst, an seine Spitze trat Truchseß von Waldburg. Er schlug die Empörung in Schwaben mit Gewalt nieder. In Thüringen führte Thomas Münzer die Bauern, ihnen verkündend, daß ihm das Schwert Gideon's in die Hand gegeben sei. Gegen ihn hatten norddeutsche Fürsten eine Heermacht gesammelt, es kam bei Frankenhausen zur Schlacht, 5000 Bauern fielen, Münzer, Tags darauf gefangen genommen, ward hingerichtet. In allen Theilen Deutschlands wurden die Fürsten und Herren Herr der Bewegung. Nun aber hob das Werk der Rache von Seiten der Sieger an. Unbarmherzig wurden Tausende von Bauern ohne alles weitere Urtheil dem Henkertode überliefert. Der Bauer, ob er sich nun bei dem Aufstande betheiligt hatte, oder nicht, ward als todeswürdiger Verbrecher angesehen. Die Henker, erzählen uns die Chroniken, hatten volle Arbeit auf lange Zeit! Nach einzelnen Angaben sind 50,000, nach andern gegen 100,000 Bauern hinterher ohne Erbarmen getödtet worden. Die Bauern hatten im Gefühl der Rache geschwelgt; jetzt ward dieselbe unmenschliche Rolle von Fürsten und Herren ausgeführt! — Der Markgraf von Brandenburg-Kulmbach ließ 59 Einwohnern des Fleckens Kissingen die Augen ausstechen. In Begleitung von Scharfrichtern durchzogen der Kurfürst von Trier und der Bischof von Würzburg ihre Landgebiete, überall Richtstätten aufrichtend. Sie erlabten sich förmlich an Blutvergießen, und es soll namentlich der Kurfürst von Trier selbst das Henkeramt vielfach übernommen haben. Auch dagegen erhob Luther seine Stimme in einer neuen Schrift, in der er sich über seine vermeintliche Härte aussprach und darnach in Bezug auf das Verfahren der Sieger äußerte: „So will ich auch hiermit die wüthigen Tyrannen nicht gestärkt, noch ihr Toben gelobt haben. Denn ich höre, daß etliche meiner Junkerlein über die Maß grausam fahren mit den armen Leuten, und sind fast keck und trotzig, als hätten sie gewonnen und säßen feste.“ Freilich, die Ursach der

Bewegung ward von den Siegern weiter nicht in Betracht gezogen. Der Brand eines Kraters war mit Blut gelöscht worden, damit aber die Ursachen seines Ausbruchs nicht beseitigt worden. Wir werden die Forderungen der Unterdrückten später wieder auftauchen und auch in anderen Formen zur Geltung gelangen sehen.

Hier an dieser Stelle möge gleich einer verwandten Bewegung gedacht werden, die etwa ein Jahrzehend später in Münster stattfand. Daselbst gewannen die Wiedertäufer Gewalt, verjagten ihre Gegner aus der Stadt und gründeten eine Art von Priesterstaat. Ihr Oberer, Johann Bockold, ein Schneider aus Leyden, Johann von Leyden genannt, nahm den Titel König von Israel an, führte Krone und Scepter und hielt Gericht auf dem „Stuhle David's," den er auf dem Marktplatze hatte errichten lassen. Die Stadt wurde belagert und ausgehungert. Johann von Leyden, sein Kanzler Krechting und sein Henker Knipperdolling wurden ein halbes Jahr in eisernen Käfigen zur Schau gestellt und darauf unter großen Martern getödtet.

Der Aufstand der Bauern wirkte nachtheilig auf den Gang der Reformation. Die Römlinge nahmen aus dem Vorgange Anlaß, die Bestrebungen Luther's von einer neuen Seite her anzufeinden und zu verdächtigen. Er selbst war dadurch, daß dasjenige, was er in schweren Kämpfen errungen hatte, von Unberufenen, die über ihn und seine Bestrebungen hinweggegangen waren und die religiöse Sache in eine unheilvolle Verbindung mit weltlichen Dingen gebracht hatten, entstellt worden war, so erschreckt worden, daß sein kühner Geistesflug und damit sein wahres Heldenthum um diese Zeit abschließt. Jene Vorgänge, so wie die Ausartungen auf dem religiösen Gebiet hatten ihn besorgt und mißtrauisch gemacht. Erregt durch die Sorge, das Gewonnene könne wieder verloren gehen, sehen wir ihn nun den Gedanken verleugnen, den er so kühn erfochten hatte: der Mensch hat mehr der in seinem Gewissen sich offenbarenden Gottesstimme als aller geistlichen und weltlichen Autorität zu gehorchen! Wenigstens verlangte er von Anderen das Aufgeben dieses Princips, während er es für sich selbst — „weil ihm das," wie einer seiner Biographen, Schottmüller, sagt — „gleichsam zur Gewohnheit, zur andern Natur geworden war," noch in Anspruch nahm, und damit „in sich selbst eine Autorität aufstellte, die er bis dahin in so bewundrungswürdiger Weise bekämpft hatte." Alles in Allem betrachtet, muß aber bekannt werden: wie es ein Segen war, daß im deutschen Volke die Reformation zum Ausbruch kam, in dem — im Vergleich zu andern europäischen Völkern — noch die meisten sittlichen Elemente vorhanden waren,

so haben wir auch darin eine glückliche Fügung zu erkennen, daß die Bewegung in die Hand eines Mannes kam, der ihr, der Gefahr der Verflüchtigung und Auflösung gegenüber, eine gemäßigte und patriotische Richtung gab.

Erste Kriege Karl's V. gegen Franz I. von Frankreich.

Wie kam es, daß Bann und Reichsacht gegen Luther sich als kalte Schläge erwiesen? Es ist oben angedeutet worden, daß Karl beschlossen hatte, den Reformator zu opfern, weil er des Papstes Hülfe in einem bevorstehenden Kriege in Anspruch zu nehmen beabsichtigte. Es handelte sich für ihn um einen Kampf gegen den König von Frankreich, Franz I. Luther war nach seiner Meinung so gut wie abgethan, nachdem er die Reichsacht gegen ihn und seine Anhänger erlassen hatte, daher er nach Schluß des Wormser Reichstags sich nach Spanien begab, um von da aus den Kampf gegen Franz zu betreiben, eine Angelegenheit, die auf längere Zeit seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen sollte. Wie hatte sich der Kluge verrechnet! Einmal kannte er die Macht des reformatorischen Geistes nicht, die dem Führer der religiösen Erhebung eine Schaar von Schützern erwirkt hatte, für's Andere wirkte seine Entfernung aus Deutschland erlahmend auf die Feinde Luther's. Er meinte, sie würden, da er ja den Ketzer für vogelfrei erklärt hatte, das Nachrichteramt schleunigst ausführen, sie wiederum hofften, der Kaiser werde sein Werk vollenden. Dazwischen nahmen die Bauernaufstände das öffentliche Interesse in Anspruch, dann der Krieg des Kaisers gegen Franz, die Zeit verging — allgemach kam die Reichsacht in Vergessenheit.

Wir haben nun zunächst die Ursache des bezeichneten Krieges in Betracht zu ziehen. In Frankreich lebte damals schon (ja, sie war schon vor dieser Zeit dort vorhanden) die Absicht, durch Aussäen von Zwietracht in Deutschland dasselbe im Innern zu schwächen, um es Schritt für Schritt zu berauben. Das Verfahren der altrömischen Politik gegen Deutschland diente den Franzosen dabei als Vorbild. Schon von Karl's Vorgänger, Maximilian, war den deutschen Fürsten eindringlich die Gefahr geschildert worden, von der das deutsche Reich durch Frankreich bedroht sei, und er hatte sie zum Kampf gegen den Erbfeind, der nach dem Rheine stehe," aufgefordert, ohne jedoch den gewünschten Anklang gefunden zu haben. Als nun Franz I. in Frankreich zur Regierung gekommen war, hatte das französische Ge-

lüst, auf Kosten Deutschlands zu wachsen, eine neue Gestalt angenommen. Noch während der letzten Lebensjahre Maximilian's waren von Franz geldspendende Boten durch Deutschland gesandt worden, um sich Stimmen für die nächste Kaiserwahl kaufen zu lassen. Die deutsche Kaiserkrone auf dem Haupte des Franzosenkönigs, Deutschland mithin das Nebenland Frankreichs! Die Gefahr für Deutschland war groß. Wir haben gesehen, daß doch die Mehrzahl der deutschen Fürsten patriotisch genug dachte, das Reich vor einer solchen Beschämung und Gefahr zu behüten. Der Mitbewerber, Karl von Spanien war auch nicht beliebt, aber er war doch väterlicherseits ein Deutscher. Er war gewählt worden, und Franz war ihm von da ab ein Todfeind.

Dieser Feind war nicht als gering anzusehen. Frankreich hatte sich bereits zu einem Reiche gestaltet, das durch seine Einheit und geschlossene Kraft als die erste der europäischen Mächte anzusehen war. Dazu stand jetzt an seiner Spitze ein Fürst glühenden, kriegerischen Sinnes, dabei gewissenlos, ein ächter Repräsentant seines Volkes. Er förderte Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbefleiß; aber er führte einen außerordentlich sittenlosen Lebenswandel. Dies nahm ihm sein Volk nicht übel, und wäre dies geschehen, er hätte sich nicht daran gekehrt, denn Anerkennung irgend welcher Volks- und Menschenrechte fand in seiner Seele nie eine Stätte. „Ein Fürst," sagt Leopold von Ranke von ihm, „glänzend in der ihm angeborenen Würde, von dem Volke angebetet, herrlich und in Freuden wollte er seine Tage zubringen, in einer ununterbrochen raschen, vollen Bewegung aller Lebenskräfte. Sein Leben war ein fortwährendes Gefecht, ein politischer und militärischer Wettkampf."

Bei dem nun zwischen Karl und Franz ausbrechenden Streite handelte es sich nicht um unmittelbar deutsches Gebiet, sondern um die Gebiete in Norditalien — Mailand, Genua und einen großen Theil der Lombardei — über die Deutschland immer noch die Lehnshoheit in Anspruch nahm. Von Franz I. waren diese Gebiete erobert, der Herzog Maximilian Sforza von Mailand war von ihm verjagt worden, und Karl, kaum zur deutschen Kaiserwürde gelangt, hatte beschlossen, die Franzosen, koste es, was es wolle, wieder aus Norditalien zu vertreiben und die alten italienischen Reichskammerländer wieder unter die deutsche Oberhoheit zu bringen.

So entbrannte der Kampf zwischen Karl und Franz in Italien. Am 24. Februar 1525 kam es zur blutigen Schlacht bei Pavia. Franz belagerte Pavia, das von 5000 deutschen Landsknechten und

einer kleinen Zahl von Spaniern heldenmüthig vertheidigt ward. Damals wurden die Kriege zumeist von den sogenannten Landsknechten oder Lanzknechten geführt. Hauptleute, die zeitweise in den Dienst der Fürsten traten, warben dieselben an. Es waren Fußmannschaften, 400 bildeten ein Fähnlein, acht bis zehn Fähnlein ein Regiment. Zu einem Fähnlein gehörten 200 Musketiere, 100 Pikeniere, 50 mit Schwert oder Hellebarde Bewaffnete, 50 Mann zur Ausfüllung der Lücken. Die gemeinsame Bewaffnung war Harnisch und Pickelhaube, die sonstige Kleidung war dem Belieben des Einzelnen überlassen. Die Musketiere führten die große Handbüchse mit dem Lunten- oder dem Radschlosse, die Pikeniere Piken von 16—18 Fuß Länge. Unter Georg von Frundsberg, der, wie oben angeführt, an Luther, als dieser vor die Reichsversammlung berufen worden war, einen tröstenden Zuspruch richtete, erhielten die Landsknechte ihre eigenthümliche Organisation, er ward wegen der Fürsorge, die er seinen Leuten angedeihen ließ, der „liebe Vater der Landsknechte," seiner Tapferkeit wegen der „Leutefresser" genannt. Das Haupt der Pavia mit Heldenmuth vertheidigenden Landsknechte war Graf Eitel Friedrich von Hohenzollern, von dem es in einem Liede der Landsknechte heißt:

Wir hatten kürzlich einen rat;
einer fragt den andern:
Nun zeucht der König nimmer ab,
zur stat steht sein verlangen.
Nennt sich einer mit Namen Graf Eitelfritz:
Die stat wöll wir nicht aufgeben;
wir pauen zwei polwerk, die sein fest,
es kost recht leib und leben.

Sie sein mit mancher Hand gemacht,
zwei polwerk, wol erpauen.
Wir liegen die winterlange nacht
zu Pavia auf den mauern.
und schreiben dem Fürsten aus Oesterreich,
er sol nicht ausbeleiben,
soll pringen manchen landsknecht frisch,
den könig zu vertreiben.

Der König Franz war gemeint. Es erschien nun auch ein Ersatzheer unter Frundsberg und dem Spanier Pescara. Das Heer, 19,000 Mann stark, bestand zum größern Theile aus Deutschen, zum kleineren Theile aus Spaniern und Italienern. Die französische Macht war eine doppelt so starke, fast zur Hälfte bestehend aus Deutschen und Schweizern. Auch in diesem Punkte sehen wir Frank-

reich auf der Bahn der altrömischen Politik, Deutschland durch Deutsche zu bekämpfen, und wir werden Frankreich auf dieser Bahn noch lange zum Unheil Deutschlands weiterschreiten sehen. Nun brach der blutige Kampf an, die Franzosen wurden geschlagen, Franz, ritterlich kämpfend, endlich aber allein stehend zwischen dahin gestreckten Kriegern, die seine nächste Umgebung gebildet hatten, mußte sich gefangen geben. Als Karl die Nachricht zu Madrid empfing, daß die Schlacht gegen die Franzosen gewonnen und der königliche Gefangene unterwegs sei, war er anfangs sprachlos vor Erstaunen. Dann die Worte des Hauptmanns wiederholend: „Die französische Armee geschlagen, König Franz gefangen!“ ging er in das Nebengemach und warf sich vor dem Bilde der Jungfrau nieder. Aber die Jungfrau, die er anbetete, lehrte ihn nicht, Milde und Großmuth gegen den gefangenen Feind üben. Er hielt ihn länger als ein Jahr in harter Kerkerhaft und erklärte, ihn nicht eher frei lassen zu wollen; ehe derselbe nicht seinen Ansprüchen auf Mailand entsage, Burgund herausgebe, und außerdem verspreche, den Feinden des Kaisers fernerhin allen Beistand zu entziehen. Franz entschloß sich endlich zur Eidesverpflichtung auf das Verlangte, nachdem er heimlich vor Freunden von vornherein gegen die Geltung des Eides protestirt hatte. So handelte dieser Fürst, der bei seiner Gefangennehmung gerufen hatte: „Alles verloren — nur die Ehre nicht!“ Es kam nun (1536) der Madrider Friede zu Stande.

Inzwischen hatte der Papst Clemens VII. einen „heiligen Bund“ gegen den Kaiser zu Stande gebracht, dem auch König Heinrich VIII. von England beigetreten war. Franz, freigelassen, nachdem seine beiden Söhne als Geiseln dem Kaiser überliefert worden waren, erklärte sofort, Eid und Ehrenwort brechen zu wollen, was nicht nur von seinem leichtfertigen und gewissenlosen Volke gutgeheißen, sondern auch vom Papste gebilligt ward, welcher letztere überdies, um den König Franz als vollkommen willenlos erscheinen zu lassen, ihn ausdrücklich seines Eidschwurs entband. Wiederum entbrannte der Krieg. Viele Lutherisch gesinnte strömten jetzt dem tapferen Georg von Frundsberg zu, der bald im Stande war, mit einem starken Heere nach Italien zu ziehen. Dort verband er sich mit Karl von Bourbon, einem französischen Prinzen, der schon im vorigen Kriege tapfer auf Seiten des Kaisers gegen den König Franz gefochten und jetzt wiederum eine ansehnliche Streitmacht zusammengebracht hatte. Dieser war in Feindschaft gerathen mit dem Königshofe zu Paris, weil man ihn auf ränkevolle Art seiner reichen Güter hatte berauben wollen, hatte sich nach Italien geflüchtet und erwies sich seitdem als einer

der gefährlichsten Feinde des Königs Franz. Aber den beiden Heerführern Frundsberg und Karl von Bourbon begann es nach kurzer Zeit an Geld zu fehlen, und es brachen, da der Sold nicht gezahlt werden konnte, Meutereien unter den Landsknechten aus. Erregt von diesen Vorgängen, ward Frundsberg vom Schlage gerührt und starb. Karl von Bourbon suchte der Empörung dadurch Herr zu werden, daß er dem von den Truppen längst geäußerten Begehren, nach Rom geführt zu werden, nachkam. Am 6. Mai 1527 wurde Rom gestürmt, Karl von Bourbon fiel im Kampfe. Die Kriegsschaaren, nun gänzlich führerlos, plünderten und verwüsteten Rom, verspotteten die Cardinäle und führten lächerliche Aufzüge vor der Engelsburg auf, in die der Papst sich geflüchtet hatte, dabei rufend: „Vivat Luther! er soll Papst sein!“ — Im Stillen freute sich Kaiser Karl, daß der Papst, der sein politischer Feind geworden war, also gedemüthigt wurde, öffentlich aber betheuerte er, daß ihm das Leid, das dem Stellvertreter Christi widerfahre, zu Herzen gehe. Ein französisches Heer kämpfte im Norden Italiens, eines im Süden. Die französische Macht wurde dadurch geschwächt, daß der Genuese Andrea Doria, der anfangs auf Seiten Frankreichs gestanden hatte, zum Kaiser überging, und daß im französischen Südheere die Pest ausbrach. Aber das schwelgerische Leben, dem die deutschen und spanischen Landsknechte sich in Rom ergeben hatten, wirkte auch wie eine Pest; etwa die Hälfte erlag demselben. Da verständigten sich zwei Frauen dahin, Schritte zu thun, um eine Vermittlung zwischen den Streitenden anzubahnen: die Mutter des Königs Franz und die Tante des Kaisers Karl. Ihre Bemühungen waren von Erfolg, und so kam (1529) der Friede von Cambay (der sogenannte Damenfriede) zu Stande. Franz entsagte seinen Ansprüchen auf die streitigen Gebiete in Italien und zahlte für Burgund und für die Freilassung seiner Söhne zwei Millionen Kronen. Darauf versöhnte sich Karl mit dem Papste und wurde von ihm, weil er den ernsten Willen bekundete, rücksichtslos gegen die lutherischen Ketzer vorgehen zu wollen mit der römischen und lombardischen Krone gekrönt. Im Verfolg dieser Zusage schrieb Karl einen Reichstag nach Augsburg aus.

Fortgang der Reformation.

Je mehr ein Mann wirkt zum Segen für die Menschheit, um desto weniger danken es ihm seine Zeitgenossen, um desto mehr wird er angefeindet. Es kann nicht anders sein: in den Zuständen und Verhältnissen, die bekämpft werden, ruhen die Vortheile einzelner

Zeitgenossen. Die Stellung, die Luther den Bauernunruhen gegenüber eingenommen hatte, versöhnte nicht seine papistischen Gegner, erwirkte ihm aber Feinde in den Reihen derer, die sich auf seine Seite gestellt hatten. Die Frage wegen der Priesterehe und der Klöster regte neue Feindschaften an. Luther suchte für alle Dinge des Lebens in der heiligen Schrift Regel und Richtschnur. Daß der Priester ehelos bleiben solle, war aus der heiligen Schrift nicht zu ersehen; hatte doch sogar Petrus, dessen Nachfolger die Päpste zu sein vorgaben, ein Weib, das ihn auf seinen Missionsreisen begleitete. Aber die Frage in Bezug auf die Mönche und die Nonnen machte ihn längere Zeit bedenklich. Sollten sie ihr Klostergelübde brechen dürfen? Melanchthon half ihm über seine Bedenklichkeiten hinweg, wie auch der Hinblick auf die Absichten, die leitend für den herrschsüchtigen Papst Gregor VII. gewesen waren, als er die Ehlosigkeit für die Gesammtheit des geistlichen Standes zum Gesetz erhoben hatte. Als darnach Luther's Wort die Mönchs- und Nonnenklöster geöffnet hatte, ward das Unterbringen der Personen, die die Klöster verließen, vielfach als eine Last empfunden. Dies nicht allein. In jener harten Zeit war es in adeligen Häusern Gebrauch gewesen, lästige nähere oder entferntere weibliche Verwandte in Klöster zu stecken — eine bequeme Art, sich ihrer zu entledigen. Viele dieser unglücklichen Personen kehrten nun in ihre Heimathstätten zurück, was den Grimm der Betheiligten gegen den Urheber erregte. Vielfach suchten Mönche und Nonnen, Würdige wie Unwürdige, in Wittenberg Zuflucht; das machte dem Reformator viel zu schaffen. Eine Nonne, die verstoßene Tochter eines sächsischen Adelshauptes, Katharina von Bora, hatte auf Luther's Verwendung in dem Hause des Stadtschreibers Reichenbach zu Wittenberg ein Unterkommen gefunden. Diese nahm Luther zwei Jahre später zum Weibe. Ueber seine Beweggründe läßt er sich in einem Schreiben an einen Freund aus, in dem es heißt: „Es ist wahr, daß ich ganz plötzlich mit Katharinen zusammen gethan worden bin, ehe ich hören mußte, wie das Geschrei darüber losging, wie das so der Brauch ist. — So hab ich auch diesen letzten Gehorsam meinem Vater, der Solches von mir begehret, in der Hoffnung, Gott werde mir Kinder bescheeren, nicht wissen abzuschlagen. Zugleich wollte ich durch mein Beispiel bestätigen, was ich gelehrt habe, da ich finde, daß Viele bei so hellem Lichte des Glaubens doch noch kleinmüthig sind. So hat es Gott gewollt und gethan. Ich bin nicht verliebt, doch liebe ich mein Weib.“ Aus einem späteren Briefe ersehen wir, wie glücklich Luther

in der Ehe lebte. Er achte, sagte er, seine Ehefrau theurer als das Königreich Frankreich und der Venediger Herrschaft. Als ihm ein Sohn geboren worden war, schreibt er einem Freunde: „Es grüßt Dich Käthe, meine Rippe, und dankt Dir, daß Du sie mit einem so liebreichen Briefe beehrt hast. Sie selbst befindet sich, Gott sei Lob, wohl, und ist mir folgsam und in Allem zu Willen und mehr nütze, als ich zu hoffen gewagt hätte, Gott sei Dank, so daß ich meine Armuth nicht mit eines Krösus Schätze vertauschen möchte."

Nun hatten die Römlinge ein neues Thema, den Reformator zu schmähen. Ein entlaufener Mönch und eine entlaufene Nonne thun sich zusammen — welch ein unheiliges Verhältniß! — So redeten die, die ein Auge zudrückten, wenn von Priestern ganz andere Dinge berichtet wurden, und wenn sie sahen, daß die „Kirche" so arge Dinge zudeckte! Die Welt aber, namentlich das deutsche Volk, hat Grund, Gott zu danken, daß Luther den Muth hatte, allen Vorurtheilen zum Trotz und ohne sich durch den Hinblick auf die Verdächtigungen, die, wie er wohl voraussah, nicht ausbleiben würden, abschrecken zu lassen, in das Ehebündniß zu treten.

Eingehend mit warmer Theilnahme spricht sich Gustav Freytag in seiner nicht genugsam zu empfehlenden Schrift „Aus dem Jahrhundert der Reformation" über diese Seite des Lebens Luther's aus. „Hausandacht, Ehe und Kinderzucht, Gemeindeleben und Schulwesen, Sitte, Vergnügen, alle herzlichen Empfindungen, alle gesellschaftliche Freude weihete Luther durch seine Lehre und Schrift, überall war er bemüht, neue Marksteine zu setzen, tieferen Grund zu graben. Kein Gebiet menschlicher Pflicht gab es, über welche er seine Deutschen nicht nachzudenken zwang. Durch seine zahlreichen Sermone und kleineren Schriften wirkte er ins Weite, durch zahllose Briefe, in denen er Anfragen oder Rath und Trost gab, auf die Einzelnen. Wenn er die Zeitgenossen unablässig trieb, selbstthätig zu prüfen, ob ein Herzenswunsch berechtigt sei oder nicht, was der Vater dem Kind, der Unterthan der Obrigkeit, der Rathsherr seiner Bürgerschaft zu gewähren schuldig sei, so war der Fortschritt, der durch ihn gemacht wurde, deshalb so bedeutend, weil er auch hier das Gewissen des Einzelnen freimachte und an die Stelle äußern Zwanges, gegen den sich die Selbstsucht bisher trotzig empört hatte, überall gemüthvolle Selbstbeherrschung setzte. Wie schön begreift er die Nothwendigkeit, die Kinder durch Schulunterricht zumal in alten Sprachen zu bilden, wie empfiehlt er auch seine geliebte Musik zur Einführuug in die Schulen, wie groß wird sein Blick, wenn er die Rathsherren ermahnt,

auch Stadtbibliotheken anzulegen. Und wieder, wie gewissenhaft sucht er bei Verlobung und Ehe den Herzen der Liebenden ein Recht zu sichern gegenüber harter elterlicher Gewalt. — Ueberall klingt durch sein Predigen, Treiben und Schalten der schöne Grundton seiner deutschen Natur, das Bedürfniß von Freiheit und Zucht, von Liebe und Sittlichkeit. Das alte Sacrament der Ehe hatte er verworfen, aber höher, edler, freier gestaltete er das innerliche Verhältniß zwischen Mann und Weib; die unbehülflichen Klosterschulen hatte er befehdet, überall in Dorf und Stadt, soweit sein Einfluß reichte, blühten bessere Bildungsstätten für die Jugend auf; Messe und lateinischen Kirchengesang hatte er abgeschafft, er gab dafür Verehrern und Gegnern die regelmäßige Predigt und das deutsche Kirchenlied. Immer reiner trat sein Bedürfniß hervor, alles Holde, Gute und Herzliche, was ihm die Welt entgegentrug, als göttlich zu empfinden. In solchem Sinne war er immer fromm und immer weise, in der Natur, in ehrbarer Fröhlichkeit unter seinen Genossen, wenn er seine Frau neckte, seine Kinder im Arm hielt. Vor dem Fruchtbaum, den er voll Obst hängen sah, stand er vergnügt über die Pracht: „Wenn Adam nicht gefallen wäre, hätten wir nimmer alle Bäume so bewundert.“ Eine große Birne nahm er erstaunt in die Hand: „Seht, vor einem halben Jahre war sie tiefer unter der Erde, als sie lang und groß ist, und saß im äußersten Wipfel der Wurzel. Diese allerkleinsten und unbeachtetsten Creaturen sind die größten Wunderwerke! Gott ist in der geringsten Creatur, als in einem Baumblatt oder Gräslein!“ Zwei Vöglein machten in seinem Garten ein Nest und flogen am Abend heran, oft von den Vorübergehenden gescheucht; er rief ihnen zu: „Ach du liebes Vöglein, fliehe nicht, ich gönn dir's von Herzen wohl, wenn du mir's nur glauben könntest! Aber so vertrauen auch wir unserm Herrgott nicht.“ Große Freude war ihm die Geselligkeit mit treuen Männern, dann trank er vergnügt seinen Wein, die Unterhaltung flog lebendig über Großes und Kleines, er sang wohl selbst und schlug die Laute und richtete eine Cantorei auf. Was Menschen in Ehrbarkeit fröhlich machte, war ihm lieb, die herrlichste Kunst, die Musica; mild urtheilt er über den Tanz und sprach — ein halbes Jahrhundert vor Shakespeare — wohlwollend von der Komödie, denn sie lehre gleich einem Spiegel, wie sich ein Jeglicher halten soll. — Wie liebenswürdig ist er als Vater der Familie! Als seine Kinder allein vor dem Tisch standen und mit allem Fleiß auf das Obst sahen, sagte er: „Wer da sehen will das Bild eines, der sich in Hoffnung freut, der hat hier das rechte Conterfei! Ach, daß wir den jüngsten

Tag so fröhlich ansehen könnten!" — So sah er seinem dreijährigen Söhnchen zu, welches spielte und mit sich selbst plauderte: „Dies Kind ist wie ein Trunkener," sagte er, „es weiß nicht, daß es lebet, und lebet doch sicher und fröhlich dahin, springet und hüpfet. Solche Kinder sind gern in großen weiten Gemächern, wo sie Raum haben." Und er zog das Kind an sich: „Du bist unsers Herrgotts Närrchen, unter seiner Gnade und Vergebung der Sünden, nicht unter dem Gesetz; du fürchtest dich nicht, bist sicher und kümmerst dich um nichts; wie du es machst, so ist's unverderbt." — Seine geliebte Tochter Magdalena lag auf dem Tode, da klagte er: „Ich habe sie sehr lieb, aber lieber Gott, da es dein Wille ist, daß du sie dahin nehmen willst, so will ich sie gern bei dir wissen. Magdalena, mein Töchterchen, du bleibst gern hier, bei deinem Vater und ziehst auch gern zu jenem Vater." Da sprach das Kind: „Ja, herzer Vater, wie Gott will." Und als sie starb, fiel der Vater vor dem Bett auf seine Kniee, weinte bitterlich und betete, daß sie Gott erlösen wolle. Da entschlief sie in des Vaters Händen. Und als die Leute kamen, die Leiche bestatten zu helfen, und den Doctor nach Gewohnheit anredeten, sagte er: „Ich bin ja fröhlich im Geist, aber das Fleisch will nicht heran, das Scheiden fexiret einen über die Maßen sehr. Wunderlich ist's, zu wissen, daß sie gewiß in Frieden und ihr wohl ist, und doch noch so traurig zu sein!" — Sein Dominus oder Herr Käthe, wie er die Gattin auch in Briefen an Freunde nannte, hatte sich bald zu einer tüchtigen Wirthin gebildet. Und sie hatte nicht geringe Mühe. Kleine Kinder, der Mann oft kränklich, eine Anzahl Tischgänger, Magister und arme Studenten, ein immer offenes Haus, dem selten gelehrte oder vornehme Gäste fehlten, und dazu ein knapper Haushalt und ein Gatte, der lieber gab als nahm, und der in seinem Eifer einmal, als sie in Wochen lag, sogar über das Pathensilber der Kleinen herfiel, um einem Almosen zu geben. Luther kann z. B. im Jahre 1527 nicht acht Gulden für seinen Freund Briesger auslegen. Traurig schreibt er ihm: „Drei silberne Becherlein (Hochzeitgeschenke) sind gegen 50 Gulden verpfändet, das vierte ist verkauft, das Jahr hat 100 Gulden Schulden gebracht. Ludwig Kranach will meine Bürgschaft nicht mehr annehmen, damit ich mich nicht ganz ruinire." — Einige Male lehnt Luther Geschenke ab, auch solche, welche ihm sein Landesherr anbietet, es scheint, daß die Rücksicht auf Weib und Kinder ihm in der letzten Zeit doch etwas haushälterischen Sinn gegeben habe. — Aus der Art, wie Luther seine Käthe behandelt, sehen wir, wie glücklich seine Häuslichkeit war.

Wenn er Anspietzlungen auf das behende Schwatzen der Frauen macht, er hatte wenig Recht dazu, denn er selbst war durchaus kein Mann, den man wortkarg nennen durfte. Wenn sie sich herzlich freut, allerlei Fische aus dem kleinen Teich ihres Gartens aufsetzen zu können, und der Doctor wieder über ihre Freude seelenvergnügt ist und nicht verfehlt, eine angenehme Betrachtung über das Glück der Genügsamkeit daranzuhängen. Oder wenn ihr einmal das Lesen im Psalter zu viel wird, und sie ihm antwortet, sie höre genug vom Heiligen, lese täglich viel und könnte auch wohl davon reden, Gott wolle nur, daß sie darnach handele, und der Doctor auf diese verständige Antwort erseufzt: „So fängt der Ueberdruß an Gottes Wort an, es werden eitel neue Bücher kommen, und die Schrift wird wieder in den Winkel geworfen werden."

Wem die Geschichte als Kunde des Seelenlebens der Völker gilt, demnach als etwas ganz Anderes als eine Tabelle von Zahlen, Namen und trockenen Angaben von Thatsachen, der wird es billigen, daß bei dem Obigen ein wenig länger verweilt worden ist, als es sonst in der Regel in Geschichtsdarstellungen, die größere Zeiträume umfassen, zu geschehen pflegt. Daß Luther seine Deutschen nicht nur vom Papst zu Christus führte, insofern er das papistische Lügengewebe mit starker Hand niederriß und an seine Stelle das lautere Wort Gottes setzte, sondern daß er ihnen im Familienleben die Anwendung des christlichen Geistes zeigte, ist für das deutsche Volk von Folgen gewesen, die vielleicht noch nicht genugsam gewürdigt worden sind. Der heilige Boden des Familienlebens berichtigte, läuterte und erweiterte aber auch fortgesetzt seine Anschauungen über die Gemeinde- und Staatsverhältnisse, denn den treuen Vater mußten ja die Verhältnisse nun doppelt interessiren, in die sein Schatz auf Erden, seine Kinder, hineinwuchsen, und in denen sie sich später zu bewegen hatten! —

In Wittenberg ward die Uebersetzung der Bibel von Luther vollendet; gelehrte Männer, unter ihnen namentlich Melanchthon, standen ihm bei. Die Schwierigkeiten, den Inhalt in der Sprache des Volkes wiederzugeben, waren bisweilen außerordentlich groß. Er erzählte, es sei vorgekommen, daß er wochenlang nach einem einzigen Worte gesucht habe. Als er die Psalmen übersetzte, schloß er sich mehrmals auf Tage in sein Zimmer ein; man mußte mit Gewalt die Thür erbrechen. Ja, dies Heldenleben war nach allen Seiten hin voll Schweiß und unerhörten Anstrengungen. „Nun es (das Bibelwort) vertauscht und bereit ist," schrieb er später, „kann's ein Jeder lesen und meistern:

läuft Einer jetzt mit den Augen durch drei, vier Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, wie viel Wecken und Klötze dagelegen sind. Da es jetzt überhin geht, wie über ein gehobeltes Brett, da haben wir müssen schwitzen und uns ängsten. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist."

Es war ein Glück für Luther, daß er einen Melanchthon neben sich hatte. Melanchthon, als Lehrer der griechischen und hebräischen Literatur nach Wittenberg berufen, war ein Mann von außerordentlichem Wissen. Sein Verhältniß zu Melanchthon characterisirt Luther in einem Briefe, in welchem es heißt: „Ich bin dazu geboren, daß ich mit Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meine Bücher stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Stämme und Klötze ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen nnd zurichten muß. Aber Magister Philipp Melanchthon fähret säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begießt mit Lust, nachdem ihm Gott gegeben seine Gaben reichlich." H. Krause stellt folgenden Vergleich zwischen beiden Männern auf: „Dieser, Luther, der gewaltige Prediger göttlicher Offenbarung, der Mann des Wortes, jener, Melanchthon, Magister, d. i. Meister der das natürliche Leben bildenden Künste, der Mann der Gebildeten und Gelehrten; dieser aus den Tiefen der Erde die Lebensquellen aufgrabend, die jener in Kanäle vertheilt und auf die Felder leitet; dieser ein Gewitter der Reformation, der gewaltige Donner und Blitz, jener der sanftbefruchtende Regen. Aber gerade durch diese Verschiedenheit gehörten sie so unzertrennlich zusammen, bildeten gleichsam eine geistige Ehe, wie sie oft vorkommt zwischen einem schöpferisch überströmenden und einem sanftbildenden Geiste, der Allem Anmuth und Klarheit zu verleihen weiß. Auch an Irrungen fehlte es nicht in dieser Ehe, wie in keiner, aber sie erwuchsen nie aus thörichter Eifersucht, sondern nur aus der menschlichen Unvollkommenheit, der beide noch ihren Zoll zahlen mußten. Aber wenn Melanchthon Reformator nur ist neben Luther, an zweiter Stelle, von diesem nur um eines Hauptes Länge überragt: als Lehrer steht er allein und unerreicht da. Nach des Apostels Wort: „Alles ist euer," beherrscht er alle Gebiete des menschlichen Wissens, aber nur um sie dem Dienste Christi und seines Reiches zu eigen zu machen; er lehrt durch sein Vorbild und stellt nicht blos sein Wissen, sondern auch seine Gabe selbstlos seinen Schülern zur Verfügung. Melanchthon, dessen Ruf als praeceptor Germaniae ein europäischer war, hatte sich von dem Tage an, an

welchem Luther seine 95 Sätze an die Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen hatte, diesem mit aller Wärme angeschlossen, und als Luther auf der Wartburg war, verfaßte er das erste, allein auf die Bibel gestellte Lesebuch der Theologie, das, mehrfach neu aufgelegt, der Sache der Reformation bedeutenden Vorschub leistete. Was dies Werk für die gelehrte Welt war, sollten zwei kleinere, von Luther verfaßte Werke für das Volk sein: der kleinere und der größere Katechismus.

Zwei solche Männer in Wittenberg, wie Luther und Melanchthon es waren, das mußte bei der der Reformation schon von vornherein zugewandten Stimmung in Deutschland einen großen Zuzug von strebsamen Geistern zur Folge haben. So war es: Wittenberg ward der Heerd der neuen Geistesrichtung, von dem aus Begeisterte die Gedanken der Reformation durch die Länder trugen. Die schriftstellerische Thätigkeit Luther's und Melanchthon's regte zur Nachfolge an; es erschienen vielfach kleinere Schriften: fliegende Blätter, Schmähschriften, Pamphlete. Aber die Kunst des Lesens war wenig verbreitet. Da griff man zu den Carricaturen, jenen bunt bemalten Holzschnitten, die nicht selten wie Feuer und Pulver auf die Menge wirkten. Ein Wolf in Bischofskleidung, der den Schafen predigt, während Mönche sie scheeren, oder Teufelsgestalten, die solchen verkleideten Wolf aufspießen — das waren Darstellungen, die die Massen auch ohne Text verstanden. Der berühmte nürnberger Schuhmacher und Dichter Hans Sachs feierte den Reformator in einer Dichtung als die wittenbergische Nachtigall. Als besonders der Verbreitung der Reformation fördersam erwies sich das evangelische Kirchenlied. Luther dichtete selbst geistliche Lieder. Andere folgten ihm auf dieser Bahn. Die Stimmung der von dem Geist der Reformation ergriffenen Gemüther fand in dieser Art von poetischen Erzeugnissen vielfach würde- und weihevollen Ausdruck. Häufig wurden die Texte bekannten und ergreifenden Melodien angepaßt. Der Menschen Seelen waren aufgeregt, wie das in Kampfeszeiten der Fall ist. Luther lebte zwar längere Zeit nun schon unangetastet in Wittenberg. Aber war denn die Gefahr für den Helden schon gänzlich vorüber? Kaiser und Papst führten zu dieser Zeit Kriege; mußten die Anhänger Luther's nicht mit Besorgniß der Zeit denken, in der ein erlangter Friede dem Kaiser und dem Papst gestatten würde, ihre ganze Aufmerksamkeit wieder der reformatorischen Bewegung zuzuwenden? Aber gerade die Unsicherheit der Lage, die Besorgniß, die man im Hinblick auf Luther empfand, begeisterte nur noch mehr für ihn und seine Sache. Die Lieder,

deren Wendungen heut, weil die Lage eine andre ist, vielfach unverständlich sind, stärkten die der Reformation zugewandte Gesinnung unglaublich, wie sie andererseits mit einem Schlage Personen der guten Sache gewannen, die bisher ein Verständniß für dieselbe nicht gehabt hatten. Was man in der Kirche gemeinsam gesungen hatte, ertönte wieder im stillen Kämmerlein und auf der Gasse. Wahrlich, das Kirchenlied hat großen Antheil an den Erfolgen der reformatorischen Bestrebungen jener Zeit!

Im Jahre 1525 war Friedrich der Weise gestorben, sein Bruder Johann der Beständige folgte ihm im kurfürstlichen Amte. War Friedrich ein Schützer der Reformation gewesen, so schloß Johann sich derselben persönlich an und suchte ihr auf den Gebieten des Kirchen- und Schulwesens festen Boden zu sichern. In demselben Jahre ward der Reformation im fernen Nordosten Deutschlands ein bedeutender Gewinn zu Theil. Die Deutschritter hatten ihrer Zeit mit Erfolg für die Verbreitung des Christenthums und Deutschthums in Preußen gekämpft (B. II., S. 452); später war die Macht des Ordens gesunken, das Ordensland Preußen war schließlich unter die Lehnshoheit Polens gekommen. Als die Reformation zum Ausbruch kam, war Markgraf Albrecht Hochmeister des Ordens. Auf einer Reise durch Deutschland machte er dem Reformator einen Besuch in Wittenberg und schied von ihm als begeisterter Anhänger der neuen Lehre. Schrift und Lied hatten im Ordenslande schon vorgearbeitet, und so konnte es nicht fehlen, daß nun, da der Ordensmeister für die Reformation gewonnen war, sie in Preußen schnelle Verbreitung fand, wodurch die mit der alten Kirche zusammenhängenden Ordensverhältnisse gänzlich hinfällig wurden. Albrecht erklärte 1525 den Orden für erloschen und nahm als weltlicher Herzog Preußen als Lehen von Polen.

Zwingli.

Auch in der Schweiz hatte der reformatorische Geist der Zeit in einer bedeutenden Persönlichkeit einen Vorkämpfer erweckt. Ulrich Zwingli, ein frommer und gelehrter Prediger zu Zürich, war, wie es bei Luther geschehen, hauptsächlich durch den Unfug des Ablaßhandels in die Opposition gegen das römische Papstthum gedrängt worden. Er fand so bedeutenden Anklang, daß der Rath zu Zürich schon im Jahre 1520 den Befehl erließ: „es sollten alle Pfarrer gleichmäßig über das Neue Testament predigen, ihre Lehre einzig

aus der Bibel beweisen, die Neuerungen und menschlichen Erfindungen aber weglassen." Es wurde die Messe abgeschafft, es wurden die Bilder, ja sogar die Altäre und die Orgel aus den Kirchen entfernt. Zwingli wollte einerseits, daß Alles abgethan werde, was an römisches Wesen erinnere, andrerseits, daß sofort im kirchlichen wie im Staatsleben Einrichtungen getroffen würden, die den Forderungen des Christenthums entsprächen. Dadurch unterschied er sich wesentlich von Luther, der, wie wir gesehen haben, das Hauptgewicht auf die innere Läuterung und auf das Predigen des lauteren Wortes Gottes legte, hoffend, Beides werde eine allmählige Umgestaltung des Staatslebens zum Bessern im Gefolge haben. In Bezug auf die Abendmahlslehre trat ebenfalls, wie wir weiterhin bemerken werden, ein bedeutender Unterschied in den Auffassungen beider Reformatoren zu Tage. Die Ansicht Zwingli's, daß es Pflicht sei, unmittelbar und, falls das Wort nicht genüge, mit Anwendung von Gewalt Neuerungen im Staatsleben zur Geltung zu bringen, führte ihn auf das politische Feld, auf dem er, ähnlich dem edlen Arnold von Brescia, der gegnerischen Macht erlag. Der nächste Anlaß zu dem Kampfe, in dem er seinen Untergang fand, ergab sich aus Folgendem. Wie früher schon (und wie es auch in späterer Zeit noch geschehen ist) betrachteten es viele junge Schweizer als ein einträgliches Geschäft, außerhalb des Landes Kriegsdienste zu nehmen. Was sie am Solde sparten und was bei Plünderungen in ihre Hände fiel, brachten sie heim. Dieses sogenannte Reislaufen verurtheilte Zwingli auf das Eifrigste und wollte es mit Gewalt abgeschafft wissen. Aber jene Unsitte hatte sich, namentlich in den alten Cantonen, eingebürgert; viele Schweizer hatten den Grund zu ihrem gegenwärtigen Besitz mit dem gelegt, was von ihnen im Söldnerdienste erübrigt und erbeutet worden war, und sie fanden es in der Ordnung, ihren Söhnen zu rathen, daß diese in gleicher Weise für ihre Zukunft Sorge trügen. Viele Schweizer waren während des Krieges zwischen Kaiser Karl V. und Franz I., an dem sich ja auch der Papst betheiligte, als Miethstruppen in den Dienst des Letzteren gegangen, und ein Bischof in der Schweiz, der sich dazu hergegeben hatte, Werbungen für den Papst zu betreiben, war von dem letzteren für seinen Eifer mit dem Cardinalshut belohnt worden. Man wisse es wohl, predigte Zwingli erbittert, woher es komme, daß die Cardinäle rothe Hüte und rothe Mäntel trägen. „Schüttelt ihr daran, so fallen Ducaten herab; wenn ihr sie aber recht auswindet, so rinnt das Blut eurer Söhne, eurer Brüder, eurer Väter, eurer Freunde heraus!" — Zwingli's feurige Beredsamkeit brachte die Züricher dahin, daß sie beschlossen, unter

allen Umständen der ferneren Ausübung jener Unsitte zu wehren, was wiederum in den alten Cantonen zu dem Entschluß führte, der Gewalt Gewalt entgegen zu setzen. Zürich fand Zustimmung in einem Theile der Schweiz, dagegen traten Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern und Zug zu einem Gegenbündniß zusammen. Der Krieg drohete auszubrechen, und schon standen (1529) die beiden feindlichen Heere einander bei Kappell gegenüber. In den Reihen der Kämpfer des züricher Bundes befand sich auch, zu Rosse sitzend und die Hellebarde in der Hand haltend, Zwingli. Da gelang es in der letzten Stunde dem ehrwürdigen Landamman von Glarus, einen Waffenstillstand zu vermitteln, dem später ein Friede folgte. Zwingli war weder mit dem Waffenstillstand noch mit dem Friedensschlusse zufrieden, da den alten Cantonen das Recht gelassen ward, ihre Söhne auch weiterhin hinaus zu senden, um Kriegsdienste im Auslande zu nehmen.

In demselben Jahre ward Zwingli auf ein ausschließlich geistliches Kampffeld gerufen. Zwischen den schweizer Theologen und den sächsischen Theologen war ein hitziger Kampf wegen der Abendmahlslehre ausgebrochen. Von letzteren oder vielmehr von Luther (denn für sie war dessen Urtheil in der streitigen Sache maßgebend) war die Behauptung aufgestellt worden: mit den Worten des Sacraments: „das i s t mein Leib" sei angezeigt, daß, indem der gläubige Christ das Brot beim Abendmahl empfange, sich dasselbe in Fleisch des Leibes Christi verwandle. Die Ansicht Zwingli's und seiner Freunde dagegen, die auch heut zumeist Geltung gewonnen hat, ging dahin, jene Stelle sei so zu verstehen, als ob dastände: das b e d e u t e t meinen Leib, daher das Abendmahl als eine Erinnerungsfeier zu betrachten sei, die uns den Heiland vergegenwärtigen solle, der Leib und Blut hingegeben habe im Dienste Gottes. Denn, ward hinzugefügt, habe Jesus nicht jenes Wort gesprochen, als er noch lebte und mitten unter den Jüngern saß? Wie könne denn angenommen werden, er habe sagen wollen, daß er ihnen von seinem Fleische und Blute zu essen und zu trinken gebe! — Als jener Streit immer lebhafter die theologische Welt erregte, fühlte sich der edeldenkende Landgraf Philipp von Hessen veranlaßt, die Führer der schweizer und der sächsischen Theologen zu einer Zusammenkunft und Besprechung zu Marburg einzuladen. Ende September 1529 fanden sich die Eingeladenen, unter den Wittenbergern Luther und Melanchthon und unter den Schweizern Zwingli und Oecolampadius, in Marburg ein. Vierzehn Punkte waren aufgestellt worden, über die berathen werden sollte. Die Schweizer gaben in allen Punkten nach,

der Deutung aber, die Luther in der Abendmahlslehre anerkannt wissen wollte, erklärten sie nicht zustimmen zu können, wogegen Luther gerade auf diesen Punkt das Hauptgewicht legte. Mit Kummer sah der Landgraf Philipp in dem Verlauf des Gesprächs statt des von ihm so sehr gewünschten Eintritts der Versöhnung die Kluft zwischen den streitenden Ansichten nur noch größer werden. Luther hatte sich die Worte „Das ist mein Leib" mit Kreide auf den Tisch geschrieben, um sie während des Streites nicht einen Augenblick aus dem Auge zu lassen. Er beharrte unerschütterlich auf seiner Ansicht. „Da steht es," sagte er: „Das ist mein Leib!" Wer darf, so er Gottes Wort heilig hält, dawider sein?" Er verstieg sich in dem heftig entbrannten Streit zu dem ungeheuerlichen Satze: „Wir essen durch, mit und unter dem Brote das Fleisch des Heilandes." War es nicht, als hörte man einen Scholastiker reden, der in sophistischen Künsteleien es zur Meisterschaft gebracht hat? Es muß dies um so mehr verwundern, als Niemand die Scholastik der mittelalterlichen Theologie zermalmender bekämpft hat, als gerade Luther. „So erkennet uns," sagten die Schweizer am Schlusse des Streites, „wenigstens als Brüder an." Der Landgraf stimmte diesem Wunsche herzlich bei. Zwingli sagte mit Thränen im Auge: „Es sind keine Leute auf Erden, mit denen ich lieber wollte Eins sein, denn mit den Wittenbergern!" Luther schüttelte finster das Haupt: „ihr habt," sagte er, „einen anderen Geist als wir." Er verweigerte Zwingli den Brudernamen, reichte ihm aber zum Abschiede die Hand.

Das war ein trauriger Vorgang innerhalb der jungen protestantischen Kirche, denn er wirkte nicht nur lähmend für den Augenblick, er gab auch den Anlaß ab zu später ausbrechenden unheilvollen Verwirrungen. Aber suchen wir gerecht zu sein gegen Luther, dem es zuzuschreiben ist, daß die Versöhnung nicht zu Stande kam. Die Gründe seiner starren Haltung den Schweizern gegenüber finden wir in den Vorgängen, die seit seiner Rückkehr von der Wartburg auf ihn eingewirkt hatten. Er hatte die Bauernunruhen durchlebt, er hatte es sehen müssen, das Viele ohne alle innere Berechtigung, lediglich aus Oppositionsgelüsten, sich in den Streit mischten und die gute Sache durch Maßlosigkeiten schädigten. In dieser Noth war er eifriger wieder zurückgegangen auf den Quell, der ihm Kraft gegeben, der ihm das rechte Wort auf die Zunge gelegt hatte, und welchem nach der Anfechtung des Augenblicks Anerkennung und Zustimmung zu Theil geworden war: auf die heilige Schrift, und er hielt dafür und glaubte daran, daß der Geist, der ihn geleitet, also, daß er das

Rechte erkannt habe, ihm auch ferner, wenn er nur felsenfest ihm vertraue und sich durch des Satans List, der allerlei Gestalt annehme, nicht blenden lasse, das Rechte eingeben werde. Und was ihm nun nach seinem besten Wissen und Gewissen als das Richtige erschienen war, das meinte er festhalten zu müssen. Er that dies, und so kam es zu jenem betrübenden Ergebniß.

Kaum waren die Schweizer in die Heimath zurückgekehrt, so brachen die politischen Zerwürfnisse, die nur auf der Oberfläche geebnet worden waren, von Neuem aus. In den alten, in Abgeschlossenheit von der übrigen Welt lebenden Cantonen war inzwischen von Priestern der Haß gegen den evangelisch gesinnten Theil der Schweiz eifrig geschürt worden, und sie hatten sich in dem Beschluß geeinigt, den Geist der Neuerung mit Gewalt von sich fern zu halten. Diesem Beschlusse gemäß ergriffen sie evangelische Geistliche, die in ihrer Mitte auftraten und die neue Lehre predigten, und überantworteten sie dem Feuer. Nun schlossen Zürich und Bern ein engeres Bündniß und schädigten die alten Cantone dadurch, daß sie ihnen die Handelswege versperrten. Jene rüsteten in der Stille, und plötzlich ward Zürich von einer 8000 Mann starken Feindesschaar überfallen, der es nur 2000 Mann entgegen zu stellen vermochte, die in der Eile zusammen gezogen worden waren. Auch diesmal hielt Zwingli sich für verpflichtet, Theilnehmer des Kampfes zu sein. Auf die unter Thränen von seinem Weibe an ihn gerichtete Frage: „Werden wir uns wiedersehen?“ hatte er geantwortet: „Wenn der Herr will; sein Wille geschehe!“ Wiederum rückten die Heere bei Kapell gegen einander, und diesmal kam es zum Kampf. Nach der alten Weise der Schweizer wurde nicht allein mit Schwertern, Streitkolben und Morgensternen gefochten, sondern man schleuderte auch wuchtige Steine aufeinander. Eben war Zwingli von seinem Rosse herabgesprungen, um einem Schwerverwundeten Beistand zu leisten, als ein gewaltiger Stein ihn traf. Kniend rief er: „Den Leib können sie tödten, die Seele nicht!“ Dann sank er rücklings nieder, faltete die Hände und schauete, den Tod erwartend, heiteren Angesichts zum Himmel empor. So trafen ihn plündernde Feinde und forderten ihn auf, Maria und die Heiligen anzurufen. Der Schwerathmende schüttelte das Haupt. Da durchstach ihn voll Wuth ein Unterwaldner, indem er dabei rief: „So stirb, du hartnäckiger Ketzer!“ Die Leiche ward von fanatischen Römlingen verbrannt, die Asche in die Lüfte gestreut. Aber wie die Lüfte seine Asche dahin trugen, so ward durch das Wehen des neuen Geistes seine Lehre durch die Länder getragen, und im Tode wirkte

er mehr für die Erneuerung des Lebens, als ihm dies im Leben vergönnt gewesen war.

Die Augsburgische Confession. — Der Schmalkaldische Bund. — Der Nürnberger Religionsfriede.

Alles dies war geschehen während der Zeit, in der Kaiser Karl gegen Franz I. von Frankreich seine Kämpfe geführt hatte. Wäre er nicht im tiefsten Grunde des Herzens kalt und gleichgültig gegen die Religion gewesen, er würde weniger sich mit weltlichen Angelegenheiten beschäftigt, dagegen all seinen Fleiß auf Unterdrückung der neuen Lehre haben gerichtet sein lassen, und es möchte dann den Anhängern Luther's wohl schwerer geworden sein, ihrer Sache Halt und Verbreitung zu geben. Aber er hatte doch, als er nach dem Reichstage zu Worms sofort zur Betreibung des Kampfes gegen Franz I. ging, seinen Bruder Ferdinand als Reichsverweser zurückgelassen. Weshalb that dieser dem Strome des neuen Geistes nicht Einhalt? Weil es himmlische Mächte giebt, denen irdische Mächte absolut und unter allen Umständen nicht gewachsen sind. Welcher Mächtige der Welt vermöchte es, dem Lichte der Sonne zu wehren auf dem Umfange seines Gebiets? oder den Schooß der Erde in Starrheit zu erhalten, wenn der Frühling naht? Aber Anhänger der Finsterniß zeigen doch wenigstens ihren bösen Willen gegen das Fortschreiten des Geistes dadurch, daß sie Gewaltthätigkeiten an den Trägern desselben verüben. Ferdinand war in Oesterreich nicht gänzlich unthätig, so wenig wie der Herzog von Bayern in seinem Lande es war: hier wie dort wurden Prediger der evangelischen Lehre mit Feuer- und mit Kerkerqualen verfolgt; aber der Mächtigkeit der Bewegung fehlte es doch an entsprechenden Gegenmaßregeln. Auch hier war der Grund ein äußerlicher. Deutschland, zunächst Oesterreich, wurde bedroht von einem mächtigen Feinde, dem Osmanen-Sultan Soliman, und die Sorge, sich dieses Feindes zu erwehren, nahm den Reichsverweser Ferdinand auf längere Zeit fast vollständig in Anspruch. Sowohl Karl im Süden als Ferdinand im Osten wünschten so bald als nur möglich sich in der Lage zu sehen, den Kampf gegen Luther und seine Anhänger mit Kraft aufnehmen zu können. Um nun doch für jetzt etwas zu thun, veranlaßte Kaiser Karl, daß auf dem Reichstage zu Speyer (1529) beschlossen ward: es sei den Anhängern Luther's aufzugeben, sich bis zur Berufung einer allgemeinen Kirchenversammlung der Anwendung aller auf die weitere Verbreitung ihrer

Lehre hinzielenden Schritte zu enthalten. Das war ein Versuch, die Bewegung zu ersticken; denn einerseits stand ja in dem Belieben der Gegner, die Kirchenversammlung hinauszurücken, andrerseits hatte es sich, namentlich seit den Tagen von Konstanz, überdies herausgestellt, daß durch Kirchenversammlungen der guten Sache nicht zu helfen sei. Gegen diesen Reichstagsbeschluß nun legten die Evangelischen eine Protestation ein. (Daher der Name Protestanten.) An dieser Protestation betheiligten sich Kursachsen, Hessen, Lüneburg, Anhalt, der Markgraf von Brandenburg und vierzehn Reichsstädte, darunter Straßburg, Augsburg, Nürnberg und Ulm. Dem Kaiser wurde diese Protestation nach Italien gesandt. Da er sie nicht annahm, traten die Betheiligten, die sich nun der Anwendung von Gewaltthätigkeiten zu versehen hatten, wegen Schließung eines Schutz- und Trutzbündnisses in Berathung. Wer aufs Eifrigste dagegen mahnte, war Luther. Für ihn war das Beispiel des Heilandes maßgebend, der gerufen hatte, als von einem seiner Anhänger Gewalt zu seinen Gunsten angewandt worden war: „Stecke dein Schwert in die Scheide!" — Zu jener Zeit war, wie oben (S. 65) erzählt wurde, die Versöhnung zwischen dem Papst und dem Kaiser erfolgt, und letzterer begab sich nun nach Deutschland, um, wie er dem Papste gelobt hatte, das Ketzerthum mit Gewalt auszurotten.

Schon von Italien aus hatte Karl einen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben, dessen Beginn auf den 8. April 1530 angesetzt worden war. Der Kurfürst Johann von Sachsen machte sich in Begleitung Luther's und einer Zahl gelehrter Räthe rechtzeitig auf den Weg. Da aber Luther sich noch in Reichsacht befand, wagte es der Kurfürst nicht, ihn nach Augsburg mitzunehmen, er veranlaßte ihn vielmehr, auf der Feste Koburg zurück zu bleiben. Dort hatte der besorgte Fürst den Reformator nahe genug, um bei wichtigen Angelegenheiten seinen Rath einfordern zu können, und zugleich wußte er ihn doch auch in sicherem Schutz. Die Theilnehmer des Reichstags waren längst versammelt, und immer noch ließ der Kaiser auf sich warten. Tags vor dem Fronleichnamsfest traf er endlich in Augsburg ein. Noch am Abende erließ er eine Aufforderung an die sämmtlichen Fürsten, Ritter, Räthe und die Geistlichen, der Feier des nächsten Tages beizuwohnen. Die protestantischen Fürsten vereinigten sich darauf in der Nacht zu einer Erklärung, dahin gehend, „sie seien nicht gemeint, dergleichen gottlose und offenbar mit Gottes Wort und Christi Gebot streitende Menschensatzungen durch ihre Zustimmung zu verstärken." Vor Ankunft des Kaisers hatte Melanchthon

über Lehre und Glauben der Evangelischen ein Bekenntniß aufgesetzt, das dem Reformator zur Begutachtung vorgelegt worden war und dessen vollständige Billigung gefunden hatte. An der Spitze der Unterzeichner dieses Bekenntnisses stand Kurfürst Johann von Sachsen, und es ist ihm deshalb der Beiname der Beständige oder der Bekenner beigelegt worden. Als Fürst Wolfgang von Anhalt zur Feder gegriffen hatte, um zu unterzeichnen, war von ihm die Aeußerung gethan worden: „Ich hab' Andern zu Gefallen manchen schönen Ritt gemacht; warum sollt' ich nicht, wenn es vonnöthen, auch meinem Herrn und Erlöser Jesu Christo zu Ehren mein Pferd satteln und mit Daransetzung meines Leibes und Lebens zu dem ewigen Ehrenkränzlein in das himmlische Leben eilen?" In einem der ersten Sitzungen der Reichsversammlung wurde das Bekenntniß — nachmals die Augsburgische Confession benannt — vorgelesen und dem Kaiser eine Abschrift überreicht. Es war unverkennbar, daß das Schriftstück und die Haltung der Evangelischen einen tiefen Eindruck auf den Kaiser hervorbrachten. Wohl oder übel, er sah sich veranlaßt, vorerst gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Er wolle, erklärte er, „diesen merklich großen Handel mit Fleiß erwägen, und sodann seine Entschließungen fassen."

Was nun thun? Es ließ sich voraussehen, daß das Schriftstück große Verbreitung finden und der protestantischen Bewegung mächtigen Vorschub leisten würde. Es muß eine Widerlegung geschrieben werden! sagte der Kaiser im geheimen Rath, und es wurden zwei katholische Gelehrte, Dr. Eck und Faber, beauftragt, eine Gegenschrift zu verfassen. Sechs Wochen währte es, ehe das klägliche Schriftstück das Licht der Welt erblickte. „Es war kein Glaube darin, kein Gott, der als Geist daraus hervorgeleuchtet hätte, kein Reich Gottes, das unergründlich und endlos tief wäre, wie der Himmel und doch so nahe, daß Jeder sich davon berührt fühlte." — Aber darauf kam es den Gegnern der evangelischen Lehre nicht an, die in der Gewohnheit lebten, sich mit dem Schein zu decken. Die Arbeit war eine geistliche Advocaten-Rede, hinter der die Katholiken sich verschanzten, und auf Grund deren sie nun aufs Neue ihr Geschrei gegen die verderbliche Ketzerei erhoben, vom Kaiser begehrend, nunmehr der Sache ohne Zögern ein Ende zu machen. Karl hatte sich inzwischen vergebens gemüht, einzelne Fürsten auf seine Seite zu ziehen. Von dem Landgrafen von Hessen, den er durch glänzende Aussichten auf Vortheile zu umgarnen gesucht hatte, war ihm die Antwort geworden: „Ich fliehe in den besten Jahren meines Alters nicht die Freude, noch auch

die Gunst der Großen; aber ich ziehe den trügerischen Gütern dieser Welt die Gnade Gottes vor!" — Endlich — im Reichstagsabschiede — mußte Karl mit seiner wahren Gesinnung hervortreten. In demselben wurden die Protestanten als eine aufrührerische Secte bezeichnet, und die Drohung beigefügt, daß über sämmtliche vom rechten Glauben Abgefallenen, falls sie nicht in kurzer Frist von ihrem verderblichen Irrwahne abließen, die Acht unwiderruflich verhängt werden würde.

Luther hatte mit den Fürsten, namentlich mit Friedrich dem Beständigen, in ununterbrochenem Verkehr gestanden. „Seine Worte waren Donnerworte, sein Glaube war es, der den Kurfürsten und seine Anhänger standhaft erhalten hatte."

So war Luther, obwohl nicht körperlich anwesend, in Augsburg dennoch die Seele des Widerstandes gegen die Papisten gewesen. In welcher christlichen Heldenstimmung er sich auf der Feste Coburg befand, zeugt am besten jener dort von ihm gedichtete und auch in Musik gesetzte „Schlachtgesang des Glaubens", der seitdem Millionen in Nöthen und Kämpfen des Lebens Stehende mit Gottesmuth erfüllt hat:

„Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen."

Thätliche Feindseligkeiten von Seiten der Katholiken ließen nun nicht lange mehr auf sich warten. Man begann mit gerichtlichen Verfolgungen gegen einzelne Stände, von denen Klöster aufgehoben worden waren. Da vereinigten sich die protestantischen Fürsten (1531) in Schmalkalden zu einem Bündniß zu gegenseitigem Schutz und Trutz. Wieder traten Ereignisse ein, die der guten Sache sich als günstig erwiesen. Kaiser Karl erklärte seinen Bruder, ohne die Reichsfürsten zu befragen, zum römischen König, demnach zu seinem späteren Nachfolger im kaiserlichen Amte. Diese Eigenmächtigkeit erbitterte auch katholische Reichsfürsten. Ferner geschah es um dieselbe Zeit, daß die Osmanen die Reichsgrenzen im Osten aufs Neue schwer bedrängten. Beides brachte den Kaiser zu dem ihm sauer genug ankommenden Entschluß, ein weiteres Vorgehen gegen die Protestanten, für das der Plan bereits genau vorgezeichnet war, bis auf Weiteres zu vertagen. So kam (1532) der sogenannte Nürnberger Religionsfriede zu Stande, in dem Enthaltung aller Feindseligkeiten auf beiden Seiten bis zur Zusammenberufung des nächsten Concils festgesetzt ward. Von einem Concil hatten die Protestanten Vortheil für sich nicht zu erwarten, doch ließen sie sich das Abkommen gefallen, einmal weil sie meinten hoffen zu dürfen, daß ihre Sache

mit jedem Tage mehr erstarken werde, fürs Andere, weil sie aus der Abwehr nicht heraustreten wollten.

Neue Kriege zwischen Karl V. und Franz I.

Den Papst verdroß es auf das Aeußerste, daß der Kaiser, statt gegen die deutschen Protestanten mit Feuer und Schwert vorzugehen, ihnen den Nürnberger Religionsfrieden bewilligt, ja, ihnen obendrein die Zusage gemacht hatte, ihre Sache durch ein allgemeines Concil entscheiden zu lassen. Wozu das? Hatte er, der Papst, nicht bereits entschieden? und ließ denn nicht Kaiser Karl der Gewalt gegen die Anhänger der neuen Lehre in den Niederlanden und in Spanien freien Lauf? Wir wissen, daß Karl nur durch den Drang äußerer Umstände sich hatte bestimmen lassen, gegen die deutschen Protestanten mildere Saiten aufzuspannen. Der Papst aber verharrte, trotz der ihm gemachten Gegenvorstellungen in seinem Groll gegen Karl und verband sich heimlich mit Franz I. von Frankreich, der dem Plane immer noch nicht entsagt hatte, sich Mailands zu bemächtigen. Als nun Karl den Corsarenfürsten Hairaddin Barbarossa, der unter der Oberhoheit Soliman's eine mächtige Herrschaft in Algier und Tunis gegründet und der Christenheit schweren Schaden zugefügt hatte, mit Glück bekriegte, indem er (1535) siegreich in Tunis eindrang, und es um dieselbe Zeit geschah, daß der unter der Lehnspflicht des Kaisers stehende Herzog Sforza von Mailand starb, erhob Franz aufs Neue seine Waffen gegen den Kaiser.

Er besetzte Savoyen und erklärte, dies Land vorläufig als Pfand für Mailand behalten zu wollen. Karl beschloß darauf, den König Franz in seinem eigenen Lande zu bekämpfen, und er rückte (1536) mit starker Heermacht in die Provence ein. Erbarmungslos machten französische Kriegsleute das Land ringsum zur Wüste. Alsbald brachen unter den kaiserlichen Truppen Mangel und Seuchen aus, und Karl sah sich genöthigt, sein Heer, wollte er dasselbe nicht gänzlich aufopfern, aus Frankreich zurückzuziehen. Inzwischen hatte der eidbrüchige und gewissenlose Franz zur Bekämpfung des Kaisers Verbindungen mit den Osmanen angeknüpft, welche letztere in Unteritalien und auf den griechischen Inseln Landungen veranstalteten und grauenhafte Verheerungen anrichteten. Ein Schrei ging durch die Christenheit, die Verbindung des Franzosenkönigs mit dem Ungläubigen ward allgemein verdammt. Dies veranlaßte den folgenden Papst Paul III. als Vermittler zwischen Karl und Franz aufzutreten,

und es kam durch seine Bemühungen der Waffenstillstand von Nizza zu Stande, der auf zehn Jahre lautete und die Bestimmung enthielt, daß jeder Theil behalten solle, was er in Händen habe. Karl und Franz trafen in einer italienischen Stadt zusammen und tauschten die wärmsten Freundschaftsversicherungen gegen einander aus. Franz gebot seinem Sohne, dem Kaiser, der in seinem Hause Quartier genommen, demnach gewissermaßen des Königs Gast war, das Wasser im Waschbecken darzureichen, und äußerte, als Karl darob in Verwunderung gerieth: ein so großer Monarch, wie Kaiser Karl es sei, verdiene wohl von dem Könige von Frankreich selbst bedient zu werden. Im Herzen des Franzosenkönigs sah es jedoch anders aus, als er äußerlich that.

Den Papst hatte mehr noch als die „Türkennoth" die „Ketzernoth" bestimmt, den Frieden zwischen beiden Monarchen anzubahnen. Alle Berichte, die er aus Deutschland empfing, besagten, daß die protestantische Sache fortgesetzt wachse, ja, der Papst mußte sogar vernehmen, daß die Reformation schon in England wie in Norwegen und Schweden festen Fuß gefaßt hatte.

Inzwischen war in Deutschland auf katholischer Seite, gegenüber dem Schmalkaldischen Bunde, die „heilige Ligue" gestiftet worden, auf die nach der Absicht der Betheiligten Kaiser Karl sich stützen sollte, um endlich das gottlose ketzerische Feuer zu dämpfen. Aber der Kaiser war trotz des Waffenstillstandes zu Nizza noch nicht in der Lage, sich von den äußeren Angelegenheiten gänzlich abzuwenden, um seine Aufmerksamkeit und Kraft ungetheilt der Bekämpfung des Protestantismus in Deutschland widmen zu können. Der falsche Franzosenkönig unterhielt im Geheimen immer noch Verbindungen mit den Osmanen, wodurch dem Kaiser sein Kampf gegen dieselben außerordentlich erschwert ward. Und nicht nur die Osmanen hatte er in Ungarn zu bekämpfen; er sah sich um diese Zeit sogar genöthigt, zum zweiten Male die afrikanischen Seeräuber anzugreifen. Dieser Kriegszug, im Spätherbst des Jahres 1541 ausgeführt, in welcher Zeit das Wetter außerordentlich ungünstig war, fiel gänzlich ergebnißlos aus. Bei Beginn des Zuges Karl's nach Afrika hatte Franz Unterhändler an den Sultan abgesandt; sie wurden auf der Reise von Anhängern des Kaisers erschlagen. Kaum war nun die Kunde von dem Mißgeschick Karl's nach Frankreich gelangt, so erklärte Franz, die Ermordung jener beiden französischen Unterhändler als Vorwand gebrauchend, den Waffenstillstand von Nizza für aufgehoben, und er griff wiederum zu den Waffen gegen Karl. Dieser vierte Krieg,

in welchem der Herzog von Cleve und der Sultan den König Franz, England den Kaiser unterstützte, währte zwei Jahre, von 1542—1544, und endete damit, daß, als schließlich Karl siegreich gegen Paris vordrang, Franz um Frieden bat, der ihm für Entsagung aller seiner Ansprüche auf italienische Gebiete und für Herausgabe seiner Eroberungen gewährt ward. (Friede zu Crespy.) Drei Jahre später starb der König Franz I., seinem Nachfolger das üble Beispiel eines trugvollen, gewaltthätigen und sittenlosen Lebens hinterlassend.

Luther's Tod.

Obgleich in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens vielfach von Krankheiten heimgesucht, arbeitete Luther doch unverdrossen an dem Erlösungswerke der Christenheit aus den Banden Roms. Von seiner unerhörten Thätigkeit zeugt schon der Umstand, daß er 500 Schriften in Druck gegeben hat, und daß seine von Freunden und Anhängern gesammelten Briefe (überdies nur die Minderzahl seiner Briefe) sechs stattliche Bände füllen.

Ueber Luther's Werke, die in einer Gesammtausgabe von 24 Bänden erschienen sind, sagt Carlyle: „Nie habe ich in Büchern eine richtigere, echtere, edlere Mannhaftigkeit angetroffen. Eine derbe Biederkeit, Schlichtheit, Einfalt; derber, tüchtiger Sinn und Stärke. Er schleudert leuchtende Blitze aus sich hervor. Seine schlagenden, volksthümlichen Sprüche scheinen den verborgensten Kern der Sache zu spalten. Dabei Gutmüthigkeit, ja liebevolles Zartgefühl, Edelmuth, Tiefe. Auch ein Dichter hätte Luther werden können; er hatte aber ein episches Gedicht zu wirken, nicht eins zu schreiben." — Freude und Schmerz begleiteten ihn bei seinem Werke, Freude, indem er die Reformation immer weiter sich verbreiten sah, Schmerz, wenn er auf die drohenden Wetterwolken blickte, die sich am politischen Himmel Deutschlands aufthürmten. Bündnisse der Fürsten hüben und drüben waren geschlossen; Luther hatte bisher allen seinen Einfluß aufgeboten, einen Zusammenstoß zu verhüten, und daß ein solcher nicht bis dahin erfolgt war, war auch zumeist ihm zu verdanken. Aber er sah voraus, was kommen würde. Im Jahre vor seinem Tode that er die Aeußerung: „So lange ich lebe, wird's, so Gott will, keine Gefahr haben und guter Friede in Deutschland bleiben. Wenn ich aber sterbe, so betet. Es wird wahrlich Betens brauchen, und unsere Kinder werden müssen nach den Spießen greifen und wird in Deutschland übel stehen."

Das Papstthum, das war seine Ueberzeugung, werde das Unheil eines Krieges über Deutschland bringen. Seine letzte Schrift war gerichtet „wider das Papstthum zu Rom, vom Teufel gestiftet.“ Lange schon, sagte er, sei von dem deutschen Volke „ein frei, christlich Concil“ verlangt worden. Aber sei denn ein solches von Rom zu erlangen? Ein „frei-christlich Concil“ verstehe der Papst nach seiner Weise. „Frei“ solle „das Concil nicht gegen den Papst,“ der Papst vielmehr wolle „frei gegen das Concil“ sein, und „christlich“ nenne er, „was seine Höllischheit sammt seiner Bubenschule (Gott wolle es ihm vergeben, daß er beinahe gesagt habe, „sammt seiner heiligen Kirche“), zu Rom urtheilt und beschließt.“ — „Siehe,“ ruft er aus, „siehe, mir wallet mein Blut und Fleisch, wie gern wollt' ich das Papstthum gestraft sehen; so doch mein Geist wohl weiß, daß keine zeitliche Strafe hier genug sei.“ — „Aber gleichwohl ist die Summe davon: Der armen römischen Kirche und allen Kirchen unter dem Papstthum, kann weder gerathen noch geholfen werden, es werde denn das Papstthum und sein Regiment sammt seinen Decreten weggethan, und ein rechter Bischof wiederum zu Rom eingesetzt, der das Evangelium rein und lauter predige, und lasse die Kronen und Königreiche in Frieden; — und sei ein Bischof anderen Bischöfen gleich! nicht ihr Herr, der ihre Kirchen zerreiße und ihre Güter raube, noch sie mit Eiden fange.“ — Bemerkenswerth in dieser Schrift ist auch noch die Anführung, Kaiser Karl der Große sei mit dem Namen „römischer Kaiser“ überrascht worden. Darauf sei es den Päpsten gelungen, „die Kaiser mit Eidespflichten unter sich zu bringen.“ Die Päpste hätten „den Kaisern vom römischen Reich nicht ein Haarbreit gegeben, aber unermeßlich viel daran gestohlen mit Lügen, Trügen, Gotteslästerung und Abgötterei.“ —

Unter den Grafen von Mansfeld waren in Bezug auf die Erträge einzelner Güter Streitigkeiten ausgebrochen, und Luther war von ihnen gebeten worden, persönlich nach Eisleben zu kommen, um einen Entscheid herbeizuführen. Seit Langem hatte man in den weitesten Kreisen sich gewöhnt, des Reformators Rath bei den verschiedensten Angelegenheiten in Anspruch zu nehmen, und in dem letzten Jahrzehend seines Lebens mochte wohl kein Tag vergangen sein, an dem er nicht mündlich oder brieflich um sein Gutachten in dieser oder jener Angelegenheit befragt worden war. Auf den Wunsch der Grafen machte er sich — es war im Januar 1546 —, obwohl es mit seiner Gesundheit nicht gut stand, auf den Weg und wurde auf der Grenze des Mansfeldischen von den Grafen mit einem Ge-

folge von 113 Rittern empfangen. Als er in Eisleben einzog, fühlte er sich krank und schwach, was er dem Umstande zuschrieb, daß er ein Stück Weges zu Fuß gegangen, sich dabei erhitzt und darnach auf dem Wagen erkältet hatte. Obgleich sein Zustand sich nur wenig besserte, predigte er in Eisleben mehrmals und wohnte auch den Sitzungen bei, in denen die streitige Sache vorgetragen ward. Am Abende des 16. Februar sagte er mit matter Stimme: „Wenn ich meine lieben Landesherrn, die Grafen, hier zu Eisleben vertragen habe, so will ich heimziehen und mich in meinen Sarg legen und den Würmern meinen Leib zu essen geben." Sein Testament lag längst bereit. In demselben hatte er seiner Gattin die ganze Hinterlassenschaft „auf ihr Lebenlang" vermacht; „nicht sie," hatte er bemerkt, „soll den Kindern, sondern die Kinder sollen ihr in die Hände sehen, sie in Ehren halten, ihr unterworfen sein, wie Gott geboten hat." Am 17. Februar ging er nicht zur Sitzung, weil er sich zu schwach fühlte. Mit Freunden sprach er am Abend viel über jene Welt und das beseligende Wiedersehen nach dem Tode. Auch that er die Aeußerung: „Ich bin hier zu Eisleben getauft, wie, wenn ich hier bleiben sollte?" Als er sich zur Ruhe niederlegte, gab er den Freunden die Hand und sagte: „Betet zu unserem Herr Gott für sein Evangelium, das es ihm wohl gehe, denn das Concilium zu Trident und der leidige Papst zürnet hart mit ihm." In der Nacht nahm seine Krankheit zu. Graf Albrecht und seine Gemahlin, die sich nach dem Zustande des Kranken hatten erkundigen lassen, kamen, als sie vernommen, es gehe übel mit ihm, herzu und brachten stärkende Tropfen. Luther nahm von den Tropfen, doch die Brustbeklemmungen, an denen er litt, wurden stärker. Er betete: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, du treuer Gott." Bald darauf schloß er die Augen und ward still. Da beugte sich der Doctor Jonas über ihn und fragte ihn mit starker Stimme: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auf die Lehre, die Ihr gepredigt habt, sterben?" Mit vernehmlicher Stimme antwortete er „Ja!" legte sich auf die rechte Seite und schlummerte ein. Nach kurzer Zeit ward sein Angesicht bleich, er holte noch einmal tief Athem, dann verließ sein Geist die irdische Hülle. Es war früh zwischen zwei und drei Uhr am 18. Februar 1546. Der entseelte Körper ward, angethan mit dem Sterbekleide, in einen zinnernen Sarg gelegt. Die Nachricht von dem erfolgten Tode Luther's rief unter den Einwohnern des Ortes einen unermeßlichen Schmerz hervor: Alles drängte sich nach der Kirche, in der der Sarg aufgestellt worden war. Die Ueber-

führung nach Wittenberg gestaltete sich zu einem Trauerzug, wie wohl selten einer stattgefunden hat. In jedem Orte, dem der Zug sich näherte, wurden die Glocken geläutet, Trauernde holten den Sarg unter Gesängen und Thränen ein und begleiteten ihn ein Stück Weges. Unter großen Feierlichkeiten ward er in Wittenberg in der Schloßkirche beigesetzt, an deren Thür Luther 29 Jahre früher seine 95 Sätze gegen den Ablaßhandel angeschlagen hatte. Bugenhagen, der die Leichenrede hielt, vermochte mehrmals vor Betrübniß nicht weiter zu reden, auch ward das Weinen und Schluchzen der Anwesenden zu mehreren Malen so laut, daß des Redners Worte nicht verstanden werden konnten. Melanchthon hielt hinterher eine lateinische Rede, in der er die Verdienste Luther's um die Kirche hervorhob. Er vertheidigte den Heimgegangenen unter Anderem gegen den Vorwurf zu großer Heftigkeit. Luther sei erfüllt gewesen von brennender Begierde, die Reinheit der Lehre des Heilandes wieder herzustellen, und man könne die Worte auf ihn anwenden: „Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen." Im Leben sei er ein sanftmüthiger Mann gewesen, „liebreich, freundlich, würdevoll, ohne Falsch, ein holdseliger Mund." — Dieser Mund, aus dem liebreiche Worte, aber auch Donnerworte gegen das Lügenthum und Götzenthum Roms gekommen waren, war nun verstummt, das Herz mit dem felsenfesten Gottvertrauen hatte aufgehört zu schlagen; aber die Erbschaft der Liebe und des Glaubens hatte der Entschlafene seinem Volke hinterlassen, dazu auch die Hoffnung auf die Erhaltung der guten Sache, der er nicht lange vor seinem Tode noch in einem Gedichte Ausdruck gegeben hatte, in dem es heißt:

„Der Sommer ist hart vor der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein gehn herfür:
Der das hat angefangen,
Der wird es auch vollenden."

Der Schmalkaldische Krieg. Das Interim.

Aber der guten Sache des Protestantismus sollten noch manche Anfechtungen zu Theil, und denen, die sich für dieselbe erklärt hatten, manche Opfer auferlegt werden. Im Todesjahre Luther's (1546) begann Kaiser Karl gegen die protestantischen Fürsten, die den Schmalkaldischen Bund gestiftet hatten, seine Feindseligkeiten. Karl hatte, reichlich von dem Papste durch Geldmittel unterstützt, eine starke Heermacht anwerben lassen. Dennoch wurde die Sache der protestan-

tischen Fürsten erst von dem Augenblicke an verhängnißvoll für sie, in dem sich der der jüngeren (albertinischen) sächsischen Linie entsprossene Fürst Moritz von Sachsen im Geheimen mit dem Kaiser verband. Kein Mitglied des Schmalkaldischen Bundes ahnte etwas von dem Truge. Moritz, am Hofe seines Vetters, des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen,*) erzogen, hatte sich bisher, ob er gleich dem Bunde selbst nicht beigetreten war, als ein eifriger Anhänger der lutherischen Lehre erwiesen. Ein Jüngling von Geist und Leben sprühend und von schöner Gestalt, hatte er frühzeitig die Aufmerksamkeit Luther's erregt, und es war von diesem auf die Frage des Kurfürsten, was er von seinem jungen Vetter Moritz halte, die Antwort erfolgt: Der Kurfürst möge sich vorsehen, daß er sich nicht einen jungen Löwen auferziehe! Einen Löwenmuth bewies Moritz bald darauf in Kämpfen, die in Ungarn gegen die Türken stattfanden, und der Kaiser, der keinen Deutschen achtete, erkor sich ihn zum Lieblinge. Die Haltung des Kaisers gegen Moritz zeitigte in diesem einen Plan, der sich in ihm, wie es scheint, schon frühzeitig geregt hatte: die jüngere sächsische Linie, der er angehörte, auf Kosten der älteren Linie zu größerem Landbesitz zu bringen, ihr auch die auf der letzteren ruhende Kurwürde zuzuwenden. Diesem Ziele nachjagend, brachte er Unheil über den Bund der protestantischen Fürsten, über Deutschland und schließlich auch über sich selbst.

Als die protestantischen Fürsten aus der Haltung des Kaisers entnahmen, daß er es auf einen Angriff gegen sie abgesehen habe, zogen sie ihre Streitmacht eiligst zusammen. Die oberdeutschen Städte sandten Truppen unter Führung Sebastian Schärtlin's von Burdenbach, eines erprobten Kriegsmannes, der den Fürsten den Plan vorlegte, den zur Zeit in Regensburg weilenden Kaiser, da dieser erst 8000 Mann zusammen gezogen habe, ohne Zeitverlust anzugreifen. Im Kriegsrath ward gesagt: das dürfe nicht geschehen, denn das hieße ja, sich den Kurfürsten von Bayern zum Feinde machen! Und nicht lange darauf, als der thatkräftige und hellsehende Sebastian Schärtlin in Tyrol einzufallen die Absicht kund gab, ließ man eine gleiche Rücksichtsnahme gegen Ferdinand von Oesterreich walten. Man war auf protestantischer Seite der irrthümlichen Ansicht, beide Fürsten würden sich in dem Kriege neutral verhalten, während sie bereits ihr Bündniß mit dem Kaiser geschlossen hatten. Außerdem

*) Johann Friedrich der Großmüthige; er war seinem Vater, Johann Friedrich dem Beständigen vier Jahr früher (1542) in der Regierung gefolgt.

widerstrebte es auch den Fürsten, den ersten Schlag auszuführen, zumal es sich um einen Kampf gegen den Kaiser handelte. Sie erließen sogar noch ein Schreiben an ihn, in dem sie die Gerechtigkeit ihrer Sache darzulegen sich müheten. Karl antwortete damit, daß er über die Unterzeichner des Schreibens, den Kurfürsten Johann Friedrich und den Landgrafen Philipp, sie als Meineidige, Ruhestörer, Aufrührer und Hochverräther bezeichnend, die Reichsacht aussprach. Damit war der Krieg in bestimmter Weise erklärt. Nicht ahnend, welche Rollezu spieleu sich sein junger, jetzt 25 Jahr zählender Vetter Moritz vorgesetzt hatte, übertrug der Kurfürst Johann Friedrich diesem die Verweserschaft seines Landes. Er hatte um so weniger Grund, Zweifel an der Treue seines Vetters zu hegen, als dieser der Schwiegersohn des Landgrafen Philipp, des Hauptkämpfers für die protestantische Sache, war. Durch die Abweisung des ersten, von Sebastian Schärtlin vorgelegten Kriegsplanes hatte der Kaiser Zeit gewonnen, aus Italien bedeutende Verstärkungen an sich zu ziehen, und er erwartete nun den Feind in einer festen Stellung bei Ingolstadt. Das protestantische Heer erschien daselbst, und die Kämpfe nahmen ihren Anfang.

Die protestantischen Fürsten, sich belastet fühlend von der Achtserklärung, deren Wirkungen sich ihnen dadurch erkennbar gemacht hatten, daß Gesinnungsgenossen, auf deren Beihülfe sie gezählt, zurückgeblieben waren, verzettelten Zeit und Kraft in vereinzelten Angriffen, während Schärtlin vergebens auf einen Hauptsturm drängte. Inzwischen erhielt der Kaiser fortgesetzt neue Zuzüge. Das war aber noch nicht das Uebelste. Plötzlich kam die Nachricht ins Lager der protestantischen Fürsten: Fürst Moritz, vom Kaiser mit der Ausführung der Reichsacht gegen Johann Friedrich betraut, ist mit Heeresmacht in das Kurfürstenthum Sachsen eingerückt! — Johann Friedrich und der Landgraf Philipp eilten in ihre Länder zurück, um sich des treulosen Moritz zu erwehren, das protestantische Heer verließ in Hast sein Lager bei Ingolstadt und löste sich auf. Nun brach der Krieg zwischen Johann Friedrich und Moritz aus, und es gelang dem Kurfürsten, seinen treulosen Vetter zum Lande hinauszudrängen, ja sogar einen Theil des Herzogthums Sachsen zu erobern. Moritz aber bekam bald Hülfe vom Kaiser. Nachdem die wichtigsten Städte Süddeutschlands, Straßburg, Frankfurt, Augsburg und Ulm, und ebenso der Kurfürst von der Pfalz und der Herzog von Württemberg sich ihm gebeugt hatten, rückte Karl im Verein mit Ferdinand und Moritz in Sachsen ein. Johann Friedrich stand mit 6000 Mann bei Mühlberg. Als er vernahm, der Kaiser habe jenseits

der Elbe mit einem Heere von 27,000 Mann ein Lager bezogen, beschloß er, auf Wittenberg zurück zu gehen, um, bevor er den Kampf gegen den ihm an Zahl so bedeutend überlegenen Feind annehme, Streitkräfte an sich zu ziehen. Inzwischen hatten die Kaiserlichen eine Furt durch die Elbe gefunden, und das Heer des Kurfürsten, das eben seinen Aufbruch begonnen hatte, wurde zum Kampf genöthigt. (Schlacht bei Mühlberg, 24. April 1547). Die Sachsen fochten tapfer; aber der Uebermacht vermochten sie nicht zu widerstehen. Des Kurfürsten junger Sohn wurde vom Pferde gehauen, erschoß aber noch im Fallen einen Feind. Sächsische Reiter, die in diesem Augenblicke herzusprengten, retteten ihm das Leben. Er schwang sich wieder auf sein Roß und entkam. Sein Vater jedoch gerieth nach rühmlicher Wehr in feindliche Gefangenschaft. Den meisten Nachtheil war den Sachsen von Moritz zugefügt worden, der, eine Abtheilung spanischer Reiter führend, Alles vor sich niedergeworfen hatte, und nun eifrig mit der Verfolgung der Fliehenden beschäftigt war. Inmitten des Schlachtfeldes, auf dem 3000 Sachsen in ihrem Blute lagen, hielt, umgeben von seinen Generalen, Kaiser Karl. Er trug einen vergoldeten Helm und einen mit Gold ausgelegten Panzer und ritt ein herrliches andalusisches Roß. Da nahete sich ihm Herzog Alba, hinter sich einen Gefangenen zu Roß, der von einer Zahl von Reitern umgeben war. Der Gefangene war der Kurfürst Johann Friedrich. Er blutete im Gesicht, sein Panzer war mit Blut und Staub bedeckt. Der Herzog half ihm vom Rosse und führte ihn dem Kaiser zu. Alle schaueten mit Bewegung auf den Kurfürsten, Karl aber wandte sich kalt ab. In tiefer Erschütterung sagte der Kurfürst: „Ich bitte Ew. Majestät um fürstliches Gefängniß,“ worauf der Kaiser scharf antwortete: „Ihr sollet gehalten werden, wie Ihr's verdient habt.“ Karl rückte darauf mit seinem Heere vor Wittenberg und verlangte von dem Kurfürsten, an die Besatzung der Stadt den Befehl gelangen zu lassen, die Thore zu öffnen, außerdem aber Alles, was das religiöse Wesen betreffe, ausdrücklich in die Hand des Kaisers zu legen. Mit Festigkeit lehnte der Kurfürst es ab, diesen Forderungen nachzukommen. Nun ließ der Kaiser den Widerstrebenden, den er als Rebell betrachtete, von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilen. Der Kurfürst saß mit Ernst von Braunschweig, der ebenfalls in der Schlacht bei Mühlberg in Gefangenschaft gerathen war, beim Schachbrett, als ihm sein Todesurtheil verkündet ward. Mit Fassung, wie sie das Bewußtsein giebt, für eine gerechte Sache eingetreten zu sein, äußerte er nach Anhörung des Urtheils: „Ich kann nicht glauben, daß der Kaiser

dermaßen mit mir verfahren sollte; ist es aber also beschlossen, so soll man es mir fest zu wissen thun, damit ich, was meine Gemahlin und Kinder angeht, bestellen möge." Es bleibe dahingestellt, ob es dem Kaiser überhaupt mit dem Bluturtheil ernst war, oder ob er von vornherein nur beabsichtigte, den Kurfürsten zu schrecken. Andre Fürsten wandten sich überdies zu Gunsten Johann Friedrich's an ihn, und von der Ausführung des Todesurtheils war nicht weiter die Rede. Bald jedoch wurden neue Unterhandlungen eröffnet, die dahin führten, daß Johann Friedrich dem Kaiser seine Kurlande abtrat und erklärte, er erkenne dem Kaiser das Recht zu, über die Zeitdauer seiner Gefangenschaft nach Ermessen zu verfügen. (Wittenberger Capitulation). Der Erbe des von Johann Friedrich abgetretenen Gebietes, war, wie ja auch keinem, der den kriegerischen Bewegungen mit Aufmerksamkeit gefolgt war, zweifelhaft sein konnte, Moritz von Sachsen, und es ging damit die Kurwürde von der älteren sächsischen ernestinischen auf die jüngere sächsische albertinische Linie über.*) Beim Einzuge des Kaisers in Wittenberg rieth der Herzog Alba, die Gebeine des Ketzers Luther zu verbrennen, worauf Jener sagte: „Ich führe Krieg mit den Lebenden und nicht mit den Todten."

Welches Geschick hatte nun der Landgraf Philipp zu erwarten, seitdem sein Schwiegersohn Moritz auf die Seite des Kaisers getreten und sein wichtigster Bundesgenosse in die Gewalt des Kaisers gerathen war? Moritz und der Kurfürst Joachim von Brandenburg suchten eine Versöhnung zwischen dem Kaiser und dem Landgrafen zu Stande zu bringen, Ersterer jedoch bestand auf der unbedingten Unterwerfung des „Rebellen." Doch setzte er hinzu: Philipp solle, wenn er ihm außerdem noch seine Festungen übergebe, „weder mit Leibesstrafen noch mit ewigem Gefängniß belegt werden." Endlich verstand sich Philipp dazu, den Forderungen des Siegers nachzukommen. Sowohl er wie sein Schwiegersohn Moritz hofften, der Kaiser werde auf die freiwillige Waffenstreckung mit einem großmüthigen Entschlusse antworten. Sie irrten sich Beide. Nachdem Philipp auf der Moritzburg bei Halle im Beisein vieler deutscher, spanischer und italienischer Fürsten und Edelleute knieend dem Kaiser Abbitte gethan, erklärte

*) Die „Wittenberger Capitulation" enthält eine Bestimmung, der zufolge Moritz die Aemter Weimar, Jena, Eisenach, Gotha u. s. w. an die Söhne Johann Friedrich's abzutreten hatte. Diesen Aemtern (Städte und Landgebiete einschließend) wurden später noch andere (Altenburg u. s. w.) zugefügt, und so entstanden die sächsischen Herzogthümer in Thüringen. Aus dem neuen Kurfürstenthum entwickelte sich das Königreich Sachsen.

ihm der Herzog Alba, er sei Gefangener. Als Philipp sich auf die Zusage des Kaisers berief, erwiederte dieser höhnend, er habe nur versprochen, ihn nicht mit „ewiger" Gefängnißhaft zu belegen, und dies solle gehalten werden! — Durch dieses unredliche Verfahren erbitterte der Kaiser viele deutsche Fürsten, keinen mehr als den eben von ihm zum Kurfürsten erhobenen Moritz. Nun gedachte Karl sich auch die norddeutschen Städte, in denen der Protestantismus Aufnahme gefunden hatte, zu unterwerfen, doch widerstanden ihm Magdeburg und Bremen siegreich, erstere Stadt erhob sich sogar zu einem Hort der neuen Lehre, indem sie verjagten protestantischen Geistlichen einen sichern Aufenthaltsort gewährte und Schriften, die im Sinne und Geiste Luther's geschrieben waren, in Fülle über Deutschland ausstreuete.

Hätten es nicht schon in älterer Zeit Constanz und Basel erwiesen, so wäre es aus dem am Ende des Jahres 1545 in Trident eröffneten Concil zu ersehen gewesen, daß die katholische Kirche einen Standpunkt erreicht hatte, auf dem sie selbst sich zu helfen nicht mehr fähig war. Das Weltliche hing ihr in ihren obersten Vertretern, den Papst und den Bischöfen, wie eine Bleilast an ihren Füßen, und sie vermochte sich nicht mehr aufzuschwingen zu der Höhe der Gedankenwelt, die das Evangelium der Menschheit erschlossen hatte. Die Protestanten hatten auch von diesem Concil nichts für die gute Sache erwartet und waren ihm fern geblieben. Um so mehr hoffte der Kaiser, daß durch dasselbe die Einheit der Kirche wieder werde hergestellt werden. Für unerläßlich hielt er, den Protestanten einige Zugeständnisse zu machen, wodurch er aber wiederum in Rom anstieß, wo man von nichts als von absoluter Unterwerfung der Widerstrebenden hören wollte, und wo man seine Maßnahmen gegen die Protestanten, die doch streng genug waren, halbe Maßregeln nannte. Während Kaiser und Papst die Protestanten bekämpften, stießen die herrschsüchtigen Bestrebungen Beider in einem Punkte aufeinander. Der Papst wollte in dem Kaiser nur den ausführenden Großprofoß seiner Beschlüsse sehen; der Kaiser dagegen gedachte den römischen Bestrebungen nur in soweit Nachdruck zu verleihen, als ihm dies förderlich schien, die Einheit seiner weltlichen Herrschaft herzustellen. Dieser Gegensatz machte sich auf dem Concil zu Trident aus dem Grunde fortgesetzt mehr geltend, als letzteres, obwohl hauptsächlich zur Ordnung der deutschen religiösen Angelegenheiten bestimmt, der Mehrheit nach aus italienischen und spanischen höheren Geistlichen zusammen gesetzt war, die weder Verständniß für deutsches Wesen,

noch guten Willen hatten, den berechtigten Forderungen des deutschen Geistes Zugeständnisse zu machen. Als nun der Kaiser in Deutschland Sieg auf Sieg errang und seine Forderungen an das Concil, durch Nachgeben in einigen Punkten den Rücktritt der Protestanten in die katholische Kirche zu erleichtern, dringender wurde, verlegte der Papst unter dem Vorwande, in Trident sei eine ansteckende Krankheit ausgebrochen, das Concil auf sein Gebiet nach Bologna, einzig zu dem Zweck, es dem kaiserlichen Einflusse gänzlich zu entziehen. Dies veranlaßte den Kaiser, in demselben Jahre (1547) zu Augsburg einen Reichstag abzuhalten, auf dem er den protestantischen Fürsten, über die er Gewalt gewonnen hatte, die Zusage abdrängte, sich, falls das Concil wieder nach Trident zurückverlegt würde, den Beschlüssen desselben fügen zu wollen. Da aber der Papst dazu seine Einwilligung nicht gab, beschloß der Kaiser, aus eigener Machtvollkommenheit den deutschen Protestanten einige Zugeständnisse zu machen. So kam die Verordnung, das Augsburger Interim genannt, zu Stande. Das Interim jedoch befriedigte weder hier noch dort. Die Papisten waren empört, daß den Protestanten die Priesterehe und der Kelch zugestanden worden sei, die Protestanten sahen ihre Sache durch die Aufrechthaltung der bischöflichen Gewalt, der hierarchischen Verfassung, der Messe und des kirchlichen Cermoniels gefährdet. In Magdeburg, in dem sogleich der Kampf gegen dies aus dem Boden politischer Erwägungen entsprungene Abkommen, anhob, kam das Wort

„Das Interim
Hat den Schalk hinter ihm!“

auf, das zum Sprichwort in der Protestanten Munde wurde. Es wurden in Magdeburg die sogenannten Interimsthaler geschlagen. Eine Seite derselben trug das Bild des Heilandes, wie er im Jordan getauft wird, mit der Ueberschrift: „Das ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören;“ auf der anderen Seite war ein Ungeheuer mit drei Menschenköpfen dargestellt und darunter stand: „Packe dich du Satan Interim!“ Die drei dem Ungeheuer aufgesetzten Menschenköpfe deuteten auf die Geistlichen hin, von denen das Augsburger Interim abgefaßt worden war. Karl ordnete an, daß dem Interim mit Gewalt Geltung verschafft werde. Der äußerlich mächtige Mann sollte aber bald genug erkennen, daß er der Gewissenswelt der Deutschen gegenüber machtlos sei. Schon der Umstand, daß Hunderte von Geistlichen Heerd und Heimath verließen, um sich dem Zwange nicht zu beugen, hätte ihm zeigen können, wie gänzlich er sich auf falscher Bahn befand.

Moritz gegen Karl V. Der Passauer Vertrag.

Seit dem Tage, an dem der Kaiser Karl, den Einflüsterungen seines Beichtvaters nachgebend, den Landgrafen Philipp, nachdem dieser sich ihm freiwillig gestellt und vor ihm sich so tief gebeugt hatte, als seinen Gefangenen erklärte und seinem kaiserlichen Worte jene lügnerische Deutung gab, grollte ihm Moritz auf das Bitterste. Hatte dieser sich doch selbst seinem Schwiegervater dafür verbürgt daß der Kaiser ihm nicht eine ihn entwürdigende Gefangenschaft auferlegen würde, und nun mußte er es ein Jahr nach dem andern mit ansehen, wie der Kaiser den gebeugten Fürsten mit sich umherschleppte, unzugänglich allen Vorstellungen, die Moritz an ihn gelangen ließ. Eben so grollte er dem Kaiser, daß derselbe den Kurfürsten Johann Friedrich noch in der Gefangenschaft schmachten ließ. Karl wollte dadurch, daß er die Häupter des Schmalkaldischen Bundes festhielt, den übrigen protestantischen Fürsten zeigen, womit sie selbst bedroht seien, falls ein neuer Widerstand von ihrer Seite versucht werden sollte. Wie sehr er Moritz verletzte, ahnte er nicht. Trotzdem er ihm wegen der fürstlichen Gefangenen nicht zu Willen war, so zweifelte er doch nicht im Mindesten daran, ihn, dem er Land und Leute und die Kurwürde verliehen hatte, auf seiner Seite zu haben, zumal er darauf rechnete, daß Moritz bei dem Ehrgeiz, der ihn beseelte, stets seinen Vortheil auf kaiserlicher Seite suchen würde. Aber auch in dieser Sache war der Kaiser auf falscher Fährte. Daß Moritz in hohem Maße von ehrgeizigen Gelüsten besessen war, bedarf im Hinblick auf die Handlungsweise gegen seinen Vetter keines Beweises. Karl irrte sich aber darin, daß er den Fürsten für gleichgültiger gegen die Lehre Luther's hielt, als dies in der That der Fall war. Darin hatte sich auch Rom geirrt, als es von ihm die Auslieferung Melanchthon's begehrte; es war dieses Begehren Roms von ihm mit Entschiedenheit abgewiesen worden. Dies hatte den kaiserlichen Beichtvater wieder bedenklich gemacht, und von diesem war Karl mehrfach angegangen worden, dem Sachsenfürsten, der doch mit seinem Glauben und seinem Herzen auf Seiten der vermaledeiten Ketzer stehe, nicht zu sehr zu trauen. Aber Karl hielt sich seiner Sache für sicher. Er hatte den ehrgeizigen Fürsten ja bei Mühlberg gegen Johann Friedrich fechten sehen, dem er, um die Ausführung der Achtserklärung zu betreiben, vorher schon ins Land gefallen war!

So meinte er ihm denn die Vollstreckung einer neuen Achtserklärung anvertrauen zu können. Es handelte sich um Bezwingung der festen Stadt Magdeburg, die fortgesetzt mit einem Eifer für die Sache des Protestantismus wirkte, der an die beste Zeit Luther's erinnerte.

Die kaiserliche Aufforderung erging an Moritz, und die protestantische Welt sah mit Groll und Kummer den Fürsten Zurüstungen zu einem Zuge gegen Magdeburg machen. Die Ausführung jedoch verschleppte sich. Man vermißte das blitzschnelle Verfahren, durch das Moritz sich von jeher ausgezeichnet hatte. Wieder mahnte leise der kaiserliche Beichtvater. Karl schüttelte das Haupt; es sei nicht Art der Deutschen, Ränke zu spinnen, dazu seien sie zu — „schwerfällig." — Der Kaiser lag um diese Zeit gichtkrank in Innsbruck. Von Moritz kamen von Zeit zu Zeit Boten, die dem Kaiser Aufklärungen über den Gang der Sache brachten, die dem Letzteren genügten.

Dem kaltherzigen Kaiser kam es nicht in den Sinn, daß er es mit einem Manne zu thun hatte, der besser noch zu rechnen verstand, als er, und dessen Gewissensstimme noch nicht so vollständig betäubt war, wie die seine. Sich in dem Maße zum Henker der guten Sache machen zu lassen, als es Karl von ihm begehrte, dazu mochte sich Moritz denn doch nicht hergeben. Er betrieb um diese Zeit nichts Geringeres als ein Bündniß gegen den Kaiser, ein verwegenes Werk, da Karl gerade jetzt auf der Höhe seiner Macht stand. Des Fürsten geheime Boten flogen hin und her. Gewonnen hatte er von den deutschen Fürsten: Wilhelm von Hessen, den Sohn des gefangenen Landgrafen, den ritterlichen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach und den Herzog Albrecht von Mecklenburg. Noch eine Bundesgenossenschaft war ihm angetragen worden und zwar von einer Seite her, von der er sie nimmer erwartet hätte — von dem französischen Königshofe. Dem Könige Franz I. war sein Sohn Heinrich II. in der Regierung gefolgt. Mit Aufmerksamkeit hatte dieser den Krieg in Deutschland in der Absicht verfolgt, aus dem Handel, wenn möglich, Vortheile für sich zu ziehen. Agenten von ihm lauschten und spürten an allen Höfen, durch Bestechungen kamen sie hinter manches Geheimniß. So vernahm Heinrich II. in Paris eher, als Karl in Innsbruck, daß Moritz im Sinne habe, zu Gunsten seiner protestantischen deutschen Mitfürsten das Schwert zu ziehen. Sofort ward in Paris Stellung zur Sache genommen, wie sie dem äußern Vortheile entsprach. Gewandte französische Unterhändler boten dem Kurfürsten den Beistand Frankreichs an. Moritz mag anfangs seinen Augen und Ohren nicht getraut haben. Es war bekannt, daß Heinrich

die Protestanten in Frankreich mit Feuer und Schwert verfolgte. Er hatte die Bluturtheile gegen die Ketzer in letzterer Zeit noch durch den Zusatz verschärft, den Verurtheilten vor der Hinrichtung die Zunge auszureißen. Und dieser geschworene Feind der Protestanten daheim bot sich dem Kurfürsten Moritz, der zu Gunsten der deutschen Protestanten gegen den katholischen Kaiser das Schwert zu ziehen beabsichtigte, zum Bundesgenossen an! — Die Unterhändler wußten alle Zweifel und Bedenklichkeiten in Moritz zu zerstreuen. Moritz beschloß, das ihm angebotene unheilvolle Bündniß mit Frankreich einzugehen. Ehe der völlige Abschluß erfolgte, rückten die Unterhändler mit Bedingungen vor. Wenn Heinrich in deutsches Grenzland einrücke, müsse er sich einiger festen Plätze versichern, um für alle Fälle Stützpunkte während der Kriegsführung gegen den Kaiser zu haben. Diese Forderung schien billig. Die deutschen Städte — es wurden genannt Nanzig (Nancy), Tull (Toul), Virten (Verdun) und Metz — sollten, wie sich von selbst verstehe, beim Friedensschlusse dem Reiche wieder zurückgegeben werden. — Habe ich die Plätze nur erst besetzt, sagte sich Heinrich, so mögt ihr euren Krieg selbst führen — die Plätze selbst gebe ich dann nicht wieder heraus! — Das Zu- und Abreisen französischer Unterhändler hatte inzwischen die Aufmerksamkeit der sächsischen Stände erregt; es entstand die Besorgniß, Moritz möchte zum Schaden der Religion und des Reiches ein unnatürliches Bündniß eingehen. Es ward das Wort Luther's in Erinnerung gebracht: „Trauet nimmer französischen Füchsen, selbst wenn sie sich die Schwänze abgehauen haben!" Die sächsischen Stände baten Moritz in einem Schreiben, in Betracht zu ziehen, „daß die christliche Religion durch den König von Frankreich mehr als durch Karl V. verfolgt werde!" — Man traue doch, sagten Andere, dem welschen Truge nicht! Verbinde sich der „allerchristlichste" König Frankreichs mit den deutschen Protestanten zu dem Zweck, den katholischen Kaiser zu bekämpfen, so handle es sich von Seiten Heinrich's doch offenbar um eine schamlose Verrätherei gegen seine eigenen Glaubensgenossen, und wer wäre einfältig genug, anzunehmen, daß ein Mann, der Gott nicht Treue halte, sich gegen seine Mitmenschen, denen er Zusagen mache, treu erweisen werde! — Melanchthon schrieb dem Kurfürsten: „Es zeigt die Erfahrung, daß Frankreich oft die deutschen Fürsten wider ihren ordentlichen Potentaten erregt hat, und hat sie hernach verlassen!" —

Vergebens! das Bündniß ward im Januar 1552 (Vertrag zu Chambord) zwischen den genannten protestantischen Fürsten und

Heinrich geschlossen. In dem Vertrage hieß es, Heinrich verhalte sich gegen die Deutschen „in dieser Sache mit Hülfe und Beistand nicht nur als Freund, sondern als liebreicher Vater", und das Bündniß gegen den „gemeinschaftlichen Feind", den deutschen Kaiser, verfolge den Zweck, „dessen tyrannisches Joch bestialischer Knechtschaft von den Häuptern zu schütteln." Auch ein Sendschreiben an das deutsche Volk, das zugleich mit jenem Vertrage bei Eröffnung des Krieges über Deutschland verstreut werden sollte, ward von Heinrich vorbereitet. An der Spitze desselben prangte über zwei Schwertern ein Freiheitshut und das Wort „Libertas", und es hieß in dem Text, er, König Heinrich, bezeuge vor Gott dem Allmächtigen, daß er aus diesem mühseligen und schweren Vorhaben, aus den großen Unkosten und der Gefahr für seine eigene Person keinen andern Nutzen und Gewinn suche, als „aus freiem königlichen Gemüthe der deutschen Nation die Freiheit zu bringen."

So redete dieser Mann, der nur im Sinne hatte, einen frechen Raub zu begehen.

Nun schlug Moritz los. Drei Heerhaufen, die in der Stille in Franken und Schwaben sich gesammelt hatten, rückten in Bayern und Tyrol ein, und Moritz drang so schnell gegen Innsbruck vor, daß der noch an der Gicht leidende Kaiser nur mit Noth entkam. In einer Sänfte wurde er bei gräulichem Wetter zur Nachtzeit durch Pässe der tyroler Gebirge getragen. Eine solche Demüthigung war wohlverdient für einen Mann, der in den Tagen seines Glückes — bei Mühlberg und auf der Moritzburg bei Halle — auf seine besiegten und gebeugten Feinde voll Kälte und Hohn herabgesehen und sie darnach Jahre lang als Gefangene mit sich herumgeführt hatte! — Diener mit Fackeln gingen voran, sein Hofstaat folgte ihm theils zu Roß, theils zu Fuß. In der Verwirrung wäre es dem Fürsten Johann Friedrich ein Leichtes gewesen, zu entkommen. Er begleitete aber den Kaiser freiwillig, da er dem Vetter, der so treulos gegen ihn gehandelt hatte, seine Befreiung nicht verdanken wollte.

Der Kaiser war nach Villach in Kärnthen entflohen, Moritz zog nach Passau. Karl sah sich in einer Lage, in der ihm nichts übrig blieb, als auf Unterhandlungen mit Moritz zu denken. An seiner Stelle führte sie sein Bruder Ferdinand mit Jenem, und es kam (im Juli 1552) der Passauer Vertrag zu Stande. Dieser den Protestanten günstige Vertrag bestimmte im Wesentlichen: Das Interim ist aufgehoben; den Evangelischen (jedoch nur den Bekennern der

Augsburgischen Confession) ist Religionsfreiheit gewährleistet; die Beschlüsse des Tridenter Concils finden keine Anwendung auf die Evangelischen; es wird binnen Jahresfrist ein Reichstag zur gänzlichen Beilegung der religiösen Streitigkeiten abgehalten; der Zutritt zum Kammergericht ist beiden Confessionen zugestanden, durch eine Amnestie soll alles Vergangene als vergeben und vergessen erklärt werden. Der Landgraf Philipp von Hessen wird seiner Haft entledigt. — Den Fürsten Johann Friedrich hatte der Kaiser bereits freiwillig entlassen.

Diese plötzlich eingetretene Wendung des Geschicks erregte die protestantische Welt aufs Höchste. Unter Freudenthränen wurden die Fürsten in ihren Ländern, die vertriebenen protestantischen Geistlichen in ihren Gemeinden empfangen. Tiefe Wunden, hieß es, hat Moritz früher unsrer Sache geschlagen, nunmehr aber ist von ihm Alles zehn-, ja hundertfach gut gemacht worden! — Jedoch sollte sich Moritz der Verehrung, die ihm überall unter den Protestanten zu Theil wurde, nur auf kurze Zeit erfreuen. Der Markgraf Albrecht, der es auf längere Kriegsführung gegen den Kaiser und die Päpstlichen abgesehen hatte, erkannte den Passauer Vertrag nicht an, und da er den Kampf fortsetzte, sah sich Moritz, um jenem Vertrage Geltung zu verschaffen, genöthigt, sein Schwert gegen den bisherigen Bundesgenossen zu ziehen. Albrecht ward von ihm in der Schlacht bei Sievershausen im Lüneburgischen (1553) völlig geschlagen; aber Moritz empfing im Kampfgewühle die Todeswunde. Von einer Kugel durchbohrt, sank er vom Rosse. Zwei Tage darauf starb er, erst zwei und dreißig Jahre zählend, und es ward seine Leiche darnach zu Freiberg beigesetzt. Sein Vetter Johann Friedrich, der Dichter des Kirchenliedes: „Wie's Gott gefällt, so g'fällts mir auch!" starb ein Jahr später.

Was hatte inzwischen der König Heinrich II. von Frankreich gethan, um seiner Bundesgenossenschaft, seinem den Deutschen freiwillig gemachten feierlichen Gelöbnisse Ausdruck zu geben? Darüber soll im folgenden Abschnitte Näheres gesagt werden.

Verlust der lothringischen Bisthümer; Versuch Karl's, Metz zurück zu gewinnen.

Fast gleichzeitig mit Moritz hatte König Heinrich seinen Kriegszug eröffnet, dem Scheine nach für die Sache der deutschen Protestanten, in Wahrheit, um Deutschland zu berauben. Wie bemerkt wurde, war ihm von den deutschen Fürsten nachgegeben worden, einige Städte Lothringens zu besetzen, die ihm während des Krieges

gegen den Kaiser als Waffenplätze und Stützpunkte dienen sollten; jedoch war von Seiten der protestantischen Fürsten das Recht des Reiches auf dieselben vorbehalteu, von Seiten Heinrich's die Herausgabe derselben beim Friedensschlusse zugesichert worden. Die Besetzung der Städte Nanzig (Nancy), Tull (Toul) und Virten (Verdun) durch französisches Kriegsvolk erfolgte, ohne daß von Seiten der Bürgerschaften ein Widerstand versucht ward; das starke Metz dagegen weigerte sich, französisches Kriegsvolk ein- oder auch nur durchzulassen. Aber auf Metz hatte es Heinrich am meisten abgesehen, und er beschloß, vor keinem Mittel, und sei es noch so ehrlos, zurückzuschrecken, um sein Ziel zu erreichen. Auch in Metz hatte der Protestantismus Aufnahme gefunden, die Katholiken befanden sich in der Minderheit, der katholische Bischof, Cardinal Robert von Lenoncourt, dürstete danach, seine bischöflichen Rechte wieder zur Geltung zu bringen. Heinrich meinte sich von vorn herein davon überzeugt halten zu dürfen, an diesem Manne einen Bundesgenossen zu finden; er that die entsprechenden Schritte, und ehe noch ein französischer Soldat vor den Mauern von Metz erschien, hatten französische Agenten, reichlich mit Gold versehen, Eingang in die Stadt gefunden, und es wurde im bischöflichen Palaste im Geheimen Rathes gepflogen, auf welche bequemste Art wohl die Ueberliefernng von Metz an Frankreich sich bewerkstelligen lasse. — Metz galt mit Recht als eine der berühmtesten deutschen Reichsstädte; hier waren bemerkenswerthe deutsche Reichstage abgehalten worden, von hier aus hatte Kaiser Karl IV. das Reichsgrundgesetz „Die goldene Bulle" veröffentlicht. Diese Stadt dem Vaterlande zu erhalten, entsprach der Anschauung und Forderung eines jeden redlichen Patrioten. Aber was galten einem Römling, wie der Bischof Robert ein solcher war, dessen Papstkönig in Italien wohnte, die Forderungen des Patriotismus? Und hatte sich überdies nicht Heinrich in seinem Lande als Vertilger der Ketzer herrlich bewährt? Käme Metz an Frankreich, sagte sich der Bischof, dann gelange auch er wieder zu Hoheit und Macht. — Der Bund ward geschlossen, der Bischof empfing Geld, um einflußreiche Bürger, unter denen er Verwandte hatte, zu bestechen. Als der Verrath genügend vorbereitet war, bezogen französische Truppen unter Führung des Connetable von Montmorency nicht weit von Metz ein Lager, während der König Heinrich in Nanzig zurückgeblieben war. Nun ließ der Connetable Namens des Königs dem Rathe den Wunsch ausdrücken, ihm Durchzug durch Metz zu gestatten, da er beabsichtige, jenseit der Stadt sein Lager aufzuschlagen. Die Mehrheit der Schöffen versagte

die Erlaubniß, denn sie mißtraueten dem Könige, trotz seines Manifestes. Nach wenigen Tagen kam ein neuer Antrag von Montmorency: nur ein Fähnlein Reiter begehre er durch die Stadt zu führen! — Die Bestochenen redeten der Sache das Wort. Wie, soll das starke Metz sich vor einem einzigen Fähnlein fürchten? Inzwischen rückte auch das Fähnlein bereits an. Ein „Fähnlein" bedeutete 500 Reiter; einer solchen Schaar ward eine kleine Fahne vorangeführt, daher der Name. Aber das ahnten die Bürger, die am Thore standen, nicht, daß sich dem ersten Fähnlein Reiter unmittelbar noch zwei Mal 500 Reiter angeschlossen hatten, deren Fahnen niedergehalten wurden, und eben so wenig, daß den Reitergeschwadern Fußvolk folgte. Letzteres war von den Reitern gänzlich gedeckt. Am Thore fanden noch einige Unterhandlungen statt. Des Connetable Benehmen war von bezaubernder Liebenswürdigkeit: nein, dieser Mann trägt Arges nicht im Sinn! — Aber die Bürger erklären, nicht befugt zu sein, ohne Einwilligung des Rathes, fremde Truppen einzulassen. Fest noch liegen die Thorflügel im Schloß, nur die kleine Seitenpforte ist halb offen. Plötzlich sieht man eine Zahl der Reiter von den Rossen herabgleiten und — wie ein Bericht aus jener Zeit lautet — „wie die Katzen in die Pforte einspringen." Die Thorflügel werden von innen geöffnet, erstarrt sehen die Bürger das Fähnlein, das kein Ende nehmen will, einziehen, und siehe, nun folgt den Reitern auch noch Fußvolk! — Es kann kein Zweifel obwalten, daß sich unter den Bürgern, die mit der Thorwache betraut, und die vor dem Thore bei den Unterhandlungen betheiligt waren, Erkaufte befanden. Nun war der Connetable mit seinem Kriegsvolk in der Stadt. Ein blutiger Zusammenstoß gehörte nicht zu den Unmöglichkeiten; befand sich doch auch in der Stadt eine zahlreiche Schaar von Miethstruppen. Der Connetable wußte die drohende Wuth der Bürger durch eine neue Lüge zu beschwichtigen. Er ließ durch die Stadt bekannt machen: Morgen ziehen wir aus — bis dahin versagt uns, den euch wohlgesinnten Kriegsleuten, nicht die gastliche Aufnahme in euren Häusern! — Der Connetable nimmt sein Quartier im bischöflichen Palast, und daselbst wird in der Nacht an dem Werke des Verrathes weiter gesponnen. Am nächsten Morgen sammeln sich die Soldaten auf den Plätzen, um — so meint man in der Bürgerschaft — den Abmarsch anzutreten. Plötzlich bemächtigen sich die Franzosen der Geschütze, der Munition und des Proviants und besetzen die Thore — sie sind Herren der Stadt! — Nun verlangt der Connetable Entlassung der Miethstruppen, „da", wie er gleißnerisch hinzusetzt, „ihr Verbleiben

in der Stadt zu Feindseligkeiten führen könne." — Die Bürgerschaft vermag sich dem nicht zu widersetzen, und statt der Franzosen ziehen die Miethstruppen ab. Es handle sich nur, läßt der Connetable der Bürgerschaft weiter kund und zu wissen thun, um vorläufige Maßregeln, die er nothgedrungen zu seiner Sicherheit habe treffen müssen; alles Weitere werde der König Heinrich entscheiden! — Von dem Bischofe läßt er sich jetzt die Hauptgegner unter den Schöffen nennen. Sie müssen beseitigt werden! — Plötzlich heißt es in der Stadt, der Connetable sei bis auf den Tod erkrankt. Nicht lange darauf ergeht an eine Zahl der Schöffen die Aufforderung, sich in dem bischöflichen Palaste einzufinden, da der Connetable sein Testament zu machen beschlossen habe. Gemäß den Forderungen, die die Pflicht für solche Fälle ihnen auferlegt, begeben die Berufenen sich in den bischöflichen Palast. Es mochte einem und dem andern von ihnen auffallen, daß die Einladung gerade nur an die treuesten Anhänger der Stadt ergangen war. Der Connetable liegt in einem Himmelbette, dessen Vorhänge geschlossen sind. Entgegen der Annahme der Schöffen, hat er sich nicht auf sein letztes Stündlein, sondern auf das ihre vorbereitet, und statt eines Gebetbuches hat er einen Degen bei sich. Einige Minuten herrscht eine unheimliche Stille im Gemach. Plötzlich springt der Connetable mit dem Degen in der Faust vom Lager auf und durchbohrt den Schöffen-Aeltesten, worauf seine Soldaten die übrigen Schöffen niederstoßen.

Damit ist der Widerstand der Stadt vollends gebrochen, einige Bürger, die sich nur noch bis zur Abfassung einer schriftlichen Beschwerde zu erheben wagen, werden in der Mosel ersäuft, wenige Tage darauf hält der König Heinrich seinen feierlichen Einzug in die Stadt.

Die Bisthümer Metz, Toul und Verdun mit einem Landgebiet von 50 Geviertmeilen betrachtete nun Heinrich als zu Frankreich gehörig.

Des Kaisers erstes Bestreben, nachdem er sich von der durch seinen vormaligen Liebling Moritz empfangenen Niederlage erholt hatte, war darauf gerichtet, dem Könige Heinrich den Raub wieder abzujagen, vor allen Dingen ihm das starke Metz zu entreißen. Da Metz bisher als ein Hauptbollwerk des Reiches im Westen angesehen worden war, so wurde der Raub desselben allgemein als ein schwerer Verlust für Deutschland betrachtet. Auf Karl's Entschließungen wirkte insbesondere noch die Erwägung, daß, wenn Metz in Frankreichs Gewalt bleibe, seine Niederlande fortgesetzt bedroht seien, deren Südgrenze zu jener Zeit bis nahe an diese Feste heranreichte. Als Heinrich ver-

nahm, daß Karl ein Belagerungsheer zusammenziehe, übertrug er die Vertheidigung von Metz dem lothringischen Prinzen Franz von Guise, und es gelang diesem umsichtigen Kriegsmanne in der kurzen Zeit, die ihm noch bis zum Anzuge des feindlichen Heeres blieb, die Festung in einen vorzüglichen Vertheidigungszustand zu versetzen. Die erste Abtheilung des kaiserlichen Heeres, geführt von dem Herzoge Alba, erschien am 19. Oktober 1552 vor Metz. Vier Wochen später langte die Hauptmacht, 60,000 Mann zählend, und mit ihr der kränkelnde Kaiser vor Metz an. Dreimal hatte Metz dem Kaiser Karl einen festlichen Einzug bereitet, und nun lag er als Belagerer vor derselben, da ein räuberischer Feind sich hinterlistiger Weise ihrer bemächtigt hatte. Der großen Macht, über die Karl verfügte, entsprachen die Erfolge nicht. Früh trat starke Kälte ein, bösartige Krankheiten brachen im Lager aus. Im December, nach einer Belagerung von 70 Tagen,*) und nachdem das Belagerungsheer auf die Hälfte zusammengeschmolzen war, sah sich Karl genöthigt, von seinem Vorhaben abzustehen. Barbarisch war es von ihm, daß er bei seinem Abzuge die Kranken und Verwundeten hilflos zurückließ.

Im Jahre 1552 trug ein Kölner Jurist Folgendes über diesen Vorgang in sein Tagebuch ein: „Der Kaiser lag lange vergeblich, ohne etwas schaffen zu können, vor Metz, der Winter war sehr kalt, es gab viel Schnee, und kam eine Krankheit unter das Kriegsvolk, daß ihrer viele starben, und es fuhren geladene Nachen von Metz die Mosel herunter, von denen kaum der vierte Mann nach Köln kam; wenn einer starb, warf man ihn über Bord. Der Kranken kamen zu viele nach Köln; weil man Alles einließ, hat man die folgende Sterbde verursacht. Der Kaiser mußte aber deßhalb Metz verlassen und zog im December nach den Niederlanden. Den 22. Januar 1553 hielten die Franzosen eine große Procession und Gottestracht in Metz aus Dank, daß sie die Stadt gegen den Kaiser erhalten hatten. Des andern Tages thaten sie Haussuchung durch die Bürgerhäuser, ob sie lutherische Bücher hätten; die man fand, wurden verbrannt. O, Metz, was hast du begonnen zu deinem und des ganzen Reiches Schaden!" — In Bezug darauf, daß es dem Kaiser weder gelungen war, Magdeburg (durch Moritz), noch Metz zu bezwingen, kam damals das Spottwort gegen ihn auf:

„Die Metz und die Magd
Haben dem Kaiser den Tanz versagt."

*) Genau so lange währte die Belagerung von Metz im Jahre 1870, die von Erfolg gekrönt war.

In demselben Jahre erschien als ein fliegendes Blatt „ein schön neu Lied von der Stadt Metz," gedichtet von dem Pritschenmeister Heinrich Wirre, in dem es heißt:

„Als man zählt tausendfünfhundert Jahr
Und zwei und funfzig, das ist wahr
Und ist gar nit erlogen,
Da ist der König aus Frankereich
Vor Metz gezogen, das sag' ich euch,
Und hat sie sehr betrogen.

Kein Mann, wird er auch noch so alt,
Sieht wieder dich in solcher Gestalt,
Wie vorher du gewesen;
Die Thüren und Mauern sind zerzerrt,
Dazu dein ganzes Land verheert,
Du wirst kaum mehr genesen.

O Metz, du sollst ein Spiegel sein,
Mein deutsches Land, nun sieh darein
Und thu's gar wohl betrachten.
Und wenn auch dir geschehen sollt',
Daß dich wie Metz ein Fremder holt,
So wird man dich verachten."

Die Empfindung des ehrlichen Pritschenmeisters theilte noch mancher deutsche Mann, der es sehen mußte, daß Frankreich den Raub nicht nur nicht herausgab, sondern daß es auf der mit demselben betretenen Bahn weiter ging. Karl's Zug war der einzige ernstliche Versuch, Deutschland wieder in den Besitz der Bisthümer zu bringen; weiterhin wurden nur noch die Federn gezogen, um durch papierene Reichstagsgutachten, die Bisthümer „so dem Reich gehörig und in der Krone Frankreich Gewalt" wieder zu erlangen. Die Art und Weise, durch die Deutschland um die Bisthümer kam, characterisirte vollständig die Haltung Frankreichs gegen Deutschland durch die folgenden Jahrhunderte; dem oben aufgeführten Dichter galt jener Vorgang als ein „Spiegel" kommender Ereignisse; er sah das deutsche Volk von Seiten Frankreichs mit weiterer Schädigung an Land und Leuten und dadurch mit weiterem Verlust an Achtung bedroht. Wie viele Patrioten sollten noch ihre brennenden Wunden mit ins Grab nehmen, ehe das Maß deutscher Geduld bis zum Rande gefüllt war! Einer der Besten (Hölderlin) klagte noch vor nicht langer Zeit:

„O heilig Herz der Völker, o Vaterland,
Allduldend, gleich der schweigenden Muttererd',
Und allverkannt, wenn schon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes haben."

Der Augsburger Religionsfriede. — Karl's V. letzte Zeit.

Der Reichstag zur Ordnung der religiösen Angelegenheiten war angesetzt, aber Karl fühlte sich durch die Niederlage, die ihm von Moritz bereitet worden war, wie dadurch, daß er Metz den Händen der Feinde nicht zu entreißen vermocht hatte, in dem Maße gebeugt, daß er seinen Bruder Ferdinand beauftragte, den Vorsitz am Reichstage für ihn zu führen. Alles, was geschehen war, drängte darauf hin, den Verheißungen des Passauer Vertrages gemäß, den Protestanten gerecht zu werden, und so würde es ihn überdies beschämt haben, wenn unter seinem Vorsitz dasjenige hätte zur Anerkennung gelangen sollen, was von ihm durch so viele Jahre eifrig war bekämpft worden. Auf dem Reichstage zu Augsburg (1555) kam denn auch der verheißene Religionsfriede zu Stande. Den Protestanten, die sich zur augsburgischen Confession bekannten, ward Gewissens- und Religionsfreiheit und dazu auch politische Rechtsgleichheit mit den Katholiken zugestanden, den Fürsten die Verpflichtung auferlegt, Andersglaubenden (es handelte sich jedoch hierbei nur um Katholiken und Lutheraner, d. i. Anhänger der Augsburgischen Confession) Duldung zu gewähren, ihnen auch die Auswanderung zu gestatten. Ueber einen Punkt, der schon zu Passau einen ergebnißlosen Streit hervorgerufen hatte, gelangte man auch hier nicht zur Einigkeit. Die geistlichen Reichsfürsten hatten reiche Pfründen und Stifter. Nun bestanden die Katholiken darauf, daß, wenn katholische Reichsfürsten zur evangelischen Kirche übergingen, ihre Würden und Güter den Katholiken verbleiben sollten. Diese Forderung ward von Ferdinand in dem sogenannten „geistlichen Vorbehalt" als berechtigt bezeichnet, wogegen von protestantischer Seite ein Protest eingereicht ward, so daß die Frage unentschieden, ihre Lösung der Zukunft vorbehalten blieb. Im Großen und Ganzen jedoch war der Augsburger Religionsfriede als ein hochwichtiger Fortschritt auf dem Gebiet des religiösen Wesens zu betrachten.

Körperlich und geistig gebrochen, beschloß der Kaiser, seiner Herrschaft gänzlich zu entsagen. Er berief seinen Sohn Philipp, dem er schon in dem Jahre zuvor Neapel übergeben hatte, im Herbst 1555 nach Brüssel und übertrug ihm die Herrschaft über die Niederlande. Im Frühjahre des nächsten Jahres legte Karl auch die Regierung Spaniens in die Hand seines Sohnes, und der vormalige Herrscher eines Reiches, „in dem die Sonne nicht unterging," der

Fürst, der sich zuerst „Majestät" nennen ließ, welcher Titel seit jener Zeit für Kaiser und Könige allgemein ward, zog sich in ein spanisches Kloster (San Justo) zurück. Es geschah dies an dem Jahrestage seines Sieges bei Pavia und seiner Kaiserkrönung in Bologna! Welche Gegensätze! Platen läßt den in das Kloster Eintretenden sagen:

„Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein;
Mehr als die Hälfte der Welt war mein!

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag.

Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich
Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich."

Karl hatte gekämpft gegen eine Macht, die von irdischer Macht nicht besiegt zu werden vermag: gegen die erwachte Stimme des Gewissens eines edlen Volkes. Es wird erzählt, er habe sich im Kloster vergeblich bemüht, zwei Uhren genau in einen Gang und Schlag zu bringen. Vielleicht ist diese Erzählung eine Dichtung, durch die ausgedrückt werden sollte, daß derselbe Mann, dem Jenes nicht einmal gelang, verwegen genug gewesen sei, zu meinen, das Gewissenswerk der christlichen Welt derartig zu regeln, wie es seinen politischen Bestrebungen ihm als förderlich erschienen sei. Ferner wird erzählt, er habe, um sich mit dem Tode vertraut zu machen, sein eigenes Leichenbegängniß begehen lassen. So viel ist wenigstens wahr: Seine Weltherrlichkeit hat er zu Grunde gehen sehen! — Es mag demnach auch diese Erzählung in einer sinnigen Betrachtung seines Lebens ihre Wurzeln haben. Im Jahre 1558 starb er. Sein Bruder Ferdinand, dem die Verwaltung der deutschen Angelegenheiten verblieben waren, ward, obgleich früher schon von Karl zum römischen Könige ernannt, von den deutschen Fürsten förmlich als Reichsoberhaupt gewählt. Sein Verhalten gegen die Evangelischen auf dem Reichstage zu Augsburg hatte ihm den Beifall Roms nicht erworben, daher man dort auch von einer Kaiserkrönung nichts wissen wollte. Ferdinand I. ließ sich, ohne auf des Papstes Einsprache Rücksicht zu nehmen, in Frankfurt am Main krönen. Gewissenhaft achtete er darauf, daß die Evangelischen in Bezug auf die ihnen im Augsburger Religionsfrieden gemachten Zugeständnisse nicht gekränkt würden.

Zug der Reformation durch Europa.

Die Frage, um die es sich im Grunde bei der religiösen Bewegung handelte, und die von Carlyle also formulirt worden ist: „Giebt es in dir, o Nation, genug der heldenmüthigen Menschen, um sich hervorzuwagen und zu streiten für Gottes Wahrheit gegen des Teufels Lüge auf Lebens- und größere Gefahr hin?“ klopfte auf vielen Orten an, und je nachdem sie beantwortet, und je nachdem der Antwort gemäß gehandelt ward, gestaltete sich das Geschick derer, an die sie gerichtet war, für Gegenwart und Zukunft. Als den Heerd der Bewegung haben wir im weiteren Sinne Sachsen und Hessen, im engeren die Stadt Wittenberg zu betrachten. Der Hauptträger der Reformation war der Bürgerstand; die Städte wurden die Burgen des neuen Geistes. Unter den Städten, die Wittenberg zuerst und am kräftigsten nachstrebten, sind zu nennen: Magdeburg, Hamburg, Bremen, Braunschweig, Lübeck, Rostock, Goslar, Nürnberg, Ulm, Frankfurt am Main. Verfolgen wir nun den nächsten Verlauf der sich erweiternden Bewegung.

Calvin.

Der schweizer Reformator Zwingli (S. 73.) hatte im Kampf mit den Papisten seinen Tod gefunden; doch war mit ihm sein Werk nicht untergegangen. Eifrige Jünger setzten den Kampf gegen die Römlinge fort. Sechs Jahr nach Zwingli's Tode trat in der westlichen Schweiz, in Genf, ein Mann auf, der an Macht des Wollens Jenem nicht nachstand. Es war der Franzose Chauvin (mit der lateinischen Form seines Namens gewöhnlich Calvin genannt), der wegen seiner Hinneigung zur Reformation in seiner Heimath mancherlei Verfolgungen zu erdulden gehabt und sich endlich veranlaßt gesehen hatte, in Genf ein Asyl zu suchen. Er zeichnete sich sowohl durch hohe Begabung und Gelehrsamkeit als auch durch seltene Sittenstrenge aus. Sich mehr der Auffassung Zwingli's als der Luther's zuneigend, ward er der Hauptbegründer der reformirten Kirche (weshalb auch die Reformirten später vielfach Calvinisten genannt wurden), und er erhob in religiöser Beziehung Genf zu einem zweiten Wittenberg, von dem aus, wie dies von letzterem im Norden geschah, im Süden eine klarere Gottesanschauung verbreitet ward. Anfangs hatten seine strengen Forderungen an das Sittenleben Anstoß bei den lebenslustigen Genfern erregt, und er war, auch aus Genf vertrieben,

nach Straßburg übergesiedelt, wo seine Bestrebungen die verdiente Würdigung fanden. Aber auch in Genf siegte die bessere Einsicht, er wurde mit Ehren zurückberufen, und von nun ab sehen wir ihn nachhaltig eingreifen in die Verhältnisse seiner neuen Heimath. Die Kirchenverfassung, die Calvin für seine Anhänger ausarbeitete, unterschied sich wesentlich von der lutherischen; in beiden spiegelte sich die politische Verfassung der Länder ab, in denen sie entstanden. Während nach der lutherischen Kirchenverfassung der Landesfürst als oberster Bischof galt, der das Kirchenwesen durch von ihm eingesetzte Behörden, Consistorien, leitete, trug die Kirchenverfassung Calvin's ein republikanisches Gepräge. Die Kirchengemeinde wurde durch den Rath der Aeltesten, bestehend aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern, (Presbyterium) regiert und überwacht. Synoden, aus Geistlichen und Laien zusammengesetzt, hatten die gesetzgebende Gewalt über das Kirchenwesen auszuüben. Das Sittenleben wurde mit großer Strenge überwacht; doch führte der an und für sich anzuerkennende Eifer, das Böse zu bekämpfen, wie das freilich kaum anders sein konnte, hier und da zu Uebertreibungen. Im Ganzen jedoch gedieh das Gemeindeleben unter der Kirchenverfassung Calvin's in vortrefflicher Weise. Mildgesinnt gegen die Anhänger Luther's und Zwingli's (mit den letzteren einigte Calvin sich dahin, daß sie keine getrennte Kirche bilden wollten), war er voll heiligen Zorns gegen Feinde des Christenthums. Ein Spanier, Michael Servaha, der die Grundlehren der christlichen Religion frech verspottet, ja der vollständigen Beseitigung desselben das Wort geredet hatte, ward auf Calvin's Anordnung festgenommen, und da er sich zu widerrufen weigerte, zum Tode verurtheilt und verbrannt. Diese harte Maßregel fand selbst die Billigung Melanchthon's. Auf Vorhaltungen, dahin gehend, daß dies heiße in die Fußtapfen Roms treten, ward entgegnet, man habe es in dem vorliegenden Falle nicht mit einer von der seinen verschiedenen Auffassung des Christenthums, sondern mit der absoluten Feindschaft gegen dasselbe zu thun gehabt.

Schroffheiten der Lutheraner bewirkten, daß das reformirte Bekenntniß bald in einzelnen deutschen Ländern Eingang fand: in der Pfalz unter Friedrich III., der den heidelberger Katechismus ausarbeiten ließ, ferner in Hessen unter Moritz und in Brandenburg unter Johann Sigismund. In den Niederlanden hatte Karl V. die Reformation gewaltsam niedergehalten, Hunderte von Anhängern Luther's waren auf dem Blutgerüst gestorben. Aerger noch verfolgte Karl's V. Sohn, Philipp II., die Anhänger der neuen Lehre. Dennoch gelangte

in den nördlichen Provinzen, dem heutigen Königreich Holland, das reformirte Bekenntniß zur Herrschaft. Das Nähere darüber ist einem später folgenden Abschnitt vorbehalten.

Oesterreich.

Hatte Ferdinand I. den Anhängern der Reformation Hindernisse nicht in den Weg gelegt, so kann fast gesagt werden, daß sein Nachfolger Maximilian II. (1564—1576) den Protestantismus begünstigte. In Siebenbürgen fand das lutherische, in Ungarn das reformirte Bekenntniß Eingang. In Böhmen bereiteten die hussitischen Erinnerungen der Reformation den Weg; auch in dem Erzherzogthum Oesterreich, in Kärnthen und in Steyermark fand der Protestantismus viele Anhänger.

Scandinavien.

In demselben Jahre, in dem Christian II. durch das Stockholmer Blutbad (Band II. S. 452) die Union der nordischen Reiche unlösbar befestigt zu haben glaubte, kehrte Gustav Wasa, der Sproß einer altadeligen Familie, der von Christian gefangen nach Dänemark geführt worden, dem es aber gelungen war, sich zu befreien, in der Absicht nach Schweden zurück, sein Volk zum Kampfe gegen den Tyrannen aufzurufen. Der König ließ auf ihn fahnden, und einem gehetzten Wilde gleich, irrte Wasa eine Zeit lang im Lande umher. Endlich erboten sich tapfere Landleute, sich seiner Führung anzuvertrauen. Mit den Erfolgen, die er errang, wuchs die Zahl seiner Anhänger, Christian II. ward vertrieben, Schweden als gelöst von Dänemark erklärt, und der tapfere Gustav Wasa zum König von Schweden erwählt (1521). Unter der Regierung Gustav Wasa's traten zwei Brüder, Oluf und Lorenz Peterson, die in Wittenberg studirt hatten, als Verkündiger der gereinigten Lehre in Schweden auf, der Kanzler des Königs, Anderson, übersetzte das Neue Testament. Die Kirche hatte sich (nach dem Beispiele Roms) bereichert; das Land war in Bedrängniß, da es für den Beistand, der ihm von den Hanseaten im Kampfe gegen Christian geleistet worden war, eine bedeutende Summe zu zahlen hatte. Und nun hatten überdies die hohen Würdenträger der Kirche, an der Spitze der Erzbischof von Upsala, auf der Seite des tyrannischen Christian gestanden. Da lag der Gedanke nahe, zur lutherischen Kirche überzutreten und durch Verwendung des reichen Kirchengutes, zumal dasselbe zum großen Theil auf unlautere Weise zusammengebracht worden war, das Land von der drückenden Schuld

zu befreien. Demgemäß wurde verfahren, und es wurde die Reformation nach dem Bekenntniß Luther's in Schweden eingeführt. (1527)

In Dänemark hatte der tyrannische Christian II. bereits die Reformation begünstigt, jedoch nicht um ihrer selbst willen, sondern um Macht über die Bischöfe zu gewinnen. Als es nun mit seiner Herrschaft über Schweden zu Ende ging, erhob sich Jütland gegen ihn und ernannte an seiner Stelle den mit dem sächsischen Fürstenhause verwandten Herzog Friedrich von Holstein zum Regenten. Friedrich war ein aufrichtiger Anhänger der Reformation. Die Versuche der Bischöfe, die katholische Lehre wieder zur Geltung zu bringen, erwiesen sich als ohnmächtig, da die Stimmung des Volkes dem neu erwählten Könige zur Seite stand. So wurde denn (1527) den Protestanten bürgerliche Gleichheit mit den Katholiken gewährt und außerdem die Unabhängigkeit der Bischofswahlen von Rom festgesetzt. Ein unter Christian II. von den Bischöfen gemachter Versuch, die alten Rechte zurück zu erhalten, endete damit, daß auf dem Reichstage 1544 der Kirche alle politischen Rechte abgesprochen und ihr, wie es in Schweden geschehen war, ihre reichen Güter genommen wurden.

Diese Vorgänge bestimmten den Erzbischof von Drontheim in Norwegen, mit den Kirchenschätzen (Gold, Kirchengeräthe und Bildnisse von edlem Metall) zu entfliehen. Darauf wurde die Reformation in Norwegen eingeführt. In Island widersetzte sich die römische Partei mit den Waffen in der Hand der Einführung der Reformation; sie wurde aber von den Anhängern der neuen Lehre besiegt.

England.

Wie in Böhmen die Erinnerungen an Huß, so bereiteten in England die Erinnerungen an Wycliff dem Geiste der Reformation Bahn. Kaum hatte Luther seinen Kampf gegen das Papstthum erhoben, so wurden in England seine Schriften eifrig gelesen, und es erschien bald darauf eine englische Ueberſetzung des Neuen Testaments. Aber die neue Lehre fand in dem Könige Heinrich VIII., einem in den scholastischen Wissenschaften wohlbewanderten, seinem Sinn und Wesen nach der ärgsten Tyrannei huldigenden Manne, einen gefährlichen Widersacher. Er bedrohte nicht nur die Gegner des Papstthums mit Kerkerstrafen und Scheiterhaufen, sondern er trat auch mit einer Schrift gegen Luther auf, für die ihm vom Papst der Titel „Beschützer des Glaubens" verliehen ward. Nicht lange darauf zeigte es sich, daß dieser „Beschützer des Glaubens" mit seinem Kampfe gegen die Reformation ganz andere als religiöse Zwecke ver-

folgte. Er stellte an den Papst Clemens VII. das Begehren, ihn von seiner Gemahlin, Katharina von Arragonien, einer Tante Karl's V., zu scheiden, da er im Sinne hatte, sich mit einem Hoffräulein, Anna Boleyn, zu vermählen. Anfänglich war man in Rom geneigt, die Scheidung zu vollziehen; nähere Erwägungen führten aber dahin, daß man sich sagte, man würde mit der Erfüllung jenes Begehrens die Gunst des Königs Heinrich durch die Ungunst des damals mächtigen Karl zu theuer erkaufen. Dies setzte den König in Wuth gegen den Papst, und er beschloß, auch ohne Gutheißung Roms seine göttlichen und menschlichen Gesetzen Hohn sprechende Absicht durchzuführen. Wo hätte es einem Despoten bei seinen Bestrebungen an dienstwilligen Werkzeugen gefehlt? Sicher auch im Hinblick auf den Tyrannen Heinrich that der große britische Dichter Shakespeare später den Ausspruch:

„Es ist der Kön'ge Fluch, bedient von Sclaven
Zu sein, die Vollmacht sehn in ihren Launen."

Eine solche Sclavenseele war der Geistliche Thomas Cranmer, der dem Könige rieth, sich durch ein befohlenes Gutachten einer gelehrten Körperschaft vor der Welt zu decken. Ein Wink, und das Gutachten war da. In demselben ward nachgewiesen, daß die Trennung des Königs von seiner Gemahlin eine Nothwendigkeit sei. Dem Volke ward mitgetheilt: Da die Gemahlin des Königs die Wittwe seines Bruders ist, so ist die Ehe eine ungesetzmäßige, und es kann das durch Schließung derselben vollzogene Unrecht nur durch Aufhebung der Ehe gesühnt werden! — Darauf bereitete der König die Erhebung Cranmer's zum Erzbischof von Canterbury vor; lag ihm doch daran, die Scheidung von seiner Gemahlin durch einen hohen Würdenträger der Kirche vollzogen zu sehen! Aber mit der Einführung Cranmer's mußte, wollte man anders die Sache nicht gar zu auffallend machen, noch ein wenig gewartet werden. Das vertrug sich wiederum schlecht mit dem lebhaften Begehren des Königs, recht bald von der ersten Gemahlin befreit zu werden, um sich mit dem schönen Hoffräulein Anna Boleyn vermählen zu können. Thomas Cranmer schuf Rath. Er vollzog heimlich die Vermählung des Königs mit dem Hoffräulein, noch ehe die Lösung der ersten Ehe desselben ausgesprochen war. Warum sollte er nicht? War er doch selbst heimlich vermählt. Als gewandter Helfershelfer bei dem schmachvollen Handel hatte sich der zum Kanzler erhobene Thomas Cromwell erwiesen. Nach einiger Zeit ward die Scheidung des Königs von seiner ersten Gemahlin vollzogen, und es erfolgte darnach seine öffent=

liche Vermählung mit Anna Boleyn. Um den Anfeindungen Roms mit einem Schlage zu begegnen, wußte der König, unterstützt durch den Erzbischof Cranmer und seinen Kanzler, sowohl den Klerus als auch das Parlament zu bestimmen, daß er an Stelle des Papstes als das Oberhaupt der englischen Kirche anerkannt ward. Den dagegen von dem greisen Bischof Fisher von Rochester und dem früheren Kanzler Thomas Morus erhobenen Widerspruch beantwortete der König damit, daß er Beide enthaupten ließ. Nun schleuderte der Papst auf das Haupt des „Vertheidigers des Glaubens" den Bann. Als der mit dem königlichen Hause verwandte Cardinal Reginald Pole einen Abdruck des Bannes in England verbreitete, ließ der König eine Anzahl Verwandten des Cardinals, unter ihnen die achtzigjährige Mutter desselben, gefangen nehmen und sie insgesammt hinrichten. Das gleiche Geschick traf eine Zahl von Priestern und Mönchen, die sich gegen den König aufgelehnt hatten. Der König würde zu Gunsten seiner Erhebung zum kirchlichen Oberhaupte eine so umfassende Zustimmung nicht gefunden haben, als dies der Fall war, hätten der Erzbischof und der Kanzler durch ihre Creaturen nicht auf die Streitschrift desselben gegen Luther verweisen lassen, aus der ja hervorgehe, wie treu er der „wahren Kirche" anhänge! — Allgemach begannen nun aber auch diejenigen, die diesen Versicherungen getraut hatten, in den König zu dringen, daß er seinen Glaubensgrundsätzen in der Verfassung, die er für England ausarbeiten ließ, Ausdruck gebe. So veröffentlichte denn Heinrich (1539) sechs neue Glaubensartikel, nach denen auf den Kelch beim Abendmahl die Laien nicht Anspruch haben, die Lehre von der Brotverwandlung, ferner die Mönchsgelübde, die Privatmesse und die Ohrenbeichte beibehalten, dagegen die Heiligenbilder und die Reliquien verbrannt werden sollten. Auf entgegengesetzte Behauptungen und ihnen entsprechende Handlungen war der Tod gesetzt. Der Bedrohung folgte vielfach die That. „Derselbe Galgen trug Anhänger Luther's und des Papstes." — Es währte nicht lange, so war dem Könige seine zweite Gemahlin zuwider. Auch dießmal fand Heinrich dienstwillige Werkzeuge, die ihn unter Wahrung des guten Scheines für ihn von seiner Gemahlin befreiten. Sie bezüchtigten sie in einer öffentlichen Anklage der Untreue. Der König ließ die Unglückliche enthaupten und vermählte sich am Tage darauf mit Johanna Seymour. Diese starb im Wochenbette und hinterließ dem Könige einen Sohn, Eduard. Heinrich vermählte sich nun mit einer deutschen Fürstentochter, Anna von Cleve, ließ sich nach einem halben Jahre von der-

selben scheiden und nahm zwei Monate später Katharina Howard zur Gemahlin. Auf eine gegen sie erhobene Beschuldigung, daß sie ein Verhältniß mit einem früheren Liebhaber jetzt noch unterhalte, ließ der König sie hinrichten. Er gab dem Lande auch noch eine sechste Königin, indem er sich mit Katharina Parr, der Wittwe des Lords Latimir, vermählte. Nur ihrer Klugheit hatte sie es zu verdanken, daß ein auch gegen sie bereits ausgestellter Hinrichtungsbefehl zurück genommen ward. Nachdem der Tyrann 1542 gestorben war, ward für den ihm zur Nachfolge bestimmten zehn Jahre alten Prinzen Eduard eine Regentschaft unter dem Vorsitz des Herzogs von Sommerset, dem der Titel Protector von England verliehen ward, eingesetzt. Im Einverständniß mit demselben knüpfte Thomas Cranmer Verbindungen mit deutschen lutherischen Theologen an, und es ward auf gemäßigte Art eine Reform der Kirchenverfassung vollzogen. Der König blieb Oberhaupt der Kirche, die Ketzergesetze fielen, die lateinische Messe, der Kelch beim Abendmahl und die Priesterehe wurden gestattet. Gegen widerstrebende Geistliche wurde mit Härte vorgegangen. Auf zweimalige Weigerung, die neue Liturgie anzunehmen, folgte einjährige Gefängnißstrafe; der Priester, der darnach noch widerstrebte, verfiel lebenslänglicher Gefängnißstrafe. Dies erwirkte dem Protector Herzog Sommerset viele Feinde, an deren Spitze sich der ehrgeizige Bruder desselben, Lord Thomas Seymour, stellte. Da sein Trachten danach ging, die königliche Herrschaft an sich zu reißen, und er, um seinen Plan durchzuführen, heimlich Mannschaften warb, überantwortete ihn der Protector dem Spruche des Parlaments. Er wurde zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Gegen den Protector erhob sich bald darauf Warwic, Herzog von Northumberland. Er gewann die Gunst des jungen Königs und des Volkes und zwang den Protector, abzudanken. Als Letzterer einen Versuch machte, wieder zur Macht zu gelangen, ließ Warwic ihn des Hochverraths für schuldig erklären und darnach enthaupten. Der jetzt fünfzehn Jahr zählende Eduard war von so schwächlicher Gesundheit, daß sein baldiges Ableben vorauszusehen war. Warwic wußte ihn zu bestimmen, daß er die bis dahin geltende Erbfolge umstieß, und testamentarisch festsetzte, nicht seine dem Katholicismus anhängende Schwester Maria, sondern die Großnichte seines Vaters, Johanna Gray, solle seine Nachfolgerin im Königsamte werden. Warwic verfolgte mit diesem Plane die Erhebung seines Hauses zur Herrschaft über England, denn Johanna Gray war mit seinem Sohne Guilford Dudley vermählt. Bald darnach starb der junge König Eduard VI. (1553.)

Als die erst 16 Jahre zählende edelgesinnte Johanna Gray vernahm, welch unerwünschtes Glück ihr durch den Ehrgeiz ihres Schwiegervaters bereitet worden war, bat sie unter Thränen, sie nicht den friedlichen Verhältnissen zu entreißen, in denen sie lebte; von ihrem Gemahl und den Verwandten des Hauses bedrängt, ergab sie sich jedoch endlich darein, ihren Einzug in London zu halten und im Tower sich die Krone Englands auf das Haupt zu setzen. Stumm und finster vernahm die Bevölkerung das Geschehene. Die Veränderung des Testaments zum Nachtheile der beiden Schwestern Eduard's, Maria und Elisabeth, von denen zunächst der Maria für den Fall des frühzeitigen Ablebens Eduard's die Krone von dem Könige Heinrich VIII. bestimmt zugesagt war, ward allgemein als ein Bubenstück des ehrgeizigen Warwic bezeichnet.

Maria, von der Stimmung des Volkes unterrichtet, begab sich nach der Grafschaft Suffolk, erklärte (um auch diejenigen Engländer, die ihr wegen ihrer Anhänglichkeit an den Katholicismus nicht gewogen waren, zu befriedigen), das Kirchengesetz Eduard's VI. in voller Kraft bestehen lassen zu wollen, und rief den Schutz Englands für Geltendmachung ihrer Rechte an. Adel und Bürgerstand Suffolks stellten sich ihr sofort zur Verfügung. Warwic brach mit Kriegsmacht in Suffolk ein, ward geschlagen, gerieth in Gefangenschaft und starb auf dem Schaffot. Beim Abzuge Warwic's hatte sich London auch für Maria erhoben. Nachdem Johanna widerwillig neun Tage lang die Last der Krone getragen hatte, entsagte sie der Herrschaft und verließ London. Sie und ihr Gemahl wurden eingekerkert.

Kaum fühlte sich Maria in ihrer Herrschaft gesichert, so beschloß sie, trotz ihrer dahin gehenden Verheißung, von dem Kirchengesetz Eduard's VI. nicht abweichen zu wollen, die katholische Religion in England wieder zur allgemeinen Geltung zu bringen. Sie berief katholisch gesinnte Bischöfe an ihren Hof, setzte andere, die ihr Widerstand gegen die Reformbestrebungen ins Gefängniß geführt hatte, wieder in ihre Aemter ein und erklärte endlich das Religionsgesetz Eduard's VI. als aufgehoben. Als das Volk sich also betrogen sah, brach eine Empörung aus. Es gelang, derselben Herr zu werden. Johanna Gray und ihr Gemahl Guilford Dudley, beschuldigt, an der Empörung Theil genommen zu haben, wurden hingerichtet. Auch die Schwester Maria's, Elisabeth, wurde des Hochverraths bezichtigt und eingezogen, doch begnügten sich ihre Widersacher, sie in strenger Haft zu halten. Große Erbitterung erregte es in England, als sich Maria mit Philipp, dem Sohne Karl's V., vermählte. Es erfolgte nun auf Betrieb Philipp's

im Jahre 1554 eine völlige Aussöhnung mit Rom, wonach beschlossen ward, in England mit allen Mitteln die Ausrottung der protestantischen Ketzerei zu betreiben. Kerker, Folter und Scheiterhaufen bewährten sich jedoch mit nichten als wirksame Mittel, den gestellten Zweck zu erreichen, das Beispiel heldenmüthigen Leidens verstärkte vielmehr die Anhänglichkeit an die neue Lehre. Auch Cranmer, der früher vielfach Schwäche und Wankelmuth gezeigt hatte, starb mit Standhaftigkeit auf dem Scheiterhaufen. Die Verbindung der Königin mit Philipp bewirkte, daß England sich an dem Kriege Spaniens gegen Frankreich betheiligte. In diesem Kriege verloren die Engländer Calais, das sie zweihundert Jahre lang behauptet hatten. England in den Krieg hineinzubringen, war eines der vielen vergeblichen Opfer gewesen, die Maria dem finstern Gemahl gebracht hatte, um ihn an sich zu fesseln. Der Gram darüber, der zunehmende Haß der Bevölkerung und der trostlose Blick in die Zukunft, der sie das baldige Zusammenbrechen aller ihrer mit Schwert uud Feuer errungenen Vortheile schauen ließ, brachten ihr einen frühzeitigen Tod (1558).

Nun ward Maria's Schwester, Elisabeth, aus der Haft auf den Thron berufen (1558 bis 1603), eine der größten Frauen, welche je eine Krone getragen. Von hoher Gestalt, großen, sprechenden Augen und goldfarbenem Haar, zeigte sie in ihrem ganzen Wesen Hoheit und Würde. Sie wies die Bewerbung Philipp's II. von Spanien, sowie die Bewerbungen anderer Fürsten um ihre Hand zurück und antwortete dem Parlament auf den von demselben ihr kund gegebenen Wunsch, sich zu vermählen: England sei ihr Gemahl, jeder Unterthan ihr Sohn. Unter der Regierung der jungfräulichen Königin, die sich weder von des Papstes Bann, noch von den Drohungen Philipp's, der von dem Papst England als „Geschenk" erhalten hatte, erschrecken ließ, wurde das Religionsgesetz Eduard's VI. in verbesserter Gestalt wieder zur Geltung gebracht. So gelangte in England die anglikanische oder Hochkirche zu ihrer Ausbildung. Im Wesentlichen stützte die Hochkirche sich auf die Lehren Luther's, doch behielt sie von ihrem unreinen Ursprunge (unter Heinrich VIII.) ein gut Theil an sich, sowohl was den von ihr gepflegten Kultus betrifft, der es vorherrschend auf Erzielung einer mechanischen und äußerlichen Frömmigkeit absieht, als auch in Bezug auf hierarchische Gewalt der Bischöfe.

Das Kirchengesetz Englands wurde auch in Irland eingeführt, dem Widerstande mit Zwang begegnet. Die englischen Hochkirchenmänner bewiesen aus dem alten Testament, daß, wie Canaan den Israeliten gehört habe, so Irland als erobertes Land den Engländern

gehöre, weshalb die Bevölkerung sich in Gehorsam aller weltlichen und geistlichen Anordnung der Herrschenden zu fügen habe. Um die Iren niederzuhalten, wurden große Besitzungen, die dem Volke gemeinsam gehörten, als königliche Lehen vergeben.

Schottland.

In Schottland, das damals ein selbstständiges Königreich war, hatte unter Jacob V., einem Zeitgenossen Heinrich's VIII. von England, der Protestantismus ebenfalls Eingang gefunden. Als seine Tochter Maria Stuart nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Franz II. von Frankreich, in die Heimath zurückgekehrt war und die Herrschaft über Schottland angetreten hatte, wurde mit Hilfe Frankreichs die Verfolgung der protestantischen Lehre in Schottland mit größerem Eifer als bisher betrieben; aber auch jetzt vermochten Blut und Feuer ihre Verbreitung nicht zu hemmen. Namentlich gewann die neue Lehre einen mächtigen Aufschwung seit der Zeit, in der John Knox als Apostel derselben in Schottland aufgetreten war. Es gelang ihm, die Protestanten Schottlands, (die, wie er, den Grundanschauungen der reformirten Kirche anhingen) zu einer Congregation Christi zu vereinigen. Daß Elisabeth von England, die der demokratischen Kirchenverfassung der Reformirten nicht hold war, dennoch die schottischen Reformirten unterstützte, hatte zum Theil einen politischen Grund. Die katholische Partei in England behauptete mit Unrecht, Maria Stuart habe (als Enkelin der älteren Schwester Heinrich's VIII.) größere Ansprüche auf den englischen Thron, als Elisabeth, und Erstere ließ sich zu ihrem Unheil dazu verleiten, Titel und Wappen der englischen Könige anzunehmen. Aus dem Hofleben der Königin wurden mancherlei arge Dinge berichtet. Ihr zweiter Gemahl, Heinrich Darnley, ließ einen ihrer Günstlinge, den Sänger David Rizzio, ermorden. Bald darauf kam ihr Gemahl auf eine grauenvolle Art ums Leben. Er lag krank in einem kleinen Landhause, und es wurde dasselbe durch Pulver in die Luft gesprengt. Als Thäter wurde allgemein der Graf Jacob Bothwell bezeichnet, und da Maria Stuart sich nach kurzer Zeit mit ihm vermählte, hielt man sie für seine Mitschuldige. Die Folge war, daß Graf Bothwell von dem schottischen Adel zur Flucht und die Königin, die sofort in Haft genommen worden war, zur Unterzeichnung ihrer Abdankungsurkunde gezwungen wurde. Von der katholischen Partei aus der Haft befreit, widerrief Maria

Stuart ihre Entsagung. Es kam zum Kampf zwischen ihren Anhängern und Feinden, der zum Nachtheil ihrer Sache endete. Sie floh nach England und kam damit in die Gewalt der Fürstin, deren Majestätsrechte sie angetastet, deren Titel und Wappen sie bereits geführt hatte. Sie ward gefangen genommen und der Hochverrathsproceß gegen sie eingeleitet. Ihre Sache verschlimmerte sich, da die katholische Partei in England einen Aufstand zu ihren Gunsten unternahm. Kaum war derselbe niedergeschlagen, so ward ein Mordversuch auf die Königin Elisabeth ausgeführt. Das Gelingen des Planes sollte das Zeichen für die katholische Partei sein, Maria Stuart zur Königin Englands auszurufen und einen neuen Kreuzzug gegen den Protestantismus anzuheben. Jener Mordversuch scheiterte, brachte die Häupter der Verschwörung aufs Schaffot und die Königin Maria Stuart vor ein Gericht, das sie zum Tode verurtheilte. Wie gefahrdrohend den englischen Staatsmännern die Lage erschien, erhellt daraus, daß sie, nachdem Elisabeth das Todesurtheil unterzeichnet hatte, dasselbe sofort zur Ausführung gelangen ließen. In England war die Gefahr für die Hochkirche beseitigt, in Schottland gelangte die reformirte Religion zur Herrschaft, und es wurde allgemein die Presbyterialverfassung (vergl. den Abschnitt „Calvin" S. 106) eingeführt.

Wie schon bemerkt, hatte die englische Hochkirche noch mancherlei dem Katholicismus entstammende Gebräuche beibehalten. Strenge Anhänger der reformirten Religion eiferten für Vereinfachung der Kultusformen und für Handhabung einer strengen Kirchenzucht. Da sie auf Reinigung (Purification) der Kirche von allem päpstlichen Unwesen drangen, wurden sie Puritaner genannt. Einzelne fromme und strenge Prediger derselben gingen in ihren Forderungen so weit, daß sie einer jeden christlichen Gemeinde das Recht zugesprochen wissen wollten, nicht nach Befehlen von Oberbehörden, sondern einzig und allein kraft des in der Gemeinde waltenden und wirkenden göttlichen Geistes ihr Kirchenwesen zu ordnen. Diese Independenten, weiterhin zumeist zur Auswanderung genöthigt, bildeten Gemeinden in den Niederlanden und in Amerika, blieben aber mit Gleichgesinnten im Heimathlande in Verbindung.

Es möge hier ein Wort über die spätere Regierungszeit der Königin Elisabeth eingefügt werden. Obgleich Maria nicht nur an der Spitze der über Schottland und England verzweigten papistischen Partei gestanden, sondern auch, indem von ihr Unternehmungen unterstützt worden waren, die zum Zweck gehabt, die Königin Elisabeth zu

ihren Gunsten vom Thron zu stoßen, sich des Hochverraths schuldig gemacht hatte, vermochte es Elisabeth doch nie zu verwinden, daß von ihrer Hand das Todesurtheil ihrer Feindin unterzeichnet, und daß man gar zu schnell zur Ausführung desselben geschritten war. Weiterhin wurde sie (worüber unten Näheres gesagt werden wird) in Krieg mit Philipp II. von Spanien verwickelt. „Verlasset euch auf Menschen!“ Die Schwere und Bitterkeit dieses Wortes hatte auch sie zu empfinden. Ihr Günstling Graf Essex, dem sie die Statthalterschaft über Irland anvertraut hatte, schloß — ganz gegen erhaltene Weisung — mit den aufständischen Großen einen für England schimpflichen, insbesondere den Protestantismus gefährdenden Frieden. Deshalb auf kurze Zeit in Haft gehalten, vergaß er alle empfangenen Wohlthaten, und statt für die ihm gewordene Verzeihung dankbar zu sein, knüpfte er landesverrätherische Verbindungen mit dem Könige Jacob VI. von Schottland an. Sein Empörungsversuch mißglückte, er wurde festgenommen und zum Tode verurtheilt. Die Königin zögerte mit der Unterzeichnung des Urtheils, weil sie hoffte, Essex werde um Gnade bitten. Da dies innerhalb einer längeren Zeit nicht geschehen war, fiel das schuldige Haupt unter dem Richtbeil. Der Gedanke, Treulosigkeit bei einem Manne gefunden zu haben, dem sie so ganz vertraut, den sie hoch vor Allen gehalten, und der nun auch nicht einmal zu erkennen gegeben hatte, daß er Reue über seine That empfinde, so daß sie endlich der Gerechtigkeit hatte freien Lauf lassen müssen, brach ihr fast das Herz. Als sie endlich auch noch bemerkte, daß das Volk ihr um der Ausführung des Bluturtheils willen grollte, war der Friede ihres Herzens gänzlich dahin, und sie starb, siebzig Jahre alt, in bitterem Gram. Auf dem Sterbebette ernannte sie den Sohn ihrer Gegnerin Maria Stuart, Jacob VI. von Schottland, zu ihrem Nachfolger.

Polen.

Viele aus anderen Ländern um ihres Glaubens willen Vertriebene, Lutheraner, Reformirte, böhmische Brüder, Socianer, fanden bei einzelnen Großen zur Zeit des duldsamen Königs Sigismund August II. (1548—72) Aufnahme, später, als Anfeindungen gegen sie anhoben, Schutz und Beistand. Auf der Synode zu Sendomir (1570) vereinigten sich sämmtliche nach Polen eingewanderte Nichtkatholiken (Dissidenten), denen sich auch viele Polen angeschlossen hatten, zu

einem gemeinschaftlichen Glaubensbekenntniß, das aber weiterhin die Häupter und Führer der einzelnen Confessionen nicht befriedigte und zu Streitigkeiten und Feindschaften führte, die den Dissidenten, der geschlossenen Macht der gegen sie in Kampf tretenden katholischen Kirche gegenüber, zum Nachtheile gereichte.

Ueber die Siege des Katholicismus in Polen und auch in andern Ländern, namentlich in denen romanischer Zunge, wird im Zusammenhange mit andern Ereignissen, weiterhin zu berichten sein.

Gegenreformation.

Einführendes Wort.

„Die Wahrheit wird euch freimachen!" Wem dieser Ausspruch bisher noch unverständlich gewesen wäre, dem könnte der ernste Hinblick auf den Ursprung der Reformation und ihr Fortgang den Sinn desselben zu einem Theile erschließen. Nicht Luther allein hat das Werk der Befreiung aus römischem Truge vollbracht; aber um mehr als eines Hauptes Länge überragt er alle seine Mitstreiter, auch die ihm vorhergehenden und die ihm nachfolgenden eingerechnet. Nachdem von ihm unter unerhörtem Kampf und Ringen das Werk seiner eigenen innern Erlösung vollbracht worden war, hatte er mit Daransetzung aller der Güter, die dem äußern Leben Werth verleihen, der Wahrheit und somit Gott, dem Urquell der Wahrheit, die Ehre gegeben. Gottes Geist war es, der ihn — nach der Ausdrucksweise Hutten's — „bezwungen" hatte.

„Und wem ein heiliger Gedanke
Bis auf den Grund das Herz durchdringt,
Der spricht, uneingedenk der Schranke,
Ihn aus, gewaltig, unbedingt."

Das unerhört schwere Werk war gelungen: Luther hatte sich und Andere befreit aus der Knechtschaft Roms.

Aber indem nun gepredigt ward mit „anderen" Zungen in immer weiteren Kreisen, indem das Wehen des erwachten Geistes zu neuen staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen führte, war Rom emsig bemüht, die zerrissenen Fäden seines Netzes wieder zu erfassen, um die gelösten Maschen aufs Neue und fester zu schließen, wobei neben dem altem zugleich auf Herbeischaffung neuen Materials Bedacht genommen ward.

Die Wahrheit hatte frei gemacht, die verstärkte Lüge sollte wieder zur Knechtschaft zurückführen. Die allernächste Sorge war die, dem Umsichgreifen der Reformation Einhalt zu thun — dann erst sollte das Netz, an dem inzwischen im Geheimen mit Hast gearbeitet ward, zu einem großen Zuge ausgeworfen werden. Fürsten, unter ihnen Ferdinand I., mahnten: Befreit die Kirche wenigstens von den Mißbräuchen, die als solche seit länger als hundert Jahren von aller Welt erkannt worden sind! Wenn nicht, so werdet ihr nicht vermögend sein, das Feuer zu dämpfen, das in Wittenberg angezündet ward! — Widerwillig ward dem Rathe zu einem Theile nachgegeben. Was um seiner selbst willen nicht gethan worden war, das geschah im Laufe der nächsten Zeit auf der mehrmals unterbrochenen Kirchenversammlung zu Trient aus Zwang, den die Umstände auferlegten, und aus Zorn gegen die neue Kirche. Es wurde strenge Handhabung der Kirchenzucht angeordnet, den Priestern niederer Grade eingeschärft, sich eines ehrbaren Lebenswandels zu befleißigen, weil — das Gegentheil dem Ansehen der Kirche schade. — Von weltklugen Kirchenfürsten ging der Vorschlag aus, einige neue Mönchsorden zu stiften, denen lediglich aufzutragen sei, fromme Werke, namentlich Werke der Barmherzigkeit, zu üben. Das werde sonderlich das Ansehen der Kirche heben, denn der Dank, den die Orden einernten würden, käme ja schließlich doch zumeist der Kirche zu Gute, der Stifterin, der Mutter der Orden! — Das fand Beifall, und es traten alsbald die Kapuziner, die Theatiner, die Priester des Oratoriums und die Lazaristen auf die Bühne, gute Werke übend — nicht um Gottes willen, sondern um — des Papstes und seines heiligen Collegiums willen. Zur Anwendung einer solchen Methode, deren Zweck dahin geht, im Kleinen Gutes zu thun, um im Großen zu betrügen, vermag nur eine „Theologie der Hölle" sich zu entschließen, die Shakespeare mit den Worten characterisirt:

„Wenn Teufel ärgste Dinge fördern wollen,
So locken sie zuerst mit Himmelsglut."

Aber siehe, es schien ein Wunder sich vollziehen zu wollen: inmitten des römischen Klerus erhob sich ein Reformator: Papst Paul III. (1534—1549). War das, was die Welt sah, ein Wahngebilde? War der schwere Stein der trügerischen Kirchenlehre wirklich von dem Engel heiliger Begeisterung berührt und hinweggewälzt worden? Schritt die Kirche verklärten Leibes aus dem Grabe hervor? Es schien in der That, als wolle der Papst einen ernsten Anlauf nehmen, um eine Reform der katholischen Kirche zu Stande zu

bringen und dadurch den Beweis zu führen, daß sie noch die Kraft der Erneuerung, der Verjüngung besitze, die Kraft, sich von eingeschlichenen Mißbräuchen zu befreien, demnach eine Nothwendigkeit auch nicht vorliege, sie zu verlassen, um sich dem Joche jener Mißbräuche zu entziehen. Man vernahm, er habe würdige Priester beauftragt, nach bestem Wissen und in aller Treue und Aufrichtigkeit einen Reform-Entwurf auszuarbeiten. Die frommen Männer kamen in Ehrlichkeit dem Befehle nach. Sie bezeichneten die Gebrechen, an denen die Kirche litt, und gaben die Mittel an, die Schäden zu heilen. Quell und Brunnen alles Uebels sei die willkürliche Macht des Papstes, die sich in dem Maße gesteigert habe, in dem weltliches Wesen in die Kirche eingezogen sei. Daher sei zunächst und zumeist nöthig: Abwendung des Hauptes und der oberen Glieder der Kirche von dem weltlichen Wesen, dagegen unabläſſiges Trachten, den Geist des Heilandes aufzunehmen, seinen Wandel Vorbild sein zu lassen. —

Die Erkenntniß war demnach da, aber nur zu schnell zeigte es sich, daß auch dießmal der Wille fehlte, dieser Erkenntniß gemäß zu handeln. Eine Reform der Kirche nach jenem Entwurf durchgeführt, hätte zur Verjüngung der Kirche geführt, hätte der Bewegung außerhalb derselben Halt geboten und sie darnach allgemach zurückgelenkt in ihren Schooß. Aber die Kirche in ihren sie beherrschenden Vertretern gewann es nicht über sich, sich zu sagen: Der Versucher des Menschengeschlechts bot uns Weltliches für Aufgabe des Himmlischen, und wir erlagen; jetzt soll der Ruf: Hebe dich hinweg, Versucher, und nimm das Weltliche mit dir, das uns zum Fallstrick ward und der von uns beherrschten Christenheit zum Verderben gereichte! uns Erlösung bringen. Deutlicher als je zeigte es sich, daß Rom aus seiner Umstrickung, der vom Truge geschaffenen Kirchenverfassung, sich nicht zu befreien vermochte. Reden wir nicht weiter davon! Das war der Sinn der Bemerkungen, die in Bezug auf den Reform-Entwurf im „heiligen Collegium" erschollen. Von dem, was die Kirche für uns an Gut und Herrschermacht errungen hat, lassen wir nicht, im Gegentheil, wir werden es auch ferner zu mehren suchen; im Uebrigen soll man uns gewillt finden, den Forderungen der heiligen Schrift gerecht zu werden! — Das „heilige Collegium" war also nicht dahin gekommen, zu sagen: Hebe dich weg von uns, Versucher, und nimm das Weltliche mit dir! sondern: Bleibe bei uns und gieb uns mehr noch von deinen Gütern! Dein Dienst ist und bleibt uns erster Dienst! — Nun, Papst Paul, kämpfe an, wenn du willst und kannst, gegen deine eigenen Generale! Aber was that der „heilige Vater"? Er legte jenen Entwurf bei

Seite, und nur ein Zufall bewirkte es, daß er überhaupt der großen Welt bekannt wurde. Neben seinen Cardinälen waren es zugleich die Schatten des Vaticans gewesen, die, nachdem der Papst sich auf Augenblicke bestrebt hatte, sich ihnen zu entwinden, wieder volle Gewalt über ihn erhalten hatten. Aber Gott läßt sich nicht spotten! Wer sich sein Vertreter auf Erden nennt und dabei doch zumeist sein Trachten auf die Befestigung und Vergrößerung eines „Reiches von dieser Welt" gerichtet sein läßt, der dient nicht Gott, sondern dem Teufel, „dem Lügner von Anbeginn" und zwar — eben wegen seiner besonderen Stellung — in ungleich höherem Maße als alle andern Menschen, der ist in Wahrheit nicht Stellvertreter Gottes, sondern erwählter und bestellter Stellvertreter jenes Lügengeistes auf Erden, von dem schon die ältesten Geschlechter der Menschen in ihrer Weise berichtet haben. Diesem Lügengeiste verfiel nach kurzem Aufschwunge der Papst wieder gänzlich, und statt der katholischen Christenheit eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern zu bieten, entschied er sich schließlich dafür, in Rom die — Inquisition und zwar dieselbe in der Ausbildung, die sie in Spanien erlangt hatte, einzuführen! — Außerdem verwandte er (damit zugleich den Grund zur Schuldenlast des Kirchenstaates legend) große Summen zur Unterstützung von Bestrebungen, deren Zweck es war, die Ketzerei in andern Ländern durch Kerker, Feuer, Folter und Schwert zu bewältigen. Und weshalb all dieser Haß gegen die Protestanten? Weil sie nicht ihn, sondern den Weltheiland anbeteten; weil dessen Lehren ihnen mehr galten, als die des Papstes; weil die Aussprüche Roms für sie geringeren Werth hatten, als die Aussprüche der heiligen Schrift und die Stimme Gottes in der eigenen Brust! —

Darum handelte es sich im Grunde. Welch ein unerhörtes Verfahren Roms! Menschen, die dem Heiland sich zu Füßen setzten, zu verfluchen, ihnen die ewige Seligkeit abzusprechen, und sie zu schädigen an Gut, Leib und Leben, das kann doch nur das Werk des größten Lügengeistes sein, der innerhalb der menschlichen Gesellschaft Gestalt angenommen hat, und wer dies nicht anerkennt, dessen Seele ist selbst schon von diesem Lügengeiste getrübt! —

Groß war die Zahl der Seelen zu jener Zeit, die der römische Trug mehr oder minder verfinstert hatte. Sie dienten blindlings einem Weltreiche, das sich mit den Attributen des Gottesreiches schmückte, indem sie — welch ein Irrsinn! — dieses Gottesreich mit irdischen Mitteln bekämpfen halfen! —

Ignatius von Loyola.

Abgesehen von Rom, hatte der Lügengeist nirgends größere Verwüstungen angerichtet, als in Spanien, in welchem Lande von Ferdinand dem Katholischen (Bd. II, S. 450) so grauenhafte Thaten zu Ehren des heiligen Vaters verrichtet worden waren. Wie im Kirchenstaate ward jetzt auch hier über dem Gedanken gebrütet: Was müßte geschehen, um der Ketzerei gänzlich Herr zu werden? Die Phantasie der spanischen Römlinge war erfüllt mit Bildern von Autodafés, die Seelen verkehrten mit den Schatten der Ketzerrichter Ferdinand's; es war, als ob deren starrer Blick ihnen sagte: unsere Mittel halfen nur für eine Zeit; es bedarf, gegenüber der neuen Ketzerei, die, von Deutschland ausgehend, die Welt in Brand setzt, die äußerste Verschärfung der alten und die Auffindung neuer einschneidender Mittel! Es ist allezeit so im Völkerleben: Geist und Richtung der Zeit markiren sich in scharfen Zügen an einzelnen hervorragenden Personen. In ihnen findet die geistige Strömung ihres Volkes in seiner Hauptrichtung gleichsam seine Verkörperung und zugleich auch seine Weiterentwicklung: sie stellen durch ihr Wort und Wirken das ausgesprochene und noch nicht ausgesprochene Empfinden ihres Volkes in seinem Gesammtausdrucke dar.

Nun sehen wir einen Mann in Spanien auftauchen, in dem der daselbst herrschende verfolgungssüchtige, fanatische Geist seine vollkommenste Verkörperung und seine üppigste Ausbildung fand: Ignatius von Loyola. Deutschland mit seinem Luther und Spanien mit seinem Loyola — welche Gegensätze! Hier in Luther: Kampf für die evangelische Wahrheit, Abschüttlung des römischen Lügenjoches; dort in Loyola: Kampf gegen die Wahrheit, Befestigung des römischen Lügenjoches! —

Erzählt wird, der junge Edelmann aus den Gebirgen der Basken, Ignatius von Loyola, habe sich als Kriegsmann durch Tapferkeit, aber eben so sehr durch einen äußerst sittenlosen Lebenswandel bemerkbar gemacht. Nun geschah es bei der Vertheidigung von Pampelona (1521), daß er durch eine schwere Verwundung an beiden Füßen nicht nur für lange Zeit aufs Krankenlager geworfen, sondern auch für weitere Kriegsdienste unfähig gemacht wurde. Sonst hatte er der Priesterschaft nicht viel nachgefragt, sie höchstens in Anspruch genommen, um sich aufgehäufter Sündenlasten durch Anwendung der gebräuchlichen Mittel entledigen zu lassen; jetzt war sein Verkehr mit

Priestern ein lebhafter. Sie sprachen ihm Trost zu, brachten ihm Bücher, in denen das Leben Heiliger dargestellt war, erzählten ihm auch von den Händeln der Welt. Namentlich das Treiben des deutschen Erzketzers Luther ward damals viel besprochen. Den spanischen Priestern war er ein Gegenstand unermeßlichen Hasses und Abscheues. Hatte er nicht der Priester Macht, Sünden zu vergeben, aus dem Fegefeuer zu erlösen, in Frage gestellt? Das vergab ihm kein Priester jenes Schlages. Aber auch der Laie, der in den Banden Roms lag, grollte ihm aufs Aeußerste.

Jetzt mache es, hieß es, die erbarmende und liebende Mutter Kirche ihren Kindern verhältnißmäßig leicht, der Seligkeit theilhaftig zu werden, da sie durch den Papst in engstem Zusammenhange stehe mit einer Zahl von Heiligen und der Mutter Maria, deren Fürbitten zu widerstehen Gott dem Vater unmöglich sei, ja, es sei überdies dem echten Stellvertreter Gottes auf Erden, dem Papste, alle Gewalt gegeben, die Seelen mit Strafen zu binden und von Strafen zu lösen, und nun unterfange sich dieser dreimal vermaledeite deutsche Ketzer, die Geltung aller dieser Gnadenmittel zu bestreiten, behauptend, die Vergebung und Seligkeit seien nur zu erlangen durch eine aus dem eigenen Innern hervorgehende Buße, die zu vollständiger Sinnesänderung führe! Was die Kirche in liebender Sorgfalt leicht gemacht, das wolle er in unerhörter Weise erschweren, ja fast unmöglich machen. Vollständige Sinnesänderung! o, das sei zu viel verlangt von einem Menschen. Da sähe man wohl: er wolle der Menschheit die Mittel der Erlösung rauben und sie der Verdammniß preisgeben! Welch ein Teufelsland, dieses Deutschland, das einen solchen Erzschelm nun schon eine Reihe von Jahren leben lasse! — Solcher Art war der Inhalt der Unterredungen Loyola's mit den Priestern, die ihn, während er krank darnieder lag, besuchten, und diese Art von Anschauungen wucherten, genährt durch Schriften, die jene Priester in seinen Händen ließen, in seiner Seele in einsamen Stunden weiter. Hätte man ihm die heilige Schrift auf sein Bett gelegt, er wäre vielleicht geistig genesen. Aber wie hätte damals in Spanien ein Laie die heilige Schrift lesen dürfen! Allen war eingeprägt: ein Blick eines Laien in die heilige Schrift gleiche dem Blick des leiblichen Auges in die Sonne, dem Blendung folge! Nur das Geistesauge des von dem heiligen Geist inspirirten oberen Klerus sei fähig, ungetrübten Blickes in das Heilige zu schauen! — Vom Quell des Lichtes abgeschnitten, verfinsterte das Lügenwerk, von dem die Heiligengeschichten und die geschichtlichen Schriften der Kirche durchzogen waren, immer

mehr Loyola's Seele. Damit hatte ja das Sinken der Kirche begonnen, daß mit aller Absichtlichkeit Lügen zu ihren Stützen gemacht worden waren (Bd. II, 184—188). Darin, daß Loyola diese Lügen in sich aufnahm, unterschied er sich jedoch nicht von Millionen seiner Landsleute, er theilte vielmehr mit ihnen das gleiche Geschick. Aber in einem andern Punkte trat ein merkbarer Unterschied auf. Ihn gelüstete es, in der Lügenwelt, in der er lebte und webte, eine hervorragende Rolle zu spielen. Nach Auszeichnung hatte er als Kriegsmann gedürstet, das Ziel seines Strebens war gewesen, Befehlshaber zu werden. Jetzt hatte sich vor seinen Blicken ein neues Feld eröffnet, auf dem man, wie er sich sagte, ja auch hoch aufsteigen könne. Als Heiliger in den Himmel versetzt, von den Menschen angebetet zu werden — welch eine neue glänzende Aussicht für einen von Ehrsucht erfüllten Sterblichen! Ein mächtiger Wille stand ihm zur Seite. Er sah sich die Mittel an, durch die ein Franciscus und Andere den Ruf der Heiligkeit erlangt hatten, und er beschloß, die gleichen Mittel zur Anwendung zu bringen. Er habe sich vorgesetzt, sagt er selbst, „so große Thaten zu vollbringen, wie diejenigen, durch welche die Heiligen berühmt geworden." Kaum so weit hergestellt, daß er mühsam sein Lager zu verlassen vermochte, begann er sich schweren Bußübungen zu unterziehen. Es geschah dies wenige Jahre nach der Zeit, in der von Luther ein Gleiches in der Klosterzelle geschehen war. Aber welch einen Unterschied bemerken wir zwischen Beiden von Beginn ihrer kirchlichen Laufbahn an! Wie verschieden waren die Ziele! Was Luther suchte und fand, ist dem Leser bekannt. Loyola sah die Kasteiungen als erste Sprosse der Leiter an, die zum Ziele seines Ehrgeizes hinaufreichte. Weitere Sprossen waren eine Pilgerreise nach Jerusalem, das Studium theologischer Schriften, Krankenpflege, Bekehrungen. Es währte nicht lange, so kam er in den Geruch der Heiligkeit. Nun trat er mit dem Plane auf, einen neuen Orden zu stiften, jedoch wie sich das bei seinem Ehrgeize von selbst verstand, mit dem Vorbehalt, Haupt desselben zu sein. Nachdem er als geistlicher Werbeofficier auf dem Montmartre zu Paris sechs nach seiner Art Gläubigen das Gelöbniß des Gehorsams abgenommen hatte, begab er sich (1540) nach Rom und legte dem Papste Paul III. seinen auf die Stiftung des Ordens — er nannte ihn „Compagnie Jesu" — bezüglichen Plan vor und beanspruchte als „General" desselben anerkannt zu werden. Neben den drei allgemein geltenden Mönchsgelübden, Ehelosigkeit, Armuth und Gehorsam, sollte dem neuen Orden noch ein viertes Gelübde auferlegt und ihm dadurch eine besondere

Bedeutung gegeben werden. Diese Besonderheit bezeichnete Loyola dahin: 1. Der Orden stehet im Kriegsdienste Christi zur Verbreitung des Glaubens," 2. „Der Orden empfängt das Ziel seiner Wirksamkeit mit gläubigem Gehorsam vom heiligen Vater." Mußte dem Papste ein solches Anerbieten nicht hoch willkommen sein? Verwende uns als Werkzeuge zur Ausführung deines Willens wo und wie du willst! Das war doch der Kern des Anerbietens. Und doch wird gesagt, Paul III. habe nach einiger Zögerung erst zugestimmt. War das — falls diese letztere Nachricht richtig ist — nur Schein? Oder kam ihm in der Stunde des Angebotes der Gedanke, daß die Männer der „Compagnie Jesu" ja möglicher Weise nach und nach eine Art geistlicher Prätorianer darstellen und endlich, wie es von den Prätorianern im alten Rom geschehen war, alle Gewalt an sich reißen, aus blinden Werkzeugen des Gehorsams sich in Herrscher verwandeln und die oberste geistliche Gewalt von sich abhängig machen könnten? Sei dem, wie ihm wolle: Loyola hatte sein Ziel erreicht, denn der Orden ward genehmigt, Loyola zu seinem ersten General ernannt.

Sechs Jahre vor dem Tode Luther's trat dieser Orden — zumeist Gesellschaft Jesu oder Jesuitenorden genannt — ins Leben, dessen Wirken sich durch Ströme Blutes erkennbar machen sollte, dessen viel größere Schuld aber darin besteht, daß er das Gewissen der Christenheit (nicht etwa nur der katholischen) getrübt und vergiftet hat, ein Unheil, an dem die Christenheit heut noch schwer krankt, und von dem sie sobald wohl noch nicht gänzlich genesen wird.

Loyola war „ein beschränkter Kopf, aber ein ungeheurer Wille;" erst unter seinen Nachfolgern erhielt der Orden seine feinberechnete Organisation. Der Zweck, den der Orden verfolgte, ging dahin, die längst beanspruchte und nur durch den Ausbruch der Reformation zum Wanken gebrachte Herrschaft Roms zu voller Geltung zu bringen. Die Verfassung des Ordens war eine militärisch-monarchische; strengster blinder Gehorsam gab dem Orden den festesten Zusammenhalt, Ueberwachung jedes Einzelnen verschaffte den Oberen den klarsten Ueberblick über seine gesammten Streitkräfte.

Die in den Orden Eintretenden nahmen gleichsam Abschied von der übrigen menschlichen Gesellschaft, für sie hatte weiterhin weder die Gottesstimme der heiligen Schrift, noch die des Gewissens mehr Werth, ihr Gott war ein sterblicher Mensch: es war ihr Ordens-General, dessen Befehle auszuführen sie geschworen hatten, ohne dieselben irgendwie einer Beurtheilung zu unterziehen. Wenn das nicht Abfall von Gott war, dann hat es nie einen solchen gegeben. Alle

Künste römischer Arglist flocht der Orden ein in sein System. Ordensmitglieder erschienen in der Ordenstracht und auch ohne dieselbe, je nachdem es den besonderen Zwecken entsprach, die zu verfolgen sie beauftragt waren. Die Gaben und Richtungen der Unteren wurden von den Oberen sorgfältig studirt, um sie in Verwerthung zu bringen für die Allgemeinzwecke. Begabte Redner predigten, Andre hatten sich lediglich mit der Wohlthätigkeitspflege zu beschäftigen, wieder Andre gründeten Schulen und wirkten als Lehrer der Jugend; die in weltlichen Dingen Wohlerfahrensten und dabei Gewandtesten suchte man in einflußreiche Stellen an Höfe zu bringen, namentlich sie zu Erziehern von Prinzen und zu Beichtvätern der Mächtigen der Erde zu machen. Wie hätte der Orden in seiner Schlangenklugheit Kunst und Wissenschaft mißachten sollen? Aber die heiligen Väter benützten Eines und das Andere in der Weise, wie es schon von Rom geschehen war: die Seelen durch den Schein zu trügen. Schulen, sagten sie, haben die Geister aufgeklärt und sie den Forderungen Roms abwendig gemacht; gut denn, so wollen wir Schulen gründen, die die Geister wieder an Rom fesseln! — Wie konnte das anders geschehen, als durch Fälschungen auf den Gebieten des Wissens, da doch der Athem echter Wissenschaft Freiheit ist? Es handelte sich für sie um ein Abrichten, nicht um ein Unterrichten. Trefflich spricht sich über die Jesuitenschulen Georg Weber aus. „Die Zöglinge wurden fähig gemacht, in dem ihnen vom Schicksal angewiesenen Stand und Beruf zu wirken, den Posten, auf den sie gestellt waren, auszufüllen und als brauchbare Geistliche, Lehrer, Beamte oder Gewerbleute ihrer Bestimmung nachzukommen, ohne sich um das, was über oder außer ihrem Bereich lag, zu kümmern. Wie die Jesuiten selbst nur als Werkzeuge eines höhern Willens ihren bestimmten Zweck auf gewiesener Bahn verfolgten, so sollten auch alle ihre Zöglinge handeln und denken. Geistesfreiheit erschien als eine gefährliche und nutzlose Sache. Alle Wissenschaften wurden daher in eine bestimmte, engbegrenzte Form gebannt; der Gedanke, der dieselben zu durchbrechen strebte, war ein sündhafter. Alle Religionssatzungen, Gebräuche und Einrichtungen der römischen Kirche wurden als göttliche Wahrheiten, deren genaue Befolgung allein zum Himmel führe, über allen Zweifel gestellt; die Philosophie war ein Formelwesen, durch das der Geist gefesselt, statt zum Nachdenken angeregt ward, die Geschichte war eine chronikenartige Zusammenstellung vergangener Ereignisse, nicht ein lebendiges Bild von dem Leben der Völker, und die Charactere der Menschen, ihre Ideen und Bestrebungen wurden nur nach dem Maß-

stabe, den die römische Kirche dafür aufgestellt, beurtheilt. Fertigkeit in der lateinischen Sprache galt für eine nothwendige Eigenschaft der Gebildeten; damit sich aber nicht der freie Geist des Alterthums in das jugendliche Herz einschleiche, las man die Klassiker nicht vollständig, sondern nur in Auszügen oder verstümmelt. Die Jesuiten gründeten ihr Erziehungssystem auf die unlauteren Triebe und Regungen im Menschen, auf den Ehrgeiz, auf die Selbstsucht, auf den Eigendünkel; statt das weiche und empfängliche Herz der Jugend der Menschenliebe zu öffnen, füllten sie es mit engherzigem Confessionshaß; statt unter den Zöglingen Vertrauen, Freundschaft und Bruderliebe zu pflanzen, suchten sie durch Aufstachelung des Ehrgeizes, durch Beförderung der gegenseitigen Ueberwachung und Angeberei, durch strenge Censuren und Belobigungen Mißtrauen, Neid und Schadenfreude zu erregen. Ihre Wirksamkeit war um so größer und sichrer, weil sie fern von allen Idealen auf der wirklichen Beschaffenheit der menschlichen Natur fußten, die leider! mehr nach der Erde als nach dem Himmel strebt. Wer sich der menschlichen Schwächen und Fehler zur Erreichung seines Ziels bedient, geht sicherer, als wer auf Tugend und Edelmuth baut; aber eine Erziehung, die sich diesen traurigen Umstand zu Nutzen macht, um durch die Cultivirung der menschlichen Gebrechlichkeit desto sichrer über die Zöglinge zu herrschen, sie desto mehr zum unbedingten Gehorsam zu gewöhnen, die ruht auf schlechtem Boden!" — Schon für das Gebiet des Unterrichts und der Erziehung hatten die Jesuiten den Grundsatz aufgestellt: Der Zweck heiligt die Mittel. Diesen Grundsatz trugen sie auch in das öffentliche Leben über. Alles, was das göttliche Gebot und der Menschen Gewissen für Sünde ansah, hörte nach ihrer Erklärung für sie in dem Falle auf, Sünde zu sein, sobald dadurch ihren Zwecken ein Dienst erwiesen werde. In diesem Sinne fand sogar auch (in einer Schrift des spanischen Jesuiten Mariana) der Königsmord ihre Billigung. Ihnen ward der Mord Heinrich's III., Heinrich's IV. und Wilhelm's von Oranien und ein Mordversuch auf die Königin Elisabeth von England zugeschrieben. Ihre Moral gestattete es nicht nur, nein, dieselbe verpflichtete sie dazu, den guten Ruf von Personen, die ihnen im Wege standen, durch erdichtete Lügen herab zu setzen.

Falsche Eide durften geschworen werden, wenn es sich darum handelte, Vortheile für den Orden zu erlangen, oder Nachtheile von ihm fern zu halten. Der Schwörende hatte dabei nur den „heimlichen Vorbehalt zu machen, d. h. er hatte, indem er den Eid

leistete, an etwas Anderes zu denken, als was sein Mund sprach. — Dieser Orden war das Gegengeschenk, das die Romanen den Germanen für die von den letzteren ausgegangene Reformation machten. Wie sich mit einer solchen Hülfsmacht zur Seite die Ansprüche Roms, die in etwas gesunken waren, wieder steigerten, werden die folgenden Ereignisse erkennen lassen. Zöglinge der Jesuitenschulen in mächtigen Stellungen sollten der Welt thatsächlich zeigen, welch ein verderblicher Geist jenen Orden belebte, welche gefährliche Ziele er verfolgte.

Philipp II.

Oben ist erzählt worden, daß Karl V. seinen Bruder Ferdinand zum Reichsverweser über Deutschland eingesetzt und ihn darnach zum römischen König ernannt hatte. Es war demnach von ihm die Lösung Deutschlands von seinem Weltreiche eingeleitet worden, ein Verfahren, das Niemand weniger billigte als sein ihn an Herrschsucht noch überragender Sohn Philipp.

Das Erbe, das der Vater, als dieser in ein Kloster sich zurückzuziehen beschlossen hatte, ihm überließ — die Niederlande nebst der Franche-Comté, Spanien, Neapel, Sicilien, Sardinien, Mailand, außerdem unermeßliche Länderstrecken in Amerika und Asien — genügte seiner Gier nach Besitzthum nicht, und er gab zunächst die Hoffnung noch nicht auf, Deutschland wieder mit seinem Reiche vereint zu sehen. Die Ernennung Ferdinand's zum römischen König (womit ausgesprochen war, daß er Erbe des deutschen Herrscherthrones werden sollte), war ein willkürlicher Act Karl's gewesen, da die Erhebung zur kaiserlichen Würde rechtlich von der Wahl der deutschen Fürsten abhing. Nun rechnete Philipp darauf, daß nach dem Ableben seines Vaters die deutschen Fürsten ihr Recht wahrnehmen, die Frage in Betreff der Besetzung des deutschen Kaiserthrones demnach dann erst zur endgültigen Entscheidung gelangen würde, und ob er gleich hoffährtig genug war, mit Sicherheit anzunehmen, daß man ihn, den durch sein Erbe bereits mächtigen Fürsten, seinem Oheim Ferdinand vorziehen werde, that er doch noch ein Uebriges, indem er allen seinen ihm zu Gebot stehenden Einfluß aufbot, um die deutschen Fürsten auf seine Seite zu ziehen. Daß dennoch sein Oheim Ferdinand siegreich aus der Wahl hervorging, ließ für immer einen Stachel in seiner Brust zurück, der sein Gemüth finsterer noch machte, als es bisher schon gewesen war. Philipp II. erwies sich als einer der ärgsten Tyrannen, die je einen Thron inne hatten. Nicht erfreute ihn, was

er besaß; unersättliches Verlangen vielmehr nach dem, was außerhalb seiner Macht lag, verdüsterte ihm jede Stunde; auf seinem Angesichte lag stets der Ausdruck eisiger Kälte und finsteren Herrscherstolzes. Niemand aus seiner Umgebung (die Glieder seiner Familie mit eingerechnet) konnte sich rühmen, jemals einem Blicke des Wohlwollens oder der Milde aus dem Auge des Königs begegnet zu sein. Und ein solcher Unmensch herrschte zwei und vierzig Jahre lang (von 1556—1598) über sämmtliche oben genannte Länder! Aber nicht die Einwohner dieser Länder allein wurden von dem Tyrannen bedrängt und bedrückt, er wirkte vielmehr auch noch verderblich über seines Reiches Grenzen hinaus. Sein Gesammtstreben war darauf gerichtet, im Innern Alles, was aus früherer Zeit an Rechten des Volkes noch vorhanden war, zu zertreten und damit seinen absoluten Willen zu alleiniger Geltung zu bringen, nach außen aber durch Hinausrücken der Grenzen seines schon so mächtigen Reiches seine Macht noch zu erweitern. Was diesem Zweck zu dienen schien, wurde von ihm rücksichtslos in Anwendung gebracht. Nicht sein Gemüth, nicht der Glaube machte ihn zum eifrigsten Hüter und Beförderer des Katholicismus; es war vielmehr das, was er zu Gunsten der katholischen Religion that, lediglich das Ergebniß kaltherzigster Berechnung. Die katholische Religion auf ihrem dermaligen Standpunkte sah er für ein treffliches Mittel an, das Volk niederzuhalten. Demnach galt für ihn: Förderung des Katholicismus nicht um Gottes, nicht um der Seelen Seligkeit, sondern einzig um des eigenen äußern Vortheils willen! Aber hatte denn nicht unter seinem Vater trotz der von diesem zu Gunsten des Katholicismus geübten Strenge der Protestantismus sich dennoch Bahn gebrochen? O, die Strenge Karl's erschien ihm als Milde, Ferdinand's Milde als verabscheuungswürdige Feigheit: er erachtete sich als den Mann, der vermögend sei, den ketzerischen Geist zu bannen, gegen den sein Vater vergebens angekämpft hatte. Er haßte den Protestantismus, wie die römischen Tyrannen das Christenthum gehaßt hatten, als von ihnen erkannt worden war: diese neue Lehre birgt in sich eine Macht, vor der — früh oder spät — alle Tyrannenrechte hinschmelzen werden wie Schnee vor der Sonne! — Erwägt man, daß das Christenthum, von papistischem Wesen lange Zeit verhüllt, im Protestantismus wieder zu neuer Erscheinung gekommen war, so handelte es sich bei den Bestrebungen Philipp's genau genommen um eine neue Christenverfolgung, die aus dem Grunde gefährlicher war als die Christenverfolgungen unter den heidnischen Kaisern, weil sie, obgleich in ihrem Kerne heidnisch, unter dem Scheine

christlichen Wesens zur Ausführung gelangte, ihr daher die gefährlichen Mittel der Täuschung zur Seite standen. Nicht genug, daß dem Reiche Ferdinand's des Katholischen ein Loyola mit seiner geistlichen Prätorianerschaar entstiegen war, jetzt trat auch noch ein mächtiger Alleinherrscher auf, der alle bisher gegen den Protestantismus in Uebung gesetzten Schrecknisse noch zu überbieten sich vorgesetzt, der bei sich beschlossen hatte, der Welt den Beweis zu liefern, daß der Protestantismus zu besiegen sei! —

Welche Prüfungen standen den Anhängern der evangelischen Lehre in jener Zeit bevor! Einem in allen Listen und Künsten wohlerfahrenen Feinde, dem Papstthum, hatten sich zwei neue Hülfsmächte zugesellt; ein und dasselbe Leben pulsirte in allen drei Mächten, aber jede derselben trat äußerlich in ihrer Besonderheit auf, eine jede machte — öffentlich oder im Stillen — Anspruch auf den ersten Rang; in einem Punkte aber waren sie einig unter sich: in dem Haß gegen den Protestantismus.

Nicht als Kriegsmann zog Philipp aus, um seine Kämpfe zu führen; der Neigung des blassen, hagern, wortkargen Tyrannen entsprach es, in seinem Palaste zu Madrid in beinahe persönlicher Unnahbarkeit seine Tage zu verleben. In seinem Cabinet entfaltete er eine ungewöhnliche Thätigkeit, Befehle über Befehle gingen von dort aus an seine Feldherrn und Staatsmänner, die mit Ausführung der von ihm ersonnenen Maßregeln betraut waren, hier las er die in Fülle auf seine Veranlassung eingehenden Berichte der Beamten und der über sie gesetzten geheimen Späher. Wie eine Spinne saß er im Mittelpunkte eines großen Netzes, dessen Fäden tausendfältig über seine Länder gezogen waren, ja noch über sie hinausgingen. Selten ließ er Feldherrn und Staatsmänner zu sich rufen; aber gewiß niemals hat einer derselben ohne Herzklopfen die Schwelle des königlichen Cabinets überschritten. Dem starrblickenden Tyrannen gegenüber erblaßte auch der Herzhafteste, und es stockte ihm der Athem beim Sprechen. Das nahm in dem Maße zu, in dem die Zahl der Todesurtheile wuchs, die in dem Cabinet von der Hand des Königs unterzeichnet wurden. Eine derartige gebrochene Haltung seiner Staatsdiener behagte dem Tyrannen. Aber die Strafe für die Missethat, die er an der menschlichen Natur beging, indem er die Personen seiner Umgebung zu solcher Haltung zwang, folgte ihm auf Schritt und Tritt. Er hatte sich von dem Verkehr mit dem vollen menschlichen Gemüthe selbst gänzlich abgeschnitten. Das waren nicht Menschen mit denen er verkehrte, sondern Maschinen, Automaten, durch

die er sich nur hörte. Und die Berge der todten Berichte der Beamten und deren Lauscher boten ihm keinen Ersatz. Sie widersprachen einander tausendfältig und nährten sein Mißtrauen gegen die Einen wie die Andern! Wir werden den Tyrannen arbeiten sehen, mit unerhörten Mitteln an Geld und Mannschaften, mit unerhörter Anstrengung, Blut über Blut vergießend, die reichen Hülfsquellen seines Landes erschöpfend, die Freiheit seines Volkes erstickend, und in dasselbe den Keim eines Siechthums legend, von dem es bis heut noch nicht genesen ist; aber wir werden auch sehen, wie er das Hauptziel seines Strebens, in der europäischen Welt den Protestantismus zu vernichten, um dadurch die Grenzen seines Reiches auszudehnen, nicht erreichte, wie er vielmehr durch das Böse, das er vertrat, der guten Sache, so viel Weh dies auch über ihre Vertreter brachte, große Dienste erwies, dem Feuer gleich, das, indem es ungeläutertes Gold zu verzehren trachtet, Erzeugerin seines Glanzes wird. Auch an ihm sollte es den folgenden Geschlechtern der Menschen kundbar werden, daß hinter dem Willen auch des Böseſten noch ein andrer Wille steht, dem jener dienstbar sein muß.

Philipp's Krieg mit dem Papst und mit Frankreich.

Wie oben bemerkt, hatte das Auftreten des Jesuitenordens sofort eine Steigerung der päpstlichen Ansprüche zur Folge gehabt. Ein Beweis dafür ist die im Jahre 1559 erschienene Bulle Paul's IV., in der es heißt: „Aus der Fülle der apostolischen Gewalt verfügen, bestimmen, beschließen und entscheiden Wir durch diese für ewige Zeiten gültige Constitution, daß alle ... Grafen, Barone, Markgrafen, Herzoge, Könige und Kaiser, welche bis jetzt oder in Zukunft in Ketzerei oder Schisma gefallen sind, oder fallen werden, eben dadurch ohne Weiteres ihrer Grafschaften, Herrschaften, Markgrafschaften, Herzogthümer, Königreiche und des Kaiserthums durchaus und für immer verlustig und zur Wiedererlangung derselben unfähig sein sollen. Jene aber, welche die in der Ketzerei Betroffenen wissentlich oder auf irgend eine Weise zu beschirmen oder vertheidigen unternehmen, oder denselben eine günstige Gesinnung beweisen oder Vertrauen schenken, sollen eben dadurch der Excommunication verfallen, infam, testaments- und successionsunfähig sein. Keiner soll gehalten werden, denselben wegen irgend eines rechtlichen Anspruchs Rede zu stehen: wenn sie Richter sind, sollen ihre Urtheile kraftlos; wenn Notare, sollen ihre Urkunden nichtig sein; wenn Advokaten, sollen sie

vor keinem Gericht zugelassen werden. Ueberdies sollen sie aller Besitzungen, ihrer Herrschaften, Herzogthümer und Königreiche verlustig sein zu Gunsten desjenigen, der dieselben zuerst in Besitz nimmt, vorausgesetzt, daß dieser in der Reinheit des Glaubens, in der Einheit der heiligen römischen Kirche und im Gehorsam des römischen Papstes sich befindet."

Das war eine neue Proclamirung der Ansprüche Roms auf die Herrschaft über alle Reiche der Welt. Es war dies Wort zugleich gerichtet an alle Fürsten, insbesondere aber an den König Philipp, dessen Macht Besorgniß zu Rom zu erregen begonnen hatte. Es war dem Papst ein widerwärtiger Gedanke, daß Philipp im Norden und im Süden von Italien Landbesitz hatte, hier Neapel, dort Mailand. Der Kirchenstaat lag eingeklemmt zwischen zwei Ländern, die einem Fürsten gehörten, der zwar in so weit verdiente ein guter römischer Christ genannt zu werden, als er sich als einen fanatischen Protestantenfeind erwies, dessen Streben nach Erweiterung seiner Weltmacht jedoch in Rom, wo man sich auf solche Dinge verstand, entsprechend gewürdigt wurde. Lassen wir ihn nicht zu mächtig werden, denn wahrlich, es könnte uns dies eines Tages zum Unheil gereichen! So ward geredet im heiligen Collegium. Er soll nicht nur nicht mächtiger, nein, schwächer soll er werden, sagte Papst Paul. Frankreich trachtet immer noch nach dem Besitz von Mailand, wohlan, ich werde den König Heinrich von Frankreich anreizen, Mailand für Frankreich zu erkämpfen, und es soll ihm in dem Kampfe mein Beistand unter der Bedingung zu Theil werden, daß er sich verpflichtet, dem Kirchenstaate einen Theil der Eroberung abzutreten! — In diesem Sinne verhandelte ein päpstlicher Botschafter mit König Heinrich II., der bereitwillig auf die Vorschläge des Papstes einging und, indem er den Waffenstillstand von Vaucelles brach, den Krieg gegen Philipp anhob. Philipp hatte es demnach plötzlich mit zwei Feinden zu thun, mit dem Papst und dem Könige von Frankreich. Herzog Alba rückte sofort in den Kirchenstaat ein und zwang den Papst zur Unterwerfung. Mochte Philipp auch dem Papste bitter gegrollt haben, er gewährte ihm — aus Rücksicht auf die katholische Welt — einen vortheilhaften Frieden. Der Krieg gegen Heinrich II. zog sich drei Jahre hin. Der Umstand, daß Philipp mit Maria von England vermählt war, bewirkte, daß England sich an dem Kriege zu Gunsten Philipp's betheiligte (S. 114). Maria, Philipp's Gemahlin, starb vor Beendigung des Krieges. Nachdem die Franzosen (1557) von dem Herzoge Philibert von Savoyen bei St. Quentin

und (1558) von dem Grafen Egmont bei Gravelingen geschlagen worden waren, sah sich Heinrich genöthigt, dem Feinde Friedensvorschläge zu machen. Es kam nun (1559) der Friede zu Chateau Cambresis zu Stande, demzufolge Frankreich die gemachten Eroberungen herausgeben mußte, wogegen der in spanische Gefangenschaft gerathene Connetable von Montmerancy (derselbe, der sieben Jahre früher sich auf so unerhört verrätherische und blutige Weise der Stadt Metz (S. 99) bemächtigt hatte), freigelassen wurde.

Oben (S. 96) haben wir den König Heinrich II. als erbitterten Feind der Protestanten kennen gelernt. In letzterer Zeit hatte die Strenge der Verfolgungen in etwas nachgelassen. Da nun unmittelbar nach Abschluß des Friedens die Verfolgungen mit erneuter Heftigkeit anhoben, läßt sich schließen, daß ein solches Vorgehen in einem geheimen Artikel bedungen war. Auch noch durch Anderes sollte der Friede besiegelt werden.

Philipp's Sohn, aus erster Ehe, der Infant Don Carlos, wurde mit Elisabeth, der schönen und geistreichen Tochter Heinrich's, Philibert von Savoyen mit Heinrich's Schwester, Margaretha, verlobt. Nicht lange darnach beschloß Philipp sich zum dritten Male zu vermählen, und er war grausam genug, seine Wahl auf Elisabeth von Frankreich, die verlobte Braut seines Sohnes Carlos, zu richten. Heinrich ging sofort auf Philipp's Wunsch ein, die unglückliche Elisabeth mußte sich dem Zwange fügen. Die Vermählung ward verhängnißvoll für eine Zahl der Betheiligten. Bei der Festfeier fand ein Turnier statt, auf dem König Heinrich so schwer am Auge verletzt ward, daß er zehn Tage darauf starb. Carlos grollte dem Vater auf das Bitterste, daß er ihm die Braut geraubt hatte. Das Verhältniß zwischen Vater und Sohn hatte sich außerdem schon übel gestaltet. Carlos, ein Jüngling überschäumender Jugendkraft, der sich unter glücklichen Umständen vielleicht zu einer edlen Mannespersönlichkeit entwickelt hätte, fühlte sich in der geistigen Kerkerhaft, die der finstere König über Spanien ausgebreitet hatte, aufs Aeußerste beengt, und unbefriedigt erging er sich, da ihm die Härte des Königs jede Gelegenheit versperrt hielt, seinem glühenden Thatendrange in heilsamer Weise Genüge zu thun, alle Fesseln durchbrechend, in tollen Streichen und begegnete den Staatsdienern, wenn diese sich gedrängt fühlten, ihm Vorstellungen zu machen, mit Hohn und Verachtung.

So war es gekommen, daß in dem Herzen des Vaters, in dem nie ein Hauch der Liebe gegen den Sohn vorhanden gewesen war, sich heftiger Zorn gegen ihn angesammelt hatte. Schlimmeres konnte

kaum geschehen, als die letzte That des Vaters, der Raub, den er an dem Sohne beging, indem er ihm seine Braut nahm; damit fühlte Carlos aber auch das letzte Band gelöst, das ihn noch mit dem Könige verbunden hatte. War ihm Madrid bisher ein Kerker gewesen, so erschien es ihm jetzt als eine Hölle. Er traf Veranstaltungen zur Flucht. Aber so geheim auch Alles betrieben ward, die Späher, von denen Carlos umstellt war, erriethen, was er vorhabe, und als er zur Ausführung seines Planes schreiten wollte, ließ ihn der König gefangen nehmen und in strenge Haft bringen. Der mißtrauische Tyrann bildete sich ein, Carlos trage sich mit dem Gedanken, im Auslande den Krieg gegen ihn zu schüren, um ihn um Thron und Leben zu bringen. Die Haft brachte den Infanten in einen Zustand der Raserei, der an Wahnsinn grenzte. Darüber gingen mehrere Jahre hin, bis es eines Tages hieß, Carlos sei im Gefängnisse gestorben.

Hier und da raunte Einer dem Andern zu: Der König hat seinen Sohn ermorden lassen! — Wenige Monate darauf starb die Königin Elisabeth, die frühere verlobte Braut des unglücklichen Infanten. Auch über die Art ihres Todes gingen dunkle Gerüchte im Volke um. Eifrig ist die Geschichtsforschung bemüht, in Bezug auf Geschehenes die Wahrheit an das Licht zu bringen; aber wie Vieles birgt sich hinter Leichensteinen! Wie würde die Geschichte berichtigt werden, könnten die Gräber reden!

Die Freiheitskämpfe der Niederländer.

Margaretha von Parma.

Maximilian hatte, noch ehe er die deutsche Kaiserkrone trug, die Hand der Tochter Karl's des Kühnen, Maria von Burgund, gewonnen, und war damit in den Besitz der reichen Niederlande gekommen. Er gab sie seinem Sohne Philipp, von dem sie dessen Sohn Karl, der spätere Kaiser Karl V., erhielt. Daß Letzterer die Herrschaft über die Niederlande drei Jahre vor seinem Tode seinem Sohne Philipp II. abtrat, ist oben (S. 104) erzählt worden. Die Niederlande waren demnach auch unter Philipp II. mit Spanien vereint, ein verhängnißvolles Geschick für sie, da ihnen dies den Druck des alle freien Regungen hassenden Tyrannen Philipp zuzog.

Auch in den Niederlanden hatte die Reformation Verbreitung gefunden, und schon zu Kaiser Karl's V. Zeit war daselbst um der Wahrheit willen manches Opfer gefallen. Aber unter Philipp II.

sollte erst die rechte Probe für die Bewohner des gesegneten Landes anheben, zu erweisen, wessen ein Volk fähig ist, das Wahrheit und Freiheit mehr liebt als jegliches irdische Gut.

Philipp's Entschluß war gefaßt, der Ketzerei sowohl in seinem Hauptlande Spanien, wie auch in den Niederlanden unter allen Umständen in baldiger Zeit ein Ende zu machen. In Spanien sollte das Werk unter seiner unmittelbaren Leitung vor sich gehen; den Betrieb des Ausrottungswerkes in den Niederlanden legte er in die Hand zweier Personen, seiner Halbschwester Margaretha von Parma, einer Frau klugen und kraftvollen Geistes, die er als Statthalterin daselbst eingesetzt hatte, und des ihr zur Seite gegebenen Bischofs Granvella, eines ränkevollen Ausländers. Beide Personen empfingen von ihm — es geschah dies unmittelbar nach dem Abschluß des Friedens mit Frankreich — zu Brüssel die entsprechenden Weisungen, worauf er sich nach Spanien begab. Dort hatten, seinen voraufgegangenen Befehlen gemäß, die Blutgerichte gegen Protestanten ihre Thätigkeit begonnen. Aufs Aeußerste erbittert darüber, daß der ketzerische Geist bereits bis tief in Spanien hinein seinen Weg gefunden hatte, that er, kaum in Madrid angekommen, gegen den Großinquisitor die Aeußerung: „Ich selbst trüge Holz herbei, um meinen eigenen Sohn zu verbrennen, wenn er ein Ketzer wäre!" Dies Wort verstärkte den Eifer des spanischen Großinquisitors um Vieles, und um zu zeigen, wie er Gott und den König ehre, überantwortete er gleich darauf an einem Tage zu Valladolid vierzig protestantische Männer und Frauen dem Scheiterhaufen. In den folgenden Jahren wurden Tausende hingerichtet.

Ein Jahrzehend genügte, um in Spanien den Protestantismus, das Salz der Erneuerung, auszurotten. Die Güter der Hingemordeten ließ der König sich zusprechen. Mord und Raub im Namen Gottes! — Armes Spanien, dein Geschick für die Zukunft war damit besiegelt. Weltgebietend standest du da unter Karl, mächtig auch noch warest du unter Philipp; aber die Kraftäußerungen unter ihm sind zu vergleichen einem wahnsinnigen Wüthen in den eigenen Eingeweiden. Was unter Philipp noch auf den Gebieten der Kunst und der Wissenschaft hervortrat, war nur die Nachblüthe einer besseren Zeit. Von da ab sankest du, Spanien, im Großen und Ganzen, und heut zählest du nicht mehr mit im Völkerrathe. Armes Spanien, das da litt und blutete unter der Hand eines verruchten Despoten, du gabest deinen Widerstand dennoch zu schnell auf, du setztest nicht Alles an Alles, du handeltest nicht dem Worte gemäß, das da sagt, daß der-

jenige, der den besseren Theil des Lebens gewinnen will, bereit sein muß, die minder wichtigen Güter des Lebens freudig hinzugeben. Wehe der Menschheit, wenn in allen Ländern es gegangen wäre wie in Spanien!

Sehen wir nun zu, welche Erfolge die Inquisition in den Niederlanden hatte. Sollte das Feuer in den kleinen Niederlanden sich schwerer dämpfen lassen als in dem großen Spanien? Das stritt gegen die Annahme Philipp's. Vielleicht aber ahnte die Statthalterin Margaretha etwas von den Schwierigkeiten, denen sie bei dem Vorgehen auf der ihr von Philipp vorgezeichneten Bahn begegnen würde. Darauf deutet der Umstand hin, daß Philipp, als er aus Brüssel nach Spanien ging, ihr 4000 spanische Kriegsleute zurückließ. Es stand ihr mithin für vorkommende Fälle sofort eine sichere Truppenmacht zur Verfügung. Daß Rom sich bei der beabsichtigten Ketzeraustilgung in den Niederlanden gern bethätigte, kann nicht verwundern. Der Papst erließ eine Bulle, der zufolge neben den vier bestehenden Bisthümern dreizehn neue errichtet werden sollten. Drei der Bisthümer wurden zu Erzbisthümern erhoben, Granvella zum Erzbischof und Primas der niederländischen Kirche, nicht lange darauf zum Cardinal ernannt. Der Erlaß dieser Bulle war die Ausführung eines Theils des Philipp'schen Feldzugsplanes, der die vollste Billigung des Papstes gefunden hatte. Die Sache ließ sich — nach Philipp's Urtheil — vortrefflich an.

Der Statthalterin stand eine starke Kriegsmacht zur Verfügung, Granvella war in den Besitz der oberen geistlichen Gewalt gelangt — wie hätte Philipp an günstigen Erfolgen zweifeln sollen? Er hatte es keineswegs allein auf die Beseitigung der religiösen Freiheit abgesehen, in seinem Plane lag es vielmehr, zugleich mit jener auch die politische Freiheit zu unterdrücken. Viele hervorragende katholische Männer, die Eifer für die Entfaltung der Volksrechte an den Tag gelegt hatten, haßte er fast nicht minder, wie die Protestanten von ihm gehaßt wurden. Seit alten Zeiten hatten die Stände bedeutenden Einfluß auf den Gang der Staatsangelegenheiten ausgeübt, und wie durch die Stände-Versammlung, waren auch durch den Staatsrath, in welchem eine Zahl der vornehmsten Männer Sitz und Stimme hatten, die Volksrechte in Geltung erhalten worden. Die durch die päpstliche Bulle erfolgte Erhebung einer Zahl von dienstwilligen Werkzeugen der Despotie, denen ihre Stellung Eintritt in jene Versammlungen gewährte, bezweckte nun zunächst, Geist und Stimmung der letzteren zum Nachtheil des Volkes zu verändern. Die Absichten

des Königs wurden von umsichtigen Männern des Landes sofort durchschaut. Da nun auch noch die 4000 Spanier in frecher Willkür hausten, als ob sie sich in Feindes Land befänden, für jedes Bisthum ein Inquisitionsgericht eröffnet und Granvella zum Groß-Inquisitor ernannt ward, verbreitete sich durch das ganze Land — unter den Protestanten wie unter den Katholiken — Unzufriedenheit und Erbitterung. Es erfolgten Ketzerverbrennungen in der in Spanien geübten Weise. (Autodafé.) Auf öffentlichen Plätzen wurden Scheiterhaufen errichtet, die Verurtheilten unter dem Vorantritt singender Schüler und der Nachfolge von Priestern und von Richtern, deren einer die Blutfahne trug, dem schrecklichen Feuertode entgegengeführt. Zwei Zeugen und ein Inquisitionsrichter genügten, um einen Angeschuldigten dem Scheiterhaufen zu überantworten. Geständnisse, wie man sie zu haben wünschte, wurden durch die Schrecken der Folter erzwungen. Es währte nicht lange, da gingen aus allen Provinzen der Statthalterin bedenkliche Nachrichten zu. Nach einer Seite hin meinte man Abhülfe schaffen zu müssen. Die Katholiken sprachen laut die Befürchtung aus, daß es darauf abgesehen sei, dem Lande seine politischen Rechte zu verkürzen. Freilich wurde diese Absicht gehegt, doch rieth die Vorsicht, zunächst den Hauptfeind, das protestantische Ketzerthum, auszutilgen. Da die Katholiken besonders an der spanischen Besatzung Anstoß nahmen, so wußte die Statthalterin es durchzusetzen, daß der König die 4000 Spanier zurückberief. Ihr Abzug mäßigte jedoch das in den Niederländern erwachte Mißtrauen aus dem Grunde nicht, weil Granvella in dem Staatsrath fortgesetzt herrischer auftrat. Letzteres führte dahin, daß drei ausgezeichnete Männer des Landes, Wilhelm, Graf von Nassau und Fürst von Oranien, Lamoral, Graf von Egmont, und der Graf von Hoorn, erklärten, nicht mehr Theil an den Sitzungen des Staatsraths nehmen zu wollen.

Welch ein bedeutendes Ansehen diese Männer im Lande genossen, wird sich für den Leser aus Folgendem ergeben. Die Niederlande bestanden aus vier Herzogthümern (Brabant, Limburg, Luxemburg und Geldern), sieben Grafschaften (Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Zütphen, Holland und Seeland), der Markgrafschaft Antwerpen und fünf Herrschaften (Friesland, Mecheln, Utrecht, Overyssel und Gröningen). Nun war Wilhelm von Oranien als Statthalter über Holland, Seeland, Utrecht und Westfriesland, Egmont als Statthalter über Flandern und Artois gesetzt, Graf Hoorn aber hatte sich hervorgethan als bedeutender Seeheld. Wilhelm von Oranien war schon

als Knabe von Karl V. bevorzugt worden. Der heranreifende Jüngling gewann sich mehr und mehr die Gunst des Kaisers, der es bei einer Gelegenheit aussprach, daß er jenem manchen trefflichen Rath zu verdanken habe. Klugheit, unermüdliche Thätigkeit, Gleichmuth und Schweigsamkeit waren hervortretende Eigenschaften des jungen Fürsten, dem Kaiser Karl die Oberbefehlshaberstelle über das niederländische Heer anvertraute. Seine Gradheit mißfiel jedoch dem Nachfolger Karl's, Philipp, dessen Tyrannensinn von dem Tage an, an dem Karl ihm die Herrschaft über die Niederlande übergeben hatte, üppig zu wuchern begann. Zu voller Entfaltung gelangte dieser Tyrannensinn in Spanien. Keinem war es gestattet, ohne Erlaubniß in seiner Gegenwart zu sprechen, nur knieend durfte man ihn anreden. Daß einem solchen Fürsten ein Mann von Geradsinn und Selbstgefühl, wie Wilhelm von Oranien es war, verhaßt sein mußte, kann nicht verwundern. Sein Haß aber steigerte sich noch, als er vernahm, daß Wilhelm von Oranien sich der evangelischen Lehre zuneige. Ein Mann anderen, aber im Grunde ebenfalls edlen Gepräges war Graf Egmont. Wie Wilhelm von Oranien hing er mit Treue den Niederländern an, deren Rechte und Freiheiten er ebenfalls gewissenhaft aufrecht zu erhalten bestrebt war. Im Uebrigen unterschied er sich von seinem schweigsamen und mit Vorliebe stillen Betrachtungen sich hingebenden Freunde Oranien dadurch, daß er äußeres Gepränge liebte, daß er frohen und vertrauenden Sinnes sein Inneres Jedem eröffnete und fröhlichem Lebensgenusse zugethan war. Für Kaiser Karl hatte er schon in jungen Jahren in Algier und darnach in Metz kühn gestritten; seiner Feldherrntüchtigkeit hatte Philipp den Sieg bei Gravelingen zu verdanken. Ihm, dem im hohen Grade gutherzigen Manne, kam es nicht in die Seele, auch nur die Möglichkeit vorauszusetzen, daß Philipp sich jemals undankbar gegen ihn, den vom Volke so hoch geehrten und geliebten „Sieger von Gravelingen“, erweisen könnte. Obgleich der katholischen Kirche anhängend, mißfiel ihm das Wüthen der Inquisition, der Cardinal und Großinquisitor Granvella aber, zumal seitdem dieser als Vorsitzender des Staatsraths die Volksrechte immer frecher antastete, war ihm verhaßt. Treu und redlich wie diese beiden Männer und auch zugleich mit ihnen innig befreundet, war Graf Hoorn, und so war es gekommen, daß die drei Genannten gemeinsam aus dem Staatsrath ausgetreten waren. Sie wandten sich in einem Schreiben an den König Philipp und baten um Granvella's Entfernung. Der König antwortete ausweichend, Granvella blieb in seiner allmächtigen Stellung. Der Zorn des

Volkes gegen ihn machte sich in Spottschriften und Carricaturen Luft; Egmont's Dienerschaft erschien mit rothen Cardinalsknöpfen und mit Narrenkappen auf den Aermeln. Margaretha's Vorstellungen bewirkten endlich, daß ein Schreiben des Königs nach Brüssel gelangte, durch das Granvella nach Spanien berufen ward. Da aber die von ihm gegründete Partei im Staatsrathe blieb, war die Lage des Landes durch seinen Abgang nicht gebessert. Die Inquisitionsgerichte, die in einer Zeit von drei Jahren 30,000 Protestanten den Flammen überliefert hatten, setzten ihre Thätigkeit fort, die Erbitterung des Volkes wuchs. Graf Egmont ließ sich von der Statthalterin bewegen, nach Madrid zu reisen, um dem König persönlich die Lage darzustellen und Milderung des Verfahrens gegen die Ketzer zu empfehlen. Der König haßte den Grafen bereits tödtlich, weil er in Gemeinschaft mit Wilhelm von Oranien und Hoorn jene Erklärung gegen Granvella abgegeben und weil er überdies den Großinquisitor so arg verspottet hatte. — Aber er hielt die Stunde noch nicht für gekommen, seinem Zorne Luft zu machen, zumal das Volk von Madrid dem „Sieger von Gravelingen" entgegen gejauchzt hatte. Von dem, was in seinem Innern vorging, verrieth er dem Grafen nichts, er nahm schweigend die offenherzigen Mittheilungen desselben entgegen und entließ ihn, ohne ihm eine Zusage zu Gunsten der Niederländer gemacht zu haben, und nachdem er bereits ein Schreiben an die Statthalterin abgefertigt hatte, in welchem er ihr in der gemessensten Weise aufgab, das ihr vorgezeichnete Verfahren in Kraft und Geltung zu erhalten.

Damit war für die Niederländer jegliche Hoffnung abgeschnitten, auf dem Wege der Güte Erleichterung zu gewinnen. Schriften über Schriften — man zählte solcher Schriften in den Jahren von 1564 bis 1566 gegen 5000 — erschienen, die Kunde gaben von dem Geiste des Aufruhrs, der sich der Bevölkerung allgemach bemächtigt hatte. Einzelne Statthalter widersetzten sich der Ausführung der Bluturtheile, indem sie erklärten, sie könnten es vor Gott und den Menschen nicht verantworten, Tausende der Ihrigen hinmorden zu lassen. Vierhundert Edelleute traten zu einem Bunde zusammen und unterzeichneten eine Urkunde, Compromiß genannt, in der sie um einstweilige Aufhebung der Ketzergerichte baten. An ihrer Spitze befand sich Heinrich von Brederode, ein Nachkomme der Grafen von Holland. In feierlichem Zuge begaben sie sich auf das Schloß der Statthalterin und überreichten derselben jene Urkunde. Margaretha war betroffen, und um sie zu ermuthigen, äußerte der ihr zur Seite stehende Rath

Barlaimont, einer der Creaturen Granvella's, mit Hohn, man habe es ja eben nur mit Lumpen (gueux) zu thun. Seitdem nannten die Verbündeten sich selbst „Geusen" und nahmen den Wahlspruch an: „Treu bis zum Bettelsack." Margaretha hatte beruhigend gesprochen und zugesagt, sich noch einmal an den König wenden zu wollen. Der Bruder des Grafen Hoorn, Freiherr von Montigni, erklärte sich freiwillig bereit dazu, die Botschaft an den König ausführen zu wollen. Kaum in Madrid angelangt, wurde er in einen Kerker gesteckt, und Margaretha empfing die geheime Weisung, in Deutschland Kriegsvolk anwerben zu lassen, dazwischen aber, falls ihr Zugeständnisse abgepreßt würden, diese nicht im Namen und in Vertretung des Königs, sondern nur in ihrem eigenen Namen zu machen.

Wer bis dahin noch Vertrauen gehegt hatte, der sah sich enttäuscht, als die Nachricht in den Niederlanden eintraf, Montigni sei in Madrid eingekerkert worden. Aller Orten schlugen jetzt die Flammen des Aufruhrs empor, und neben denen, die einen guten, einen berechtigten Kampf kämpften, „fehlten" auch hier, wie es bei ähnlichen Umständen immer der Fall ist, „die Thoren, die Frevelnden, nicht." Lutheraner und Calvinisten hielten Versammlungen auf öffentlichen Plätzen und auf freiem Felde; es wurden förmliche Gottesdienste abgehalten, bei denen die Männer zum Schutz Waffen bei sich führten; Niemand wagte einzuschreiten. Auf einzelnen Orten gewannen Sectirer die Oberhand; sie predigten Haß gegen die katholische Kirche und forderten ihre Hörer auf, dem katholischen Wesen im Lande mit Gewalt ein jähes Ende zu bereiten. Kirchen wurden erbrochen, Bilder, Altäre, Kreuze zerstört. Den religiösen Fanatikern schloß sich Gesindel an, dem es nur um Unthaten, namentlich um Raub zu thun war; in kurzer Zeit zählte man gegen 400 Kirchen, die der Verwüstung anheimgefallen waren.

Alba.

Nun erschienen Erlasse der Statthalterin, in denen Milderung gegen das Verfahren der Ketzer verheißen ward; unterstützt von Wilhelm von Oranien und Egmont gelang es ihr, der Kirchenstürmerei Einhalt zu thun. Inzwischen rückten die in Deutschland geworbenen Truppen ins Land, und man vernahm, in Spanien werde eine bedeutende Streitmacht unter Alba ausgerüstet. Was nun dem Lande bevorstand, war leicht zu ersehen. War aus Anlaß der von den Fanatikern verursachten Zerstörungen ein Theil der Adeligen aus dem

zu Gunsten der Landesfreiheit geschlossenen Bündniß wieder ausgetreten, so bewirkten die neueren Vorgänge, daß sie sich wieder als Bundesmitglieder meldeten, ja, sich mit Gleichgesinnten nur um so fester zum Widerstande verbanden. Der Macht der Statthalterin und Philipp's zu widerstehen, hielt Wilhelm von Oranien nicht für möglich, namentlich war es ihm aber durchaus nicht zweifelhaft, daß die Feinde danach trachten würden, sich seiner und Egmont's so bald als möglich zu bemächtigen, da das Land gerade ihnen beiden das meiste Vertrauen schenkte. Daher hielt er es für gerathen, sich einstweilen auf seine Güter in Deutschland zu begeben. Ehe er das Land verließ, hatte er eine Zusammenkunft mit Egmont, den er beschwor, das Land, und zwar gerade um sich demselben zu erhalten, ebenfalls für eine Zeit zu verlassen. Egmont scherzte über des Freundes Besorgniß, überdieß hielt er dafür, daß, falls er jetzt hinweggehe, der König darin ein Bekenntniß seiner Schuld erblicken und daß die nächste Folge der Verlust seiner Güter sein würde. Oranien verwies auf Alba's unbarmherzigen Sinn, er erinnerte den Freund an den von diesem so arg verspotteten Großinquisitor, die Frage hinzufügend, ob er im Ernst glaube, ein Granvella könne vergessen nnd vergeben? Auch sprach er die Besorgniß aus, daß für Egmont mehr auf dem Spiele stehe, als der Verlust seiner Güter, nämlich der seines Lebens. Alle Vorstellungen waren vergebens: Egmont erklärte bestimmt, im Lande bleiben zu wollen. „Adieu, Prinz ohne Land!“ sagte er, indem er dem Freunde zum Abschied die Hand reichte, worauf Oranien bewegt erwiederte: „Adieu, Graf ohne Kopf!“ — Mit Wilhelm von Oranien verließen Tausende von Niederländern ihre Heimath, Egmont unterstützte die Statthalterin und überlieferte selbst viele der Aufrührer, von denen Kirchen verwüstet worden waren, den Henkern.

Im August 1567 rückte der gefürchtete Herzog Alba an der Spitze von 20,000 Mann in Brüssel ein. Er trat so selbstherrlich auf, daß die Statthalterin sich in ihrer Würde verletzt fühlte und ihr Amt niederlegte. Nun war Alba Gebieter des Landes. Ein von ihm eingesetzter „Rath der Unruhen“, vom Volke Blutrath genannt, begann alsbald seine unheilvolle Thätigkeit, gemäß den von Philipp gegebenen Befehlen. Alba war Vorsitzender des Bluraths, Johann de Vargas Stellvertreter des Herzogs. Die Aufgabe des Blutrathes ging dahin, die religiöse wie die politische Ketzerei bis auf den Rest auszubrennen, und dabei ohne Ansehen der Personen zu verfahren. Graf Egmont sollte nun bald genug erfahren, wie richtig Oranien die Lage beurtheilt hatte. Egmont und Graf Hoorn, von Alba mit

verstellter Freundlichkeit zu einem Gastmahle eingeladen, wurden gefangen genommen und darauf unter starker Begleitung nach der Citadelle von Gent geführt. Nach der Ansicht Alba's hatten alle Niederländer von Rechts wegen das Leben verwirkt, denn, sagte er, man habe es bei ihnen entweder mit Bilderstürmern zu thun oder mit solchen, die sich dem Unwesen wie überhaupt dem verruchten Ketzerwesen nicht widersetzt hätten. Daher wurden denn auch ohne große Sorgsamkeit die Bluturtheile in Massen erlassen, und die Güter der Hingerichteten, wie die Güter der Geflüchteten der Krone zugesprochen. Es erlitt auf diese Art in einem einzigen Jahre das Vermögen des Landes eine Schädigung von acht Millionen Ducaten. Aller Orten waren Galgen und Blutstätten errichtet; die Henker hatten schwere Arbeit; Tausende erlagen den Qualen der Folter und des Kerkers.

„Ha, könnt aus den Kerkern der Inquisition
Die Schädel zusammen ich tragen,
Die gebleicht dort, fürwahr ich baute davon
Einen Tempel, der sollte im heiligen Rom
St. Peter noch überragen!“ —

Aber noch lebten Wilhelm von Oranien, Egmont und Hoorn, die den blutigen Würgern, Alba am meisten, verhaßt waren. Oranien hatte sich rechtzeitig entfernt — letztere beiden befanden sich in sicherem Gewahrsam. Diese gehörten zwar keiner der protestantischen Gemeinschaften an, wohl aber zählten sie, wie bemerkt, den Männern zu, von denen des Landes politische Freiheiten mit Eifer in Schutz genommen worden waren. Der Blutrath erklärte sie für Hochverräther, brach den Stab über sie, und am 5. Juni 1568 wurden Egmont und Hoorn in Gemeinschaft von 18 Edelleuten auf dem Marktplatze zu Brüssel enthauptet. In dichten Reihen umstanden Spanier das Blutgerüst; dennoch drängten sich, von unermeßlichem Schmerze getrieben, Viele aus dem Volke bis an den Fuß des Schaffots und tauchten ihre Tücher in das herabrinnende warme Blut Egmont's.

Nun sei — so wähnte Alba, und so wähnte man auch in Madrid und in Rom — das Hauptwerk der Knechtung vollbracht; der Sieger über die Ketzer und über die politischen Aufrührer setzte sich selbst zu Brüssel ein erzenes Bild, der Papst Pius V. sandte ihm einen geweiheten Hut und einen geweiheten Degen — da vernahm man, daß im Norden des Landes der Aufruhr in neuen Flammen aufschlug. Ein Theil der Geusen hatte das Meer als Zufluchtsort erwählt, und sie führten glückliche Ueberfälle auf kleine spanische

Besitzungen aus. Die Fahrzeuge dieser kühnen Männer — sie nannten sich Meergeusen — waren flach gebaut, und sobald die tiefgehenden spanischen Galeeren Jagd auf sie machten, flogen sie auf den ihnen wohlbekannten Gewässern über seichte Stellen gefahrlos dahin, während die Schiffe der Verfolger, wenn der Eifer nicht rechtzeitig gezügelt ward, strandeten. Die Erfolge des kleinen Krieges förderten den Muth und die Unternehmungslust. Die Flotte der Meergeusen wuchs, die tapfern Männer wagten es, einen Ueberfall auf die Besatzung des an der Maas gelegenen Hafenstädtchens Briel auszuführen. Das Werk gelang, und mit der Einnahme der Stadt war für den Widerstand ein fester Punkt gewonnen. (1572). Viele Ausgewanderte kehrten zurück, um Theil an dem Kampfe zu nehmen. Den protestantischen Kämpfern gesellten sich jetzt auch katholische Landesangehörige zu. Dies war einer neuen Gewaltthat Alba's zu verdanken. Als Sieger sich fühlend, hatte er dem Lande, ohne sich mit den Ständen in Einvernehmen gesetzt zu haben, eine fast unerschwingliche Steuer auferlegt. Dies war es, was die Katholiken, die seit der Verwüstung ihrer Kirchen der Bewegung fern geblieben waren, wieder in den Aufstand und in die Verbindung mit den Protestanten hineintrieb. Es folgten auch auf andere Städte Angriffe, und ehe das Jahr 1572 verging, hatten die Aufständischen einen großen Theil der nördlichen Provinzen erobert. Wehe den Werkzeugen der Gewalt, die in ihre Hände geriethen! In der Mitte der Kämpfer, den Aufstand leitend, befand sich jetzt Wilhelm von Oranien, auch seine drei Brüder waren in das Befreiungsheer eingetreten. Wilhelm von Oranien hatte während seines Aufenthalts in Deutschland Kriegsleute geworben; jetzt wurden die Werbungen auf seine Kosten lebhafter noch betrieben. Um den Sold zahlen zu können, verpfändete er seine in Deutschland gelegenen Güter. Es geschah — ebenfalls noch im Jahre 1572 — daß er von dem Adel und den Städten zum Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht erwählt ward. Der Kampf ward mit abwechselndem Glücke geführt. Harlem, von Alba belagert, sah sich nach einer durch sieben Monate gehenden heldenmüthigen Wehr durch den Hunger gezwungen, zu capituliren. Um von der Plünderung verschont zu bleiben, hatte die Stadt sich zur Zahlung von 250,000 Gulden verpflichtet. Hinterher ließ Alba 300 der angesehensten Bürger, paarweise zusammengebunden, ins Meer werfen. Auf andern Orten, die in die Gewalt der Spanier geriethen, wurden Mord, Raub, Unzüchtigkeiten ärgster Art ausgeübt und zwar dies auf Befehl des Mannes, dem der Papst geweihete Waffen ge-

sandt hatte. Rühmte er sich doch später, allein 18,600 Bluturtheile unterzeichnet zu haben! —

Aber wie irrte dieser Henker sich in Bezug auf die Folgen seiner grauenhaften Thaten! Zertrat er mit eisernem Fuß hier das Feuer, so loderten dort die Flammen um so gewaltiger empor. Philipp erkannte endlich, daß Alba nicht im Stande sei, der wachsenden Bewegung Herr zu werden, daher rief er ihn (1573) nach Spanien zurück und sandte einen anderen Mann an seine Stelle.

Requesens.

Der neue Statthalter, Don Louis de Requesens y Zuniga, sollte es, um die Aufständischen zu entzweien, mit der Milde versuchen. Bald vernahm man das Unerhörte: der Blutrath habe eine und die andere der Ketzerei verdächtige Person freigesprochen. Den „Verführten" der in Waffen Stehenden ward unter der Bedingung, daß sie reuig zurückkehrten, Verzeihung verheißen. Man ließ sich aber weder dadurch noch durch Aehnliches locken, zumal jegliche Zusicherung, den Protestanten Gewissensfreiheit zu gewähren, ausblieb, und eine Erleichterung nicht eintrat. Der Krieg nahm seinen Fortgang, bald der einen, bald der andern Partei Vortheile bringend. Auf der Mookerheide (unweit Nymwegen) kam es 1574 zu einer für die Waffen der Spanier günstigen Schlacht, in welcher zwei Brüder Wilhelm's von Oranien den Heldentod starben. Dagegen vermochte es Requesens trotz der größten Anstrengung nicht, sich der Stadt Leyden zu bemächtigen. Sturm auf Sturm wurde von der Bürgerschaft abgeschlagen. Nachdem der heldenmüthige Widerstand fünf Monate gewährt hatte, waren die Speisevorräthe in der Stadt erschöpft, Ratten und Mäuse, theuer bezahlt, galten als beneidenswerthe Kost. Sechstausend Menschen starben an Seuchen, die im Gefolge des Mangels auftraten. Auf die erneuete Aufforderung zur Uebergabe erklärten die Bürger, sie wollten lieber den linken Arm verzehren und mit dem rechten Arm fechtend sterben, als dem Feinde die Thore öffnen. Einem verzweifelnden Haufen Volkes sagte der Bürgermeister Adrians, ehe er die Stadt übergebe, biete er sich den Hungernden zur Nahrung dar. In der höchsten Noth brachten die Freunde Hülfe. Ihnen war es gelungen, die Dämme nördlich von der Stadt zu durchstechen; die daher brausende Flut jagte die Spanier auf, die nachfolgende Flotte vollendete das Werk der Befreiung Leydens. Der Stadt ward von der neuen Regierung für die heldenmüthige Wehr Zollfreiheit oder eine Uni-

versität zur Wahl geboten. Die Bürgerschaft entschied sich, obgleich der Wohlstand der Stadt auf lange zerrüttet war, für eine protestantische Universität, die ein geistiges Bollwerk gegen den Ungeist Roms sein sollte. In demselben Jahre rief Wilhelm von Oranien eine Synode zu Dortrecht zusammen, auf welcher der Calvinismus für den nördlichen Theil der Niederlande als Landesreligion erklärt ward.

Der bleiche Tyrann im Escurial zu Madrid, dem Prachtbau, für den er nicht weniger als 25 Millionen Thaler verwandt hatte, erstickte fast vor Wuth, als auch das neue Werkzeug, Requesens, versagte. Wie trefflich hatte dieser es verstanden, das Volk von Mailand durch List und Gewalt niederzuhalten. In den Niederlanden scheiterten seine Künste. Vielleicht war der Ingrimm, den er darüber empfand, der Grund seines frühen Todes. Requesens starb im Jahre 1576.

Don Johann von Oesterreich.

Mit neuen Listen kam Don Johann von Oesterreich als Statthalter nach Brüssel. Er trat in Unterhandlung mit den aufständischen Provinzen und bot Frieden in dem sogenannten Genfer Vertrage (Pacification). Als er sich aber plötzlich des festen Namur bemächtigte und den Versuch machte, Antwerpen durch List in seine Gewalt zu bringen, und als außerdem noch eine Bulle des Papstes bekannt wurde, die einen Kreuzzug gegen die Aufständischen predigte, war für diese die Gefahr der Täuschung vorüber, und sie nahmen den Kampf aufs Neue mit Nachdruck auf. Johann von Oesterreich richtete so wenig aus als sein Vorgänger Requesens. Dieser war nach einjähriger Thätigkeit in Brüssel gestorben, Johann erlag zwei Jahre später den Anstrengungen des Statthalteramtes.

Alexander von Parma.

Johann's Nachfolger war Margaretha's Sohn, Alexander von Parma, der spätere Herzog von Parma. Dieser bedeutende Feldherr brachte den Aufständischen schwere Verluste bei, ihm gelang es auch, die südlichen Provinzen der Niederlande (das heutige Belgien) zu bestimmen, zur Botmäßigkeit unter Philipp und unter den Papst zurückzukehren. In der Noth bot Oranien dem Bruder des Königs von Frankreich, Heinrich's III., Franz von Anjou, die Herrschaft über die Niederlande unter der Bedingung an, die von den Ständen be-

anspruchten Rechte anzuerkennen. Franz von Anjou nahm die Bedingungen an, führte Hülfstruppen ins Land, erwies sich aber in dem Maße unfähig, daß seine Thätigkeit Schaden und nicht Vortheil brachte, so daß, als die allgemein erwachte Mißstimmung ihn hinweggetrieben hatte, die Lage des Landes übler war, als je. Philipp meinte sich davon überzeugt halten zu dürfen, daß, wäre es gelungen, Oranien mit Egmont und Hoorn zugleich aus dem Wege zu räumen, der Aufruhr längst besiegt sei. Da er dem Hauptfeinde nicht anders beizukommen wußte, rief er den Meuchelmord gegen denselben auf; 25,000 Goldkronen dazu Erhebung in den Adelstand wurde als Preis für den Kopf Oranien's ausgesetzt. Mehrere Mordversuche mißglückten; endlich gelang es einem Fanatiker, Balthasar Gerhard aus der Franche-Comté, das von Philipp gewünschte und außerdem ihm von einem Franziskaner und einem Jesuiten besonders empfohlene ruchlose Werk des Mordes an Wilhelm von Oranien auszuführen. Tödtlich getroffen von einer Kugel, sank Oranien mit den Worten nieder: „Herr Gott, erbarme dich meiner und meines armen Volkes!" (1584) Balthasar fand nicht den gehofften Lohn, sondern ward martervoll hingerichtet.

Die Kugel des Meuchelmörders hatte einem edlen Leben ein schnelles Ende bereitet, dem Heldenwerke, dem dieses Leben gewidmet war, vermochte sie Abbruch nicht zu thun. Nicht lange vor seinem Tode (1579) hatte Wilhelm von Oranien die Utrechter Union zu Stande gebracht, der die Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Oberyssel, Gröningen und Friesland (diese sieben Provinzen wurden später mit dem gemeinsamen Namen Holland benannt), beigetreten waren, und es war 1571 unter ihm die förmliche Lossagung von spanischer Herrschaft erfolgt. Das Erbtheil, das der hochherrliche Oranien seinem Volke hinterließ, wurde die Grundlage der Vereinigten Staaten der protestantischen Niederlande.

Moritz von Oranien.

Nun wurde Oranien's siebenzehnjähriger Sohn Moritz, der sich in den Kämpfen bereits ausgezeichnet hatte, von der Union zum Statthalter und Feldherrn, Olden-Barnefeld zum Vorsitzenden des Staatsraths erwählt. Der sehr tüchtige Staatsmann Olden-Barnefeld legte ein neues Verfassungsgesetz vor, das Annahme fand. Nach demselben wählte jeder der sieben Staaten eine Anzahl Abgeordnete, und die Versammlung sämmtlicher Abgeordneten, Generalstaaten ge-

nannt, hatte die höchste Staatsgewalt inne. Als Alexander von Parma neue Vortheile errang, bot die Union dem Könige Heinrich III. die Herrschaft über das Land unter der Bedingung der Anerkennung ihrer politischen und religiösen Gerechtsame an. Heinrich, der Gesinnung nach ein Anhänger von Philipp, hatte nicht Lust, sich zu Gunsten eines Volkes, dessen Freiheitssinn ihm ein Gräuel war, in einen Kampf mit Philipp einzulassen. Kaum war seine Ablehnung eingegangen, da fiel nach ruhmreicher Wehr Antwerpen in die Gewalt Alexander's von Parma. Nun wandte sich die Union um Beistand an Elisabeth von England. Diese sandte den Niederländern Hülfstruppen unter Führung des Grafen von Leicester, der jedoch in den Kämpfen Feldherrntüchtigkeit nicht bewies, so daß die Generalstaaten nach zwei Jahren ihn veranlaßten, nach England zurück zu kehren.

Daß sich Elisabeth in den Handel gemischt hatte, kam dem Könige Philipp äußerst erwünscht, denn nun hatte er einen Vorwand, seinem Rachegefühl gegen Elisabeth freien Lauf zu lassen. Hatte sie nicht seine Hand verschmäht? War ihm nicht (S. 114) vom Papst England als „Eigenthum" überwiesen worden? Und hatte Elisabeth nicht auch die Papistin Maria Stuart hinrichten lassen? Von der Zeit an, in der von den Geusen das Wasser als Kampfesfeld erwählt worden war, hatte er Bedacht darauf genommen, seine Flotte zu verstärken. Was zu Lande nicht gelungen war, das hoffte er auf dem Meere zehnfach nachzuholen, und je mehr seine Flotte wuchs, um so näher wähnte er sich seinem Ziele. Nicht nur auf das Erwürgen der Freiheit in den Niederlanden, sondern auf das Zertreten des Protestantismus überhaupt war es bei ihm ja abgesehen, und ein Hauptschlag sollte den Protestantismus in dem Kampfe gegen England treffen. So entstand denn mit einem Kostenaufwande von sechszig Millionen Thalern die 130 vortrefflich ausgerüstete Kriegsschiffe zählende „unüberwindliche Flotte", die 1588 unter Führung des Herzogs Medina Sidonia von Philipp ausgesandt ward. Die gemeinsame Gefahr hatte die Engländer und die Niederländer wieder fester verbunden. Sie lieferten den Spaniern glänzende Kämpfe zur See, und die stolze spanische Armada, die mit ihren 2600 Geschützen aufgebläht als Herrin aller Meere und Küsten daher gekommen war, verlor ein Schiff nach dem andern. Als willkommene Hülfsgenossen erwiesen sich den Verbündeten widrige Winde, unter deren Cours mehrfach die Spanier kamen; endlich gab ein Sturm den Ausschlag, der die Mehrzahl der spanischen Schiffe gegen die Küsten der Hebriden und Shet-

landsinseln trieb, an denen sie zerschellten. Medina Sidonia kehrte mit einem kläglichen Reste von Schiffen heim, um dem Könige anzuzeigen, daß er auch nicht einen Vortheil erreicht habe. Von da ab war es mit der Uebermacht Spaniens zur See vorbei, wogegen die errungenen Vortheile den Engländern und Niederländern einen mächtigen Antrieb gaben, Alles, was mit dem Seewesen zusammenhing, aufs Eifrigste zu pflegen. Da Philipp den Portugiesen den Handel mit den Engländern untersagt hatte, suchten und fanden diese selbst die Seewege nach Ostindien und Amerika und führten Erzeugnisse des Auslandes, die sie bisher durch Vermittlung Spaniens bezogen hatten, nach England.

Gestärkt waren die Generalstaaten aus dem Kampfe zur See hervorgegangen. Moritz von Oranien hatte inzwischen Erfahrungen gesammelt und erwies sich fortgesetzt mehr als echter Sohn eines Helden. Aufs Neue kamen den Niederländern äußere Vorgänge zu Gute. Philipp betheiligte sich an einem innern Kriege Frankreichs, und als im Verlauf desselben der Statthalter Alexander von Parma mit seiner Hauptmacht in Frankreich eingerückt war, erhoben sich die Niederländer gegen die zurückgebliebenen spanischen Besatzungen und überwältigten sie. Im Nu waren alle von den Spaniern durch jahrelange Anstrengungen und gewaltige Opfer errungenen Vortheile dahin. Alexander von Parma kehrte nicht zurück. Die Kunde von dem Erfolge seiner Feinde warf ihn auf das Krankenlager, von dem er nicht wieder erstand.

Unabhängigkeit der Niederlande. — Philipp's II. Tod.

Sechsunddreißig Jahre lang hatte sich der Tyrann Philipp nun bereits gemüht, seinen Willen der Menschheit, so weit er ihrer äußerlich Herr war, aufzuprägen. Ein Dreifaches war ihm bisher gelungen. Erstens hatte er verheerend in das gesammte Geistesleben der spanischen Nation eingegriffen. Zum Zweiten waren von ihm die Nachkommen der Mauren, Moriscos genannt, die Ferdinand zur Annahme des Christenthums gezwungen hatte, ausgerottet worden. Endlich hatte er durch eine freche Gewaltthat Portugal Spanien einverleibt. Als in Portugal (1587) das Königshaus ausgestorben war, traten mehrere entfernte Verwandte desselben als Kronbewerber auf, unter ihnen Philipp und Antonio zu Crato. Da Letzterer die größeren Ansprüche hatte, erklärten sich die Stände für ihn. Kaum vernahm dies Philipp, so sandte er den Herzog Alba mit starker Heeresmacht

nach Portugal. Alba erklärte den rechtmäßigen Erben für einen Bastard und nahm das Land für Philipp in Besitz. Das war ein Unglück für das blühende Portugal, das mächtig zur See war und reiche Colonien besaß. Denn nun wurde es durch die Folgen des Krieges, den Philipp gegen England führte, mit in das Verderben gerissen, das über Spanien kam. Sechszig Jahre lang hatte Portugal die drückende Oberherrschaft Spaniens zu ertragen.

Dies Dreifache war dem Tyrannen gelungen; sonst hatten die vergossenen Blutströme und die vergeudeten Millionen ihm nur Enttäuschung über Enttäuschung, den Staaten dagegen, gegen die er gekämpft, nach schweren Leiden Segen gebracht.

Welche Haltung sollte er nun gegen das tapfere Volk der Niederländer annehmen, nachdem Alba, Requesens, Johann von Oesterreich und endlich Alexander von Parma gegen dieselben nichts auszurichten vermocht hatten? Er gab die Niederlande und die Franche=Comté seiner Tochter Eugenia als Heirathsgut und vermählte sie mit dem Erzherzog Albrecht von Oesterreich, diesem damit die Sorge überlassend, sich in den wirklichen Besitz jener Länder zu setzen. Die südlichen Staaten erkannten den Erzherzog als ihren Herrscher an, die nördlichen Staaten (Holland im weiteren Sinne, mit welchem Namen oft der Freistaat benannt wurde) beharrten in ihrem Widerstande. Schon jetzt hatten einige Höfe die Republik anerkannt; später wurde ihr, wie wir sehen werden, die Anerkennung der europäischen Großmächte zu Theil. In seiner letzten Zeit vermochte Philipp Wirksames gar nicht mehr gegen Holland zu unternehmen, schon weil es mit seinen Geldmitteln zu Ende ging. Nicht nur die Schätze des Landes hatte er in seinen wahnwitzigen Unternehmungen verschwendet, sondern Spanien auch noch mit einer Schuldenlast von 150 Millionen Thalern belastet. Im Jahre 1598 starb der Tyrann an einer schrecklichen Krankheit, die er sich durch ein sittenloses Leben zugezogen hatte.

Katharina von Medici.

Religionskriege.

In Deutschland, in England und in den Niederlanden hatte der Protestantismus mehr oder minder triumphirt, in Italien und Spanien war er unterlegen. Sehen wir nun, welches Geschick ihm in Frankreich bereitet ward.

In diesem Lande waren die Lehren Calvin's mit Begeisterung aufgenommen und verbreitet worden, trotz der Feindseligkeiten, denen sich die Anhänger derselben ausgesetzt sahen. Die Calvinisten in der Umgegend von Tours pflegten ihre gottesdienstlichen Versammlungen zur Nachtzeit abzuhalten. Da nun nach dem Volksglauben der alte König Hugo daselbst des Nachts seine Umgänge hielt, nannte man die Calvinisten Hugenotten, eine Benennung, die von Tours aus schnell Verbreitung fand und weiterhin auf alle Protestanten Frankreichs angewandt ward. Von Heinrich's II. Feindschaft gegen die französischen Protestanten ist oben (S. 99) schon die Rede gewesen. Als dieser König an dem Lanzenstich, den er auf dem Philipp zu Ehren veranstalteten Turniere erhalten hatte (S. 134), gestorben war, folgte ihm (1559) sein Sohn Franz II. in der Regierung, mit dem Maria Stuart vermählt ward. Franz, ein Schwächling an Körper und Geist, wurde von seiner Mutter, der ränkesüchtigen Königin Katharina von Medici, vollständig beherrscht, wogegen Maria Stuart, deren Vater, Jacob IV. von Schottland, mit Maria Guise vermählt gewesen war, unter dem Einfluß ihrer in Frankreich mächtigen Oheime, des Herzogs Franz von Guise und des Cardinals Karl von Lothringen, stand. So kam es denn, daß Frankreich zur Zeit nicht von dem Könige Franz II., sondern von Katharina von Medici und den beiden Guisen regiert ward.

Diese drei Personen waren in der Feindschaft gegen die Protestanten einig; es wurden neue Gerichte gegen Letztere eingesetzt, und bald ging dem heiligen Vater in Rom die Kunde zu, daß in Frankreich Scheiterhaufen wieder in größerer Zahl angezündet wurden, als dies in letztvergangener Zeit der Fall gewesen sei. Es handelte sich damit um Dank- und Freudenfeuer für den Papst, von dem Maria Stuart England zugesagt erhalten hatte, ein Geschenk, das, als die Königin später ihre Hand nach demselben ausstreckte, so verhängnißvoll für sie wurde. Für jetzt war es den Oheimen der jungen Königin, den beiden Guisen, darum zu thun, durch den Eifer für den Papst dessen Einfluß zu Gunsten ihrer Nichte und zu ihrem eigenen Vortheil aufrecht zu erhalten.

Die so mächtig gewordene Stellung dieser Männer erregte aber die Besorgniß der dem Königshause nahe verwandten Familie Bourbon, deren hervorragendstes Haupt, Ludwig, Prinz von Condé, sich mit Gleichgesinnten zu dem Zwecke verband, den Einfluß der Guisen zu beseitigen. Mit an die Spitze dieser Verbindung trat der Admiral Coligni. Da die Häupter der neuen Partei Männer waren, die dem

reformirten Bekenntniß zugehörten, oder sich demselben zuneigten, fand der Rath des tapfern und frommen Admiral Coligni, sich auf die Hugenotten Frankreichs zu stützen, Annahme. Dies wiederum bewirkte, daß die Hugenotten von den Guisen von da ab mehr noch gehaßt und verfolgt wurden. Die wachsende Noth, unter der die Hugenotten zu leiden hatten, führte zu einer von dem reformirten Edelmanne La Renaudi geleiteten Verschwörung gegen die Allgewalt der Guisen. Es kam zum Aufstande, La Renaudi fiel im Kampf, die Mitschuldigen, deren man sich bemächtigte, wurden hingerichtet. Nun veranlaßten die Guisen, daß ein Reichstag ausgeschrieben wurde, angeblich, um die Religionsangelegenheiten zu ordnen, in Wahrheit, um den Versuch zu machen, sich ihres gefährlichsten Gegners, des Prinzen von Condé, zu bemächtigen. Letzteres gelang, und nachdem ein Gericht den Prinzen als Hochverräther zum Tode verurtheilt hatte, beschlossen die Guisen, zugleich mit ihm auch seine nächsten Anhänger hinrichten zu lassen. Da starb plötzlich König Franz II. (1560), ein Umstand, der augenblicklich die Lage der Verhältnisse änderte. Dem mit Tod abgegangenen Franz folgte in der Regierung dessen jugendlicher Bruder Karl IX., doch hatte zunächst die Königin-Mutter, Katharina von Medici, die vormundschaftliche Regierung des Landes zu führen. Da ihr nun in letzterer Zeit die Guisen zu mächtig geworden waren, beschloß sie, den Prinzen von Condé am Leben zu erhalten, um sich seiner als Gegengewicht gegen Jene bedienen zu können, sich vorbehaltend, ihn, nachdem er ihren Plänen gedient, auf geschickte Art unschädlich zu machen. Der Intrigantin gelang der zunächst erstrebte Zweck sofort: der Herzog Franz von Guise und sein Bruder, der Cardinal Karl von Lothringen, empört darüber, daß der Prinz von Condé auf Befehl der Königin-Mutter seine Freiheit erhalten hatte, zogen sich nach Lothringen zurück. Ihre Nichte, die verwittwete junge Königin Maria Stuart, folgte den Oheimen nach Lothringen, von wo aus sie sich nach einiger Zeit in ihr Heimathland Schottland zurück begab.

Prinz von Condé drang nun darauf, die Verfolgungen gegen die Hugenotten einzustellen, und es gelang ihm und seinen Anhängern, Maria von Medici zur Ausstellung eines Duldungsedicts (Edict von St. Germain, 1562) zu bewegen. Nun trat es zu Tage, daß die Zahl der Reformirten im Lande eine bedeutend große war. Da gleich nach Veröffentlichung jenes Edicts ein Reichstag abgehalten wurde, auf welchem von reformirten Edelleuten der Verkauf der geistlichen Güter „zum Vortheile des Königs, des Adels und der Stände“

mit Eifer empfohlen und der Vorschlag von der Mehrheit der Versammelten auch angenommen wurde, traten die Häupter der römischen Partei zur Abwehr der sie bedrohenden Gefahr wieder enger zusammen. Um die königliche Sanction des Reichstagsbeschlusses zu verhindern, machte der Klerus dem Hofe ein freiwilliges Geschenk von über anderthalb Millionen Livres.

An der Spitze der Männer, die sich auf dem Reichstage zu einem Bündniß gegen die Reformirten zusammengethan hatten, stand außer dem Herzoge von Guise der Connetable von Montmorency, der unter Heinrich II. durch Trug in die Stadt Metz gedrungen war und sich dort so arger Mordthaten schuldig gemacht hatte (S. 99). Auf dem Wege nach Paris traf der Herzog von Guise in dem Städtchen Vassy auf eine Zahl von Hugenotten, die eben in einer Scheune ihren Gottesdienst abhielten. Leute seines zahlreichen Gefolges verhöhnten die Versammelten, es kam zum Streit, und es wurden gegen sechszig Hugenotten, Männer, Frauen und Kinder, ermordet.

Diese blutige That gab den Anstoß zum Ausbruch des ersten Religionskrieges in Frankreich, der von 1562 bis 1563 währte. Es wurde mit der größten Erbitterung gekämpft. Gefangene Hugenotten wurden qualvoll zu Tode gemartert, wogegen die Hugenotten jene Unthaten entsprechend vergalten und außerdem Kirchen und Klöster zerstörten. Philipp von Spanien unterstützte die Katholiken, Elisabeth von England die Hugenotten.

Der Prinz von Condé wurde von den Katholiken, Montmorenci von den Hugenotten gefangen genommen, der Herzog von Guise fiel vor Orleans durch Mörderhand. Katharina von Medici vermittelte den Frieden von Amboise. Es wurde den Hugenotten freie Religionsübung an allen Orten mit Ausnahme von Paris und mit der Beschränkung zugestanden, daß sie nicht in Kirchen ihren Gottesdienst halten sollten. Philipp und Alba sorgten dafür, daß der Friede nicht lange währte. Es kam zum zweiten Religionskriege (1567—1568), in dem Montmorency fiel, und der mit der Bestätigung des Edicts von Amboise endigte (Friede zu Longjumeau). Alba's Blutthaten in den Niederlanden ließen die eifrigsten Papisten in Frankreich aber auch jetzt noch nicht ruhen, um so weniger, als der Papst Mahnungen über Mahnungen an seine Getreuen ergehen ließ, das Ketzerthum um jeden Preis auszutilgen. Der den Hugenotten gewährte Friede wurde absichtlich verletzt, und die beiden Parteien traten zum dritten Male in Waffen gegen einander (1569—1570). In diesem Kriege wurde der Prinz von Condé meuchlerisch umgebracht. Sein Bruder,

der Titularkönig Anton von Navarra, den die päpstliche Partei auf ihre Seite zu ziehen gewußt hatte, war im ersten Religionskriege gefallen. Dessen hochherzige Gemahlin Johanna von Albret dagegen, die in ihrem Lande Bearn (dem französischen Theile von Navarra) die calvinische Lehre eingeführt hatte, war auf Seiten der Hugenotten geblieben, und sie führte ihnen jetzt ihren Sohn Heinrich von Navarra, einen hochgesinnten Jüngling, als Mitkämpfer zu. Die Hugenotten erklärten ihn an seines Oheims Condé's Stelle zu ihrem Haupte, doch wurden in nächster Zeit die Angelegenheiten derselben in Heinrich's Namen von dem erfahrenen Admiral Coligni geleitet. Dem kräftigen und klugen Auftreten dieses vortrefflichen Mannes war es zu verdanken, daß den Hugenotten in dem Frieden St. Germain en Laye (1570) Religionsfreiheit auf Grundlage des Edicts von Amboise zugestanden und ihnen außerdem die Besetzung von vier festen Plätzen (La Rochelle, La Charité, Montauban und Cognac) und der Zutritt zu allen Aemtern zugesichert ward.

Die Bartholomäusnacht.

War eine Sinnesänderung in der Königin-Mutter Katharina von Medici vor sich gegangen? Durchaus nicht. Katharina von Medici hatte sich ausschließlich von politischen Erwägungen leiten lassen. Die Vorstellung, Philipp von Spanien könne zu mächtig werden, könne wohl gar nach völliger Niederwerfung der Protestanten in den Niederlanden (die zur Zeit nach dem Urtheil der Katholiken nicht mehr in Frage stand) von den Katholiken Frankreichs als würdigstes weltliches Haupt angesehen und dadurch bestimmt werden, seine Hand nach der Krone Frankreichs auszustrecken, hatte sie zu dem Entschluß geführt, sich in den ihr im Herzensgrunde verhaßten Hugenotten eine Macht zu sichern, auf die sie sich unter Umständen stützen könne. Erwägungen solcher Art beherrschten sie auch noch in nächster Zeit. So war nun die Haltung des Hofes gegen die Hugenotten eine derartige, daß vielfach gehofft ward, der Religionsfriede sei nunmehr für immer gesichert. Wurde doch sogar das jetzige Haupt der Hugenotten, Heinrich von Navarra, mit Margaretha von Valois, der Schwester des Königs, Karl's IX., verlobt, Coligni am Hofe ehrenvoll empfangen und vom Könige reich beschenkt! Beruhigend wirkte es ferner auf Seiten der Hugenotten, daß der König Karl IX. sich mit Elisabeth, der Tochter des gegen die Protestanten mildgesinnten Kaisers Maximilian II., vermählte. Aber daß es unter den Hugenotten dennoch nicht an

Personen fehlte, die der Königin-Mutter, Katharina von Medici, auch weiterhin noch mißtrauten, zeigte sich bei dem Tode Johanna's, der edelherzigen Mutter Heinrich's von Navarra. Es breitete sich sofort in hugenottischen Kreisen das Gerücht aus, diese eifrige Förderin des Protestantismus sei durch ein Paar Handschuh vergiftet worden, und es wurde Katharina als Anstifterin des Verbrechens genannt. Das Gerücht verstummte jedoch, als (zwei Monate später) die Vermählung Heinrich's von Navarra mit der ihm verlobten Schwester des Königs, Margaretha, am Hofe zu Paris festlich begangen ward.

Eifersüchtigen Auges war inzwischen Coligni von Katharina von Medici beobachtet worden; es war keine Frage: Coligni hatte bedeutenden Einfluß auf den König gewonnen. Karl wünschte überdies des Zwanges ledig zu werden, den ihm seine herrschsüchtige Mutter auferlegt hatte, und darin hatte ihn Coligni bestärkt, der scharfblickend genug war, zu erkennen, daß, so lange Katharina von Medici herrsche, der Religionsfriede im Lande einer sicheren Grundlage entbehre. Welch ein Gewinn für die gute Sache, wenn es gelang, in dem König die Ueberzeugung zu erwecken, daß es Herrscherpflicht sei, die den Hugenotten dreimal feierlich zugesicherten Rechte ehrlich zu halten! Kaum hatte Katharina von Medici erkannt, daß die ausschließliche Geltung ihres Willens auf dem Spiele stehe, so war ihr Entschluß gefaßt. Sie und die Wittwe des in dem Kampfe gegen die Hugenotten gefallenen Herzogs von Guise dangen einen Meuchelmörder gegen Coligni. Es wurde auf ihn, als er an einem Abende aus dem Louvre trat, geschossen, doch kam er mit einer Wunde am linken Arm und dem Verlust eines Fingers an der rechten Hand davon. Der König war aufs Aeußerste entrüstet über die Unthat, ohne zu ahnen, daß seine Mutter die Urheberin derselben sei. Den Hugenotten war dies nicht verborgen geblieben. Sie schaarten sich um Coligni, sie forderten am Throne Gerechtigkeit, sie ließen in ihren öffentlichen Gesprächen Aeußerungen fallen, aus denen mehr oder weniger deutlich zu entnehmen war, daß die Königin-Mutter von ihnen als Hauptschuldige angesehen ward.

Hätte die Heuchlermaske, die Katharina von Medici der Verwundung Coligni's gegenüber zur Schau trug, sie vor dem Verdachte geschützt, so würde muthmaßlich ihre Bosheit daran Genüge gefunden haben, auf Wiederholung des Mordanfalls auf diesen Mann Bedacht zu nehmen; jetzt erweiterte sich ihr Mordplan dahin, den ihr verhaßten Feind mit seinem ganzen Anhange, so weit derselbe erreichbar sei, aus dem Wege zu räumen. Sie hielt eine geheime Berathung

bei sich ab, an der außer der Wittwe des Herzogs Franz von Guise und deren beiden Söhnen, des Herzogs von Anjou und des jungen Herzogs von Guise, der Marschall Tavannes und einige vornehme Franzosen und Italiener Theil nahmen. Der Zeitpunkt, einen Schlag gegen die Hugenotten auszuführen, war höchst günstig, denn wenige Tage zuvor hatte die Vermählung des Herzogs von Navarra mit der Schwester des Königs stattgefunden, und alle diejenigen vornehmen Hugenotten, die zu den Festlichkeiten herzugekommen waren, befanden sich noch in Paris. Das Unerhörte geschah: es wurde unter dem Vorsitze der Königin-Mutter der Beschluß gefaßt, sämmtliche in Paris anwesenden Hugenotten zu ermorden. Der König Karl IX. mußte für den Plan gewonnen werden, und es gelang dies dadurch, daß man ihm vorlog, die Hugenotten hätten beschlossen, ihn zu überfallen und niederzustoßen. Durch teuflische Künste brachte man es dahin, daß Karl, bis auf den Tod geängstigt, seiner Mutter und ihren Helfershelfern die Verleumdeten überantwortete und zwar unter der Bedingung, daß sie sich anheischig machten, auch nicht einen einzigen der Verhaßten am Leben zu lassen, der ihm etwa Vorwürfe machen könne. Nun wurde ohne Zeitverlust im Geheimen das Nöthige vorbereitet und die Nacht vom 23. auf den 24. August (dem Bartholomäustage) zur Ausführung des Mordwerkes angesetzt. Die Henker fanden in Paris nicht weniger als 60,000 Bürger, die sich sofort bereit erklärten, sich als Henkersknechte an dem blutigen Werke zu betheiligen. Welch ein Licht wirft dies auf den Character der Bevölkerung! Die ganze Stadt wußte es, daß den Hugenotten durch feierliches Gelöbniß Frieden verheißen, daß das Vermählungsfest als Versöhnungsfest bezeichnet worden war, und daß viele vornehme Hugenotten im Vertrauen auf Beides sich eingefunden und Paris in dem Glauben betreten hatten, es werde die Heiligkeit der Gastfreundschaft und die Heiligkeit des gegebenen Wortes ihnen genügender Schutz sein. Es ist nicht zu glauben, daß Aehnliches in irgend einem andern Lande der Welt möglich gewesen wäre.

Die verhängnißvolle Nacht brach an, bleich und bebend saß der König in seinem Gemach. Ihn ängstigten die Schreckgestalten, die man ihm vorgemalt hatte; er lebte ja in der Einbildung, es sei auf seinen Tod abgesehen, und es bleibe ihm nur als Mittel, sich zu erhalten, übrig, seine Feinde der Vernichtung preiszugeben. Und doch brach er fast unter dem Gewicht des Gedankens zusammen, daß die Stunde sich nahe, in der auf seinen Wink Tausende ihr Leben verhauchen sollten! — Nicht minder beunruhigt, wenn auch aus andern

Gründen, fühlte sich die Königin-Mutter. Ihr lag die Haupt-Leitung des blutigen Unternehmens ob, und sie hatte daneben zugleich ihren Sohn, den König, zu überwachen. In Bezug auf Festigkeit des Willens war ihm nicht zu trauen. Wie, wenn sein Entschluß sich noch im letzten Augenblicke änderte, demnach die Mittel, wie sie sich dem augenblicklichen Vortheile der Katholiken darboten, unbenutzt blieben? Solcher Art waren die Erwägungen, durch die Katharina von Medici sich veranlaßt sah, dem Sohne nicht von der Seite zu gehen. Sie stellte ihm, indem sie Trostlosigkeit und höchste Bekümmerniß heuchelte, vor, wie er durch Ausführung des Planes nicht nur sich, seine Mutter und die übrigen Glieder des Königshauses, sondern auch Tausende von treuen Unterthanen schütze. Denn wer dürfe glauben, daß, wenn das Königshaus und seine nächsten Stützen gefallen seien, die übrigen Katholiken verschont bleiben würden. Mit den Feinden Erbarmen haben, würde demnach heißen, die Seinen und sich selbst dem Verderben überliefern. Gott verlange von ihm das Opfer, seinem Mitleid gegen eine Zahl von Menschen, zumal diese Ketzer seien, Schweigen zu gebieten. — So trieb Katharina den Sohn dazu, daß er befahl, durch die Glocke des Louvre das verabredete Zeichen zu geben. Er, seine Mutter und sein Bruder traten an das offene Fenster. Es waren entsetzliche Augenblicke: Niemand sprach ein Wort, Jeder fühlte nur das Pochen seines Herzens. Die Glocke erscholl, den in der Stadt harrenden Mördern verkündend, daß die Henkerarbeit ihren Anfang nehmen sollte. Die Töne wiederholten sich von den nächsten Thürmen, dann von den ferneren. Das war das Sterbegeläut für eine große Zahl Unschuldiger. Es trat Todtenstille ein. Ein Schuß. Wieder Stille. Karl war mehr todt als lebendig; er bebte am ganzen Leibe. Wäre es jetzt noch möglich gewesen, er hätte Alles rückgängig gemacht. Aber es war zu spät, der gräßliche Mord nahm seinen Anfang. Auf Coligni war es zu allererst abgesehen. Gleich nach dem ersten Todtengeläut hatten dreihundert Geharnischte unter Führung des Herzogs von Anjou, des Herzogs von Guise und Angoulème's, eines Bastard des verstorbenen Königs, das Haus Coligni's besetzt. Eine ältere französische Quelle giebt über den Verlauf der Unthat, die hier ausgeübt ward, folgende Schilderung: Die Thürsteherin kommt herunter und wird, als sie ein wenig geöffnet, erdolcht. Die zweite Thüre wird nach kurzer Zeit erbrochen. Einer der Diener läuft nach oben, und vom Admiral gefragt, was dieser Lärm bedeutete, antwortet er: „Monseigneur, Gott ruft uns zu sich! Man hat die Thür mit Gewalt erbrochen, und es giebt kein Mittel,

um zu widerstehen." Der Admiral hebt darauf an: „Es ist schon lange her, daß ich mich auf den Tod vorbereitet habe! Ihr Anderen rettet euch, wenn es möglich ist; denn ihr könnet doch mein Leben nicht schützen. Ich empfehle meine Seele der Barmherzigkeit Gottes!" Alle gewinnen sofort den Speicher und, nachdem sie daselbst ein Dachfenster gefunden, suchen sie sich zu retten; aber der größere Theil wurde im nächsten Quartier schon getödtet. Nur drei der Leute entkamen und wurden wunderbarer Weise am Leben erhalten. Sieben oder acht Gewappnete und Gepanzerte waren inzwischen die Treppe hinaufgegangen. Sie sprengten die Thür des Gemaches Coligni's und traten ein. Besmes, Leibdiener des Herzogs von Guise, mit dem gezückten Degen in der Hand, nähert sich dem Admiral und richtet die Degenspitze auf ihn. Dieser beginnt darauf und sagt: „Junger Mann, du solltest Achtung haben vor meinem Alter und meinem kranken Zustande; aber es wird dir nicht gelingen, mein Leben um Vieles abzukürzen!" Darnach stößt ihm Besmes den Degen in die Brust hinein und bringt ihm einen Kopfhieb bei, wobei jeder der Uebrigen ihm auch seinen Stoß giebt, mit dem Erfolg, daß der Admiral zu Boden sinkt und nahe dem Verscheiden ist. Der Herzog von Guise, der sich mit dem Bastard Angoulème und Anderen im unteren Hofraum aufgehalten hatte, woselbst Fackeln angezündet worden waren, fängt, als er die Degen klirren hört, zu rufen an: ob sie fertig seien, und befiehlt, den Leichnam aus dem Fenster auf den Hof zu werfen. Besmes und ein Anderer heben den Körper sofort auf und werfen ihn hinunter. Ein Hieb über den Kopf und das in Folge dessen das Antlitz bedeckende Blut waren der Erkennung hinderlich, so daß der Herzog von Guise sich über den Leichnam beugte und ihm das Gesicht mit einem Tuche abwischte, worauf er sagte: „Ich erkenne ihn, er ist es!" Alsdann, nachdem er zuvor noch diesem Todten, den die Feinde Frankreichs bei seinen Lebzeiten so sehr gefürchtet, mit einem Fußtritt ins Gesicht bedacht, geht er aus dem Quartier hinaus, gefolgt von den Uebrigen, und bricht auf der Straße in den Ruf aus: „Muth! ihr Soldaten, wir haben einen guten Anfang gemacht; fahren wir jetzt fort mit den Andern, der König will es haben!" Inzwischen war es in der ganzen Stadt laut geworden. Welch ein Erwachen für so viel Unglückliche! Von draußen her Mordrufe und, da auf Anordnung die Stadt erleuchtet werden mußte, heller Schein. Letzteres erschwerte auch die Flucht, zumal viele der Fliehenden kaum halb angekleidet auf die Straße stürzten, und außerdem die Mörder, wie befohlen war, weiße

Binden trugen. Die Bestie in dem französischen Wesen war entfesselt: es wurde mit Lust gemordet. Ueberdies war es nicht einmal allein auf die Hugenotten abgesehen: viele Pariser machten sich diese Gelegenheit zu Nutze, aus Gründen verschiedenster Art katholische Mitbürger zu ermorden. Hier wurde Raub, dort Unzucht geübt, dort wurden Gläubiger von Schuldnern stumm gemacht. Ließ doch sogar ein Professor der pariser Universität, Charpentier, durch Schüler den ihm an Wissenschaftlichkeit weit überlegenen und darum ihm längst bis auf den Tod verhaßten Collegen Petrus Ramus ermorden!

Nach und nach hatte sich der König an das Mordgeheul gewöhnt, ja, es machte sich, durch dasselbe angeregt, gegen Morgen seine angeborene Wildheit in dem Maße geltend, daß er nicht nur mehrmals zum Fenster hinaus den Verfolgern anfeuernde Worte zurief, sondern auch selbst zu einem Gewehr griff und auf Fliehende schoß, die sich über die Seine zu retten den Versuch machten. Mit Blut und Leichen waren die Straßen des „heiligen Paris" bedeckt. Nun wurden alle Winkel der Häuser durchsucht, und keiner der Unglücklichen, deren man auf diese Art noch habhaft ward, kam mit dem Leben davon.

In andern Städten war in derselben Nacht auf gleiche Art verfahren worden, und es ergab sich, daß in der Bartholomäusnacht (auch — wegen der kurz vorher stattgehabten Hochzeit Heinrich's von Navarra, die viele Opfer nach Paris gelockt hatte — Pariser Bluthochzeit genannt) und den beiden darauf folgenden Tagen gegen 25,000 Hugenotten von ihren Landsleuten erschlagen worden waren. Der König ließ sich seinen Schwager und den jungen Herzog von Condé vorführen und sagte ihnen, er habe ihres Lebens um ihrer Jugend willen zu schonen befohlen; aber es sei verwirkt, falls sie sich nicht entschlössen, ihre Ketzerei abzuschwören. Der Herzog von Navarra erklärte sich bereit dazu; Condé widerstand. Als Letzterer drei Tage darauf noch einmal vor Karl geführt ward und von diesem nichts als die drei Worte vernahm: „Messe, Tod, Bastille!" trieb auch ihn die Furcht zu der Erklärung, seinen Glauben abschwören zu wollen.

In welchen Abgrund seiner erhabenen Dichtung „Hölle" hätte wohl Dante das Scheusal Katharina von Medici versetzt, wenn er ein Zeitgenosse derselben gewesen wäre, oder wenn sie vor ihm gelebt hätte! — Welchen Eindruck brachte nun die unerhörte Blutthat auf die übrige Welt hervor? Welche Folgen machten sich sichtbar? Der mildgesinnte Schwiegervater des Königs Karl erging sich in Weh-

klagen über die Verblendung seines Eidams; in London wurde der französische Gesandte in Trauerkleidern empfangen. Wie anders in Madrid und Rom! Man erzählte sich, daß bei der Kunde von dem gelungenen Morde aus Philipp's Augen teuflische Freude aufgeleuchtet sei; der Papst Gregor XIII. aber ließ ein Te Deum in St. Peter aufführen, Kanonen lösen, Freudenfeuer abbrennen und eine Münze zur Verherrlichung der Bluthochzeit schlagen.

Zerstreut über Frankreich lebten noch viele Hugenotten. Eine große Zahl derselben suchte Zuflucht in den festen Plätzen Rochelle, Montauban und Nismes, bereit, Glauben und Leben mit den Waffen zu vertheidigen, und es war ihr Widerstand auch derartig, daß die Regierung sich später genöthigt sah, ihnen freie Religionsübung zu gewähren. Condé und Heinrich von Navarra, die in der Stunde der Noth sich von ihrem Glauben abgewandt hatten, kehrten später zu demselben zurück. Die größere Zahl der Hugenotten verließ ihr Vaterland, um sich in der Schweiz, in den Niederlanden und in Deutschland anzusiedeln. Die Machthabenden erkannten es nicht, daß sie einen großen Theil gerade der besten Franzosen durch Mord und durch Auswanderung von sich gestoßen und damit die Zukunft des Landes aufs Aeußerste gefährdet hatten.

Alle die Unmenschen, die an der Unthat Theil genommen, wußten es nicht, was zum wahren Frieden eines Landes dient.

Das vergossene Blut, mit dem die „heilige Stadt" befleckt war, schrie zum Himmel. Der Mörder König Karl wurde von Gewissensbissen gefoltert. Die Bilder des Mordes standen ihm beständig vor der Seele; selbst seine Träume regten in ihm Empfindungen des Entsetzens an, so daß man ihn oftmals wie einen Wahnwitzigen des Nachts schreien hörte. Diesen Qualen erlag er schon zwei Jahre nach der Mordnacht (1574).

Wie hatten in jener Zeit Römisch-Gesinnte unter dem Beifall des unheiligen Rom gehaust in Spanien, in den Niederlanden und in Frankreich! Nach genauer Berechnung starben in den drei Ländern und zwar in einem Zeitraum von etwa dreißig Jahren laut Blutregisters eines gewaltsamen Todes: 148 Grafen, 235 Freiherrn, 147,518 Edelleute und über 700,000 Personen aus dem Bürger- und dem Bauernstande! — Wie sind doch die Wege der Geschichte mit Blut bedeckt! Durch wie viele und schwere Opfer sind die heut herrschenden besseren Zustände erkauft! Und was ist geworden aus Völkerschaften, unter denen in den Zeiten schwerer Anfechtung es der Opferwilligen in zu geringer Zahl gab, also, daß es gelang, das Dunkel

verderblichen Irrthums wieder an Stelle besserer Erkenntniß zur Herrschaft zu bringen! Einem unvergänglichen Sterne gleich leuchtete das Wort „Die Wahrheit wird euch frei machen!“ in die Geschichte der Menschheit hinein. Aber das himmlische Gut der Wahrheit, der erwachten bessern Ueberzeugung, wird nur durch Hingabe irdischer Güter gewonnen. Opfer ist das Loosungswort der Weltgeschichte. Darum seid gesegnet, ihr hochherzigen Vorgänger, die ihr göttliche Güter höher achtetet als irdische, und die ihr letztere hingabet, um erstere uns als Erbe zu hinterlassen, ihr Märtyrer, an deren Grabstätten in den Hallen der Geschichte wir gern treten, um

„vor eurem Staub, dem öden, kalten,
die Hände andachtsvoll zu falten.“

Heinrich III. von Frankreich.

Als mit dem Könige Sigismund August (S. 117) im Jahre 1572 der Jagellonische Mannesstamm in Polen erloschen war, wurde nach stürmischer Zwischenzeit der Bruder des Königs Karl IX. von Frankreich, Heinrich von Anjou, der an dem Morde der Protestanten in der Bartholomäusnacht hervorragenden Antheil genommen hatte, zum König von Polen erwählt. Im zweiten Jahre darauf empfing er Kunde von dem so unerwartet erfolgten Tode seines Bruders Karl und zugleich mit derselben von seiner Mutter, Katharina von Medici, die einstweilen die Leitung der Regierungsgeschäfte übernommen hatte, die Aufforderung, schleunigst nach Paris zurückzukehren, um den erledigten Thron einzunehmen. Heinrich stahl sich aus Polen hinweg, fand in Paris die beste Aufnahme und ließ sich (1574) als Dritter seines Namens krönen. Sich nunmehr in Frankreich im Vollbesitz der Macht fühlend, ergab sich Heinrich III. theils lächerlichen Vergnügungen, theils schamlosen Ausschweifungen; seine Mutter, die Anstifterin der pariser Bluthochzeit, besorgte zumeist die Regierungsgeschäfte. Wurde ihm die Stimme des Gewissens unbequem, dann ließ er seinen Beichtvater rufen, der ihm als geistlicher Doctor Gebet- und Bußübungen vorschrieb und ihm nach erfolgtem Gebrauch lächelnd versicherte, daß die alte Sündenschuld nunmehr abgethan sei, er somit auch der Strafe für dieselbe ledig geworden sei. So konnte er nun Neues auf Rechnung nehmen. Wurde einmal im Volke eine Stimme laut, die Verwunderung über des Königs lasterhaftes Leben ausdrückte, dann hieß es: Bah, würdest du es, wenn du König wärest, besser machen? Thun wir in den Dingen, die dir an ihm mißfallen,

nicht auch, was wir vermögen? Könige treiben es einmal so. Oder meinest du, daß die Historien von guten Königen auf Wahrheit beruhen? Narrenvölker mögen so etwas glauben; wir Franzosen verstehen uns besser auf die Geschichte und auf das Leben! — Geistliche pflegten auf tadelnde Aeußerungen zu entgegnen: Freilich, freilich, ist der allerchristlichsten Majestät Sittenleben von Mängeln nicht frei; welche Verdienste dagegen hat sich der König um die heilige Mutter Kirche erworben, indem er sich bei der Ausrottung der Ketzer hervorthat! — Aber nicht alle Hugenotten waren in jener Blutnacht gefallen; in einzelnen Landestheilen gab es noch ansehnliche protestantische Gemeinden, die unter sich neue Verbindungen angeknüpft hatten. Um nicht in seiner Art Unterhaltungen gestört zu werden, bewilligte Heinrich ihnen, zumal sie unterstützt wurden von der Partei der sogenannten Politiker, die eine Versöhnung der Confessionen anzubahnen bestrebt waren, einen Religionsfrieden. Das empörte die fanatischen Katholiken aufs Aeußerste. Schmach über den König! erscholl es aus ihren Reihen. Nieder mit dem Hause Valois, das den Ketzern Duldung gewährt! — Heinrich von Guise stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen und ließ zugleich aussprengen, der Guisen Stammbaum führe auf Karl den Großen zurück, daher zur Zeit er das vornehmste Anrecht auf die Krone Frankreichs habe. Unter Zustimmung Philipp II. von Spanien wurde darauf eine heilige Ligue gestiftet, als deren allgemeiner Zweck Schutz und Schirm der katholischen Religion gegenüber den Hugenotten und deren Helfern angegeben ward. Dies schreckte denn doch den König aus seinem Lotterleben auf, er eilte zu seiner Mutter und erbat sich ihren Rath. Welcher Art dieser war, sollte bald offenbar werden. Wie erschraken die Hugenotten, die in der Rüstung gegen die heilige Ligue begriffen waren, als sie vernahmen, der König, dessen Wort und Gelöbniß sie für den Frieden hatten, habe sich an die Spitze ihrer Feinde gestellt! — Es kam zum Kampf, der damit endete, daß den Hugenotten eine etwas beschränktere Duldung belassen ward. Dies befriedigte die Katholiken nicht, die Eifrigsten schlossen einen neuen Bund, den der Sechszehner, der es sich zum Zweck setzte, den König zu Gunsten Heinrich's von Guise zu beseitigen. Da er kinderlos und sein dritter Bruder gestorben war, so hatte man es eben nur mit seiner Person zu thun. Ein näheres Anrecht auf den Thron als Heinrich von Guise hatte freilich ein anderer Prinz; es war dies Heinrich von Navarra und Bearn, ein Nachkomme des vierten Sohnes Ludwig des Heiligen. Da derselbe aber Protestant war, so wurde es von dem katholischen Bunde als

selbstverständlich angesehen, daß er von dem Rechte der Thronfolge ausgeschlossen sei. Die dem Könige feindliche Partei schritt zum Werke: der Herzog von Guise erschien — trotz des Verbots — in Paris, und er ward wie ein König vom Volke empfangen. Der König zog Truppen herbei, um sich des Guisen und seines Anhangs zu erwehren. Da wurde von den Jesuiten die Lüge in Umlauf gesetzt, es seien Vorbereitungen zu einer Wiederholung der pariser Bluthochzeit im Werke, doch sei es diesmal auf die Katholiken gemünzt. Darauf hin brach der Aufstand in Paris aus, und es kam zu dem sogenannten Tage der Barricaden. Der König mußte nach Chartres fliehen, der Herzog von Guise war Herr von Paris. Das mußte Katharina von Medici erleben, die doch gemeint hatte, durch den Mord so vieler Tausende von Hugenotten ihrem Stamme die Herrschaft für immer gesichert zu haben! — Wenn nicht auf ihren Rath, so doch sicher mit ihrer Zustimmung wurden von dem Könige Meuchelmörder gedungen und nach Paris gesandt. Geld und Versprechungen brachten inmitten der Partei des Herzogs von Guise ein Gegenbündniß zu Stande. Plötzlich brach der Sturm über die Häupter der Feinde Heinrich's aus. Der ehrgeizige Heinrich von Guise fiel durch Mörderhand, sein Bruder, der Cardinal Franz, der in Gemeinschaft anderer Häupter gefangen genommen worden war, ward im Gefängniß ermordet, nur dem Bruder jener beiden Guisen, dem Herzog Karl von Mayenne, gelang es, sich durch die Flucht zu retten. Damit gelangte der König wieder in den Besitz von Paris. Frohlockend verkündete er den Sieg seiner Mutter. Sie vermochte seine Freude jedoch nicht zu theilen, denn sie sagte sich: dies vergiebt die getroffene Partei meinem Sohne nicht! — Bald darauf schloß der Tod der Königin-Mutter, diesem äußerlich menschlich gestalteten Ungeheuer, die Augen. Sie hatte in Bezug auf das Verhalten der Partei der Sechszehner das Richtige vorausgesehen. Auf Kanzeln und auf öffentlichen Plätzen ward gegen den König gepredigt; Karl von Mayenne, zum Generalstatthalter des Reichs ausgerufen, hielt an der Spitze von 500 Edelleuten und 4000 Knechten seinen Einzug in Paris. In seiner Noth warf sich der König jetzt den Hugenotten in die Arme, die er abwechselnd beschützt und bekämpft hatte, und an deren Spitze Heinrich von Navarra und Bearn stand. Letzterer zog gegen Paris und belagerte es, während der König in St. Cloud angstvoll der Dinge harrte, die kommen würden. Da erschien eines Tages in St. Cloud ein junger Dominicanermönch und gab den Wunsch zu erkennen, vor den König geführt zu werden, da er ihm Wichtiges anzuvertrauen habe. Der Mönch war in der von seinem

Prior gebilligten Absicht gekommen, den König, weil dieser sich mit den ketzerischen Hugenotten verbunden und ihnen als Lohn des Sieges volle Gewissensfreiheit zugesagt hatte, zu ermorden. Er wird vorgeführt, auf den Wink des Königs treten die Hofcavaliere etwas zurück. Plötzlich reißt der fanatische Mönch ein Messer hervor und stößt es dem Könige in den Leib. Sterbend bestimmte der König, das Haupt der Hugenotten, Heinrich von Navarra, zu seinem Nachfolger. Der Mörder war von den Hofleuten sogleich getödtet worden; Papst Sixtus V. pries seinen Muth und nannte ihn einen Ausführer des göttlichen Willens.

Heinrich IV.

Heinrich von Navarra, der nicht nur das Recht der Abstammung, sondern auch die Bestimmung des letzten Königs aus dem Hause Valois für sich hatte, kündigte sich dem Lande als König Heinrich IV. an; da aber eine starke Macht unter Führung des Guisen Karl von Mayenne gegen ihn in Waffen stand, so galt es für ihn, sich den Thron zu erkämpfen. Er schloß Paris fest ein, und die Bürgerschaft hatte die Schrecken des Hungers hart zu empfinden. Mit den Feinden in Frankreich fertig zu werden, war für ihn keine Frage. Aber er empfing Kunde über Kunde von Rüstungen in Spanien, das ja dem katholischen Bunde beigetreten war. Nahmen die Ereignisse auf der eingenommenen Grundlage ihren Verlauf, so — dies erschien ihm nicht zweifelhaft — ging er unaufhaltsam seiner Niederlage entgegen. Was thun? Vielfach war es von seinen Vorgängern geschehen, daß sie die Forderungen der Religion denen der Politik untergeordnet hatten. Der Lehrmeister dieser Auffassung war Rom gewesen. Heinrich's Freunde fanden es ganz in der Ordnung, als er lachend äußerte, er wolle wieder Katholik werden, hinzusetzend, „er halte die Krone Frankreichs einer Messe werth." Es gab freilich auch ernste Männer in seiner Umgebung; aber die Mehrheit war leichtfertig genug, mit ihm zu sagen, man könne ja doch glauben, was man wolle, und — habe man sich nur erst in der Macht befestigt — hinterher auch thun, was man wolle! Bekenntniß der Wahrheit einzig um ihrer selbst willen — ei, das überlassen wir den teutonischen Völkerschaften; wir Franzosen fassen solche Dinge geistreicher auf und führen sie gewandter durch; wir trachten zuerst nach dem Reiche dieser Welt und seiner Herrlichkeit! — Paris vernahm: Heinrich hat zu St. Denis die reformirte Religion abgeschworen und ist in den Schoß der „wahren" Kirche

zurückgekehrt! — Das brach sofort die Kraft des katholischen Bundes. Paris öffnete dem rechtgläubigen Könige die Thore, die Häupter der Ligue und der Sechszehner eilten herzu, ihm zu huldigen, damit sie nicht etwa sein Zorn treffe, der Papst sprach ihn vom Banne los, Spanien stellte seine Rüstungen ein — er war anerkannter König von Frankreich! — Nachdem er in dieser Weise für sich gesorgt hatte, gedachte er auch die Lage seiner ehemaligen Glaubensbrüder, der Hugenotten, zu verbessern, und er erließ (1598) das berühmte Edict von Nantes, das den Hugenotten Kultusfreiheit und vollkommenes Staatsbürgerrecht zusprach. Sofort regten sich wieder Mordgedanken in der gegnerischen Partei. Die Jesuiten wußten in einem „mit unnatürlichen Lastern befleckten" jungen Menschen, Namens Jean Chastel, die Meinung zu erwecken, daß er nur vermögend sei, durch eine außerordentlich verdienstliche That seine Sünden zu sühnen, und als eine solche That bezeichneten sie ihm die Ermordung Heinrich's, der durch Erlaß jenes Edicts sich eines der ärgsten Verbrechen schuldig gemacht habe. Jean Chastel schleicht sich an den König, richtet seinen Stoß auf die Gurgel desselben, stößt aber dem Könige, der sich in dem Augenblicke zufällig bückt, nur einige Zähne ein. Haussuchungen in dem Collegium der Jesuiten führten in den Besitz von Schriftstücken, aus denen die Staatsgefährlichkeit des Ordens klar zu ersehen war. Die Jesuiten wurden aus Frankreich verbannt; nur in den Bezirken Bordeaux uud Toulouse gönnte man ihnen Duldung. Doch nicht lange währte es, und es war ihrer Schlangenklugheit gelungen, den Ausweisungsbefehl wieder zur Aufhebung gebracht zu haben.

Nachdem die Ruhe im Lande gesichert war, begann der König Hand an die innere Verwaltung zu legen, und wie er als Feldherr sich tüchtig bewiesen hatte, bewies er sich nicht minder tüchtig als Friedensfürst. Die Kriege hatten das Land mit Schulden belastet, die Aecker lagen verwüstet, der Handel war in Stillstand gekommen. Das Steuerwesen wurde von vielen Mißbräuchen befreit, es wurden Landstraßen und Wasserwege gebaut, Ackerbau, Gewerbefleiß und Handel gefördert. Heut noch gedenken französische Bauern mit Verehrung des Königs, der einst als seinen Herzenswunsch das Wort aussprach: Dahin wünsche ich es zu bringen, daß jeder Bauer des Sonntags sein Huhn im Topfe habe! — Aeußerungen solcher Art lag der Ernst eines auf die Sache gerichteten Willens zu Grunde. Der König lebte – und dies zeichnete ihn vor den meisten seiner Vorgänger und Nachfolger aus — für sich sparsam. Seine Kleidung war einfach, in Spott erging er sich über Leute, die sich kostbar

kleideten. Es seien Narren, pflegte er zu sagen, denn sonst würden sie ihre Mühlen und Wälder nicht auf dem Rücken tragen. In seinem Bestreben, das materielle Wohl des Volkes zu fördern, ward er in ausgezeichneter Weise von dem Marquis von Rosny, nachherigem Herzog von Sully, unterstützt. Sein Eheleben war nicht musterhaft, doch erregte dies eben so wenig wie des Königs Hang zum Spiel Mißmuth unter den Franzosen. Dagegen ward es ihm von fanatischen Katholiken nicht vergeben, daß von ihm in dem Edict von Nantes den Hugenotten Kultusfreiheit gegeben worden war. Die Herren des Hofes hatten ein sorgsames Auge auf alle fremden Personen, die sich dem Könige naheten, weil sie fürchteten, der Versuch, ihn gewaltsam zu beseitigen, möchte erneuert werden. Auch Heinrich war nicht frei von Besorgniß. Wie hätte er es bei einem ernsten Hinblick auf die Vergangenheit auch sein können! Hatten denn in Glaubenssachen nicht Messer, Kugel und Feuer seit langer Zeit eine hervorragende Rolle gespielt? Hatte sich nicht bereits schon einmal eine Mörderhand gegen ihn erhoben? Waren nicht Heinrich III. und die beiden Guisen durch Meuchelmord gefallen? Hatten nicht in der Bluthochzeit Tausende ihr Leben verhaucht? Und wie viele Tausende waren dem Glaubensfanatismus in Spanien und in den Niederlanden als Opfer gefallen! Und immer hatte Rom einen Segensspruch für die Mörder gehabt, deren Waffen Protestanten oder Schützer der Protestanten erlegen waren. Es war im Mai des Jahres 1610, als der König eines Tages Vertrauten gestand, daß er mehr als je von trüben Ahnungen gequält werde. Um sich zu zerstreuen, machte er am Nachmittage eine Ausfahrt. In einer engen Gasse muß die Kutsche des Königs halten, da beladene Wagen ihr entgegen kommen. Während die Diener und die Hofcavaliere beschäftigt sind, Platz zu machen, steigt ein Mensch, Franz Ravaillac mit Namen, auf das Hinterrad der offenen Kutsche und versetzt dem Könige zwei Stiche. „Mein Gott, ich bin verwundet!“ ruft der König. Die Seinen springen herzu, — um ihn verscheiden zu sehen. — Ein wahres Entsetzen ergriff das Land bei der Kunde von dem gewaltsamen Tode des Königs, der, wenn er sich auch nicht frei von großen Mängeln und Schwächen erwiesen hatte, doch den besten der Regenten Frankreichs zuzuzählen war. Eine unmenschliche Wuth ward gegen den Mörder, der allen Fragen nach Mitschuldigen Schweigen entgegen setzte, ausgeübt. Die Henker rissen ihm mit glühenden Zangen Stücke Fleisches aus, brannten ihm den Arm, der den Stoß geführt, bis zum Ellenbogen ab und gossen in die Wunden geschmolzenes Blei und Schwefel.

Weder dabei, noch während der letzten unsäglichen Qual kam ein Laut über die Lippen des Unglücklichen. An Arme und Beine wurden ihm Stricke befestigt, vier schwache Pferde angespannt und diese nach den vier Himmelsrichtungen angetrieben. Eine Stunde währte es, ehe der Körper in Stücke gerissen war. Das Volk heulte Beifall, die Stücke des Leichnams wurden darnach durch die Straßen geschleift — eine neue Weihe des „heiligen“ Bodens von Paris! —

Kultur und Literatur.

Einiges diesen Gebieten Angehörige ist nachzuholen, Anderes zu ergänzen. An den Fürstenhöfen hatten Prunk und Ueppigkeit bedeutend zugenommen. Für Prachtgewänder, zu denen man sogenannten goldenen und silbernen Sammet, Seidenzeuge, Zindel und Damast verwandte, und für Schmucksachen, Kleinode benannt, als Halsbänder, Kreuze, Medaillen, Armbänder, Ringe u. s. w., wurden erstaunlich hohe Summen ausgegeben. Als einzig würdige Stoffe zu Staatskleidern der Fürsten galten Pelzwerke von Zobel und Hermelin. Fürstliche Familienfeste wurden mit größtem Pomp gefeiert. Zur Bewirthung der Gäste bei Gelegenheit eines solchen Festes, das der Herzog von Württemberg im Jahre 1511 gab, wurden u. A. verbraucht 136 Ochsen, 1800 Kälber und (zum Verbacken) 6000 Scheffel Obst. Die Trinklust hatte eher zu- als abgenommen. Auf den Reichstagen suchten die Fürsten einander nicht nur durch den Glanz des Auftretens, sondern auch durch die Tafel, die sie führten, und bei Gelegenheiten allgemeiner Schmausereien im Trinken zu überbieten. Meister im Trinken sein, galt für Kraftbeweis. Jede Schmauserei endete damit, daß eine Zahl der Kämpfer besinnungslos hinweggetragen wurde. Auf dem Reichstage zu Worms tranken sich mehrere Reichsfürsten zu Tode.

„Ich habe", heißt es in den Tischreden Luther's, „neulich zu Hofe eine harte, scharfe Predigt gethan wider das Saufen; aber es hilft nicht. Taubenheim und Minkwitz sagen: es könne zu Hofe nicht anders sein, denn Musica und alles Ritter-Saitenspiel wäre gefallen, nur dem Saufen würde jetzt an Höfen noch Aufmerksamkeit erwiesen."

Turniere als Nachklänge der Ritterzeit fanden bei Festlichkeiten noch statt; von dem Ernste, der sie geschaffen, hatten sie nichts mehr

an sich. Als eine Hauptbelustigung galt den Fürsten jener Zeit die Jagd. Obgleich das Feuergewehr schon im Gebrauch war, bediente man sich auf der Jagd fast nur der Armbrust. Für tüchtige Jagdhunde und wohlabgerichtete Falken wurden große Summen verausgabt. Um des Waidwerks nach Lust pflegen zu können, war dem Landmann bei Leibes- und Lebensstrafe untersagt, jagdbare Thiere zu tödten, mochten sie ihm auch den Acker gänzlich verwüsten. Ausstechen der Augen, Aufbinden auf einen lebendigen Hirsch, das Einnähen des armen Wilderers in ein Hirschfell, um dann auf ihn eine Meute Hunde zu hetzen, damit diese ihn zerrissen, — das sind einige der Strafen, die zu jener „alten guten" Zeit nicht nur angedroht, sondern auch zur Ausführung gebracht wurden.

Daß der Ritterstand nicht mehr der Hauptträger des nationalen Lebens war, ist oben (S. 1 und 2) nachgewiesen worden. Luther spricht in seinen Tischreden ein hartes Urtheil über den Adel seiner Zeit aus. „Der Adel will regieren," heißt es daselbst, „und kann doch nichts und versteht nichts. Der Papst aber weiß es nicht nur, sondern kann auch regieren in der That. Der geringste Papst kann mehr regieren, als zehn vom Adel am Hofe." Allgemach hatte der Adel auch begonnen, sich der Kutschen, die in Gebrauch gekommen waren, zu bedienen. Einzelne Fürsten erließen Verbote dagegen. „Als wir," heißt es in einer Verordnung des Herzogs Julius von Braunschweig aus dem Jahre 1588, „aus den alten Historien und verlaufenen gar ritter-, ehr- und rühmlichen Geschichten uns zu erinnern, auch selbst in Erfahrung haben, wie hie bevor die lieben beständigen, kecken und freudigen Teutschen wegen ihrer männlichen Tugend, Redlich-, Tapfer-, Ehrbar- und Standhaftigkeit bei allen Nationen dermaßen berühmt gewesen, daß dieselben nicht allein in Kriegsläuften hervorgezogen, sondern auch mit ihrer Zuthat in dem heiligen römischen Reich Teutscher Nation dem geliebten Vaterlande tapfre und sehr kühne Thaten verrichtet, und insonderheit dieses Landes Leute, ihrer Rüstung und Mannheit halber, in- und außerhalb des Reichs den Ruhm erlangt, daß andere fremde Nationen dieselbe gern bei sich gehabt, ihre Rüstung gelobt und sich denselben conjungirt; und wir aber dann zuwieder eine Zeithero mit Schmerzen und höchstem Verdruß empfunden, daß solche rühmliche, tapfere und männliche nützliche Richtung und Reiterei in unsern Fürstenthumen, Graf- und Herrschaften nicht allein merklich abgenommen, sondern auch fast gefallen (wie Zweifel ohne auch ohne andere Kur- und Fürsten bei ihrer Ritterschaft dergleichen erfahren), und solches fürnehmlich dahero verursacht, daß sich fast

alle unsere Lehensleute, Diener und Verwandten, ohne Unterschied jung und alt, auf Faullenzen und Kutschfahren zu begeben unterstanden, also daß ihrer wenig mit guten, wohlstaffirten reisigen Pferden und wohlerfahrenen, versuchten, wegkundigen Knechten und Jungen versehen; wann wir nun denselben länger nicht zusehen können, sondern die alte uns von unsern Vorfahren angestammte und aufgeerbte Reiterei wiederum, so viel an uns herfür zu bringen gemeinet, als wollen und befehlen wir hiermit allen und jeden obgemeldeten unsern Lehensleuten, Dienern und Verwandten, weß Würden und Standes sie seien, in Gnaden ernstlich, daß ihr und ein Jeder auch von Angehörigen mit so viel reisigen Pferden, als er vermöge, seiner Lehen und Verwandtniß uns zu dienen schuldig und pflichtig, jederzeit in guter Bereitschaft sitze, wohl versuchte, geübte, erfahrene, wegkundige Knechte bei sich habe, dergleichen so viel wie möglich mit blanker stählerner Rüstung und gestäbelten Satteln, daran zwei Feuer-Rohr mit Eisenblech-Laden und schmalen Anschlägen oder mit andern dergleichen Rüstungen bei uns auf Erfordern sich einstellen könne. Wir wollen auch obgemeldete unsere Lehensleute, Diener und Verwandten hiermit genugsam verwarnet haben, wenn wir sämmtlich oder zum Theil in unsern Rossedienst in unruhigen Zeiten, oder sonst nach Gelegenheit bescheiden, oder sie ihre Lehen empfahen, oder sonst an unserm Hof zu schaffen haben werden, daß sie alsdann nicht mit Kutschen, sondern auf ihren reisigen Pferden erscheinen und ankommen."

Vergebliche Mühen! Die Sitte des Fahrens verbreitete sich dennoch immer mehr, und sie that auch dem tapfern Sinne der Männer nicht so viel Abbruch, als der Herzog befürchtete, oder als er zu befürchten vorgab. Denn ihm wahr es offenbar hauptsächlich darum zu thun, die Formen des Ritterthums, wie solche in der Blüthezeit desselben zu Tage getreten waren, wieder zum Leben zu erwecken, weil er irrthümlich glaubte, es würde damit auch Macht und Geltung des Ritterthums wiederkehren. Alles hat seine Zeit. Die Hauptaufmerksamkeit auf „wohlstaffirte reisige Rosse", stählerne Rüstungen und „gestäbelte" Sättel zu verwenden, war in früheren Zeiten wohl angebracht gewesen, in der in dem Heroismus der Einzelkämpfe der Entscheid der Kämpfe ruhete. Seitdem aber das Pulver erfunden und das Feuer-Rohr bei der Kriegsführung in Gebrauch gekommen war, erwiesen sich die Panzer, mit denen Mann und Roß bedeckt waren, als Hindernisse. Von Dietrich von Bern wie von Siegfried wird in alten „Mären" erzählt, daß sie sich breite, blutige Gassen durch tiefe Feindeshaufen hieben, Schwerter und Speere, die sich gegen sie zückten, zer-

splitternd. Wir vernehmen Aehnliches auch aus der wirklichen Geschichte, aus den Schilderungen der Kämpfe eines Gottfried von Bouillon, eines Richard Löwenherz, eines Konrad III. und anderer Helden. Auch früher wurden im Feldkampfe Geschosse geschleudert, Pfeile und Bolzen, doch schützten gegen sie starke Rüstungen. Ganz anders verhielt es sich mit der Kraft der durch Pulver geworfenen Kugel. Der schwächste Mann auf leichtem Roß konnte jetzt aus sicherer Ferne das Todesgeschoß auf den mächtigsten Ritter schleudern, es gehörte dazu allein ein richtiges Zielen und ein leiser Druck mit dem Finger oder das Anzünden mit der Lunte. Was nützte dem tapfersten Ritter die Macht seines Armes und sein erprobtes Schwert gegen einen Feind, der ihn umkreiste und den einzuholen wegen der Schwere seiner Rüstung und der daraus sich ergebenden Belastung seines überdies ja selbst auch mit einer Art von Panzer versehenen Rosses ihm nicht einmal möglich war? Das Pulver warf die alte Kriegsführung über den Haufen, und obgleich die Körperkraft des Einzelnen immer noch auf dem Schlachtfelde in gewissen Fällen von durchgreifender Wichtigkeit sich erwies, so lag doch von da ab der Hauptentscheid in den Massenkämpfen unter neuen Formen. Unter solchen Umständen mußten sich Bestrebungen, wie der obige Erlaß des Herzogs sie kund giebt, als vergeblich erweisen. Es geschah, daß Adelige ihre Verpflichtung, dem Fürsten persönlich Heeresfolge zu leisten, durch Zahlung einer Geldsumme löften, für die Söldner angeworben wurden. Eine der Folgen der Veränderung des Heerwesens war die, daß die fürstliche Macht zu wachsen begann. Allgemach sehen wir den Adel den neuen Verhältnissen Rechnung tragen, und es machte sich in ihm das Bestreben bemerkbar, die Offizierstellen im Heere und die Beamtenstellungen bei Hofe für sich in Anspruch zu nehmen. Durch Beides suchte er sich ein mögliches Maß von Geltung zu gewinnen. Die Zahl seiner Mitgenossen, die, wie es von dem herrlichen Hutten geschah, sich an den Geisteskämpfen betheiligte, durch die Erlösung von der Knechtschaft des Auslandes und eine Erneuerung des Lebens der Nation angebahnt und zu einem Theile auch erreicht ward, war nur gering. Hätte sich das Ritterthum vergeistigt derart, daß von ihm den großen religiösen und politischen Ideen der Zeit Heeresfolge geleistet worden wäre, dann würde ihm später seine Stellung weniger streitig gemacht worden sein, als dies geschah. Es zeigt dies England, wo Jenes wenigstens zu einem Theile der Fall war, indem der Adel kräftig für die nationalen Bestrebungen eintrat, ja, wo er zu Zeiten sie allein vertrat. Im Gegensatze dazu beugte

sich der Adel Frankreichs zuerst und zumeist der fürstlichen Gewalt, die zugleich in steigendem Maße durch den Pomp des Hoflebens zu imponiren suchte. Der kaiserliche Hof des alten Rom in seiner verkommensten Gestalt und das byzantinische Hofwesen wurden Ideale für die Könige Frankreichs. Von dem Glanze fiel etwas auf den Adel in seiner neuen Dienstbarkeit zurück. Damit war für Paris der Impuls gegeben, den Kultus glänzender Nichtigkeiten und zugleich den demoralisirender Vergnüglichkeiten, in denen man sich am Hofe erging, nachahmend zu betreiben. Kein Müßiggang ist von so verheerender Wirkung als der des Hoflebens. Was wußten die Hunderte in die verschiedenartigsten Narrentrachten gesteckten und mit den verschiedenartigsten Titeln überschütteten adeligen Herren, die nicht zum Mitregieren berufen, vielmehr allein zu dem Zweck herangezogen waren, der absoluten Fürstengewalt zur Decoration zu dienen, Besseres anzufangen, als für den Verlust wirklicher Geltung um so reichlicher sich mit dem Scheine der Geltung zu umgeben und, weil in ihrer glänzenden Kerkerhaft es ihnen versagt war, höhre, den Forderungen und Bedürfnissen der Nation entsprechende Thaten auszuüben, üppigem Lebensgenusse zu fröhnen? Vom Hofe drang die Ansteckung in eine Bevölkerung hinein, in der für dieselbe Empfänglichkeit genügend vorhanden war. Vor und nach Macchiavelli hat die Despotie dadurch so überaus verwüstend gewirkt, daß sie, indem sie dem Volke — angeblich zum Schutz der höchsten Güter des staatlichen und religiösen Lebens, in Wirklichkeit in der Dienstbarkeit niedrigster Selbstsucht — auf den Gebieten der Politik und der Religion die Freiheit der Bewegung versagte, demselben in Bezug auf Moral und Sinne Ausschweifungen bis zur Bestialität nachsah. Die Anwendung solcher Art von Staatsmoral hatten höllische Klüglinge schon dem Könige Cyrus angerathen, als das Reich des Krösus von ihm in Besitz genommen worden war, und im alten kaiserlichen Rom, wie im neuen papistischen Rom, in Venedig, wie in Florenz und auch in Madrid war nach gleichen Grundsätzen verfahren worden. Die Staatsmänner Frankreichs hatten sich als gelehrigste Schüler der verderblichsten aller politischen Grundsätze erwiesen, und dem Hofe wurde es um so leichter, die Uebertretungen der Sittengesetze dem Volke nachzusehen, als er, der Hof, diesen Gesetzen selbst nicht Folge leistete. Diese Art Nachsicht sollte Ablenkung erzielen und Ersatz gewähren. Das war eine Politik höllischer Klugheit, die aber, was ja jeglichem Bösen als Erbtheil anhaftet, mit Kurzsichtigkeit geschlagen war, und die sich mit Sünden belud, deren Gewicht von Geschlecht zu Geschlecht zunahm. Was einst

kommen, was das Endergebniß eines solchen Treibens sein würde, das wurde damals schon von einzelnen erleuchteten Geistern geahnt und warnend verkündet, von der Leichtfertigkeit der Massen aber wurden Mahnung und Warnung hinweggespottet. Damals schon begannen sich die „Banden frommer Scheu" zu lösen, und so gewann sich Paris frühzeitig den traurigen Ruhm, die unsittlichste Hauptstadt des Erdtheils genannt zu werden. Aber in Formen der Anmuth ward alles Thun und Treiben gehüllt, hinter glänzendem Firniß barg sich die Verkommenheit. Noch Eines wandte die Despotie an, um das Volk für den Verlust innerer Freiheit zu entschädigen: Eroberungskriege. Wenn die Hugenotten im eigenen Lande hingeschlachtet wurden, weßhalb sollten Völkerschaften jenseits der Grenzen geschont werden, mochten sie auch nicht den geringsten Anlaß zu Feindseligkeiten gegeben haben! — Die Einleitungen zu Kriegen dieser Art athmeten stets Friede und Freundschaft. Wir sahen das bei Heinrich II., als er im Sinne hatte, sich der Bisthümer Metz, Toul und Verdun zu bemächtigen (S. 98). Aus der Zahl der Höflinge, die das glatteste, anmuthigste und daher gewinnendste Wesen zur Schau zu tragen geübt waren, wählte der Hof die Gesandten aus, von denen jene Einleitungen betrieben wurden. Aeußerlich traten sie in ausgesuchter Pracht auf, wie sie auch reichlich mit Geldmitteln versehen wurden, um außer durch Wort und Wesen auch durch Darreichung von Geschenken bestechen zu können. Sie wußten es nebenher zu bewirken, daß Paris auswärts bald als eine Art Zauberstadt betrachtet wurde, in der Geist und Geld in verschwenderischer Fülle vorhanden sei. Das Civilisationsgift, das sie hinaustrugen, lockte an, den Zaubertrunk an der Quelle zu genießen. Allgemach begann das Wandern fürstlicher Personen nach Paris, und es wiederholte sich, wenn auch in andern Formen und Graden, was in älteren Zeiten geschehen war, als kräftige, deutsche Stämme in römische Länder sich niedergelassen hatten: die mit dem Zauber der Anmuth umgebenen schlechten Sitten übten ihre verderbliche Wirkung auf die Gäste aus. Den Fürsten folgte der Adel: es ward zur Mode, in Paris eine Zeit lang gewesen zu sein. Während der Bürgerstand seine Söhne auf die Universitäten sandte, damit sie sich an Wissen und Erkenntniß bereicherten, wurde vom Adel Paris als die „hohe Schule der Bildung" betrachtet, „auf der die jungen Bären glatt geleckt werden müßten." Das rauhe Fell verloren viele Junker freilich dort, aber leider wurden ihnen immer zugleich auch Verluste an Zucht und Ehrbarkeit bereitet. Zurückgekehrt, schauten sie hochmüthigen Sinnes herab auf die Sitten

und Weisen ihres Volkes, verkennend den Werth und die Würde des von rauher Schale umgebenen heimischen Wesens, durch dessen Pflege sie dem Volke und sich selbst Segen bereitet haben würden, ein elendes Französisch sprechend, statt sich zu befleißigen, in ihrer Muttersprache sich mit Geläufigkeit auszudrücken. So kam die französische Sprache und so kamen französische Sitten nach Deutschland und auch nach andern europäischen Ländern, namentlich an die Höfe der Fürsten und auf die Güter reicher Adeliger, und wenn dann neue französische Agenten erschienen, so fanden sie doch nur unbeholfenes französisches Wesen vor, so daß ihr Selbstgefühl, zumal wenn sie sahen, wie sie als Vor- und Musterbilder von den Gliedern der höchsten Stände betrachtet wurden, um so üppiger wuchs, was dann weiterhin zur Folge hatte, daß sie, sobald sie in ihre Heimath zurückgekehrt waren, ihre Landsleute immer mehr in dem Glauben bestärkten, die Franzosen seien das glorreichste Volk der Welt, Paris sei das „neue Mekka der Civilisation!" — Von Frankreich sind im Verlaufe der Zeit andre Staaten vielfach durch Anwendung von Mitteln geschädigt worden, die es dem heidnischen Rom entlehnt hatte, aber wahrlich! daran, daß sein Hochmuth und seine Verblendung so riesengroß empor wuchsen, als es geschah, haben auch die übrigen Völker durch ihr Verhalten, wie es oben geschildert und wie es weiterhin geübt wurde, das Ihre beigetragen, so daß mancher Nachtheil, den sie durch Frankreich zu erleiden hatten, zum Theil als Strafe und als Sühne eigener Schuld anzusehen ist. An Klagen einzelner Patrioten über Verblendete, die französisches Wesen um des bestechenden Scheines willen, den es an sich trug, für besseres heimisches Wesen eintauschten, hat es nicht gefehlt; aber sie wirkten nicht durchgreifend. Was Paris anfänglich nur für Frankreich gewesen war, wurde es für Europa: eine Verderberin guter Sitten.

Somit war die europäische Menschheit von zwei Punkten aus schwer bedroht, und sie ward auch von diesen beiden Punkten aus vielfach geschädigt, von Rom und Paris. Hier wie dort Absolutismus, in Rom vorherrschend geistlicher, in Paris vorherrschend weltlicher. Jetzt hatte die Hyder, die aus dem heidnischen Rom stammende, völkermordende, der Raubsucht fröhnende Politik, zwei Häupter: jene beiden Städte.

Aber in einem Punkte unterschied sich die neue Hyder von der alten. Der Blick der Letzteren war immer graß gewesen, wogegen an der neuen Hyder die Augen des Hauptes Rom zumeist fromm emporschaueten, die Augen des Hauptes Paris anmuthig lächelten.

Wehe, wer diesen Blicken traute, wer sich in den Bereich des Odems der Hyder begab! Mit diesem ihren giftigen Odem betäubte und schwächte sie die Opfer, die sie sich zum Verschlingen erlesen hatte. Es ist nothwendig, die Stellung von Rom und Paris den europäischen Völkern gegenüber fest ins Auge zu fassen, da von beiden Punkten aus die Hauptanlässe zu den Kämpfen ausgingen, von denen weiterhin zu berichten sein wird.

Wohl der Menschheit, daß ein Volk Kraft genug bewährt hatte, sich von der Macht des einen Hauptes der Hyder frei zu machen, das deutsche Volk, wenigstens der Kern und auch die Mehrheit desselben. Es ist das oben erzählt worden, wie auch, daß verwandte Völkerschaften dem deutschen Volke nachgefolgt waren. Die romanischen Völker dagegen waren in dem gleichen Kampfe erlegen, und gerade diese Niederlage in dem Kampfe um Göttliches, bei dem es auf ihrer Seite an dem erforderlichen Maße von Opferwilligkeit gefehlt hatte, war Ursache geworden, daß ein neuer Cäsarismus, als zweites Haupt der Hyder, emporgewachsen war.

Wie in alter Zeit durch Schwertesgewalt, war in dem Geisteskampfe der neuern Zeit, der Reformation, Rom von den Deutschen in schwere Bedrängniß gebracht worden; es hatte sich jedoch darauf wieder gesammelt, und wir wissen, daß sich eine neue päpstliche Leibwache gebildet und sich dem heiligen Vater zur Verfügung gestellt hatte: die sogenannte Gesellschaft Jesu, deren Generalstab sich vorerst damit beschäftigte, einen strategischen Plan festzustellen, der dem nächsten Kampfe Roms gegen die deutschen Ketzer zu Grunde zu legen sei. Bald werden wir von einem Kreuzzuge Roms gegen Deutschland, geführt mit so mörderischen Mitteln, wie das alte heidnische Rom sie niemals gegen Deutschland angewandt hat, zu berichten haben. Wir meinen den von Rom eingeleiteten Religionskrieg, der nicht weniger als dreißig Jahre währte, der so viel Blut und Thränen über Deutschland brachte, und in den wir auch Frankreich und zwar in ähnlicher verrätherischer Weise eintreten sehen werden, als es zur Zeit Moritz' von Sachsen geschah. Der alte böse Feind sammelte neue Macht und neue List; der Anfang der schwersten Zeit, die Deutschland jemals durchzumachen gehabt hat, war nahe.

Lassen wir jedoch den Vorhang vor dem blutigen Drama, zu dessen Schauplatz Deutschland ersehen war, und an dem sich andere Völkerschaften Europas mehr oder minder betheiligten, noch ein wenig ruhen, um zuvor über das wissenschaftliche und literarische Leben Europas in jenem Zeitraume einen Ueberblick zu gewinnen. Den

Baum erkennt man an seinen Früchten, Völker an den Literaturschätzen, die sie hervorgebracht haben. Außerdem sind die Schätze, die aus ernsten Bestrebungen auf den Gebieten der Wissenschaft, der Poesie und der Kunst hervorgehen, die einzigen Talismane für Völker, die je nachdem ein Maß von erhaltender Kraft in sich tragen und dieselbe geheimnißvoll auf folgende Geschlechter ausströmen, während die sogenannten Talismane, von falschen Priestern dargereicht, immer verderblich wirken. Was wäre wohl aus Deutschland geworden, wenn der Kern der deutschen Jugend sich nicht fern gehalten hätte von dem trugvollen Rom und dem sinnbethörenden Paris, wenn dieser Kern nicht, nacheifernd den Gottesmännern Luther und Melanchthon, mit brünstiger Hingabe der Pflege des geistigen Lebens obgelegen hätte, das aus dem reformatorischen Boden entsprungen war? Das Salz der Erneuerung, evangelischer Geist und Glaube, hatte eine Unzahl von Schriften und von religiösen Kampfes- und Siegesliedern hervorgebracht, die noch lange hin ihre belebende Wirkung auf die Massen ausübten. Das Andenken an die Ereignisse, denen sie entsprungen, an Gefahren, Kämpfe und Siege war ja noch frisch. Aber die Krone aller Literaturschätze, deren sich das deutsche Volk zu erfreuen hatte, war das Buch aller Bücher, die Bibel, in der von Luther dargebotenen volksthümlichen Darstellung. Sie, in schweren Kämpfen errungen von dem Geisteshelden Luther, galt dem Volke nicht nur als das Gotteszeichen, unter dem ihm der Sieg geworden war, und unter dem auch ferner nur zu siegen sei, sie hatte ihm urplötzlich auch eine Welt sittlichen Lebensdaseins erschlossen, die ihm für jede Lage Regel und Vorbild bot. Wir müssen uns ganz in jene Zeit zurückversetzen, wollen wir die Möglichkeit gewinnen, uns von dem Eindruck, den die Bibel in jener Zeit in dem Volke hervorbrachte, eine entsprechende Vorstellung zu machen. Hoch und hehr stand sie damals da, als unentweihtes Heiligthum, als strahlendes Juwel der ganzen Völkergeschichte des Alterthums, während später theologischer und pädagogischer Uebereifer, unheiliges Gezänk beschränkter und dabei hochmüthiger Wortausleger, ungehörige Berufung auf sie im Dienste volksfeindlicher Bestrebungen und Aehnliches ihre Geltung zum Unheil der Menschheit vielfach herabsetzte.

Das „Trachten nach dem Reiche Gottes“ bezieht sich nicht auf das religiöse Leben allein. Alles Streben und Mühen, das den Zweck hat, die in uns und in der uns umgebenden Welt waltenden Gesetze kennen zu lernen, gehört ebenfalls dem Trachten nach dem Reiche Gottes an. Daher haben auch alle Förderer der Kunst und

der Wissenschaft einen priesterlichen Beruf, auch sie stehen im Dienste eines „höheren Weltenplanes“. Freilich giebt es auch auf diesem Gebiete falsche Priester, solche Männer der Kunst und der Wissenschaft, die sich in den Dienst des Bösen stellen und gewonnene Güter des Reiches Gottes, d. i. des Reiches des Geistes, auf trügerische Art zum Unheil der Menschheit in Verwendung bringen. Wie erlösend und befreiend Künste und Wissenschaften wirkten, wie durch sie der Boden gewonnen, auf dem die neue Geistesschlacht geschlagen, und das Arsenal für die Waffen errichtet ward, mit denen der Befreiungskampf, Reformation genannt, durchgeführt werden konnte, ist in den Rückblicken des II. Bandes dargelegt worden. Nun galt es, das Errungene festzuhalten und zu mehren, und dazu waren in erster Linie die Burgen der Wissenschaft, die Hochschulen, berufen, unter denen sich Leipzig, Erlangen, Tübingen, Wittenberg und Heidelberg damals besonders auszeichneten. Außer den Universitäten wirkten viele gelehrte Schulen in dem Geiste Melanchthon's. Als hervorragende Förderin der realen Wissenschaften, namentlich der Sternkunde und der Mathematik, galt die Universität Prag. Der Astronomie war es vorbehalten, durch eine neue Entdeckung eine neue Bresche in das Mauerwerk zu legen, hinter das eine beschränkte theologische Anschauung ihre Unfehlbarkeitsdogmen geflüchtet hatte. In dem Zwange, in dem die Wissenschaft von der Kirche gehalten worden war, hatte man begonnen, sich mit astrologischen Träumereien zu beschäftigen, indem alles Ernstes behauptet ward, daß des einzelnen Menschen Geschick aus der Stellung der Sterne (Constellation) in wichtigen Augenblicken seines Lebens, namentlich in dem seiner Geburt, zu erkunden sei. Diese Narrheit, mit wissenschaftlichen Phrasen aufgeputzt, fand längere Zeit bei vielen Personen mehr oder minder Anklang. Schärferen Denkern, die zugleich mit einem Ernste astronomischen Forschungen oblagen, wie ein solcher überhaupt von den Männern der Wissenschaft zu fordern ist, genügte eine so hohle Traumlehre nicht, die überhaupt wohl nur in Aufnahme gekommen war, weil sie sich als ein Schatten der Wahrheit erweist, daß des Menschen Geschick von der Vorsehung abhängig ist, als deren Verkörperung man den sichtbaren Sternenhimmel ansah. Als erster hervorragender astronomischer Forscher jener Zeit ist zu nennen der Domherr Nic. Copernicus aus Thorn (1473—1543), der, entgegen der bis dahin geltenden Anschauung, daß die Erde den festen Mittelpunkt des Weltalls bilde, den Satz aufstellte und bewies: Die Sonne ruht im Mittelpunkte des Planetensystems, die Erde und die übrigen Planeten bewegen sich um die Sonne, der Mond umkreist

die Erde; Sonne, Planeten und Mond aber bewegen sich um ihre eigene Axe. Im Kreise der Freunde hatte der Weise dies mündlich gelehrt, kurz vor seinem Tode auf Zureden Jener es erst niedergeschrieben. Als ein ebenfalls bedeutender Astronom ist der dänische Edelmann Tycho de Brahe (1546—1601) zu nennen, obwohl er ein Gegner des Copernicanischen Systems war und auch den astrologischen Schwärmereien einen neuen Schwung verlieh. Im Einzelnen sind von ihm Beobachtungen der Erscheinungen am Himmelsgewölbe und darauf sich beziehende Berechnungen gemacht worden, die der astronomischen Wissenschaft sehr förderlich wurden. Kaiser Rudolph zog ihn an die Universität Prag, an der er bekannt wurde mit einem Astronomen, der ihn an Tüchtigkeit weit überragte. Es war dies Johann Kepler (1571—1631), der, als Tycho de Brahe unter glänzenden Bedingungen nach Prag berufen ward, äußerer Lebensnoth fast erliegend, in Grätz als Professor der Mathematik wirkte. Nun begab sich auch Kepler nach Prag und erhielt durch die Vermittlung Brahe's die Stelle eines kaiserlichen Mathematikers, die er jedoch nach Brahe's bald darauf erfolgtem Tode wieder verlor, worauf er Linz zum Aufenthalt wählte, preisgegeben dem Mangel, der ihn auf seiner wissenschaftlichen Laufbahn fast ununterbrochen verfolgt hatte. Er war ein ganzer Mann, eben so treu in seinem Berufe, als gewissenhaft in religiösen Dingen. Hätte er es über sich vermocht, die Verdammung der Calvinisten zu unterschreiben, was von ihm verlangt wurde, so würden sich ihm reiche äußere Hilfsquellen erschlossen haben. Seine Forschungen auf dem Gebiete der Astronomie sind wie die des Copernicus, auf denen er weiterbauete, von bleibendem Werth, ja, die sogenannten drei Keplerschen Gesetze, welche von der Bewegung der zum Sonnensystem gehörenden Himmelskörper den genauesten Nachweis geben, bilden die Grundlage aller späteren astronomischen Forschungen. Ein Zeitgenosse Kepler's war der Italiener Galileo Galilei zu Pisa (1564—1642), ein auf den Gebieten der Physik, Mathematik und Astronomie gleich tüchtiger Gelehrter, der, als er sich mit aller Entschiedenheit für das Copernicanische System erklärt hatte, auf das Heftigste von der italienischen Priesterschaft angefeindet ward. Habe nicht, eiferten sie, Josua zur Sonne gesagt: Stehe! und könne er ihr wohl Stillstand und darnach wieder Wandel geboten haben, wenn sie, wie von den frechen Gotteslästerern Copernicus und Kepler behauptet worden sei, und wie nun auch von einem verruchten Landeskinde, Galilei, nachgesagt werde, stillgestanden hätte? Der Feind nahe sich dem Heiligthum Rom; so möge denn der heilige

Vater ihm den Kopf zertreten! — Der Papst berieth mit dem Cardinals-Collegium bereits die Angelegenheit. Insgesammt waren die geistlichen Väter darin einig: jene vermaledeite Lehre müsse unterdrückt werden, da sie offenbar geeignet sei, die Autorität der Bibel zu erschüttern! — O, über diese Wächter! Es handelte sich bei der neuen Lehre mit nichten um einen Angriff auf die Autorität der Bibel, vielmehr um einen auf die Autorität der von dem Klerus der Christenheit aufgedrungenen Auslegung der Bibel. Man weiß wohl, was es zu besagen hatte, wenn die geistlichen Herren das Wort eifernd nachsprachen: nicht die Hölle solle „das Wort" umstoßen! — Sie hatten dabei nicht die Fundamentalsätze der Bibel, sondern Nebensächliches, vornehmlich aber den Anhang im Auge, der der Bibel vom päpstlichen Stuhle gegeben worden war. Bibel und Tradition, sagten schlangenkluge Jesuiten im purpurnen Cardinalskleide, müsse als Eines betrachtet und wiederum wie das Ganze müsse jedes Einzelne (und zwar jedes Einzelne bis zum letzten vaticanischen Ausspruche hin) in unbedingtester Geltung erhalten werden. Durch Preisgeben des scheinbar unbedeutenden Einzelnen — betreffe dasselbe nun die Zeit vor oder die Zeit nach Christo, in der ja der heilige Geist sich fortgesetzt durch die Nachfolger Petri offenbart habe — erschüttere man — wohlgemerkt! — zugleich die Autorität des Klerus! — Das war es, um dessen willen die Forderung unbedingter Gläubigkeit bis auf den in menschlicher Sprache redenden Esel Biliam's ausgedehnt ward! — Sie eiferten angeblich um Geltung des göttlichen Wortes, und es war ihnen in Wahrheit doch nur um die Geltung ihres Wortes zu thun; sie redeten von dem Reiche Gottes und seiner Herrlichkeit und meinten ihr weltliches Reich und ihre eigene Weltherrlichkeit. Wäre es ihnen in Wahrheit um Geltung der Aussprüche der heiligen Schrift zu thun gewesen, so hätten sie das durch Nachfolge des Lebens Jesu beweisen können, der als erstes Erforderniß seiner Jüngerschaft einen hohen Grad von Entsagung in Bezug auf irdische Genüsse verlangt, während der heilige Vater in einem der herrlichsten Paläste der Welt residirte*) und seine nächsten Getreuen fürstliche Einkünfte bezogen und verschwelgten. Wahrlich, sie seigten Mücken und ver-

*) Unter den den Nachfolgern des armen Fischers Petrus gehörigen Palästen, zu deren Erbauung und Ausschmückung die dem armen Volke abgepreßten „Peterspfennige" verwandt wurden, ragt durch Größe und Pracht der Vatican hervor. Dieser Palast hat zwanzig Höfe, zweihundert Treppen, elftausend Gemächer, Säle und Gallerien, und es kostet sein Bau und seine Ausschmückung nach mäßiger Berechnung ein halbes Tausend Millionen Gulden.

schluckten Kameele. — Galilei wurde nach Rom berufen, und man nöthigte ihm das Versprechen ab, seine Lehre fernerhin nicht mehr vortragen zu wollen. Er schwieg auch eine Zeit lang; aber er ließ von seinen Forschungen nicht ab, und diese befestigten in ihm die Ueberzeugung, daß das Copernicanische System in seiner ihm von Kepler gegebenen Erweiterung auf Wahrheit beruhe. Er verfaßte nun eine Schrift in Gesprächsform. Es treten drei Personen auf, eine ist die Vertreterin der alten (der ptolemäischen), die zweite die der neueren astronomischen Lehre, die dritte wägt die Gründe beider, enthält sich aber jeder Entscheidung. Die Schrift war so gewandt geschrieben, daß der Papst Urban VIII., dem sie zur Censur vorlag, den Schalk nicht merkte, den sie barg, und er daher den Druck derselben gestattete. Aber die Argusaugen des Klerus sahen mehr, als der Papst gesehen hatte, und kaum war die Schrift in die Welt gegangen, so wurde dem Papst von den Cardinälen nachgewiesen, wie ja die ganze Darstellung ihrer innersten Tendenz nach darauf hinaus gehe, dem Copernicanischen System Anhänger zu verschaffen, dagegen den Vertreter der ptolemäischen Anschauung, Simplicio in der Schrift genannt, dem Spotte preiszugeben. Sich also überlistet zu sehen von einem frechen Laien, der über die Bewegung der himmlischen Gestirne eine Meinung zu haben wagte, die mit der seinen in Widerspruch stand, und der trotz des ihm gebotenen Schweigens doch wieder mit derselben sich hervorgewagt hatte, regte in dem heiligen Vater einen sehr unheiligen Zorn an. Ueber die Schrift wurde sogleich die Verdammniß ausgesprochen, auf das Lesen derselben Verfluchung gesetzt und der Verfasser vor das Inquisitionsgericht gefordert. Um ihm einen Vorgeschmack der Strafe zu geben, die folgen würde, falls er nicht widerrufe, ließ man ihn, ehe die Verhöre ihren Anfang nahmen, einige Monate in einem Kloster schmachten. Endlich erschien ein Pater, Lancio, bei ihm und forderte ihn auf, ihm vor das Inquisitionsgericht zu folgen. Auf dem Wege dahin von Lancio eindringlich ermahnt, als reuiger Sünder seinem Irrthum zu entsagen, da man in diesem Falle milde in der Strafe sein werde, versuchte Galilei seine Lehre durch Gründe zu rechtfertigen, worauf Jener nichts als das auf eine Stelle der Bibel anspielende Wort zu entgegnen wußte: „Die Erde wird aber in Ewigkeit stehen, weil die Erde in Ewigkeit steht.“ Den Inquisitoren gelang es, den durch die Kerkerhaft geschwächten Gelehrten, dessen Gesundheit durch die lange Haft erschüttert war, dahin zu bringen, daß er knieend, die Hand auf das Evangelium gelegt, seine Lehre abschwor. Die sittliche

Kraft eines Huß, eines Luther, eines Kepler besaß der Italiener nicht. Scham und Verzweiflung aber kam über ihn, als er sich erhob. Er stampfte mit dem Fuß auf den Boden, dabei zwischen den Zähnen murmelnd: „E pur si muove!“ d. i.: Und sie bewegt sich doch! Seine Richter vernahmen davon nichts, oder sie thaten, als vernähmen sie nichts. War es ihnen doch darum zu thun, es als einen neuen Triumph der Kirche verkünden zu können, daß Galilei seinen Irrthum abgeschworen habe. Nun folgte die „milde“ Strafe. Noch längere Zeit mußte Galilei im Kerker schmachten, was ihm eine Augenkrankheit zuzog, die später seine völlige Erblindung zur Folge hatte. Der Kerkerhaft folgte Verbannung. Es ward ihm ein bestimmter Ort zum Aufenthalt angewiesen, wo er streng überwacht ward. — Vollender des von Copernicus aufgestellten, von Kepler und Galilei fortgeführten astronomischen Systems war später Isaac Newton.

Das von den Universitäten gepflegte Studium der Alten weckte auch den Sinn für Geschichtsschreibung. Als hervorragende Historiker jener Zeit sind zu nennen die Deutschen Joh. Sleidan und Hugo Grotius, der Franzose Thuanus (de Thou), der Engländer Walther Raleigh und der Italiener Nicolo Macchiavelli. Sleidan schrieb die Geschichte des Schmalkaldischen Bundes, Thuanus eine Geschichte seiner Zeit, Hugo Grotius schilderte die Freiheitskämpfe der Niederländer, Raleigh gab die erste Weltgeschichte in der Landessprache heraus. Macchiavelli, einer der scharfsinnigsten Geister Italiens, hatte sich bereits durch bedeutende historische Werke, die insgesammt Freisinn und Vaterlandsliebe athmeten, hervorgethan, als er mit einem Werke auftrat, das alle Welt an ihm irre machte. Die Schrift, die den Titel „Der Fürst“ führt, ist eine Art Katechismus für Tyrannen, eine Zusammenstellung der politischen Grundsätze, nach denen die heillosesten Tyrannen älterer und neuerer Zeit ihr Regiment geführt haben. Die Einen nahmen das Werk auf als eine Empfehlung jener Grundsätze, die Andern als ein Spiegelbild der Tyrannei in ihrem höchsten und gefährlichsten Sinne, in der Absicht geschrieben, den Blick für Erkennung derselben zu schärfen und unversöhnlichen Haß gegen sie zu erregen. Jedenfalls enthält „Der Fürst“ die Quintessenz romanischer Regierungskunst, und es ist das Werk insofern von großem Werthe.

Nach Dante und Petrarca gerieth die poetische Literatur Italiens in Verfall, der längere Zeit anhielt. Im 15. Jahrhundert trat in Ariosto eine bedeutende dichterische Kraft auf. Ariosto's Hauptwerk ist das Heldengedicht „Der rasende Roland“. Den Inhalt der Dich-

tung bilden die Sagen von Karl dem Großen und Roland. Bedeutenden Ruhm erwarb sich ein halbes Jahrhundert später Torquato Tasso mit seiner Heldendichtung „Das befreite Jerusalem", in der er den ersten Kreuzzug verherrlichte. Schon Virgil's Aeneide läßt in dem Leser um deswillen einen hohen poetischen Genuß nicht aufkommen, weil sie in abschwächender Weise Homers Iliade nachahmt. Weniger noch befriedigt Torquato Tasso durch seine obengenannte Dichtung, da er als Nachahmer Virgil's und Homer's auftritt. Die heidnische Religion wie das kirchlich-christliche Wesen interessirt den Dichter nur insoweit, als Eines oder das Andere ihm Stoff bietet, den Gestalten seiner Dichtung poetischen Schmuck zu verleihen; der Grundgedanke des großen geschichtlichen Vorganges, der behandelt wird, ist dem Dichter verschlossen.

In Spanien hatte unter Philipp II. der staatliche Verfall begonnen, und es nahm derselbe seinen Fortgang unter dem jenem an Gesinnung gleichen Philipp III. Als harmonischen Nachklang nationaler Kraft aus früherer Zeit erreichte unter den Genannten die spanische Literatur ihren Höhenpunkt, um darauf, als der Tyrannen- und Pfaffenwirthschaft das Werk der geistigen Entmannung der Nation vollständig gelungen war, wiederum entsprechend diesem Zustande, in Nichtigkeit zu versinken. Jenem Zeitraume gehören als bedeutendste Dichter an: Michael Cervantes de Saavedra, Lopez de Vega und Don Petro de la Barca. Cervantes that sich zumeist hervor durch seinen satyrischen, den abenteuerlichen Heldengeist verspottenden Roman „Leben und Thaten des edlen, sinnreichen Ritters Don Quixote de la Mancha." Lopez erntete als dramatischer Dichter hohen Ruhm, ward aber noch übertroffen von Calderon. Auch des größten spanischen Malers Murillo sei hier Erwähnung gethan. Gedenken wir ferner noch des gefeierten portugiesischen Dichters Luis da Camoens. Sein berühmtes Epos „Die Lusiaden" schrieb Camoens zur Verherrlichung der Umschiffung Afrikas und der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien durch Vasco de Gama.

Die Kraft des nationalen Geistes Englands hatte sich in dem Kampfe gegen das römische Pfaffenthum und insbesondere gegen die Macht Philipp's II. von Spanien, wie auch durch die weise Staatsleitung der Königin Elisabeth ungemein gesteigert. Aus dieser erglühenden Nationalkraft sprang gleichsam als heller Funke ein geistiges Leben hervor, das sich der Welt kundbar machte durch poetische Schöpfungen, die den Stempel der Unsterblichkeit an sich tragen, und das sich damit als ein Stern erster Größe an den Himmel der Dicht-

kunst emporschwang. William Shakespeare ist der Name des hohen Dichter-Genius, der namentlich für das Theater unübertroffene Werke dichtete. Und wunderbar! englische Nebel gleichsam hielten das wahre Verständniß und die entsprechende Würdigung des größten Sohnes Albions längere Zeit zurück; von den ihnen stammverwandten Deutschen mußten die Engländer es erst vernehmen, daß Shakespeare unter allen Dichtern der Zeit nach Christo als derjenige anzusehen ist, der dem der vorchristlichen Zeit angehörenden Strahlengestirn Homer am nächsten steht.

Der dreißigjährige Krieg.

Veranlassungen.

Was der Jesuitenorden gesäet, war jetzt nahe daran aufzugehen. Im Jahre 1618 zählte der Orden bereits 13,211 Mitglieder in 32 Provinzen. Die Gewissen vieler Mächtigen der Erde waren getrübt, die Bestrebungen, Zwecke und Ziele der Protestanten verdächtigt; so weit die Jesuiten Eingang an den Höfen gefunden hatten, war von ihnen in allerlei Weisen und Formen der Lehre das Wort geredet worden: Abfall von Rom bedeute Abfall von Gott, ihm folge unabwendbar früh oder spät Abfall von der rechtmäßigen Obrigkeit; die religiöse Welt sei aus den Fugen, es müsse um Gottes und auch um der Menschen willen das Unheil wieder gut gemacht werden — dazu sei der Obrigkeit das Schwert in die Hand gegeben worden. Die Oberen des Jesuitenordens sagten einander: Die Zeit ist da; wir können losschlagen; nehmen wir die nächste Gelegenheit wahr!

Außer Luther hat wohl Niemand so eindringlich vor den Jesuiten gewarnt, als es von Johann Fischart geschehen ist. (Fischart, von Geburt ein Mainzer, lebte zumeist in Straßburg; er starb 1591 in Forbach bei Saarbrücken.) Die bedeutendste Schrift dieses genialen Satyrikers führt den Titel: Das Jesuiten-Hütlein. Als Lucifer erkannt habe, erzählt er in derselben, daß durch den Weltheiland seine Macht erschüttert sei, habe er sämmtliche Teufel zu einer Berathung zu dem Zweck versammelt, Mittel zu ersinnen, um vor der Hölle die alte Ehrfurcht in den Menschen wieder zu erwecken. Nach vielem Hin und Her habe Lucifer es als zweckmäßig erkannt, das höllische Wesen mit dem Schein der Kirchlichkeit und Heiligkeit zu umgeben, und er habe Rom als den Hauptort der neuen höllischen Wirksamkeit erklärt. Zunächst habe es gegolten, eine Mönchs- oder Kuttenkappe

anzufertigen, glänzend in vielerlei Farben und auslaufend in ein Horn. Zur Herstellung des Hornes habe man Faulheit und einfältigen Schein verwandt, die Näthe seien gemacht worden mit der Nadel Heuchelei und dem Faden Täuschung. Wie sei unter Jubel von den Teufeln die einhörnige Mönchskappe umtanzt worden! Ei, diese werde das Ihre beitragen, das höllische Wesen, das der Weltheiland verdrängt, wieder zur Aufnahme zu bringen! Aber noch Wirksameres habe Lucifer erdacht. Lasset uns nun, sei von ihm gerufen worden, eine zweihörnige Mütze, die den Namen Bischofshut führen soll, anfertigen! Auf, vernähet in diesen Hut die geistliche Hoffahrt mit dem Faden Schafschinderei, zieret sie auch rund umher aus mit den Perlen reicher Geschenke und dem Gestein Uneingedenk! — Für seinen Statthalter auf Erden habe darnach Lucifer einen Hut mit einem dreifachen Horn anzufertigen befohlen. Flink seien die Teufel ans Werk gegangen, und es seien in den Hut vernäht worden Lug und Trug mit dem Zwirn der Menschensatzung und der Nadel des Banns und des Blutdurstes, ferner Meßkram, Bullen und Ablaß. Lucifer selbst habe Hand ans Werk gelegt, und es seien in den dreifachen Hut von ihm eingenäht worden, außer des Juda's Seckel, Simonie, Rachsucht, Neid, Wollust, Ehrgeiz, Meineid, Gift und Aufruhr. Nachdem darnach zur Täuschung das Bild des heiligen Petrus dem Hute eingestickt worden, sei derselbe von den Teufeln unter Jubel nach Rom geführt worden. Dreifacher Hut des Statthalters Lucifer's, Meisterstück der Hölle, welche Werke der Finsterniß wurden unter deiner Herrschaft gefördert! — Die Zeit, erzählt der Dichter weiter, sei dahingegangen, Lucifer sei zufrieden gewesen mit der Wirksamkeit Roms, dieses Vororts der Hölle auf Erden, und er habe dafür gehalten, daß über den dreifachen Hut nichts hinauszugehen vermöge. Und siehe, dennoch sei die Zeit gekommen, in der er durch eine neue Erfindung sich selbst übertroffen und all sein früheres Wirken in den Schatten gestellt habe. Jubelnd vernahmen die Teufel von dem Werk, zu dessen Ausführung er sie berufen. Es handelte sich um die Herstellung eines vierhörnigen Hutes, der viermal so viel Gift enthalten sollte, als die andern Hüte zusammen. Dieser Hut, sagte der Meister der Hölle, soll von vierfachen Bösewichtern getragen werden, von solchen, die uns Teufel in der Verstellungskunst noch übertreffen. Jesuiten werden sie sich nennen, Jesuwider aber müßten sie heißen, denn sie sind ja meine Kinder! — Der Papst wird sich ihrer mit Freuden bedienen, da sie ihm sagen werden, ihre Absicht gehe dahin, seine Macht zu festigen und zu mehren, und

er wird sie aussenden in die Welt, dieselbe durch neuen Aberglauben und durch neuen Lug zu täuschen. Auf denn, ihr Teufel, helft mir den Hut anfertigen! Als Hauptstoff diene uns scheinheilig Teufelthum, pechschwarz wie die Hölle, zur Fütterung Höllenglut. Spannt den Stoff über den Leisten Heuchelei, nehmet zum Nähen die Nadel römischer Tyrannei! Füllen wir darnach das erste Horn mit Abgötterei, Teufelslist, vergifteten Schmeichelworten, Arglist, Betrug, Scheinarmuth und Ehrgeiz; das zweite mit Mordstiftung und Unfrieden, die beiden andern mit Sophisterei, allerlei Lügengespinnsten und Verführung der Jugend! — Also sei, erzählt Fischart in seiner Dichtung, der Jesuitenhut zu Stande gekommen, worauf Lucifer dieses „Teufelshütlein" geweiht, und ein Sturm es der Menschheit zugeführt habe. Dann heißt es von dem Hütlein weiter:

„Es fügt sich zu den Menschen schnell,
Daß es sie plag, vergift und quäl'
Und recht erweis' durch Büberei,
Daß es das ärgste Hütlein sei.
Ja, daß es Alles dies erstatt,
Dazu es Satan beschworen hat.
Seht also habt Ihr, lieben Leut',
Den Ursprung alles Uebels heut.
Und wer ein Solch's nicht glauben will,
Der wirds bald fühlen nur zu viel!"

Welche tiefe Wahrheiten, welche beherzigenswerthen Mahnungen sprach die Dichtung Fischart's aus! Gerade jetzt entwickelte der Orden der Jesuiten eine wahrhaft bewundrungswürdige Thätigkeit. „Vorsichtig, Schritt vor Schritt, planvoll, fest entschlossen, nie schwankend, dem Sturme weichend, doch auch unermüdlich wiederkehrend, nie das Begonnene aufgebend, nach größtem Plane auch das Kleinste mit Aufopferung betreibend, bot diese Genossenschaft die einzige Erscheinung einer unbedingten willenlosen Hingabe Aller an eine Idee."

Aeußerlich sah es in Deutschland freilich darnach aus, als sei der Protestantismus Rom gegenüber gesichert. Nach Berechnung der Einen gehörten bereits sieben Achtel, nach der Anderer sogar neun Zehntheile der Deutschen dem protestantischen Bekenntniß an. Außerdem gab es unter der katholischen Bewohnerschaft Deutschlands auch noch ihrer Viele, die nur aus Zwang äußerlich in dem katholischen Bekenntniß blieben. Man hörte Vertrauende sagen: Nur um Tage oder Monde handelt es sich noch, und Deutschland hat, so weit seine Grenzen reichen, seine Nationalkirche! — Wie belebten solche Aussichten die Geister! Welche Erinnerungen riefen sie wach! — Schon

ein Barbarossa war eine Zeit lang ernstlich damit umgegangen, durch Gründung einer Nationalkirche die Lösung von dem falschen Rom zu vollziehen. Es war ihm nicht gelungen. Das Heer der römischen Gewissenswächter im deutschen Lager war zu zahlreich, der Glaube an die „Schlüsselgewalt" und die Furcht vor dem Bann waren in den Massen noch zu mächtig gewesen. Jetzt aber — so sagten die Vertrauenden, — jetzt ist die Erfüllung dessen nahe, was die bedeutendsten Männer des Hohenstaufengeschlechts, Kaiser Barbarossa und Kaiser Friedrich II., und auch andere hellschauende deutsche Fürsten sich erwünschten! — Die also redeten, ahnten nicht, mit welcher Aufmerksamkeit ihre Aeußerungen von den Jesuiten belauscht und in Betracht gezogen worden. Jener Zeit entstammt ein Wort des großen Briten Shakespeare:

„Doch hüte dich vor Sicherheit,
Sie ist der Menschen erblich Leid!"

Das bald darauf über Deutschland hereinbrechende furchtbare Geschick giebt jedem Denkenden Anlaß, u. A. auch über das eben angeführte Wort, ernste Betrachtungen anzustellen. Während in der oben bezeichneten Weise von Vertrauenden gehofft und geharrt ward, zischelten Jesuitenzungen an den Ohren derer, die Macht haben über die Völker: Ihr Fürsten, erwäget wohl, ob Rom oder ob der Protestantismus geneigter ist, eure legitimen Rechte zu schützen und zu mehren! Trauet nicht der schwankenden Menge, erinnert euch vielmehr, daß von einer solchen Menge einst der Ruf „Hosiannah!" und gleich darauf das: „Kreuzige ihn!" ausging! Die ganze Christenheit (und in derselben der Stand der Fürsten zu allermeist!) ist in großer Gefahr! Vernehmet ihr nicht das leise Brausen der anziehenden neuen Sündflut? Habt ihr nicht — in den Bauernaufständen — schon einmal eine verheerende Flutwelle über die Lande dahin wallen sehen? Erwäget wohl, wohin der Aufrührer Wuth sich zumeist richtete! Nieder mit Kirchen und Palästen! — Das war das Feldgeschrei. Ihr Fürsten, eure Macht und unsere, der römischen Kirche, Macht, ist Eines! Beide stehen und fallen mit einander! — Aber auch im Volke zischelten im Geheimen auf vielen Orten jesuitische Schlangenzungen: Verblendete, ihr wollet euch eurer besten Helferin, der Mutter Kirche, entschlagen, die so treulich lehrte und ohne Ansehen der Person strafte! Hat sie nicht um Gottes und des Volkes willen oftmals böse Fürsten vor ihren Richterstuhl gezogen? Wie gehet ihr doch so irre in dem Urtheil über die Fürsten, die dem Aufruhr gegen Rom beitraten! Sehet doch zu, wonach sie zuerst griffen! Es waren dies die

Kirchengüter. Die Fürsten nahmen diese Güter für sich in Anspruch, die doch von der Kirche mühsam gesammelt worden waren, die Tempel Gottes zu schmücken und der Armuth beizuspringen. Das arme betrogene Volk mußte seiner Seelen Seligkeit hingeben, um die Fürsten mit irdischem Gut zu bereichern. Nun sehet, wie sie die Güter verprassen! Jetzt freilich schauen sie noch lustig darein und lassen euch ungeschoren; sobald aber die letzten Heller des geraubten Kirchengutes vergeudet sein werden, dann wird es heißen: Nun Volk, schaffe du uns die Mittel, deren wir bedürfen, den uns nunmehr liebgewordenen Gewohnheiten weiterhin nachleben zu können! Das werdet ihr dann haben als der Sünde Sold für euren Abfall von Rom! — Und anheben wird damit eine Fürstentyrannei, wie sie ärger nie erhört war. Volk, bedenke wohl, was zu deinem wahren Frieden dienet! Viel ist verloren, aber noch nicht Alles! Noch hält die liebende Mutter die Arme ausgebreitet, um dich wieder an ihre Brust zu nehmen und dich zu nähren mit der süßen Milch des rechten Glaubens!

Hatte Fischart nicht recht, als er sagte, daß der Jesuitenorden wirken würde durch „Teufelslist, vergiftete Schmeichelworte, Arglist und Betrug?“ Die Doppelzüngigkeit wußte Gift einzuträufeln in die Ohren der Mächtigen und in die Ohren der Untergebenen, und es geschah dies, indem man sich hier wie dort an die Selbstsucht wandte, den bösesten Feind des Friedens, sowohl des Einzelnen als der Gesammtheit. Es gelte zuvörderst, sagten sich die Jesuiten, den Feind uneinig und dadurch schwach zu machen. Aber stützten sie sich ausschließlich auf etwas Unwahres? Mit nichten. Darauf beruhte eben ihre Hauptstärke, wirkliche Blößen der Gegner zu entdecken und die Hinweise auf sie in künstliche Netze der Täuschung einzuflechten. Wie mancher redliche und umsichtige deutsche Mann, der die Methode romanischer Kriegsführung älterer und neuerer Zeit bis in den Nerv hinein erkannt hatte, sagte warnend und seufzend: Sie leben und wachsen von unsern Schwächen! Bis tief in unser Lager hinein sind verkappte Feinde schon vorgedrungen, und nun finden sie zu unserm Unheil dort gar einen Bundesgenossen: unsere Uneinigkeit!

Das war der Uebel ärgstes, an der die protestantische Sache zu kranken begonnen hatte: Uneinigkeit, hervorgerufen und großgezogen durch streitsüchtige Theologen! — Der Hinweis gerade auf dieses Uebel gab den Jesuiten die meiste Stärke. Ei, so schauet euch doch einmal, zischelten die Giftzungen, die neuen Kirchenmänner an, die so viel geredet haben von der Hoffahrt Roms, und dann fragt euch, ob deren Hoffahrt nicht bergehoch ist! Sie haben sich über des Papstes

Bann beklagt, und nun beachtet einmal, wie sie selbst unter einander sich mit Haß und Bann verfolgen! Ein oberster Herr mit dem Recht in Glaubenssachen zu entscheiden, war ihnen zu viel; jetzt begehret ein jeder Geistlicher der Abtrünnigen, Papst zu sein in seiner Gemeinde; alte Kirchenstrafen haben sie abgeschafft, neue eingeführt, und wahrlich, wenn sie Macht hätten, sie würden Rom noch an Strenge überbieten! —

Diese letzteren Angriffe auf den Protestantismus waren leider in der Wahrheit begründet. Es hatten sich, wie erzählt wurde, unter den Protestanten zwei Hauptlager gebildet, das der Lutheraner und das der Reformirten. Letztere wurden (nach Calvin, dem hervorragendsten Förderer des reformirten Bekenntnisses) zumeist Calvinisten genannt. Der Versuch, eine Einigung herbeizuführen (S. 75), war mißlungen. Im Jahre 1582 hatten die Lutheraner, unter denen auch wieder Spaltungen ausgebrochen waren, den Versuch gemacht, unter sich eine Einigung zu Stande zu bringen. Es war eine neue Bekenntnißschrift, die Concordienformel, aufgesetzt und von einem großen Theil der Reichsstände unterzeichnet worden. Leider kehrte die Concordienformel ihre Spitze gegen den Calvinismus, und so trug sie nicht wenig dazu bei, die Feindschaft der beiden protestantischen Religionsparteien zu steigern. Es ist der Lauf der Welt, daß wie die Flamme durch den Rauch, so jedes reformatorische Wirken, das erfolgreich ist, weiterhin dadurch getrübt wird, daß Unberufene sich zu Vertretern und Fortführern der in ihm zu Tage getretenen Idee aufwerfen. Nicht die Sache reizt sie, sondern der Ruhm, den der Vorgänger gewann, und sie begehren von dem Strahlenglanze, mit dem dankbare Erinnerung das Haupt Jenes umgiebt, ihren Theil zu haben, wenn sie nicht gar der Gier verfallen, alles Verdienstliche der Sache auf sich zu lenken. Aber zu leicht wird übersehen, was den Helden, der Bahn brach, auszeichnete. Nebensächliches, dessen Durchführung mit möglichst wenig Opfern und Anstrengungen verbunden ist, wird zur Hauptsache erhoben, Nachahmung finden viel mehr die Schwächen des großen Vorgängers, als das wirklich Verdienstliche seines Wirkens. Wir haben in dem Reformator, in Luther, Göttliches und Menschliches walten sehen; wir haben auch zwei wesentlich sich unterscheidende Zeitabschnitte seines reformatorischen Wirkens kennen gelernt. In dem ersten dieser Zeitabschnitte sehen wir ihn als den von Menschenfurcht und von Kleinglauben gänzlich freien Gotteshelden für das Recht des Gewissens, das frei in Verkehr treten soll mit dem Wort des Heilandes, streiten. Damals hatte er bei einer Gelegenheit, als auf sein per-

sönliches Meinen zu viel Gewicht gelegt worden war, im Feuereifer gerufen: „Ich predige nicht Luther, sondern Christum, denn ich kenne selbst auch nicht den Luther, will ihn auch nicht kennen, ich predige auch nichts von ihm, sondern von Christo. Der Teufel mag den Luther holen, wenn er kann." Diese erste Zeit Luther's, die seines wahren Heldenthums, war mit den Aufständen der Bauern (nachdem diese — im Abfall von ihrem Programm — sich die schwersten Ausschreitungen hatten zu Schulden kommen lassen) zu Ende gegangen. Die blutigen Thaten der Verblendeten hatten ihn erschreckt, hatten ihn in einem gewissen Grade kleinmüthig gemacht. Sein Blick war getrübt worden, sein Wille dagegen war unentweiht geblieben. Nach wie vor handelte er nach seinem besten Wissen und Gewissen; aber er begann nun thatsächlich doch mehr und mehr „den Luther" zu predigen, den er früher selbst bekämpft hatte. Sein Feuereifer hatte ihn, wie wir wissen, oftmals zu leidenschaftlichen Schmähungen der Personen hingerissen, deren Ansichten er bekämpfte, entgegen dem mildgesinnten Melanchthon, der immer bei der Sache blieb. Es brachte dies das Naturell des Reformators mit sich. Im Hinblick darauf und zugleich im Hinblick auf den unerhört schweren Kampf gegen seine boshaften Widersacher kann man sich wohl jedes Tadels enthalten; aber Götzendienst hieße es treiben, wollten wir die leidenschaftlichen Aufwallungen Luther's gegen Personen als etwas Verdienstliches an ihm preisen.

Wie verhielt es sich nun mit den meisten seiner nächsten Nachfolger? Die Flamme des reinen Willens, der sich gestählt hatte im unerhörtesten Ringen und in der hingebendsten Versenkung in das Gotteswort, wie Beides sich uns in der Seele Luther's offenbarte, war in ihnen nicht vorhanden. Dagegen zeigen sie sich uns groß in der Nachfolge seiner Schwächen und Mängel.

Sie waren es, die ein neues papiernes Papstthum proclamirten, und wem es von ihnen nun gelang, gegen Widersacher dieses papiernen Papstthums am meisten zu eifern und zu wettern, der meinte dem Geiste des großen und unsterblichen Reformators am nächsten zu stehen. Mit tiefstem Herzenskummer über diese Art von Nachfolge Luther's hatte Melanchthon seine Augen geschlossen. Aber es war fortgesetzt übler noch geworden. Wittenberg, einst der Hauptheerd des heiligen Feuers reformatorischer Begeisterung, ward mehr und mehr eine finstre Burg lutherischen Zelotenthums. Die Bezeichnung Calvinist ward als Schimpfwort gebraucht und galt den Schimpfwörtern Atheist, Ketzer, Türke, Teufelsanbeter, Bestie gleich. Ein

Leipziger Magister gab eine Schrift heraus, in der er sich anheischig machte, durch 200, ja, falls es verlangt würde, es durch 300 Gründe zu erhärten, daß die calvinische Lehre ärger sei, als die des Teufels. Von anderen Eiferern ward behauptet, es sei der Koran im Vergleich zu den Schriften der Reformirten ein gottseliges Buch. In Frankfurt a. O. erschien eine Schrift unter dem Titel: „Calvinischer Bettlermantel". Ein Holzschnitt zeigte einen in Lumpen gekleideten Bettler, dem ein Teufel auf einem Haken noch einige Lumpen zureicht. Schon dies Titelbild läßt erkennen, in welchem Sinne die Schrift geschrieben war; näher noch erläutert dies folgendes Wort, das unter dem Bilde stand:

„Hier sitzt ein Bettler auf dem Stock,
Der hat 'nen gar geflickten Rock.
Der Bettler ist der Calvinist,
Der Rock sein' Lehr und Irrthum ist.
Die Flecken aber sind die Lehr',
So von den Heiden und Ketzern kommt her.
Denn, ohn' was er lehrt mit uns gemein,
Nimmt er aus'm Haufen Lumpen unrein
Den Gottlosen, Heiden und Ketzern heraus,
Und macht sich kein Gewissen daraus.
Drum folg' ihm nicht, rath ich von Herzen,
Daß du nicht kommst in ew'ge Schmerzen!"

Bald war es dahin gekommen, wird erzählt, daß man vor lauter „Streittheologie" das Christenthum vergessen hatte, daß man in mancher Universitätsstadt vergeblich in allen Buchläden nach einer Bibel suchen konnte. „Nicht vom Glauben", sagt Droysen, „vielmehr von der orthodoxen Rechtgläubigkeit wurde nun die Rechtfertigung und das Heil der Gläubigen abhängig, und jeder war seines Theils nur insofern gewiß und wahrhaftig, als er sich einem weitläuftigen und dunkeln System der orthodoxen Dogmatik sicher wußte. Die Wissenschaft des qualificirten Glaubens aber hatten zunächst die Theologen; in ihrer Hand lag es, zu entscheiden, ob der Einzelne gläubig oder ein Ketzer, ob er der Sündenvergebung, ob er des Bannes würdig sei. Es entwickelte sich statt des Priesterthums allen Christenmenschen eine Kirche des geistlichen Amts, eine lutherische Hierarchie, und sie war schärfer, drückender, unerbittlicher, als die weiland papistische, denn sie war auf dem Hochmuth des Wissens erbaut." War der Haß der Lutheraner gegen diejenigen Calvinisten, die sich friedlich gegen sie verhielten und nur unbehelligt ihres Glaubens zu leben begehrten, schon groß, so läßt sich ermessen, wie ihr Haß sich steigerte gegen Calvinisten, die bestrebt waren, dem Lutherthum durch

Bekämpfung desselben Abbruch zu thun. Uebel ward dem Kanzler Crell der Versuch entgolten, in Sachsen den Calvinismus einzuführen. Man machte ihm den Prozeß als Hochverräther, und nach zehnjähriger Kerkerhaft starb er durch die Hand des Henkers. Vollkommen wahr ist, was G. Zeiß sagt: „Die Entartung der evangelischen Theologen bahnte den römischen Widersachern den Weg." Es erschienen Streitschriften hüben und drüben. Von einer Zahl von Flugschriften, die gegen die Calvinisten gerichtet waren, wird gesagt, sie seien „Kunstwerke frommer Bosheit und giftträufelnder Salbung" gewesen. Es läßt sich ermessen, mit welcher Wonne die „Väter Jesu" diesem Treiben zuschaueten; doch gehen wohl auch diejenigen nicht irre, die da behaupten, die Jesuiten seien in diesem Streit nicht müßig gewesen, von ihnen selbst seien aufreizende Flugschriften verfaßt worden, und sie hätten durch Hineinschleudern solcher Schriften — je nach dem — „Oel ins Feuer gegossen oder Schnee zum Kaltsinn gelegt."

Alle politischen Wetterzeichen zu Ende des sechszehnten und zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts deuteten auf Sturm hin.

Umschau.

Die geistige Atmosphäre, deren Ergebniß der für Deutschland so überaus unheilvolle Religionskrieg war, haben wir kennen gelernt. Sehen wir uns nun die äußeren Erscheinungen an, die ihm vorhergingen. Dem mildgesinnten Kaiser Maximilian II. war 1576 sein Sohn Rudolph II. in der Regierung gefolgt. Er war ein Zögling der Jesuiten, und welcher Art die Einwirkung derselben auf ihre Schüler war, ist oben erzählt worden. Sein Vater hatte die Evangelischen in Oesterreich unbehelligt gelassen. Sie bildeten daselbst die Mehrheit der Bewohner. Auf der Universität zu Wien waren sämmtliche Lehrer, außer den Theologen, Evangelische. Böhmen war fast gänzlich der evangelischen Lehre zugethan. So fand der Jesuitenschüler Kaiser Rudolph II. Oesterreich, und hier wie im Reich begann er alsbald die Unterdrückung der Evangelischen zu betreiben. Im zweiten Jahre seiner Regierung erließ er an seine evangelischen Unterthanen den Befehl, in den Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren. Es fehlte jedoch dem Kaiser an Thatkraft, seinen Willen so schnell zur Durchführung zu bringen, als es den Jesuiten genehm gewesen wäre.

An zwei andern Fürsten war den Jesuiten das Werk der Erziehung besser gelungen, als an Rudolph; es waren dies Maximilian von Bayern und Ferdinand von Steiermark. In Bayern hatten sich die Jesuiten schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts eingenistet. Ihr Einzug in München bestimmte eine Zahl Evangelischer, auszuwandern. „Laßt sie ziehen," sagte der Herzog Albrecht V., „Gottes Segen wird darum nicht ausbleiben!" Sein Nachfolger, Wilhelm V., war dermaßen von den heiligen Vätern eingenommen, daß er ihnen einen wahrhaft fürstlichen Palast erbauete. Dieser Jesuitenfreund Wilhelm ist der Vater Maximilian's, eines der Hauptkämpfer in dem Religionskriege. Nachdem die münchener Jesuiten ihr Erziehungswerk an ihm verrichtet hatten, wurde er, vierzehn Jahr alt, auf die gänzlich von Jesuiten geleitete Universität Ingolstadt gesandt. Es sei von den Jesuiten, wird erzählt, unter den Studenten Ingolstadts eine bisher unerhörte Unsittlichkeit begünstigt worden, was der Universität großen Zulauf gebracht habe. Und um Zulauf war es ihnen ja zuvörderst zu thun. Maximilian war sechzehn Jahr alt, als die Nachricht von der Ermordung König Heinrich's III. von Frankreich (S. 164) in Ingolstadt eintraf. Sie erregte unter den Lehrern der Universität große Freude, und es wurde den Schülern über den Vorgang in entsprechender Weise Mittheilung gemacht. Gemäß derselben war König Heinrich von der gerechten Strafe dafür ereilt worden, daß er die Hugenotten begünstigt hatte; der Mörder ward verherrlicht. „Gestern habe ich mit großer Freude vernommen," schrieb darauf der junge Maximilian seiner Mutter, „daß der König von Frankreich umgebracht sei; wenn solches wahr wäre, hätte ich mich dessen noch höher zu erfreuen." Einige Jahre darauf wurde Maximilian „zur Bildung seines Geistes und seiner Sitten" nach Rom gesandt. Der Jesuiten-General wußte ihn durch liebenswürdiges Wesen gänzlich für sich einzunehmen. Man müsse in denselben, schrieb Maximilian nach München, verliebt werden, wenn man ihn so zu sagen nur anschaue. — Nicht minder angenehm wußte sich ihm der Papst zu machen. Er schenkte dem jungen Prinzen so viel Reliquien, daß zu ihrer Fortschaffung „mehrere Frachtwagen" erforderlich waren. Rom hatte immer Gaben auszutheilen, die ihm nichts kosteten, wohl aber viel einbrachten. Im Jahre 1597 trat Maximilian die Regierung von Bayern an und gelobte den Jesuiten, ihre auf die Ausrottung des Ketzerthums gerichteten Pläne getreulich ausführen zu helfen. Sie sollten Ursache haben, mit ihm zufrieden zu sein, ob er gleich, da er von Ehrgeiz besessen war, sich ihnen nicht geradezu als Werk=

zeug darbot. Belästigen wir ihn, sagten sich die Jesuiten, denen vom Orden die Ueberwachung Maximilian's übertragen war, nicht ungebeten mit Rathschlägen! Da wir an ihm das Unsere gethan und sein Schifflein in die rechte Strömung gebracht haben, so möge er unter dem „Schein freier Entschließungen" handeln, wir aber wollen uns damit begnügen, unsre Sache durch das Bewundern und Preisen seiner Handlungen zu fördern! —

Nicht minder trefflich war, wie bemerkt, den Jesuiten ihr Erziehungswerk an Ferdinand von Steiermark gelungen. Ferdinand war der Sohn des Großherzogs von Steiermark, dieser ein Oheim des Kaisers Rudolph II. Da Ferdinand's Mutter eine Schwester des Herzogs Wilhelm von Bayern (des Vaters von Maximilian) war, so waren Ferdinand und Maximilian Vettern. Beide Vettern hatten ihre Studien gleichzeitig in Ingolstadt betrieben, und es waren von ihnen in Bezug auf Wünsche, Hoffnungen und Entwürfe für die Zukunft mancherlei Verabredungen getroffen worden. Auch Ferdinand unternahm nach Beendigung seiner Studien eine Reise nach Rom. Die Jesuiten übertrafen sich fast selbst durch die ausgesuchte Art, ihn unter die Einwirkung von Eindrücken zu stellen, die ihrer Sache günstig waren. Nicht blos eine „Theologie der Hölle" giebt es, es giebt auch eine „Pädagogik der Hölle". Alle Künste wurden aufgeboten, das Gemüth des jungen Fürsten zu umstricken. Wie viel Blut später von der Erde aufschrie zum Himmel, ihn vor Gott anklagend, — in den Römlingen liegt die Ursache des von ihm angestifteten Unheils. O, die Männer, die von dem Jesuiten-General ausgewählt waren, die Umgebung Ferdinand's zu bilden, sahen nicht blutdürstig aus! Es waren italienische Jesuiten mit Umgangsformen von feinstem Schliff, Leute, die sich den Schein seltenster Liebenswürdigkeit und Anmuth zu geben wußten. Es sei ihm unter ihnen, äußerte Ferdinand, als ob er schon wandle unter himmlischen Palmen! — In den Priestern sah er die verklärte Menschheit. Wenn ihm, äußerte er, ein Engel und ein Priester zugleich begegneten, so würde er zuerst den Priester grüßen. Als die Blüthe des katholischen Priesterthums aber galt ihm der Orden der Jesuiten, und gern nannte er sich — im Gespräch, wie auch in Briefen — „Sohn der Gesellschaft Jesu". Welche Scene, als er im Angesichte einer Zahl von „Vätern Jesu" zu Loretto vor dem Gnadenbilde niedersank und feierlich gelobte, so viel in seiner Macht stehe, zur Ausrottung der Ketzer beitragen zu wollen! Amen! Amen! riefen die ehrwürdigen Väter. — Der Antrittstag seiner Regierung als Erzherzog (im Jahre 1596) war für die

Jesuiten ein Freudentag. Wie konnten sie nun auf ihren Karten wonnevoll auf ein neues Land zeigen, sprechend: Diese „Provinz" wird in kürzester Frist durch „unsern" Ferdinand für uns zurückerobert sein! — Er werde, sagten sie, kräftiger und unerbittlicher vorschreiten, als es vom Kaiser Rudolph geschehen sei, und diese Hoffnung betrog sie nicht. Als die evangelischen Stände von ihm Bestätigung des Rechts, ihres Glaubens zu leben, begehrten, äußerte er heftig, er wolle sich lieber sein Brot vor den Thüren erbetteln, ja, sich eher in Stücke hauen lassen, als die Ketzerei länger noch in seinem Lande dulden! Nun begannen gegen diejenigen Unterthanen, die seinem Befehle, zur katholischen Kirche zurückzukehren, nicht nachkamen, die Verfolgungen. Es geschah dies zu der Zeit, in der Philipp II. von Spanien, dem Ferdinand an Gesinnung und Richtung glich, auf das Krankenbett sank, von dem er nicht wieder erstehen sollte. Alle die Bürger und Bauern, die dem evangelischen Glauben treu blieben, wurden unerbittlich von Haus und Hof und zum Lande hinaus getrieben. Es fanden Haussuchungen statt, den Leuten wurden die Bibeln weggenommen und diese durch Henkershand verbrannt, u. A. in Leoben 12,000, in Grätz 10,000 an der Zahl. In Grätz war das ruchlose Werk der Bibel-Verbrennung am 8. August des Jahres 1600 geschehen; zwei Tage später legte Ferdinand auf der Brandstätte den Grund zu einem Kapuzinerkloster. Evangelische Kirchen wurden zerstört, auf Stellen einzelner derselben Galgen oder Blutgerüste errichtet, und da, wo Gott verehrt worden war, fanden Ketzerhinrichtungen statt. Mit wahrhaftem Entzücken sahen die Jesuiten das Werk der „Bekehrungen" und der Ausrottungen im Reich, namentlich in Steiermark und in Bayern, fortschreiten. Sie hatten Ursach; den Eifer Maximilian's zu preisen, aber Ferdinand stand ihnen doch noch höher als der Bayernherzog, weil jener absolut nichts Anderes sein wollte, als der Ausführer ihrer Pläne, während Maximilian, eifersüchtig seine fürstliche Machtstellung wahrend, wohl in ihrem Sinne, nicht aber unbedingt nach der von ihnen empfohlenen Methode handelte. Aber es war noch ein Umstand vorhanden, der der Person Ferdinand's in ihren Augen einen besonders hohen Werth verlieh. Ferdinand war der muthmaßliche Erbe der gesammten, zur Zeit noch unter drei Linien getheilten österreichischen Länder! Und an die Aussicht auf die Herrschaft über das Gesammt-Oesterreich schloß sich die über das deutsche Reich! Zu welchen Erwartungen und Hoffnungen regte dieser Umstand an! Ein Ferdinand an der Spitze Deutschlands! — Die Jesuiten schwuren darauf, daß, falls der Habsburger Ferdinand auf

den Kaiserthron gelange, er (ganz ebenso wie es von Philipp mit Spanien geschehen sei) das ganze deutsche Reich Rom zu Füßen legen werde, womit dann für die Zurückeroberung der scandinavischen Reiche, Dänemarks, der Niederlande und Englands eine mächtige Basis und zugleich die Aussicht gewonnen sei, daß der Anbruch des Tages nahe bevorstehe, an welchem Rom wieder triumphirend werde rufen können: Mir gehört die Welt! —

Maximilian von Bayern wollte gegen Ferdinand nicht zurückbleiben, und es ward ihm Gelegenheit, seiner feindseligen Gesinnung gegen die Protestanten Ausdruck zu geben. In der schwäbischen Reichsstadt Donauwörth gehörte fast die gesammte Bürgerschaft dem evangelischen Bekenntnisse an. Nun erging an das Häuflein Katholiken in der Stadt der geheime Befehl, eine öffentliche Procession zu veranstalten. Wie die Jesuiten es vorausgesehen und mit in Berechnung gezogen hatten, kam es dabei zu Ruhestörungen, indem die Demonstrirenden von der herzugelaufenen Menge auseinander getrieben wurden. Es folgte eine neue Weisung aus Rom: Wendet euch jetzt beschwerend an den Reichshofrath zu Wien! — Dort war Alles auf Eingang einer solchen Klage vorbereitet, der Entscheid vorher festgestellt. Wie ward bald darauf die Bürgerschaft von Donauwörth durch die Nachricht aufgeschreckt: die Stadt sei der Reichsacht verfallen, Maximilian mit Ausführung derselben betraut worden! Dem Reichshofrathe zu Wien stand gar nicht das Recht zu, über die Sache zu befinden; nach dem Reichsgrundgesetz hätte jene Klage der Reichsversammlung vorgelegt, und, falls gegen die Stadt erkannt worden wäre, der Herzog von Würtemberg in seiner Eigenschaft als Kreisoberster mit Ausführung der Strafe betraut werden müssen. Doch was galt den Römlingen das deutsche Reichsgrundgesetz, ihnen, die wohl gelegentlich für Heilighaltung der Gesetze eiferten, aber eben nur dann, wenn es sich um Gesetze handelte, die ihrem Vortheile dienten. Maximilian erklärte sich sofort bereit, die ihm angetragene Mission zu übernehmen. Stand doch nicht nur Befriedigung seines Hasses gegen die Evangelischen, sondern auch politischer Gewinn in Aussicht! — Durch die Strafe und Bekehrung, sagte er sich, diene ich der Kirche, durch die Festhaltung der Stadt diene ich mir selbst! — Doch noch war er nicht Herr der Stadt. Die Bürgerschaft, in ihrem guten Recht sich fühlend, leistete Widerstand; da aber angesagte Hülfe ausblieb, mußte sie sich schließlich dem bayerischen Belagerungsheer auf Gnade und Ungnade ergeben. Nun ward der evangelische Gottesdienst unterdrückt; „es sollen die Lutherischen“, lautete ein geheimer

Befehl Maximilian's, „um sie von Besuchen ihres ketzerischen Gottesdienstes abzuhalten, an ihren Feier- und Festtagen mit gemeiner Frohn und Scharwerk beschäftigt, die meisten Verrichtungen vor Rath und auf Zünften auf solche Weise verschoben, die Ausbleibenden wohl und der Nothdurft nach punktirt und an den Sonntagen zuweilen die Stadtthore unter einem andern Vorwande geschlossen werden. Dies soll jedoch mit gebührender Discretion bewerkstelligt werden, damit es nicht den Schein habe, als geschähe solches der Religion wegen." — „Auch soll man den Lutherischen nicht jederzeit oder doch nur langsam Gehör geben, diejenigen, die etwas verbrechen, viel härter und strenger bestrafen, ihnen nichts nachsehen, mit Holzaustheilungen und andern Commodis an sich halten, dagegen die Katholischen überall mehr favorisiren, begnaden und dadurch im Guten stärken." Das war echter Macchiavellismus, auf deutschem Boden geübt von einem deutschen Fürsten, der mit Vortheil von den Jesuiten unterrichtet worden war. — Die von ihm angewandte Methode führte in Donauwörth zum Ziel, und bald konnte er dem heiligen Vater berichten, es sei mit seinen Maßnahmen „den protestirenden Ketzerischen eine solche Demonstration geschehen, dergleichen sie nie verhofft hätten, auch werde dies Exempel zu viel guter und mehrerer Consequenz taugen!" — Der Römling Maximilian wollte also durch sein Verfahren zugleich den übrigen katholischen Fürsten ein Beispiel gegeben haben, und es ließ sich auch sofort erkennen, daß sein Vorgang Lust zur Nachfolge entzündet hatte. Es brachte ja zunächst auch etwas ein, Rom dienstbar gewesen zu sein! Rom hatte Seelen, Maximilian eine Stadt gewonnen. Es war himmelschreiend, die Rechte einer Reichsstadt gleichsam wie mit einem Schwamme hinwegzuwischen; aber Rom sprach seinen Segen zu der Raubthat, und die übrigen katholischen Fürsten traten, als auf dem nächsten Reichstage mit Berufung auf den Religionsfrieden Protest gegen das Verfahren Maximilian's erhoben wurde, auf dessen Seite, vorgebend, der Religionsfriede sei von den Lutheranern dadurch gebrochen, daß sie von der augsburgischen Confession abgewichen seien und sich unter einem neuen Banner, der „Concordienformel" (S. 189), vereint hätten. Das war eine neue böse Frucht der unseligen Spaltung im protestantischen Lager!

Nunmehr wurde es von einigen protestantischen Fürsten als unerläßlich angesehen, zum Schutz der gefährdeten Religion zu einem Bündniß zusammen zu treten. Es kam dasselbe, Union genannt, im Mai 1608 zu Stande. An der Spitze der Union stand der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, Bundesmitglieder waren außerdem der

Markgraf von Baden-Durlach, der Herzog von Würtemberg, der Pfalzgraf von Neuburg und zwei Markgrafen von der fränkischen Linie der Hohenzollern. Andere protestantische Fürsten behielten sich ihre Beschlußnahme noch vor, einer derselben, der Kurfürst Christian II. von Sachsen, spie Feuer und Flamme gegen das Bündniß, weil an der Spitze desselben ein — „ketzerischer Calvinist" stehe! —

Der evangelischen Union trat im Jahre darauf (1609) ein Bündniß katholischer Fürsten, die katholische Liga, gegenüber; Maximilian ward von den Mitgliedern der Liga als Bundeshaupt erwählt.

So trieb Deutschland dem Verhängniß des Religionskrieges entgegen. An und für sich war es schon übel genug, daß ein Kampf Deutscher gegen Deutsche in Aussicht stand; als noch viel übler aber erwies es sich, daß beide Parteien von vornherein ihr Augenmerk auf auswärtige Hülfe richteten. Schon in demselben Jahre, in dem die Liga zu Stande gekommen war, nahmen bei Gelegenheit eines Erbstreites beide feindliche Parteien das Heranziehen auswärtiger Mächte in Aussicht. Ein Unheil für Deutschland! War denn König Heinrich II. von Frankreich schon vergessen, der sich die den Protestanten versprochene (hinterher aber nicht gewährte) Hülfe durch den Raub dreier Bisthümer bezahlt gemacht hatte? Die Protestanten hatten das wahrlich nicht vergessen; aber was sollten sie anfangen einer Partei gegenüber, deren eigentliches Bundeshaupt ein Ausländer, der Papst in Rom, war, und die sich außerdem auf Spanien stützte? Wollten die Protestanten sich nicht mit gebundenen Händen dem Feinde überliefern, so blieb ihnen allerdings unter den obwaltenden Umständen nichts übrig, als ebenfalls nach auswärtigen Hülfsmächten sich umzuschauen. Die Mächte, die sich ihnen im Verfolg der Ereignisse als Förderer ihrer Sache darboten, waren Frankreich, Dänemark und Schweden. Der oben erwähnte Erbstreit nun hatte folgenden Anlaß. Anfang des Jahres 1609 war der kinderlose Herzog Johann Wilhelm von Jülich und Cleve gestorben, und es wurden Erbansprüche von dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Pfalzgrafen von Neuburg erhoben. Beide griffen zu den Waffen und besetzten Theile des streitigen Gebietes. Die Liga nahm sofort Partei gegen den Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, weil dieser ein eifriger Protestant war. Letzteres wiederum gab für die Union den Anlaß ab, gegen die Liga Front zu machen, und es kam zum Abschluß eines Bündnisses mit dem Könige Heinrich IV. von Frankreich. Des Kaisers Bruder, Erzherzog Leopold, der mit Truppen in das streitige Erbe gerückt war, um es „vorläufig" (ohne allen Zweifel

zum Vortheile des Kaiserhauses) in Verwaltung zu nehmen, schloß sich an die Liga und Spanien an. Daß Spanien sich an dem Streit betheiligte, bestimmte den König Heinrich, seine Rüstungen um so eifriger zu betreiben. Der Ausbruch des Krieges ließ sich nun für die allernächste Zeit erwarten — da fiel (1610) Heinrich IV. von der Hand eines Mörders (S. 166), was zur Folge hatte, daß die Schwerter in beiden Heerlagern noch auf eine Zeit lang in den Scheiden blieben. Aber der Kriegshimmel verdunkelte sich immer mehr; auf katholischer Seite wollte man keinen Frieden. Der in der Steiermark und in Donauwörth für Rom eingestrichene Gewinn reizte zu neuen Anstrengungen. Als bei einer Gelegenheit protestantischerseits auf die Bestimmungen des Religionsfriedens Berufung eingelegt wurde, äußerte der Jesuit Gerhard öffentlich: „Der Religionsfrieden sei freilich der bösen Welt einstweilen zugestanden worden, jedoch nur wie etwa in einer kleinen Stadt bösen Buben ein gemein Haus zugelassen wird, bis der Rath wieder mächtig ist, es abzuthun."

Dieser Ausspruch lehrt, was von irgend welchem Bündniß oder Abkommen zu halten ist, bei dem von einer Seite eine von Jesuiten beeinflußte Macht betheiligt ist!

Der Krieg beginnt in Böhmen.

In dem Jahre der Stiftung des katholischen Bündnisses (1609) war in Böhmen etwas geschehen, das einem Wunder glich. Der Jesuitenzögling Kaiser Rudolph II. hatte den Böhmen den berühmt gewordenen „Majestätsbrief" gewährt, durch welchen den Böhmen völlige Religionsfreiheit zugesichert worden war.

Wie? war eine plötzliche Bekehrung eingetreten? Oder handelte der Kaiser im Sinne des Jesuiten Gerhard, so daß auch er die Böhmen als „böse Buben" ansah, denen er aus Noth ein Zugeständniß machte, sich dabei aber vorbehielt, dasselbe zu günstiger Zeit wieder abzuthun? Die Inbetrachtnahme seiner Lage wird jene Frage beantworten.

Es ist schon bemerkt worden, daß in Böhmen die Reformation schnell Eingang gefunden hatte, indem durch sie mit einem Schlage die Erinnerungen an die Hussitenzeit wach geworden waren. Zumeist waren die Böhmen dem lutherischen Bekenntnisse beigetreten. In seiner ersten Zeit nun hatte Rudolph gerade vorzugsweise die Böhmen

der Willkür der Jesuiten überantwortet. Sein Bruder Matthias, von ihm mit der Verwaltung Oesterreichs betraut, strebte nach der Kaiserwürde und räumte, um Einfluß zu gewinnen, den Protestanten große Freiheiten ein. Dies veranlaßte den Kaiser Rudolph, den Böhmen Zugeständnisse zu machen, ja, er meinte, den Bruder noch überbieten zu müssen, und so sicherte er denn den Böhmen in dem von ihm ausgestellten „Majestätsbriefe" vollkommene Religionsfreiheit zu. Die Böhmen machten sich die ihnen gebotene Gabe zu Nutze, doch verharrten sie in ihrem Mißtrauen gegen Rudolph, daher es denn auch dem treulosen Matthias nach und nach gelang, dem Bruder die Macht aus den Händen zu winden, so daß demselben schließlich nur noch der nichtssagende Kaisertitel übrig blieb. Rudolph II. starb im Jahre 1612, und es gelangte darauf Matthias zur kaiserlichen Würde. Nun zeigte es sich, daß seine freundliche Haltung gegen die Evangelischen nur Maske gewesen war, was namentlich aus den Bestimmungen zu erkennen war, die von ihm in Bezug auf die Nachfolge im kaiserlichen Amte getroffen wurden. Da, wie er selbst es war, auch seine Brüder kinderlos waren, wußte er es durchzusetzen, daß Ferdinand von Steiermark als der Erbe der gesammten österreichischen Länder anerkannt wurde. Was er — aus politischen Rücksichten — den Evangelischen an Rechten verliehen habe, das werde, davon meinte er sich überzeugt halten zu dürfen, Ferdinand mit Stumpf und Stiel auszurotten wissen. Ganz unthätig in der Sache wollte jedoch auch er nicht sein. Am übelsten stand es um die katholische Kirche in Böhmen. Er freilich hatte den Böhmen nicht den Majestätsbrief ausgestellt, aber er hatte sich doch als den unmittelbaren Urheber zu betrachten, und die Jesuiten lagen ihm unabläßig an, dieses Teufels-Schriftstück aus der Welt zu schaffen. Bald waren auch äußere Anzeichen dafür vorhanden, daß Matthias im Sinne hatte, den Protestanten in Böhmen Schädigungen zuzufügen. Der Majestätsbrief, sowie andere Freiheitsbriefe der Böhmen, dazu auch die böhmische Königskrone wurden auf der Karlsburg aufbewahrt, der im Lande sehr angesehene protestantische Graf Thurn war Burggraf der Karlsburg. Graf Thurn wurde nun plötzlich seines Amts enthoben, und zu gleicher Zeit ernannte Matthias zwei eifrige Protestantenfeinde, Martiniz und Slawata, zu Statthaltern über Böhmen. Nicht lange darauf wurde den Evangelischen zu Braunau eine Kirche gesperrt, die evangelische Kirche zu Klostergrab wurde zerstört. Graf Thurn, ein Mann heftigen Sinnes, rief die Stände nach Prag zusammen. Aus der Berathung ging eine Beschwerde an den Kaiser

Matthias hervor, auf die eine abweisende Antwort erfolgte. Das führte zu einem Aufruhr. Der Haß der Evangelischen richtete sich gegen die Statthalter, denen man nachsagte, sie hätten auf ihren Gütern Evangelische mit Hunden in die Messe hetzen lassen. Graf Thurn führte eine Schaar Bewaffneter auf das prager Schloß Hradschin, die beiden Statthalter und ihr Geheimschreiber Fabricius wurden nach altböhmischem Brauch aus dem Fenster hinausgestürzt. Der Umstand, daß die Drei auf einen Kehrichthaufen fielen, bewirkte, daß sie mit dem Leben davon kamen. Es war dies geschehen am 23. Mai 1618.

Eine solche That, an den kaiserlichen Statthaltern verübt, war als ein offener Bruch mit dem Kaiser zu betrachten. Hiernach unthätig bleiben, hätte geheißen, sich gebunden dem Rächer zu überliefern. Dies zu thun, waren die Anstifter des Aufruhrs, namentlich die Seele desselben, Graf Thurn, nicht gewillt, und so blieb nur übrig, den betretenen Weg der Gewalt weiterhin zu verfolgen. Es wurde für die Verwaltung des Landes ein Ausschuß aus 30 Directoren eingesetzt, ein Befehl verbannte die „gefährliche Secte" der Jesuiten. Bis auf die drei Städte Pilsen, Budweis und Krummau einte sich das ganze Land (Böhmen und das mit ihm verbundene Schlesien) in dem Gedanken, kein Opfer zu scheuen, um sich das hohe Gut der Glaubensfreiheit, das ihm durch den Majestätsbrief gesichert worden war, nicht wieder entreißen zu lassen. Der verzagte Matthias erklärte sich bereit, mit den Aufständischen in Verhandlung zu treten. Ferdinand legte Protest dagegen ein, und was Matthias früher seinem Bruder angethan hatte, dasselbe widerfuhr ihm jetzt von Ferdinand: er wurde nach und nach von diesem seines Einflusses beraubt. Seine Undankbarkeit hatte dem Bruder das Herz gebrochen, Ferdinand's Undankbarkeit brach ihm das Herz. Er starb etwa ein Jahr nach der oben geschilderten Aufruhrscene, die als der Beginn des dreißigjährigen Krieges angesehen wird.

Graf Thurn war als der Oberfeldherr Böhmens erwählt worden. Er beeilte sich, Kriegsvolk herbei zu ziehen. Nun meinte die protestantische Union auch nicht müßig sein zu dürfen, und sie sandte den Böhmen 4000 Mann Hülfstruppen unter Führung des tapferen Grafen Ernst von Mansfeld. Dieser eroberte Pilsen und wandte sich darauf gegen Budweis, während Graf Thurn in Mähren einbrach. Ferdinand hatte inzwischen auch gerüstet. Er sah das, was in Prag geschehen war, als „eine Schickung zum Verderben der Ketzer" an. „Ist die Obrigkeit aus Gott", schrieb er an den spanischen Hof, „so

ist Alles, was die Böhmen in der letzten Zeit gethan haben, aus dem Teufel und muß von Gott demgemäß gestraft werden. Die eingetretenen Verhältnisse bieten dem Hause Oesterreich die beste Gelegenheit dar, sich auf einmal von aller Abhängigkeit zu befreien und das volle unbeschränkte fürstliche Ansehen wieder herzustellen." Der „Engel", der ihm solche Ansichten einprägte und ihn fest in demselben erhielt, war sein Beichtvater, der Jesuit Lämmermann, der sich jedoch für würdig hielt, sich „Larmomain" zu zeichnen; dieser Jesuit hatte in dem Ordensbruder Pater Weingärtner einen trefflichen Gehülfen.

Aeußerlich sah es zunächst nicht günstig aus für Ferdinand's Sache. Mähren hatte sich ebenfalls gegen ihn erhoben, und die evangelischen Stände Oesterreichs weigerten sich, ihr Schwert für ihn zu ziehen.

In Eilmärschen rückte Graf Thurn gegen Wien vor, und Ferdinand sah sich mit seinen wenigen Getreuen von dem Feinde eingeschlossen. Sechzehn protestantische Edelleute drangen in das Schloß, Burg genannt, stürmten in das Gemach Ferdinand's und legten ihm eine Urkunde zur Unterzeichnung vor, die nach Form und Inhalt dem „Majestätsbriefe" glich. Ein Edelmann faßte ihn bei einem Knopf des Wamses, rufend: „Nandel, willst unterzeichnen, oder nicht?" Der Augenblick war verhängnißvoll. Ferdinand schaute schweigend auf ein Crucifix, das an der Wand hing. Plötzlich hörte man Trompetengeschmetter auf dem Hofe. Fünfhundert Kürassiere sprengten ein — die Edelleute stoben hinweg, Ferdinand war aus der gefährlichen Lage befreit. Er begab sich nach Frankfurt a. M., und dort wurde er — die Jesuiten nnd Liga hatten es an den nöthigen Vorbereitungen nicht fehlen lassen — zum Kaiser erwählt (1619).

Der „Winterkönig."

Noch ehe die Kaiserwahl vollzogen worden war, waren die Böhmen auf ihrer Bahn in entscheidender Weise weiter gegangen. Sie hatten sich gänzlich vom Hause Habsburg losgesagt und den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz (Sohn des Stifters der Union, Friedrich IV.) zu ihrem Könige erwählt. Die Wahl schien vortrefflich zu sein. Friedrich war der Schwiegersohn des Königs Jacobs I. von England, der Schwestersohn des großen Wilhelm von Oranien und der Schwager des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg; durch letzteren Fürsten war er auch verwandt mit dem Siebenbürgenfürsten Bethlen Gabor (Gabriel Betlen). Ueberdies war auch die Union da, der die

Pflicht oblag, für ihn, falls er bedrängt werden sollte, einzustehen. Begreiflicher Weise brachte die böhmische Gesandtschaft mit ihrem Antrage in dem Heidelberger Schlosse eine lebhafte Bewegung hervor. Was thun einer so bedeutungsvollen Frage gegenüber? Es wurde Alles in Berathung gezogen, was für und was gegen die Annahme der Krone sprach. Von Jesuiten ist später verbreitet worden, Friedrich's Gemahlin, die schöne Elisabeth von England, habe auf den schwankenden Fürsten durch Aufstachlung des Ehrgeizes zu wirken gewußt, und man hat ihr die Worte in den Mund gelegt: „Wie, du warest vermessen genug, die Hand nach einer Königstochter auszustrecken, und nun bangt dir vor einer Königskrone, die man dir entgegen bringt?" Eine solche Behauptung steht im Widerspruch mit den Ergebnissen neuerer Forschungen, denen zufolge Elisabeth sich jeglicher Einmischungen in die bezeichnete Angelegenheit enthalten hat. Die kurfürstlichen Räthe sprachen sich für Ablehnung aus. Der dreiundzwanzigjährige Fürst war ein edelgesinnter und wohlunterrichteter Mann; aber irgend welche Zeichen von Thatkraft und Heldengesinnung hatte man an ihm noch nicht wahrgenommen. Darüber ließen die Räthe in ihren Darlegungen sich freilich nicht aus, dagegen wiesen sie darauf hin, daß Friedrich bei Annahme der Krone auf Beistand der Union nur in mäßiger Weise werde rechnen können, und zwar nur um deswillen, weil die lutherischen Eiferer an den Höfen einzelner evangelischer Fürsten zu große Macht gewonnen hätten. Als einer der ärgsten unter den argen lutherischen Verketzerern der Reformirten und namentlich des reformirten Friedrich von der Pfalz erwies sich Hoe von Hohenegg, der Oberhofprediger des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen. Johann Georg, ein an Geist und Leib schwerfälliger Mann, der dem Biertrunke so sehr ergeben war, daß man ihn spottweise den Bierkönig nannte, ließ seinen Gewissensrath Hoe in Glaubenssachen über sich und das Land vollständig walten, und es war für Jeden, der die Verhältnisse am sächsischen Hofe kannte, nicht zweifelhaft, daß das Schwert Sachsens für die Sache des Kurfürsten von der Pfalz, wenn dieser etwa des Beistandes bedürfen sollte, nicht aus der Scheide gezogen werden würde. Ein ähnlicher Geist waltete am würtembergischen Hofe, und wie der Herzog von Würtemberg bereits zu erkennen gegeben hatte, daß er bei einem etwa ausbrechenden neuen Glaubensstreite sich neutral zu verhalten beabsichtige, so lagen auch Merkzeichen dafür vor, daß von dem wenig thatkräftigen Georg Wilhelm von Brandenburg unter gleichen Umständen dieselbe Haltung zu erwarten sei. Dennoch beachtete Friedrich von der Pfalz weder die verstän-

digen Darlegungen seiner erfahrenen Staatsmänner, noch die flehentlichen Bitten und Beschwörungen seiner Mutter. Sein Hofprediger Scultetus war es, der ihn dahin zu bringen wußte, daß er der böhmischen Gesandtschaft schließlich in feierlicher Audienz eine zustimmende Antwort ertheilte. Scultetus, ein strenger Calvinist, beachtete die thatsächlichen Verhältnisse nicht, sondern ließ sich einzig durch den Wunsch leiten, dem reformirten Bekenntniß in Böhmen Verbreitung zu verschaffen. So waren es drei Theologen — der katholische „Larmomain", der lutherische Hoe von Hohenegg und der reformirte Scultetus, — deren Einmischung in politische Angelegenheiten zu unseligen Zerwürfnissen führte. Friedrich begab sich nach Böhmen und wurde in Prag mit unermeßlichem Jubel empfangen. Im November 1619 fand unter außerordentlichen Feierlichkeiten seine Krönung statt; ihn entzückte die neue Würde, — aber die Bürde seiner neuen Stellung zu tragen und das Erforderliche zu thun, um sich in der neuen Stellung zu befestigen, fehlte es ihm, wie es sich nur zu bald zeigen sollte, gänzlich an Kraft und an Einsicht. Vorläufig gaben ihm Hoffeste in hinlänglichem Maße angenehme Beschäftigung, und von Schmeichlerzungen ertönten ihm Tag für Tag die süßesten Melodien in sein Ohr. Die alten getreuen Räthe, deren Auslassungen seinen Wünschen entgegen gewesen waren, hatte er in Heidelberg zurück gelassen; in Prag umgaben ihn nur Männer, die das sprachen, was er gern vernahm. Nach ihren Darlegungen stand seine Sache vortrefflich. Hatten ihm nicht außer Böhmen auch Mähren und Schlesien gehuldigt? Lag nicht sein siebenbürgischer Verwandter Bethlen Gabor, den inzwischen die Ungarn zu ihrem Könige ausgerufen hatten, mit starker Heeresmacht vor Wien? und war nicht von Tag zu Tag die Einnahme Wiens und damit die Gefangennahme des Kaisers zu erwarten? Ja, jetzt schon, hieß es, sei Ferdinand als beseitigt zu betrachten, da er ja bereits zwei Kronen — die Krone Böhmens und die Ungarns – verloren habe! —

Freilich, Ferdinand befand sich in seiner Hauptstadt zum zweiten Male in schwerer Bedrängniß. Auf Entsatz war nicht zu rechnen, dagegen traten Hunger und arges Wetter als Verbündete für ihn auf, die den Feind nöthigten, nachdem er mehrere heftige Stürme ausgeführt hatte, abzuziehen. Das war für die Sache Friedrich's der erste Rückschlag, der indeß von den Hofschmeichlern als unwesentlich dargestellt ward.

Auf katholischer Seite war man eifriger im Betrieb der Mittel gewesen, die die Lage forderte, Man wußte, wie verhaßt Friedrich

am Hofe Johann Georg's von Sachsen war, man hatte vernommen, daß der Hofprediger Hoe den Sieg der Katholiken über den verhaßten neuen Böhmenkönig wünschte, daß von dem Kurfürsten die Aeußerung gethan war, es müsse als ein Unglück angesehen werden, daß durch die Wahl des ketzerischen Friedrich's zum Könige von Böhmen „so viele edle Länder dem Calvinismus in den Rachen gefallen seien.“ — Denkt man also am kursächsischen Hofe, sagten sich die Jesuiten, ei, so läßt sich ja erwarten, daß von dort aus nicht nur nichts gegen uns gethan werden wird, vielmehr daß Sachsen in die Bundesgenossenschaft zu ziehen ist. Versuchen wir's! Bieten wir dem Kurfürsten einen Vortheil! — Während Friedrich auf dem Hradschin in Prag im erleuchteten Saal das süße Gift der Schmeichelei einsog und zu Ehren seiner in Freude strahlenden schönen Gemahlin den Pokal leerte, ward von den Agenten der Liga und dem Hofprediger Hoe der Judashandel gegen ihn abgeschlossen. Was Hoe zusagte, fand Johann Georg's Billigung. Der Kurfürst verpflichtete sich, das Schwert gegen den Böhmenkönig zu ziehen, wofür er die Zusage empfing, daß die Lausitzen an Sachsen fallen, und daß die Lutheraner in Sachsen und Böhmen unbelästigt bleiben sollten. Verräther und Thoren zugleich! Johann Georg und Hoe durchschauten nicht, daß es Rom zunächst auf den schlimmeren Feind, die Reformirten, absah, sich dabei vorbehaltend, später den Lutheranern den Proceß zu machen!

Außerdem hatte Ferdinand einen Bund mit Maximilian von Bayern geschlossen, womit sich ihm nicht nur die Wehrkraft Bayerns, sondern auch die der Liga, deren Haupt Maximilian war, zur Verfügung stellte.

Inzwischen war der Winter von 1619—1620 vorübergegangen, der einzige Winter, den Friedrich in Prag verlebte (weshalb man ihn später auch spottweise „Winterkönig“ nannte). Der Kaiser Ferdinand erklärte die Böhmen für Rebellen, und von Maximilian erging an die Union die Aufforderung, eine bestimmte Erklärung darüber abzugeben, ob dieselbe für die Rebellen und gegen den Kaiser zu kämpfen Willens sei, oder ob sie sich auf die Seite des Kaisers stelle. Die Union löste sich auf, und es begann sich damit die Lage Friedrich's übel zu gestalten; aber auch weiterhin thaten die Hofschranzen das Ihre, dem unglücklichen Fürsten die Augen verschlossen zu halten. Im Königsschlosse herrschte der gewohnte Jubel, für Erkennung der Volksempfindung fehlte es dem Könige gänzlich an Fühlung. Die Stimmung der Bewohnerschaft Prags war eine düstere geworden. Beistand von außen war nicht zu erwarten, die Wehr-

kraft des Landes aber war nicht in hinlänglichem Maße aufgeboten worden. Dazu hatte Friedrich's Hofprediger Scultetus dadurch, daß von ihm in der Hofkirche eine wahrhaft vandalische Bilderstürmerei ausgeführt worden war, das Seinige dazu beigetragen, in der Mehrheit der Einwohner Mißstimmung gegen den Hof zu erzeugen. Die Führung der böhmischen Wehrkraft war von Friedrich dem jungen Fürsten Christian von Anhalt anvertraut worden. Gegen die Tüchtigkeit Christian's ließ sich an und für sich nichts sagen, aber dennoch hätten die Böhmen an erster Stelle lieber ihren tapfern Landsmann Thurn gesehen, von dem ihre Sache bis zur Wahl Friedrich's mit Hingabe und Glück geführt worden war.

So lagen die Umstände, und so waren die Stimmungen, als der Krieg begann. Die Liga hatte in dem Niederländer Tilly einen äußerst tüchtigen Feldherrn gewonnen. Tilly war ein Mann „rohen Gemüths, unerbittlich streng im Dienst, außer dem Dienst dem Soldaten jede Ausschweifung nachsehend, nüchtern bis zur Enthaltsamkeit, stolz, uneigennützig, ein abgesagter Feind äußerer Auszeichnungen, dabei ein harter Katholik." Nicht minder tüchtig als Kriegsmann war Maximilian. Während sächsische Truppen die Lausitz überschwemmten, drang das 40,000 Mann starke Heer der Liga unter Führung Maximilian's und Tilly's in Böhmen ein und ging gerade auf Prag los. Das böhmische Heer nahm eine halbe Stunde entfernt von Prag auf einer Höhe — der weiße Berg genannt — eine befestigte Stellung ein. Der Feind zog herzu, am 8. November kam es zur Schlacht. Das Heer Friedrich's, an Zahl nur halb so stark als das Heer der Liga, wurde geschagen. Friedrich saß bei Tafel, als die ersten Flüchtlinge in wilder Hast in Prag angesprengt kamen. Kaum gelang es dem Königspaar, sich durch Flucht zu retten. Die Krone und wichtige Staatsschriften fielen hinterher dem Sieger in die Hände.

Wie Friedrich sich bisher durch Sorglosigkeit ausgezeichnet hatte, so gab er sich nach dem ersten Unfall völliger Muthlosigkeit hin. Der tapfere Mansfeld stand mit einer Heeresmacht in der Nähe, in Schlesien hatte sich ein eben so tapferer Mann, der Markgraf Johann Georg (Oheim des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg und von diesem zur Verwaltung des Herzogthums Jägerndorf eingesetzt) für Friedrich erhoben, die Stände Schlesiens gelobten Letzterem, seiner und der Sache des Glaubens, Gut und Blut zu weihen. Dennoch setzte der Feigling nach kurzem Besinnen seine Flucht fort und zwar zunächst bis nach der brandenburgischen Festung Küstrin, in dessen Mauern er sich erst wieder sicher fühlte. Uebel genug schon war es, daß Friedrich

die Schlesier, nachdem ihm von diesen auch noch nach seiner Niederlage öffentlich Treue angelobt worden war, schimpflich verlassen hatte. Aber der Elende hatte den Ständen auch die ganze Kriegskasse, die von ihnen vertrauungsvoll in seine Hände gelegt worden war, mitgenommen. Des Hauptes und nun auch noch der Geldmittel zur Kriegsführung beraubt, blieb ihnen nunmehr nichts übrig, als dem Kaiser ihre Unterwerfung anzuzeigen, indem sie dabei jedoch die Bedingung stellten, daß der Majestätsbrief, den ja auch Ferdinand beschworen hatte, in Kraft bleibe. Friedrich gab zu diesem Schritt von Küstrin aus seine Zustimmung — ihm war es jetzt einzig und allein darum zu thun, sein Kurfürstenthum, die Pfalz, zu behalten. Der Kaiser, der augenbicklich noch nicht in der Lage war, über die Verhaßten die ganze Schale seines Zornes auszugießen — es standen noch drei tapfere Kämpen, Bethlen Gabor, Graf Mansfeld und Markgraf Johann von Jägerndorf, gegen ihn in Waffen —, nahm die Unterwerfung unter der gestellten Bedingung an; doch mußte ihm Schlesien gegen dreiviertel Millionen Gulden zahlen.

Gegen Böhmen, das nun gänzlich in seiner Gewalt war, verhielt sich Ferdinand zunächst ganz still. Es galt, Wild zu fangen, und es sollte dasselbe nicht verscheucht, vielmehr herzugelockt werden. Auf die Häupter des Aufstandes war es abgesehen. Mehr und mehr begann die Hoffnung sich zu regen, es solle Alles vergeben und vergessen sein, und ihrer Viele, die sich versteckt gehalten hatten, kamen hervor. Die Unglücklichen, die einem von Römlingen beherrschten, einem von den giftigsten Lehren des Jesuitismus zerrütteten Fürsten trauten! Sie ahnten nicht, daß bereits das Blutgericht über sie in aller Stille eingesetzt war. Plötzlich — am 21. Februar 1621 — wurden die Häscher ausgesandt und eine große Zahl von Männern in die Kerker geschleppt. Ihr wolltet euch der römischen Oberherrschaft entwinden, als dessen Vasall sich Ferdinand Rom gelobt hat, o, ihr sollt es büßen! So dachten und danach handelten die Jesuiten, nach deren Rath die Zusammensetzung des Blutgerichts und der Spruch mit Gutheißung Ferdinand's ausgeführt ward. Am 21. Juni ließ der Kaiser siebenundzwanzig vom hohen Adel hinrichten, eine große Zahl von Gelehrten durch Stockschläge tödten, dem Rector der Universität, Jessenius, die Zunge aus dem Halse reißen und ihn dann enthaupten. Siebenhundertundachtundzwanzig Edelleuten und einer großen Anzahl von Leuten aus dem Volke wird das Vermögen bis zum Heller geraubt, womit die Unglücklichen mit den Ihrigen insgesammt zu Bettlern gemacht werden, eine große Zahl von Kerkern ist mit Ge-

fangenen gefüllt, die dem unerbittlichen Spruch verfallen sind, in der qualvollen Abgeschiedenheit zu bleiben, bis der Tod sie erlöst.

Das that der Habsburger Ferdinand II, der Jesuitenzögling, der liebe Sohn Roms. Die Blüthe des Landes war dahin, und zwar dies um so mehr, als auch noch gegen 200 adlige und gegen 30,000 bürgerliche Familien dem blutgetränkten Boden ihres bisherigen Heimathlandes entflohen waren, um auswärts ihres Glaubens leben zu können. Die Güter der Ermordeten und Beraubten wurden an „Gläubige" verkauft, das Geld floß in die Truhe des frommen Kaisers und vermehrte seinen Hausschatz um 40 Millionen. Ein Schwarm von Jesuiten überzog das Land, aus Stadt und Land wurden die protestantischen Prediger vertrieben. Aber der Majestätsbrief, besiegelt uud beschworen vom Kaiser ...! In demselben war den Protestanten Glaubensfreiheit zugesichert worden. Der Kaiser hatte diesen Brief bereits mit eigener Hand zerschnitten, nachdem er von seinem Beichtvater „zur Ehre Gottes" des Eides entbunden worden war. —

Friedrich war nach Holland gegangen, von wo er alle Welt um Hülfe anrief, da es den Anschein hatte, als sei der Kaiser nicht Willens, ihm die von Truppen der Liga besetzte Pfalz zurückzugeben. So geschah es auch, und der Glückliche, der die Pfalz als Erbe erhielt, war Maximilian von Bayern. Mit Bethlen Gabor schloß Ferdinand Frieden. Um die Sache des Protestantismus sah es übler aus, als zu der Zeit, in der Karl V. am mächtigsten war. Es standen wie bemerkt worden, noch einige tapfere Kämpen gegen Ferdinand aufrecht, unter ihnen der Markgraf Johann Georg von Jägerndorf, der, als Schlesien sich ergeben, auf seine eigene Hand weiter gekämpft und auch nach dem Friedensschlusse Ferdinand's mit Bethlen Gabor, dem er zu Hülfe gezogen war, den Kampf fortgesetzt hatte. Es waren auch noch vorhanden Christian von Anhalt und Graf Mansfeld. Aber die Macht, über die die Genannten geboten, war gering, und Johann Georg starb bald darauf. So schien es, als sollte der Kaiser im Verein mit Maximilian, dessen Macht durch die ihm zugesprochene Pfalz bedeutend gewachsen war, vollständig triumphiren.

Neue Kämpfer.

Die da gemeint hatten, die Entscheidung des Krieges sei unabänderlich gefallen, irrten jedoch. Es war von dem Trauerspiel des Religionskrieges erst ein Act vorübergegangen.

Es ist erzählt worden, daß Bethlen Gabor genöthigt worden war, mit dem Kaiser Frieden zu schließen. Sich von diesem Feinde befreit zu sehen, hatte der Kaiser dem Feldherrn Albrecht von Waldstein — gewöhnlich Wallenstein genannt — zu verdanken, der auch siegreich gegen Mansfeld und darnach gegen den Markgrafen Johann Georg gefochten hatte.

Wallenstein, einer protestantischen Adelsfamilie entstammend, war zum Katholicismus übergetreten. Durch die Verheirathung mit einer reichen Wittwe war er der Erbe eines sehr großen Vermögens geworden, außerdem hatte er in seiner mehrjährigen Stellung als Statthalter von Böhmen in dem Maße auf Kosten des Landes für Füllung seiner Truhen zu wirken gewußt, daß er nur mit Noth einer schweren Anklage entgangen war. Beweis von seinem Reichthum giebt der Umstand, daß er dem Kaiser die umfangreichsten Güter und Herrschaften der hingerichteten und verjagten Protestanten abkaufte. In seinem Palaste zu Prag entfaltete Wallenstein einen Glanz, wie er kaum an einem Fürstenhofe Europas zu finden war. Hundert Häuser hatte er angekauft, um Platz für den Bau des Palastes und die Anlage eines Parkes zu gewinnen. Zwölf Adlige hatten ihm aufzuwarten, im Vorsaale hielten Tag und Nacht funfzig Trabanten Wache, seine Leibrosse standen vor marmornen Krippen. Auf Reisen brauchte er für sich und seine Umgebung sechzig Wagen, ebenso viel für Geräthschaften der Tafel, funfzig Stallmeister, deren jeder ein zweites Pferd zur Seite hatte, begleiteten ihn, zehn der Wagen waren Staatskutschen mit Glasfenstern (Carreten genannt).

Vor dem Ausbruch des Krieges hatte Wallenstein zu Prag längere Zeit in geheimnißvoller Zurückgezogenheit gelebt. Man wußte, daß er sich viel mit der Sterndeuterei beschäftigte, daß er einen berühmten Astrologen an seinen Hof gezogen hatte. Als der Krieg ausgebrochen, war er aus seiner Einsamkeit hervorgetreten. Die Erscheinung des hagern, düster blickenden Mannes mit der gelblichen Haut und dem gesprenkelten, struppigen Haar hatte etwas Dämonisches an sich. Sein Anzug verstärkte den Eindruck der Schreckensgestalt. Mantel und Beinkleid waren von Scharlach, der Reiterrock war von Elennleder, die breite Leibbinde roth, von dem schwarzen Hute hing eine lange rothe Feder herab, ein gekräuselter spanischer Kragen umschloß den Hals. Wallenstein war bei Ausbruch des Religionskrieges kein Neuling im Waffenhandwerk, es wußten die Krieger aus seinen Kämpfen in Venetien manches Zeugniß für seine Furchtlosigkeit und seine Tüchtigkeit anzuführen. Daneben behauptete man von ihm,

er sei gefeit gegen Hieb, Stich und Schuß, und es rief der Umstand, daß er das Hahnengeschrei und das Hundegebell nicht leiden mochte, die wunderlichsten Deutungen hervor.

Diesen Mann hatte sich Ferdinand zum Feldherrn ersehen. Wie, erschienen dem Kaiser die Erfolge, die von Maximilian für ihn erfochten worden waren, als zu gering? Durchaus nicht. Daß er aus seiner Bedrängniß so schnell empor gekommen war, hatte er einzig und allein der katholischen Liga, an deren Spitze Maximilian stand, zu danken. Aber da seine Pläne über das hinausgingen, was für ihn bis dahin erstritten worden war, mußte er sich fragen, ob zur weiteren Verfolgung derselben die Liga wohl unbedingt sich ihm zur Verfügung stellen würde, und da er dies meinte bezweifeln zu müssen, so erschien es ihm eben zweckmäßig, seine eigene Kriegsmacht bedeutend zu erhöhen und sie unter einen von ihm abhängigen gefürchteten Feldherrn zu stellen. Seiner kaiserlichen Würde und seiner Stellung als Oberhaupt des Reiches sowohl, wie seinen auf die gänzliche Säuberung Deutschlands von den Ketzern gerichteten Plänen entspreche es, sagte er sich, über eine Heermacht zu verfügen, mittelst derer er unabhängig von der Liga, ja sogar, falls etwa unvorhergesehene Umstände dies als räthlich erscheinen lassen sollten, gegen dieselbe handeln könne.

Der kaiserliche Wunsch kam dem ehrgeizigen, von Ferdinand zum Grafen und Herzog von Friedland erhobenen Wallenstein sehr gelegen. Nur darin widersprach er dem Kaiser, daß das Heer, wie dieser es wollte, nur auf 20,000 Mann gebracht werden sollte, und er erläuterte seine Bemerkung „Funfzigtausend Mann lassen sich leichter ernähren als zwanzigtausend!" durch den Zusatz: „Wohin ich mit funfzigtausend Mann komme, bin ich Herr! Der Krieg selbst muß die Soldaten ernähren!" — Diese Erläuterung leuchtete dem Kaiser ein, und so ward Wallenstein's Antrag genehmigt.

Auch auf protestantischer Seite trat ein neuer Kämpfer auf die Bühne — Christian IV. von Dänemark. Dieser Mann ward der Feldherr des Heeres, das der niedersächsische Kreis — zu demselben gehörten Mecklenburg, Holstein, Hannover, Braunschweig, Lübeck, Bremen, Hamburg und das magdeburgische und halberstädtische Gebiet — aufgestellt hatte, einmal um den Norden Deutschlands vor dem Geschick Süddeutschlands zu wahren, für's Andere um den vertriebenen Friedrich wieder in den Besitz der Pfalz zu bringen. Während Wallenstein seinen Zug nach dem Süden ausführte, und Christian an der Spitze seines Heeres seinen Weg nach Thüringen genommen hatte, wandte sich Tilly gegen Letzteren. Bei dem unweit der Grenze

des Bisthums Hildesheim gelegenen Dorfe Lutter trafen die Heere auf einander, und es kam daselbst (1626) zur Schlacht, die siegreich für Tilly ausfiel. Als darauf auch noch Wallenstein mit seinem gewaltigen Heere aus dem Süden herzugezogen war, gewann es den Anschein, als sei der Norden Deutschlands der Gewalt des Kaisers ebenfalls unrettbar verfallen.

Was war aus den hervorragenden Männern geworden, die bei Beginn des Krieges für die Sache Friedrich's von der Pfalz das Schwert erhoben hatten? Graf Mansfeld hatte sich nach der Unterpfalz, Christian von Anhalt nach Westfalen zurückgezogen; Beide ergänzten ihre Heere. Christian von Anhalt trug den Handschuh der schönen, unglücklichen Königin Elisabeth an seinem Hute und hatte geschworen, ihrem Dienste sich zu weihen und sie siegreich in ihr Land zurück zu führen, oder kämpfend für ihre Sache zu sterben. Auch Georg Friedrich von Baden und Christian von Braunschweig nahmen sich der Sache Friedrich's an. Leider verständigten sich alle diese Kämpfer nicht über einen gemeinsamen Plan; ein jeder suchte vielmehr dem Feinde auf eigne Hand Abbruch zu thun. Auf kurze Zeit gingen Mansfeld und Christian von Anhalt zusammen, Friedrich von der Pfalz zog mit ihnen. An den Letzteren wurden geheime Boten gesandt, die ihm sagten, es sei des Kaisers Entschluß, ihn zu begnadigen, sobald er sich vom Schauplatze des Krieges werde zurückgezogen haben. Der Thor traute auch diesem Wort und begab sich nach Holland zu seiner Gemahlin. Nun wandten sich die Holländer, die von den Spaniern bedrängt wurden, um Beistand an Mansfeld und Christian. Beide entsprachen dem Rufe. Bei Gelegenheit eines Kampfes empfing Christian eine so gefährliche Wunde am Arm, daß er sich entschließen mußte, sich denselben abnehmen zu lassen. Gemäß seiner Anordnung ward die Operation unter Trompeten- und Paukenschall ausgeführt, worauf er dem feindlichen General sagen ließ: „Der tolle Herzog hat zwar einen Arm verloren, aber den andern behalten, um sich an seinen Feinden zu rächen!"

Zu den Leiden des Krieges gehörte es, daß die geworbenen Söldlinge beider Heerlager, wohin sie kamen, erbarmungslos hausten. In kurzer Zeit waren einzelne Gegenden dermaßen ausgesogen, daß sich Heere daselbst nicht mehr erhalten konnten. Dieser Umstand wirkte bestimmend auf die Züge, die von den Heeren eingeschlagen wurden, indem oft längere Zeit weniger darauf Bedacht genommen ward, den Feind aufzusuchen, als vielmehr darauf, Gegenden zu finden, in denen noch Lebensmittel vorhanden waren. Daher die Kreuz- und

Querzüge, die ununterbrochen von den Heeren ausgeführt wurden. Mansfeld zog nach Siebenbürgen. Von dort aus beabsichtigte er über Venedig nach England zu gehen, um ein neues Heer anzuwerben. Da warf ihn eine schwere Erkrankung auf das Sterbelager. Als er fühlte, daß der Augenblick des Todes nahe sei, ließ er sich Waffen und kriegerischen Schmuck anlegen, erwartete, unterstützt von zwei Kriegern, stehend den Tod und verschied auch in dieser Stellung. Fast um dieselbe Zeit starb auch der an Tapferkeit ihm gleichgeartete Christian von Braunschweig.

Als Tilly, der Feldherr der Liga, sich nach dem über Christian IV. bei Lutter erfochtenen Siege mit Wallenstein vereinigt hatte, schienen den Plänen des Kaisers, zumal die beiden tapferen protestantischen Führer Mansfeld und Christian durch den Tod abgerufen worden waren, ernstliche Hindernisse nicht mehr im Wege zu stehen. Wallenstein, der über mehr als 100,000 Mann, eine zu damaliger Zeit außerordentlich große Heeresmacht, gebot, zog im Verein mit Tilly nach Holstein und von dort allein nach Jütland. Aus Ingrimm darüber, daß es ihm an Schiffen fehlte, den Dänenkönig Christian IV. auf seinen Inseln anzugreifen, ließ Wallenstein am Nordstrande Jütlands feurige Kugeln ins Meer werfen. Die Erhaltung seines großen Heeres kostete dem kaiserlichen Feldherrn nichts: die Soldaten lebten vom Raube. Aber zur Anwerbung war eine große Summe nöthig gewesen, wofür ihm aus den Erwerbungen des Krieges genügender Ersatz vom Kaiser verheißen worden war. Nun lagen im Norden Deutschlands mehrere Fürstenthümer der kaiserlichen Macht zu Füßen, unter ihnen die beiden Mecklenburg, deren Fürsten als Verbündete Christian's von Dänemark mit diesem geflohen waren. Mit diesem beiden Fürstenthümern ward nun Wallenstein auf seinen Wunsch vom Kaiser belehnt. Wie war dieser Mann in kurzer Zeit gestiegen! Herzog von Friedland und nun auch noch Herzog der beiden Mecklenburg! Ja, der Kaiser gab ihm auch noch den Titel „Admiral des oceanisch-baltischen Meeres," und zwar dies ebenfalls auf seinen Wunsch. Alles dies, sagten seine Krieger, hat unser Feldherr in den Sternen gelesen! Vernahmt ihr nicht, ward weiter gesagt, daß er Anordnung zum Bau von Schiffen getroffen hat? O, der hat noch größere Dinge vor! — So war es auch, und auch am kaiserlichen Hofe trug man sich mit Hoffnungen kühnster Art. Das gesammte Deutschland in römische Fesseln schlagen zu wollen, das genügte dem Kaiser und seinen jesuitischen Rathgebern schon nicht mehr. Der zum „Admiral des oceanisch-baltischen Meeres" ernannte Wallenstein, sagten sie, schafft

uns eine Flotte, und dann reichen sich, wie es zu Lande bereits geschehen, Italien, Spanien und Deutschland zur See die Hand, um auch in den durch Handel und Seemacht aufblühenden Staaten Holland und England die protestantische Ketzerei wieder zu ersticken! Mit den nordischen Staaten Dänemark, Norwegen und Schweden wird sich nebenher leicht fertig werden lassen! — In der That, das waren Pläne, die noch über diejenigen hinausgingen, die seiner Zeit das düstere Gehirn eines Philipp II. ausgebrütet hatte.

Aber auch in andern Häuptern trieb die Erregung, die der Hinblick auf die Lage hervorrief, Pläne und Entwürfe hervor. Eifriger noch, als es sonst geschehen war, blickte Wallenstein in nächtlichen Stunden nach dem Schicksalsbuche empor, als das ihm der Sternenhimmel galt; die Fürsten der Liga dagegen begannen zu erwägen, ob es ihrem Vortheile entspreche, den ehrgeizigen Emporkömmling, der in seinem Stolze sie kaum als Seinesgleichen behandelte, ohne Weiteres zu noch größerer Macht gelangen zu lassen.

Wie wenig Wallenstein die Rechte der deutschen Fürsten achtete, war aus seiner Haltung gegen Brandenburg und Pommern zu erkennen. Den Gesandten des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, die Namens ihres Herrn Fürsprache für die Herzöge von Pommern bei Wallenstein einlegten, erwiederte er: „ihr Herr Kurfürst solle sich nicht um Mecklenburg kümmern, vielmehr nur sorgen, daß er sein eigenes Land behalte.“ — Da Georg Wilhelm sich an dem Kampfe gegen den Kaiser nicht betheiligt hatte, so war jene Aeußerung um so mehr als ein Willküract unerhörter Art anzusehen. Wie Brandenburg, so stand auch Pommern in Frieden mit dem Kaiser. Gleichwohl belegte Wallenstein beide Länder mit Truppen, von denen die Einwohner wie Feinde behandelt wurden. Alten Verträgen gemäß sollte Pommern nach Aussterben der Fürstenfamilie an Brandenburg fallen. Da nun der regierende Herzog Bogislav XIV. kinderlos und hoch in Jahren war, so schien der Augenblick der von den Fürsten des Hohenzollernstammes ersehnten Vereinigung Pommerns mit Brandenburg nahe zu sein. Wallenstein jedoch traf Vorbereitungen, Pommern als Reichslehen für den Kaiser einzuziehen. Alle Städte des Landes beugten sich vor dem Mächtigen. Da wagte eine Stadt, Stralsund, der Aufforderung Wallenstein’s, seinen Truppen die Thore zu öffnen, zu trotzen. Die wehrhafte, von der alten Kraft der Hansa erfüllte Bürgerschaft that den Schwur: „für ihrer Stadt Freiheiten und Rechte bis auf den letzten Blutstropfen zu streiten, ohne Scheu und Eigennutz und Ersparung des Leibes, Gutes und Blutes des Vaterlandes und

der Stadt Bestes in Acht zu nehmen." Wallenstein sandte ein Belagerungsheer unter dem Obersten Arnim gegen Stralsund; die Bürgerschaft schlug Sturm auf Sturm ab. Einer Gesandtschaft der Stralsunder sagte Wallenstein, er werde die Stadt nehmen, „und wäre sie mit Ketten an den Himmel geschlossen." Auch that er die Aeußerung, er wolle, wenn die Stadt widerspenstig bleibe, sobald er sie genommen, in derselben ein Feuer anzünden, „daß die Heiligen im Himmel die Beine an sich ziehen sollten." Stralsund ließ sich nicht schrecken. Bürgerschaft und Rath (an der Spitze desselben stand der wackere Bürgermeister Steinweg) waren einig darin, ihrem Schwure treu bis zum Tode zu bleiben. Woche auf Woche verging, Tausende der Kaiserlichen waren schon gefallen. Mit athemloser Spannung beobachtet die protestantische Welt das Beispiel des Heroismus einer kleinen Bürgerschaft. Nun kam Wallenstein selbst mit neuen Truppen. Es folgte Sturm auf Sturm. Den Gewaltversuchen gesellte sich die List. Aber die Bürgerschaft war wachsam. Neue Tausende der Feinde fielen. Wallenstein schwur, es solle nicht das Kind im Mutterschoße verschont werden; er wolle und müsse die Stadt haben, und wenn hunderttausend Menschen darüber zu Grunde gingen. Nun trat furchtbares und andauerndes Regenwetter ein, die kühne Bürgerschaft machte Ausfälle. Das feindliche Heer war zusammengeschmolzen, Glaube und Zuversicht an die Erreichung des Zieles gewichen — der Hochfahrende sah sich gezwungen, die Belagerung (Anfang August 1628) aufzugeben. Wer ermißt das Dankgefühl, das die Sieger erfüllte, als sie den Feind hinwegziehen sahen! —

Hatte Wallenstein auch diesen Vorgang in den Sternen gelesen? Die Belagerung von Stralsund bezeichnet den neuen Wendepunkt seines Geschicks — er hatte den Ruf der Unbesieglichkeit eingebüßt.

Im Jahre 1629 erließ der Kaiser das berüchtigte Restitutionsedict, demgemäß sämmtliche von den zur evangelischen Religion übergetretenen Einwohnern eingezogenen Bisthümer, Prälaturen und Pfründen wieder herausgegeben werden sollten. Dies Edict erregte die größte Freude bei den Katholiken, Schrecken und Bestürzung bei den Protestanten. Hatte denn Rom in der Zeit vor der Reformation alle die Güter, die man Eigenthum der Kirche nannte, aus seinen Mitteln angekauft? Gehörten sie nicht im wahrsten Sinne den betreffenden Einwohnerschaften? Nun sollten dieselben, wie der Kaiser es wollte, der römischen Kirche wieder zufallen, um derselben Mittel zu gewähren, ihre Herrschaft aufs Neue zu befestigen. Auf der von den Jesuiten entworfenen Liste standen allein zwei Erzbisthümer und zwölf Bis-

thümer; die Klostergebiete zählten nach Tausenden. Diesen Gütern waren im Laufe der Zeit gänzlich andere Verwendungen gegeben, und nun sollten alle jetzt bestehenden Eigenthumsverhältnisse förmlich auf den Kopf gestellt werden! Unerbittlich begann man im Süden Deutschlands mit der Ausführung des Restitutionsedicts vorzugehen. In Augsburg wurden den Evangelischen sechs Kirchen genommen, die Bürger gezwungen, einen neuen katholischen Bischof anzuerkennen. Die Evangelischen (es bildeten dieselben den betriebsamsten Theil der Einwohnerschaft) wurden verjagt: Augsburg hörte damit auf, die königliche Stadt, wie sie lange Zeit genannt worden war, zu sein. Kriegsleute, denen sich Schaaren von Mönchen angeschlossen hatten, wütheten entsetzlich in Stadt und Land. In Schlesien waren es die Lichtenstein'schen Dragoner, denen das Werk der Wiedereinziehung der Güter übertragen war, und denen man zugleich gestattet hatte, als „Bekehrer" zu wirken. Evangelische, die fest in ihrem Glauben verharrten, wurden in so grauenhafter Art zu Tode gepeinigt, daß die Hand sich sträubt, darüber zu berichten. Ein Versuch, sich Magdeburgs zu bemächtigen und ihm das Schicksal Augsburgs und vieler anderen südlich gelegenen Städte zu bereiten, mißlang. Dies bestärkte die Jesuiten in der Ansicht, daß es sich empfehle, zunächst im Süden Deutschlands gründlich „aufzuräumen" und darnach erst mit verstärkter Kraft in dem schwerer zu bewältigenden Norden Deutschlands die Ausführung des Edicts zu betreiben.

Inzwischen hatte der Groll der katholischen Fürsten gegen den „böhmischen Edelmann" Wallenstein um Vieles zugenommen. Auch am kaiserlichen Hofe begann die Haltung des finstern, kalten und ehrgeizigen Feldherrn Besorgniß zu erregen. Ein Vertrauter schrieb ihm aus Wien, Tilly habe Befehl empfangen, ihn gefangen zu nehmen, falls es anders nicht gelänge, „Höchstdieselben auf andre Art aus der Welt zu schaffen." In seinem Antwortschreiben sagte Wallenstein: „sein Herr, der römische Kaiser, sei ein gerechter und erkenntlicher Herr" und „Herr Tilly ein Cavalier, der es wohl verstehe, Aufwiegler zu Paaren zu treiben, jedoch fern davon sei, mit Meuchelmord umzugehen." So lauteten um diese Zeit, seine den bezeichneten Gegenstand betreffenden Aeußerungen. Ob dieselben der wahre Ausdruck seiner Gedanken und Empfindungen waren, läßt sich bezweifeln. Im Jahre 1630 (ein Jahr nach Erlaß des Restitutionsedicts und im zwölften Jahre des Religionskrieges) hatte der Kaiser einen Reichstag zu Regensburg ausgeschrieben. Ihm lag ein Zweifaches auf dem Herzen: Vereinbarung über weitere Maßregeln zur Durchführung jenes Edicts und

Wahl seines Sohnes zum römischen König. Wallenstein stand mit einer starken Kriegsmacht in der Nähe von Regensburg. Es lag auf der Hand, daß durch diese letztere Maßnahme ein Druck auf den Reichstag zu Gunsten der kaiserlichen Entschließungen ausgeübt werden sollte. Aber damit verrechneten sich Beide, der Kaiser und sein mächtiger Feldherr. Die Fürsten hielten es für unerläßlich, unverzüglich sich zu gemeinsamer Abwehr zu vereinen. Der Kaiser ward — namentlich von Maximilian von Bayern — bestürmt, Wallenstein aus seinem Dienste zu entlassen, weil dieser, der doch im Grunde nichts als General der kaiserlichen Trabanten sei, eine Haltung gegen die Fürsten des Reiches angenommen habe, wie Aehnliches nie, so lange das Reich bestehe, erhört worden sei. Der kurfürstlich brandenburgische Gesandte sagte aus, Brandenburg sei in dem Maße von dem Kriegsvolke Wallenstein's ausgesogen worden, daß es seinem Herrn, dem Kurfürsten Georg Wilhelm, an den Mitteln gefehlt habe, die anfänglich beabsichtigte Reise nach Regensburg auszuführen. Wallenstein, hieß es, habe weder Freund noch Feind geschont, und es wurden seine Erpressungen in Hessen auf sieben, in Pommern auf zehn, in Brandenburg auf zwanzig Millionen Thaler geschätzt. In einer von Bogislav von Pommern dem Kaiser unterbreiteten Vorstellung hieß es: „Er habe die kaiserlichen Soldaten als Freunde aufgenommen, dennoch würden seine Unterthanen von dem rohen Kriegsvolk bis auf's Blut gepeinigt. Man nähme den armen Leuten Alles, selbst das nöthige Zugvieh, ja sogar das Hemde vom Leibe. Das große Fürstenthum reiche nicht mehr hin, um seinen eignen Tisch zu bespeisen, und blos aus Muthwillen des Kriegsvolks seien bereits sieben Städte in Asche gelegt worden. Und es sei mit dem Gelde und dem Gute des unglücklichen Landes nicht genug. Frauen und Mädchen würden von den viehischen Kriegsleuten geschändet, getödtet und dann die Körper den Hunden zum Fraß vorgeworfen. Bitterer Hohn und gesteigertes Elend aber sei die Antwort des kaiserlichen Feldherrn auf alle Klagen des unglücklichen Landes." Den Klagen der Einen und dem Drängen der Andern vermochte der Kaiser nicht zu widerstehen. Er fügte sich darein, die Absetzung Wallenstein's auszusprechen. Aber mit schwerer Besorgniß sah er der Ausführung dieser ihm abgedrungenen Maßregel entgegen. Wie, wenn Wallenstein, auf seine gewaltige Macht pochend, Widerstand leistete? Nicht minder groß war die Besorgniß, die sich bei Abgange der kaiserlichen Botschafter an Wallenstein der Fürsten bemächtigte. Wider alles Erwarten aber nahm Wallenstein, der durch Vertraute bereits über

die ihn betreffenden Vorgänge am Reichstage unterrichtet war, die kaiserlichen Eröffnungen mit der größten Ruhe entgegen, zog die Botschafter zur Tafel und äußerte in gleichgültigem Tone: „Ich habe Ferdinand's nnd Maximilian's Sterne beobachtet. Der Spiritus des Kurfürsten von Bayern dominirt jetzt den des Kaisers. Ich gebe diesem darum keine Schuld und werde Gehorsam leisten." Wallenstein kehrte nach Prag zurück. In Regensburg athmete man auf. Ob Wallenstein allen seinen Plänen schon entsagt hatte? Das ward von Vielen bezweifelt. Indeß er war beseitigt und damit die augenblickliche Gefahr, von der die Fürsten sich bedroht gesehen hatten, überwunden. Die von Wallenstein geworbenen Kriegsvölker wurden bis auf 40,000 Mann entlassen und diese unter Tilly, den Feldherrn der Liga, gestellt.

Die kaiserlichen Pläne erlitten durch diesen Vorgang eine bedeutende Erschütterung, die der Sache der Protestanten zu Gute kam. Die Liga, eifersüchtig auf ihre Macht, die, nachdem der Kaiser derselben seine ersten Siege zu verdanken gehabt hatte, von ihm bei Seite geschoben worden war, hatte ihm das gefährliche Werkzeug aus der Hand gewunden, das von ihm ergriffen worden war, um zu gänzlicher Unabhängigkeit zu gelangen, und damit er es sich einpräge, daß er ohne sie nichts sei, beschlossen die Kurfürsten auf Rath Maximilian's, dem Wunsche des Kaisers, seinen Sohn als seinen Nachfolger ernannt zu sehen, für jetzt nicht zu willfahren.

Mit der Errichtung einer Flotte in der Ostsee war es nun vorerst nichts, zumal Wallenstein seinen Ansprüchen auf Mecklenburg hatte entsagen müssen. Ein Jahr vorher schon war zwischen dem Kaiser und Christian IV. von Dänemark ein Friede zu Stande gekommen, worin Letzterer versprach, sich fernerhin nicht in die deutschen Angelegenheiten zu mischen.

Gustav Adolf.

Die Zeit war gekommen, in der den finsteren Heerführern auf katholischer Seite ein leuchtendes Heldenbild aus dem Norden Europas entgegentrat — König Gustav Adolf von Schweden, ein Enkel des großen Gustav Wasa. Ein in der Blüthe des Lebens stehender Mann von hoher Gestalt, so daß er aus der Mitte seiner Krieger um eines Hauptes Länge hervorragte. Goldkönig nannte man ihn vielfach in seinem Nordlande, weil sein wallendes üppiges Haar goldgelb war. Strahlend waren seine großen blauen Augen, Hoheit, Kraft und Milde leuchtete aus seinem Angesichte. Seine ganze Erscheinung verkündete

den Abkömmling der Germanen, ja sein Anblick gemahnte an die Götterlieblinge der Urzeit Germaniens, deren Tacitus in seinen herrlichen Schilderungen gedenkt.

„O Held, so leuchtend, schön und jung,
Wie wallt dir in Begeisterung
Das Herz der ganzen Menschheit zu,
Du Herrlicher, du Hoher, du!“

Zur Zeit der Reichstage in Regensburg traten die ersten Zeichen dafür zu Tage, daß Gustav Adolf ernstlich gewillt sei, den deutschen Protestanten Beistand zu leisten. Ferdinand äußerte sich geringschätzig über „das neue Feindl im Norden,“ und die Höflinge sagten: der Schneekönig werde schmelzen, sobald ihn die Strahlen der kaiserlichen Sonne treffen würden. Anderer Meinung war der erfahrene und besonnene Tilly, der den Kämpfen Gustav Adolf's, die dieser bisher zu führen gehabt hatte, und von denen Kunde nach Deutschland gekommen war, Beachtung geschenkt hatte. Gegen einen solchen Mann nicht verloren zu haben, sagte er, sei schon als ein Gewinn zu erachten! —

Gustav Adolf hatte seine Waffen bereits erprobt gegen Dänemark, Rußland und Polen. In der Kriegskunst waren von ihm neue Wege betreten worden, und persönlich betheiligte er sich in den Kämpfen mit einer Hingabe, die seine Krieger zu begeistertster Nachfolge entflammte. In dem polnischen Kriege geschah es, daß er in einem Treffen sich in einen Knäuel der Feinde hinein gehauen hatte. Ringsum von feindlichen Waffen umgeben, schien Tod oder Gefangenschaft sein unvermeidliches Loos werden zu sollen. Da gelang es einem schwedischen Reiter, den König aus den Feinden herauszuhauen. Nicht lange darauf geräth dieser Reiter in die gleiche Gefahr, und was er für den König gewagt, das wagte dieser — und zwar ebenfalls mit Erfolg — jetzt für ihn. „Nun, Bruder, Kamerad,“ sagte Gustav Adolf zu dem Geretteten, „nun sind wir mit einander quitt! Jeder schuldet dem Andern gleich viel Verbindlichkeit!“ Die sonnige Natur unseres Helden barg Zornesblitze, die gelegentlich zu ungestüm hervorbrachen. Bei einer Musterung vergaß er sich so weit, einen Obersten, Seatow mit Namen, zu schlagen, worauf dieser sofort seinen Abschied nahm. Die Grenze war nahe, Seatow beeilte sich, das Land zu verlassen. Der König, begleitet von einigen Freunden, folgte ihm. Als die Grenze überschritten war, redete der König den Obersten an. Er sei ihm gefolgt, sagte er, um ihm, den er beleidigt habe, Genugthuung zu geben. „Wir sind,“ fügte er hinzu, „außer Schwedens Grenzen. Gustav und ihr sind sich hier gleich. Wohlan, wählt

die Waffen; die Sache soll sogleich entschieden werden!" Damit stieg der König vom Pferde. Auch Seatow stieg vom Pferde herab, jedoch nicht in der Absicht, sich mit dem Könige zu schlagen; er sank ihm vielmehr zu Füßen, indem er sagte: „Gott verhüte es, daß ich mein Schwert gegen einen so tapfern, braven und gnädigen Fürsten ziehe! Vergebt mir meinen raschen Entschluß und erlaubt mir zurückzukehren, um in euren Diensten zu leben und zu sterben!" Gustav Adolf hob den Obersten gnädig auf, schloß ihn in seine Arme, und Beide kehrten als Freunde zurück. — Eisern schien unseres Helden Gesundheit zu sein. Bei Gelegenheit eines in der Winterzeit ausgeführten Angriffs auf eine Stadt geschah es, daß der König, indem er einen mit Eis bedeckten Fluß überschritt, einbrach und bis zu den Schultern in's Wasser sank. Ein Oberst eilt herbei, ihm Beistand zu leisten. Der König ruft ihm zu, bei seinem Commando zu bleiben, arbeitet sich allein heraus, geht zu einem Wachtfeuer und ertheilt von dort aus seine Befehle. Erst als der Kampfespreis gesichert ist, versteht er sich dazu, seine Kleider zu wechseln. Was Anderen den Tod zugezogen haben würde, bereitet ihm nicht einmal das leichteste Unwohlsein. — Solche und ähnliche Vorgänge erweckten im Heer und im Volke die vollste Hingabe an die Person des Königs, machten ihn zum Abgott seiner Krieger. Letztere waren außerdem von dem felsenfesten Vertrauen durchdrungen, daß Alles, was der König für das Land unternehme, nothwendig und heilsam sei. So kam es, daß Schweden unter der Regierung dieses großen Mannes zu einer Machtentfaltung gelangte, die es zum ersten Male in die Reihe der welthistorischen Staaten einführte*).

Die Gründe, die den König veranlaßten, in den deutschen Krieg mit einzugreifen, waren innerer und äußerer Natur. Wir werden am leichtesten auf den Pfad gelangen, auf welchem sich unsern Blicken Eins und das Andere klar legt, wenn wir zunächst die Verhältnisse und Beziehungen in's Auge fassen, die Gustav Adolf vorfand, als er die Regierung des Landes antrat.

Gustav Adolf war der Sohn und Nachfolger König Karl XI. Vor Karl regierte der Bruder desselben, Johann III., über Schweden, der sich dadurch, daß er sich durch seine Gemahlin, die polnische Prinzessin Katharina, zur Begünstigung der katholischen Religion verleiten ließ und Jesuiten in's Land zog, im Volke äußerst verhaßt

---

*) Es sei mir gestattet, hier auf mein Volksbuch „Gustav Adolf. Berlin, bei Max Böttcher" zu verweisen, in welchem ich das Leben Gustav Adolf's eingehender vorgeführt habe.

machte. Katharina hatte im Sinne, ihrem Sohn Sigismund, dem legitimen Erben der schwedischen Krone, auch die Krone ihres Heimathlandes, Polens, zuzuwenden. Deshalb wurde er mit Zustimmung des Königs Johann von Jesuiten, den eifrigen Förderern, vielleicht Erzeugern jenes Planes, in der katholischen Religion erzogen; er nahm seinen Aufenthalt in Polen, und die polnischen Reichsstände, durch die ihnen von den Jesuiten vorgeführte Aussicht, Schweden als Nebenland zu gewinnen, geblendet, wählten ihn zu ihrem Könige. Nach dem Tode Katharina's vermählte sich Johann mit Gunilla Bielke, einer eifrigen Lutheranerin. Aber seinen Zweck, durch diesen Schritt die verscherzte Liebe des Volkes wieder zu gewinnen, erreichte er um so weniger, als bekannt geworden war, daß er heimlich zur katholischen Religion übergetreten war. Auch sein darauf erfolgender Rücktritt zur lutherischen Kirche versöhnte die Schweden nicht, da er es zugelassen hatte, daß der Erbe der Krone, Sigismund, in der katholischen Religion erzogen worden war, und man nicht hoffen durfte, daß derselbe, nachdem er nun bereits zum König über Polen erwählt worden war, sich von der katholischen Religion abwenden und eben so wenig, daß er die Anspüche auf die Krone Schwedens aufgeben werde. Es drohete ein Aufstand auszubrechen, da starb Johann. Nun erwählten die Schweden Johann's Bruder Karl zum Reichsverweser, und an den König Sigismund von Polen erging die Aufforderung, entweder zur lutherischen Lehre zurückzutreten und in Person sein Erbland Schweden zu regieren, oder seinen Sohn nach Schweden zu senden, damit derselbe dort in der lutherischen Religion erzogen werden könne. Da Sigismund weder Eins noch das Andere zu thun sich bereit erklärte, übertrugen die Stände Schwedens dem Reichsverweser Karl die Würde des königlichen Amtes, was zur Folge hatte, daß Sigismund sofort gegen diesen seinen Oheim Karl XI. zum Schwerte griff, womit ein langwährender Krieg zwischen Polen und Schweden eingeleitet ward. In die erste Zeit dieses Krieges fällt die Jugendzeit Gustav Adolf's, des Sohnes Karl's XI. Als Gustav seinem Vater auf dem Throne gefolgt war, setzte Sigismund den Krieg mit erneuter Heftigkeit fort.

Das war die Lage Schwedens, in der sich dasselbe beim Ausbruch und dem nächsten Fortgange des deutschen Religionskrieges befand. So sehr Gustav Adolf seinen Glaubensgenossen in Deutschland den Sieg wünschte, und so lebhaft ihn ihre ersten Niederlagen erschütterten, so wenig kam es ihm anfänglich in den Sinn, sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen. Hatte er sich doch vor Allem

Sigismund's zu erwehren, der, so oft er auch abgewiesen wurde, immer wieder neue Anstrengungen machte, die Krone Schwedens zu gewinnen, Schweden mit Polen zu einem Reiche zu verbinden und das schwedische Volk in den Katholicismus zurückzuführen. In dem Maße nun aber der Norden Deutschlands bedrängt ward, und namentlich in dem Maße dies durch Wallenstein geschah, in dem gleichen Maße begann in dem Könige sich die Ansicht zu entwickeln, daß Schweden eines Tages vielleicht zu eigenem Schutz die Waffen gegen die deutschen Katholiken werde ergreifen müssen. Als nun Wallenstein zum „Admiral der oceanisch-baltischen Meere" ernannt wurde, da lag es ja auf der Hand, daß die Pläne des Kaisers über das ursprüngliche Ziel, auch im Norden Deutschlands den Katholicismus wieder zur herrschenden Religion zu machen, noch hinausgingen und man in Wien bereits die Art der Bewältigung Schwedens in Betracht gezogen hatte. Schweden war unter der Regierung der Eltern Sigismund's (Johann's und Katharina's) nur mit Noth der Gefahr entronnen, Rom wieder als Beute zuzufallen; ja, es war jetzt noch nicht einmal alle Gefahr für das Land vorüber, da ja Sigismund seine Ansprüche auf die Krone Schwedens noch nicht aufgegeben hatte. Und diesem Sigismund wurden gegen Gustav Adolf 10,000 Mann kaiserliche Truppen gesandt! — Wie, lag in diesen Umständen für Gustav Adolf nicht ernste Röthigung, diejenigen Mächte zu stützen, die gegen den Kaiser noch aufrecht standen, oder denen beizuspringen, die im Unterliegen begriffen waren? Des Kaisers und der katholischen Liga Feinde Beistand leisten, bedeutete, für seine eigene Sache streiten. Und doch ist von Feinden der Wahrheit und Gerechtigkeit behauptet worden, Gustav Adolf habe sich, ohne daß eine berechtigte Veranlassung für ihn vorhanden gewesen sei, in den deutschen Krieg gemischt, woraus dann allerdings sich leicht folgern ließ, er habe sich einzig und allein von Eroberungsplänen bestimmen lassen. Die wesentlichen Veranlassungen, die in dem Staatsmann Gustav Adolf den Entschluß zeitigten, sich an dem deutschen Kriege zu betheiligen, sind in dem Obigen angegeben worden. Noch andere, wenn auch weniger schwer wiegende Veranlassungen waren vorhanden. Gustav Adolf's Vettern, die Herzöge von Mecklenburg, waren um ihr Land beraubt worden; sie hatten bei ihm eine Zufluchtsstätte gesucht. Es waren ferner Gesandte Ludwig's XIII. von Frankreich zu ihm gekommen, die ihn zum Kriege gegen den Kaiser aufzustacheln suchten. Ueber die Beweggründe, die in Frankreich maßgebend waren, täuschte er sich jedoch nicht. Frankreichs Politik oder vielmehr die Politik

des damals Frankreichs Geschicke leitenden Cardinal Richelieu ging dahin, alle nur erdenklichen Mittel in Bewegung zu setzen, um den Kaiser Ferdinand nicht zu mächtig, Deutschland weder in der einen, noch in der andern Art einig werden zu lassen. Die religiöse Seite der Frage, die den deutschen Krieg hervorgerufen hatte, war für den katholischen König von Frankreich und für seinen katholischen Minister nicht maßgebend. Den frommen Schwedenkönig widerte es an, von einer katholischen Macht zum Kriege gegen den katholischen Kaiser aufgefordert zu werden. Gleichwohl wies er das Anerbieten Frankreichs nicht zurück, das dahin ging, einen Waffenstillstand zwischen Schweden und Polen vermitteln zu wollen. Ehe es mit Polen nicht zum Frieden, mindestens zu einem Waffenstillstande kam, war Gustav Adolf ja gar nicht in der Lage, an dem deutschen Kriege sich thätig betheiligen zu können. Dieser Wunsch aber wurde fortgesetzt lebhafter in ihm, da sich zu den staatsmännischen Erwägungen Gründe ausschließlich religiöser Natur gesellten. Er begann es als heilige Pflicht zu empfinden, den bedrängten Glaubensbrüdern in Deutschland die helfende Bruderhand zu reichen, ganz abgesehen davon, in wie weit dies vortheilhaft oder nachtheilig sein könne für Schweden als politische Macht. Den stammverwandten Deutschen, die einen Luther hervorbrachten, sagte er sich, verdanken wir Schweden die Erlösung aus römischen Fesseln — nun, so ist es auch Pflicht, ihnen jetzt, da jene Fesseln auf's Neue um sie gelegt werden sollen, Beistand zu leisten! Zu bedenken war, ob es seinem Schwager, dem Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, der doch in Frieden mit dem Kaiser stand, genehm sein würde, wenn Schweden sich an dem Kriege betheiligte. Die gleiche Frage lag für Pommern vor, das in derselben Lage war. War nicht zu befürchten, daß Brandenburg und Pommern, aus Furcht vor dem mächtigen Kaiser, dessen Heere überdies beider Länder Kraft gebrochen hatten, sich ihm feindlich gegenüber stellen würden? Die Bedenken, die seine Gemahlin Maria Eleonore, des brandenburgischen Kurfürsten Schwester, ihm in Bezug auf die verrätherische Politik Frankreichs und in Bezug auf die üble Lage Brandenburgs und Pommerns vortrug, schreckten ihn jedoch nicht ab, sondern gaben ihm den Anstoß, die Frage, die vorlag, in ihrer ganzen Tiefe zu betrachten. Komme es dahin, äußerte er, daß Schweden sich an dem deutschen Kriege betheilige, so werde es sich ergeben, daß Schwedens Politik unter dem Einflusse der Pflicht stehe, die er, der König, Gott schulde. Sein Augenmerk gehe in erster Linie auf Göttliches, nicht auf Menschliches hin, welches Letztere, abgelöst von

Jenem, jederzeit den Keim des Todes in sich trage. Es solle, wie eine göttliche Mahnung besage, dahin gestrebt werden, die Erde in ein Himmelreich zu verwandeln. Aber nur diejenigen erwiesen sich als mitarbeitend an der Verwirklichung des heiligen Zieles, die unablässig bestrebt seien, ihre Handlungsweise den göttlichen Gesetzen unterzuordnen. Unsere Erde schwebe im großen All des Himmels, sei nicht abgelöst, sondern hänge zusammen mit dem Universum. Wer Bahnen wandle, die mit den ewigen Gesetzen, nach denen die unermeßliche Welt regiert werde, und die uns in der Religion geoffenbart worden seien, nicht übereinstimmen, gehe irre. Sich mühen, klug zu sein wie die Schlangen, doch nicht die Weltklugheit seinen Gott sein zu lassen, das habe der Heiland der Welt allen den Seinen anempfohlen, und er empfinde es als seine Pflicht, sein königliches Amt so zu führen, daß es jener heiligen Mahnung nach Kräften entspreche.

Von solchen Anschauungen wurde der Nordlandsheld bewegt, und er ist ihnen treu geblieben bis zu seinem Tode. Er ließ sich zuvörderst den Beistand Frankreichs in den Verhandlungen mit Polen um so lieber gefallen, als Ferdinand den König Sigismund zu bestimmen suchte, auf einen Waffenstillstand mit Gustav Adolf nicht einzugehen. Dennoch kam der Waffenstillstand, der auf sechs Jahre festgestellt wurde, zu Stande, und Gustav Adolf war nunmehr in der Lage, als neuer Streiter auf der deutschen Kriegsbühne erscheinen zu können.

Gustav Adolf in Deutschland.

Alles Nöthige war vorbereitet, und so konnte Gustav Adolf ohne Verzug an das verhängnißvollste Werk seines Lebens gehen. Beweglich nahm er Abschied von seinen Ständen, in deren Mitte er mit seiner einjährigen Tochter Christine erschien, die er ihrer treuen Fürsorge empfahl. In seiner Abschiedsrede führte er noch einmal in eindringlicher Weise die Gründe vor, die den Krieg für Schweden unerläßlich machten, und schloß mit den Worten: „Ich rufe euch mein herzliches Lebewohl zu, vielleicht auf immer! Vielleicht sehen wir uns zum letzten Male!“ — Dem Könige standen die Thränen in den Augen, man hörte Männer im Kreise schluchzen. Nachdem der König sich wieder gesammelt hatte, sprach er ein Schlußgebet aus dem zwanzigsten Psalm.

Gustav Adolf ging mit seinem kleinen Heere von nur 15,000 Mann zu Schiffe, und die Flotte landete am 24. Juni 1630 an der

pommerschen Küste. Am 25. Juni — genau an dem Tage, an welchem hundert Jahre früher die Protestanten dem Kaiser Karl V. ihre Bekenntnißschrift überreicht hatten — fand die Ausschiffung des Heeres in der Nähe der Peenemündung statt. Hier war der Landungsplatz Ruden, portus Rudae auf alten Karten, oder, wie Miträlius sagt, „der vornehmste Hafen von Peenemünde." Da man auf neueren Karten jene geographische Bezeichnung nicht mehr vorfand, ward irrthümlich angenommen, die Landung habe auf der Insel Ruden stattgefunden. Der König stieg zuerst ans Land, sank auf seine Kniee, und sein Herz ergoß sich in einem heißen Gebet. Seine Begleiter vermochten sich, als sie ihn mit solcher Inbrunst beten sahen, nicht des Weinens zu enthalten. Als der König, nachdem er sich erhoben hatte, dies bemerkte, sagte er: „Je mehr Betens, je mehr Sieg; denn fleißig gebeten, ist halb gestritten und gesiegt." Nun galt es, in möglichster Schnelle ein befestigtes Lager herzustellen. Der König griff selbst zum Spaten, und indem mit der Ausschiffung fortgefahren ward, schanzte die eine Hälfte der Gelandeten, während die andre Hälfte unter Waffen stand. Am Abende war das Lager fertig.

Kaiserliche Obersten befehligten um diese Zeit in Pommern. Gustav Adolf trieb sie vor sich her. Wie die Kaiserlichen auf dem Rückzuge hausten, erzählt Mebold: „Keine Schutzbriefe wurden mehr geachtet. Pekun hatte einen solchen von Conti (einem kaiserlichen Obersten). — Vergebens! Unter Vorwand des Durchzuges brach eine Rotte ein, zerschlug Kisten und Kasten, fegte Schloß und Kirche, Häuser und Keller aus und fuhr mit dem Raube davon. Nachlese hielten die Kroaten. Da wurden die Leute um verborgenes Geld gemartert, Weiber und Mädchen, graue Mütter und unmündige Töchter von den Wüstlingen zusammen getrieben wie das Vieh, bis in die Kirchhöfe nach Schätzen gescharrt, die Todten ausgegraben und die Lebenden vergraben. Noch begab sich hier nicht das Schlimmste. Ungleich kläglicher ist die Leidensgeschichte Pasewalks. Diese Stadt hatte drei Jahre mit Reiterquartieren ihre liebe Noth; neben dem wirthschaftlichen Aufwand betrugen die wöchentlichen Umlagen vier bis zehn Thaler für einen Familienvater — Unkosten, die der Wohlhabende kaum erschwang und wegen deren mancher der Aermeren von Haus und Hof lief. Wäre es nur nicht noch bunter gekommen! Allein als Conti das Heer bei Garz lagerte, wurden zwar die Pasewalker ihre Gäste los, dafür aber beschwert mit 150,000 Thalern für den Oberst Götze und sein Regiment, der, nachdem die Summe bis auf 3000 angeschafft war, noch 14,000 darauf schlug und, damit sie,

zahlungsgeschmeidiger würden, den Bürgermeister, den Stadtrichter und den Apotheker nebst funfzehn der angesehensten Bürger als Geißeln ins Lager schleppen ließ. Hier mußten sie liegen in Ketten und Banden, in Wind und Regen, ihre Nahrung war schwarzes Kleiebrot und die Würze der Gestank eines nebenan errichteten Kloaks, und bei ihnen daheim waren zwanzig Presser zurückgeblieben, die nicht aufhörten mit Schinden und Zwacken." Diese zwanzig Mann Kaiserlicher ergriffen die Flucht vor einer kleinen Zahl schwedischer Reiter. Die Verjagten eilten ins Lager zu Götze, der sogleich gegen die Stadt aufbrach, die doch an jenem Vorgange unschuldig war. Da erscholl die Schreckenskunde in der Stadt, Götze sei mit 3000 Mann im Anzuge. Und nun wurden die Gräuel von Pekun übertroffen. Fünf Tage lang rasten kalte Mordgier, Wollust und Habsucht, die Straßen waren mit Leichen bedeckt zum Fraß für die Hunde und Schweine. Als den Einwohnern nichts als die nackten Wände übrig gelassen worden war, zündeten die Soldaten daraus ein Lustfeuer an, ummwandelten in geistlicher Vermummung die Marienkirche, und als die schöne große Glocke, dergleichen nicht war in ganz Pommernland, glühete und schmolz, und der Thurm krachend einstürzte, riefen sie: „Hei, wie fein brennt Pasewalk!"

Das wird genügen, es erklärlich zu finden, weshalb Gustav Adolf überall, wohin er mit seinen an eine musterhafte Mannszucht gewöhnten Soldaten kam, als ein Bote des Himmels begrüßt wurde. Er wurde als „Stern des Nordens" und als „Löwe von Mitternacht" in Gedichten gefeiert. In einem fliegenden Blatte hieß es: „Und da der Schwede nahe an Pommern kam, sahe er an die Deutschen und weinete über sie und sprach: Wenn du Kaiser Ferdinand wüßtest, so würdest du auf dem bevorstehenden Collegialtage bedenken, was zu deinem und des Reiches Frieden dienet, nun aber ist es vor deinen und der Jesuiten Augen verborgen. Denn es wird, will's Gott, die Zeit über dich kommen, daß Frankreich, Holland, Sachsen, Hanse- und Reichsstädte werden um dich und deine Obersten eine Wagenburg schlagen und dich belagern und dich in Pommern, Rügen, Mecklenburg, Pfalz, Böhmen und Niedersachsen, Schlesien und Oesterreich an allen Orten ängsten, dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen, darum, daß du nicht erkannt hast den friedfertigen Rath der Kurfürsten, von welchen du ersucht bist. Und der Schwede zog in Pommern und Mecklenburg, fing an auszutreiben die kaiserlichen Soldaten, so da ohne Geld kauften und verkauften, und sprach zu ihnen: Es stehet geschrieben, Deutschland ist ein frei

Land, ihr aber habt's gemacht zur Mördergrube; und rückte täglich fort in Pommern."

Gustav Adolf hatte anfänglich im Sinne, ohne Aufenthalt nach Stettin, dann nach Berlin und von dort ohne Aufenthalt nach Wien zu gehen. Seinem Kanzler Axel Oxenstjerna, einem der ausgezeichnetsten Staatsmänner nicht blos seiner Zeit, sondern aller Zeiten, war es gelungen, den König von jenem Plane abzubringen und es ihm als der Lage entsprechend darzustellen, sich zuvor aller festen Plätze des Oderthales zu bemächtigen, um für den möglichen Fall, daß der Feind Vortheile über ihn gewinne, eine gesicherte Rückzugslinie zu haben.

Welch einen Eindruck das Auftreten des Königs, von dessen siegreichem Vorrücken ohn' Unterlaß Neues berichtet ward, in der Bevölkerung hervorbrachte, ist oben erwähnt worden. Sehen wir nun zu, wie die protestantischen Fürsten sich dem Könige gegenüber verhielten. Die Blicke Aller waren zunächst auf die Fürsten Bogislav XIV. von Pommern und Georg Wilhelm von Brandenburg gerichtet. Sie werden, sie müssen sich dem frommen und starken Schwedenkönige anschließen! Das war der Ruf aller Redlichen und Bedrängten. Tag auf Tag verging, aber weder von Stettin, noch von Berlin aus war von einer Bewegung etwas zu berichten, die jenem Rufe entsprochen hätte. Bogislav, hochbejahrt und kränklich, war unfähig, einen entscheidenden Entschluß weder für, noch gegen die Sache, um die es sich handelte, zu fassen. Am kurfürstlichen Hofe zu Berlin sah es fast nicht besser aus. Georg Wilhelm's erster Minister, der katholische Graf Schwarzenberg, that sein Möglichstes, es zum Abschluß eines Bündnisses zwischen Brandenburg und Schweden nicht kommen zu lassen. Wie dürfe Brandenburg es wagen, sagte er, dem verwegenen Spieler Gustav Adolf zu vertrauen, dessen ganze Macht nur 15,000 Mann betrage, da doch ein Christian von Dänemark, der ein vier Mal so starkes Heer in's Feld geführt habe, der kaiserlichen Macht erlegen sei! Christian sei geflohen, der niedersächsische Kreis aber, der sich mit ihm eingelassen, habe darauf des Siegers schwere Hand zu fühlen gehabt. Christian habe sich selbst nicht einmal, viel weniger seine Verbündeten zu schützen vermocht. Und was sei mit den Herzögen von Mecklenburg geschehen? Sie seien ihres Landes für verlustig erklärt worden. Gewönne Gustav Adolf an den Fürsten von Pommern und Brandenburg Verbündete, so komme damit die vereinte Kriegsmacht immer noch nicht der Christian's gleich. Mißglücke das Unternehmen, so gelinge es vielleicht,

dem Könige von Schweden die Nordküste und damit seine Flotte zu gewinnen; was aber stehe dann den Fürsten von Pommern und Brandenburg bevor? — Darlegungen solcher Art bewirkten, daß Georg Wilhelm beschloß, der Forderung seines Schwagers Gustav Adolf, ihm zu Gunsten der evangelischen Sache die Hand zu reichen, nicht zu entsprechen.

Inzwischen hatte das Heer Gustav Adolf's fortgesetzt Zulauf tüchtiger Leute, und es wuchs dasselbe in kurzer Zeit bis auf dreißigtausend Mann.

Gustav Adolf rückte mit dem Hauptheile seines Heeres vor Stettin und ließ an Bogislav die Aufforderung gelangen, ihm Stettin als Waffenplatz einzuräumen, worauf der Herzog ihm durch seine Räthe antworten ließ, er sei gesonnen, in seinem Gehorsam gegen den Kaiser zu verharren. Gustav Adolf sagte darauf den Räthen: „Oeffnet Stettin die Thore nicht freiwillig, so habe ich hier" — er deutete dabei auf seine Truppen — „den Schlüssel dazu!" — Viele Bürger waren hinausgekommen, und der König, welcher der deutschen Sprache so mächtig war wie der schwedischen, redete freundlich mit ihnen. Hätte nicht schon der gute Ruf, der vor ihm herging, sie für ihn und seine Sache gewonnen gehabt, so würde der Adel seines Wesens sie mit begeisterter Hingabe an seine Person erfüllt haben. Der König hatte geäußert, er rathe dem Herzoge, im Fall es diesem um ein gutes Vernehmen mit ihm zu thun sei, sich zu ihm hinaus zu bemühen. Am nächsten Tage ließ sich Bogislav in einer Sänfte in's Lager tragen, ward von dem Könige auf's Freundlichste empfangen und richtete an diesen die eindringliche Bitte, ihm zu gestatten, daß er neutral bleibe, worauf der König mit Ernst erklärte: wer nicht für ihn sei, der sei gegen ihn, und hinzufügte: „Eilet, lieber Vetter, eilet; hier thut Schnelligkeit noth. Und glaubet mir nur: Nicht jeder Zauderer ist ein Fabius!" Hofdamen, Kopf an Kopf gedrängt, standen an den Fenstern des Schlosses. Auf sie hinweisend, sagte der König mit Lächeln: „Glaubt ihr, Vetter, daß alle diese schönen Beschützerinnen drei Minuten gegen eine einzige Compagnie meiner Dalekarlier aushalten würden?" „Nun denn in Gottes Namen!" sagte der Herzog und reichte dem Könige die Hand, worauf beide Fürsten zur Freude der Bürgerschaft in die Stadt einzogen. Auf das Erbieten der Bürgerschaft, schwedischen Truppen Quartiere zu geben, sagte der König unter Dankbezeugung für das Wohlmeinen, seine Soldaten seien gewohnt im Freien in Zelten zu schlafen. „Ein Pelzmantel für den General," fügte er hinzu, „und Stroh für die

Soldaten sind treffliche Betten für die Unterthanen eines Königs, dessen Ruhepolster eine Hängematte ist." Es kam nun ein Vertrag zwischen beiden Fürsten zu Stande, durch welchen Pommern „bis zur endlichen Entscheidung und bis Schweden Entschädigung wegen der aufgewendeten Kriegskosten haben werde," unter schwedische Verwaltung gestellt ward. Frankreich erbot sich, eine Beisteuer zum Kriege gegen den Kaiser zu zahlen. Der König nahm das Anerbieten an, weil seine Mittel zur Kriegsführung knapp waren, und er nicht gesonnen war, die Weise der Kaiserlichen, durch Brandschatzungen Mittel zum Kriege herbeizuschaffen, nachzuahmen. Daß Frankreich bei seiner Stellung zum deutschen Religionskriege nur politische Zwecke im Auge hatte, ist bereits hervorgehoben worden, und es wird sich dies weiterhin noch deutlicher ergeben.

Indem Gustav Adolf die Kaiserlichen fortgesetzt weiter zurückdrängte, begaben sich schwedische Staatsmänner nach Berlin, durch die der König seinem Schwager Georg Wilhelm ein Bündniß anbieten ließ. Georg Wilhelm, durch Schwarzenberg, wie oben berichtet ward, auf einen solchen Antrag vorbereitet, antwortete ablehnend. Dagegen erklärte sich der Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg, ein Oheim Georg Wilhelm's, für Gustav Adolf. Der Markgraf war Administrator von Brandenburg, und er, ein wohlgesonnener, aber wenig tüchtiger Mann, gelobte dem Könige Gut und Blut daran zu setzen, um Magdeburg gegen die Kaiserlichen zu halten.

Zu Anfang des Jahres befanden sich (mit Ausnahme von Kolberg und Greifswald) alle festen Plätze Pommerns, dazu auch ein Theil der Neumark in dem Besitz des Königs. Die Frage: „Für oder gegen den König?" hatte sich bereits auch an dem Hofe des Kurfürsten von Sachsen Johann Georg, des „Bierkönigs", lautbar gemacht. Von einem Fürsten, der dem Kaiser gegen den „Winterkönig", einzig aus dem Grunde, weil Letzterer dem reformirten Glauben anhing, beigestanden hatte, war für die von Gustav Adolf verfochtene Sache der Glaubensfreiheit von vorn herein nichts zu hoffen. Es war der gute Geist, der seiner Zeit zu Gunsten der Reformation so Großes gewirkt hatte, aus dem sächsischen Fürstenhause gewichen. Johann Georg fragte sich nun: Was thue ich, um mir bei dem Handel nicht nur nicht Schaden zuzuziehen, sondern Vortheil zuzuwenden? — Dies brachte den Schlemmer auf den Gedanken, die protestantischen Fürsten nach Leipzig einzuladen, um eine Mittelmacht zu bilden. Evangelische Fürsten und Stände kamen zusammen, und es gelangte die jenem Plane entsprechende Vorlage zur Annahme. Die „Mittelmacht" mit dem

„Bierkönig“ an der Spitze war gegründet, aber siehe, sie ward hüben und drüben verspottet.

Während die Schwerter geschliffen wurden, kämpften die Federn gegeneinander. Die Römlinge machten von der „Teufelserfindung des Buchdrucks“ ebenfalls Gebrauch, und es wurden von ihnen Flugblätter gegen die Schweden erlassen. In einem derselben, überschrieben: „Zween Psalmen und etliche Reime“, hieß es: „Warum toben die Lutherischen und kriegen so vergeblich? Der König von Schweden lehnet sich auf, und die Staden rathschlagen wider den Kaiser und seinen Gesalbten: lasset uns zerreißen ihre Bande! — Aber der in Bayern wohnet, lachet ihrer, und der Kaiser spottet ihrer. Tilly wird Eins mit ihnen reden in seinem Zorn, und in seinem Grimm wird er sie schrecken: denn ich habe einen König eingesetzt auf meinem heiligen Berge, von dem du Papst zu mir gesaget hast: Tilly, du bist mein Sohn, heute habe ich dir Engelland zum Eigen gegeben und Schweden zum Eigenthum. Lasset euch nun weisen ihr Richter und lasset euch züchtigen, dienet dem Kaiser mit Furcht und freuet euch mit Zittern. Küsset den Tilly, daß er nicht zürne, noch daß er umkommt auf dem Wege, denn sein Zorn wird bald anbrennen, aber wohl Allen, die auf den Kaiser trauen.“

Ja, Tilly war der Jesuiten Herzensmann, und dieser lag mit einem starken Heer vor Magdeburg. Gustav Adolf empfing Kunde, daß die Stadt schwer bedrängt, und daß, falls nicht schleunig Entsatz komme, sie verloren sei. Das bestimmte den König, unverzüglich seinen Schwager, den Kurfürsten von Brandenburg, in einem Schreiben aufzufordern, ihm als Stützpunkte für den von ihm gegen die Belagerer Magdeburgs beabsichtigten Zug die brandenburgischen Festungen Küstrin und Spandau einzuräumen. Auf des Kurfürsten Weigerung rückte Gustav Adolf gegen Berlin vor. Schwarzenberg hatte sich aus dem Staube gemacht, er war — angeblich im Auftrage des Kurfürsten — auf einer Reise nach Holland begriffen. Er mochte vernommen haben, daß Gustav Adolf geäußert hatte, man solle den Jesuitenfreund zum Fenster hinauswerfen und ihm den Hals entzweischlagen. In der Köpnicker Heide, dicht bei Berlin, kam es (am 3. Mai 1631) zu einer Zusammenkunft der Fürsten. Eindringlich sprach Gustav Adolf von der Pflicht, die jeder evangelische Fürst der bedrohten Sache des Glaubens schulde; Georg Wilhelm blieb kalt, bat sich zwei Tage Bedenkzeit aus und lud den Schwager ein, in die Stadt zu kommen. Gustav Adolf nahm die Einladung an, die Verhand-

lungen wurden fortgesetzt, endlich verstand sich Georg Wilhelm mit schwerem Herzen dazu, den Schweden Spandau einzuräumen.

Der König hatte sich inzwischen an den Kurfürsten von Sachsen mit der Aufforderung gewandt, ihm, da für Magdeburg Gefahr im Verzuge sei, Durchzug durch Sachsen und die Benutzung der Dessauer Brücke zu gestatten. Tag auf Tag verging, ohne daß vom Kurfürsten auch nur eine Antwort erfolgte. Der König sendet Boten über Boten an ihn — da fliegt die Unglückskunde durch's Land: Magdeburg ist gefallen!

Vergebens hatten die Magdeburger bis zum 10. Mai auf Hülfe gehofft. Die Besatzung der Stadt war zu schwach gegen den 40,000 Mann starken Feind, sie zählte nur 2000 Kriegsleute und 5000 bewaffnete Bürger. Von Gustav Adolf war der Stadt in dem schwedischen Obersten Dietrich von Falkenberg ein trefflicher Führer gesandt worden. Da unter diesem Commandanten mehrere Stürme der Kaiserlichen blutig abgewiesen worden waren, ward von dem unter Tilly stehenden Reiter-General von Pappenheim (die Soldaten nannten diesen tapferen Kriegsmann, weil ihm Gesicht und Körper von Narben bedeckt war, General Schmarrhans) der Versuch gemacht, sich der Stadt durch Verrath zu bemächtigen. Der Grafentitel und 400,000 Thaler war der Preis, der dem schwedischen Obersten für Ausführung des Verraths geboten ward. Falkenberg zwang den Boten, sein ihm gemachtes Anerbieten vor den versammelten Offizieren zu wiederholen, worauf er ihm die Antwort ertheilte: Schurken und Verräther möchte Pappenheim leichter in seinem Heerlager finden; sende er ihm noch einen Versucher, so werde demselben zum Lohn eine hanfene Halsschnur zu Theil werden. Daß Gustav Adolf im Anzuge war, wußte man in der Stadt und im Lager. Die Bürger wurden im Beharren gestärkt, Tilly hielt es für gerathen, die Belagerung aufzuheben. Daß er eine nicht geringe Meinung von Gustav Adolf hatte, ist bereits gesagt worden, und er erachtete es für unumgänglich geboten, alle Kräfte gegen den anziehenden Feind zusammen zu halten. Pappenheim sprach sich im Kriegsrathe mit Ungestüm für einen neuen Sturm aus, und er drang mit seiner Ansicht durch. Auch pflichtete man ihm darin bei, daß es sich empfehle, den Angriff nicht zur Nachtzeit, sondern am hellen Tage auszuführen, zu welcher Zeit sich die Bürgerschaft am wenigsten einer Feindseligkeit versehen und deshalb auch am wenigsten wachsam sein möchte. Alles wurde zum Sturm vorbereitet, am 9. Mai fanden Bewegungen im Lager statt, die darauf zu deuten schienen, daß Tilly an Abzug denke.

Gewiß ist unser Retter nahe! hieß es unter den Bürgern. Wahrlich, sie hätten nicht vergebens zu hoffen gehabt, wären die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen dem Könige in anderer Weise begegnet, als es geschehen! Am Morgen des 10. Mai gingen viele der vom Nachtwachen ermüdeten Bürger in ihre Wohnungen, so daß die Brustwehren nur schwach besetzt blieben. Einige Stunden lang blieb Alles stille. Plötzlich wurden die Schlafenden durch Kanonendonner aufgeweckt. Was ist das? Ist der Retter nahe? Sendet ihm Magdeburg von seinen Mauern einen donnernden Morgengruß entgegen?

Da vernehmen die Bürger der Neustadt den Kampfruf der Kaiserlichen: „Jesus Maria!" Pappenheim hat die neustädter Schanze genommen, seine Krieger dringen mit der fliehenden Besatzung zugleich durch die Pforte auf das Bollwerk. Falkenberg sprengt herzu; die Mannschaften, die er hier vorfindet, sind dem andringenden Feinde nicht gewachsen. Auch auf einer zweiten Stelle ist es dem Feinde geglückt, sich des Bollwerks zu bemächtigen. Glockengeläut und Sturmblasen von den Thürmen ruft Alles zu den Waffen. Da streckt eine Kugel den tapfern Commandanten nieder, Christian von Brandenburg, schwer verwundet, wird gefangen genommen. Heldenmüthig kämpft noch die Bürgerschaft, aber ohne einheitliche Leitung und zu schwach an Zahl, ist ihr Geschick einem von Fanatismus und Beutegier erfüllten Feinde gegenüber besiegelt. Den Kaiserlichen war eine dreitägige Plünderung des „Ketzernestes" zugesagt und hinzugefügt worden, Magdeburg berge die Reichthümer von sieben Königreichen. Wie verheerende Fluten wälzten sich die feindlichen Schaaren jetzt unter dem Gebrüll: „All' gewonnen! All' gewonnen!" durch die geöffneten Thore in die Stadt hinein. Aerger noch wurde in dem unglücklichen Magdeburg gewüthet, als es in Pasewalk geschehen war. Raub und Mord war die Loosung; Greise und Kinder wurden gemordet, die geplünderten Häuser in Brand gesteckt. Hier und da mochte auch in der Absicht, den Feind im Vordringen zu hindern, von den Einwohnern Feuer angelegt worden sein. Hunderte von Frauen und Jungfrauen stürzten sich in die Elbe, um den viehischen Mißhandlungen der kaiserlichen Soldaten zu entgehen. Nach wenigen Stunden bot die Stadt den Anblick eines Flammenmeeres dar: eine der schönsten Städte Deutschlands sank in Asche, übrig blieben nur zwei Kirchen und einige abseits gelegene armselige Fischerhütten. Von 33,000 Einwohnern, die Magdeburg vor dem Kampfe zählte, kamen nur etwa 3000 mit dem Leben davon. Pappenheim schrieb an den Kaiser, es sei „seit der Zerstörung Jerusalems und Magdeburgs keine größere

Victoria erfahren und erhört worden", und bedauerte, „Dero kaiserliche Frauenzimmer nicht selbst zu Zuschauern gehabt und von ihnen den Ritterdank erhalten zu haben." Diejenigen Soldaten, die etwas von der Pariser Bluthochzeit vernommen hatten, sagten, Tilly's und Pappenheim's Leute hätten ihre „Magdeburger Hochzeit" gefeiert, bei der es noch höher hergegangen sei, als ein halbes hundert Jahr früher zu Paris.

Die protestantische Welt rief Wehe über die Mörder und Brandstifter, Wehe aber auch über die Fürsten und deren Rathgeber, durch die es dem Könige Gustav Adolf unmöglich gemacht worden war, den Rettungszug auszuführen.

Gustav Adolf war namentlich erbittert auf seinen Schwager, dessen Widerstreben den ersten Anstoß zur Verzögerung gegeben hatte. Nun verlangte dieser obendrein noch Räumung Spandaus, da ja der Zweck, Magdeburg entsetzen zu wollen, hinfällig geworden sei. Der König räumte nun zwar, entsprechend seiner Zusage, Spandau, rückte aber sofort vor Berlin, richtete neunzig Kanonen auf dasselbe und begehrte Einlaß. Georg Wilhelm, sagte sich der König, will — aus Furcht vor dem Kaiser — gezwungen sein: er soll es haben! — Das angewandte Kraftmittel half; sofort wurden von Seiten des Kurfürsten Verhandlungen eingeleitet, und es führten dieselben zu einem förmlichen Bündniß zwischen den fürstlichen Schwägern, welches sie verpflichtete, gemeinsam für die evangelische Sache einzustehen. Da es dem Kurfürsten zur Zeit an einer entsprechenden Kriegsmacht fehlte, so hatte er dem Könige in seine Kriegskasse monatlich dreißigtausend Thaler zu zahlen. Spandau wurde dem Könige wieder eingeräumt, für Küstrin das Recht des Durchzugs und im Nothfalle das der Besetzung zugesagt. Nachdem Gustav Adolf seine Vettern von Mecklenburg zu Güstrow feierlich wieder in ihr Erbe eingesetzt hatte (was mag bei der Kunde davon der in Prag lauernde Wallenstein empfunden haben!), begab er sich wieder zu seinem Heere und rückte gegen die Elbe vor, um Tilly für den Fall Magdeburgs zur Verantwortung zu ziehen.

Wie Tilly eine hohe Meinung von der Feldherrntüchtigkeit des Königs von Schweden hegte, so dachte auch dieser nicht gering von den Feldherrngaben seines Gegners. War doch Tilly hinter einander aus nicht weniger als dreiunddreißig Schlachten als Sieger hervorgegangen! — Beide Feldherrn hielten es für angemessen, Verstärkungen an sich zu ziehen. Tilly hatte dabei Unangenehmes zu erfahren. Der Kurfürst von Sachsen weigerte sich, kaiserliche Sol-

daten in sein Land aufzunehmen, indem er darauf verwies, daß er das Haupt der „Mittelmacht" sei. Aber gerade um dieser von ihm gewählten Stellung willen, die ihm die Verachtung der Evangelischen eingetragen hatte, grollte man ihm längst auf das Bitterste auf katholischer Seite, und Tilly beschloß, ihn durch Anwendung einer harten Züchtigung aus seiner Mittelstellung heraus und in das katholische Lager hineinzutreiben. Aber er spannte den Bogen zu straff, so daß der Pfeil das Ziel überflog. Er fiel in Sachsen ein, alle Unthaten seinen Kriegern gestattend, die auszuüben es sie gelüstete. Als er vor Leipzig stand, zeigten zweihundert eingeäscherte Dörfer den Weg, den er mit seinem Raubheere genommen hatte. Nachdem eine Zahl von Brandkugeln in die Stadt geschleudert worden war, erschienen Abgeordnete in dem Lager, begehrend, mit Tilly wegen der Uebergabe des Platzes zu unterhandeln. Von all den Häusern in der Vorstadt war nur eines, das des Todtengräbers, von dem Feuer, das die Leipziger bei Annäherung des Feindes angezündet hatten, verschont geblieben, und dieses Haus nun, dessen innere Wände von seinem Besitzer mit Schädeln, Todtengebeinen und Särgen bemalt worden waren, ward dazu ersehen, den Ort der Verhandlungen abzugeben. Als Tilly eintrat, erbleichte er. Die den Furchtlosen kannten, waren erstaunt. Es ist nicht zu bezweifeln, daß er die Symbole des Todes, die sich seinen Augen so urplötzlich darboten, als böse Vorzeichen ansah. Er saß längere Zeit in sich versunken am Tisch und gewährte schließlich der Stadt günstige Bedingungen.

Johann Georg, der nun die Folgen des Rathes erntete, den ihm sein Hofprediger Hoe ertheilt hatte, geberdete sich wie ein Verzweifelter. Er sandte seinen Feldherrn Arnim zu Gustav Adolf und ließ ihn flehentlich bitten, sich seiner und des Sachsenlandes zu erbarmen und letzteres vor weiteren Verwüstungen zu schützen. Gustav Adolf that hart, wies darauf hin, daß Johann Georg den kläglichen Fall Magdeburgs mit verschuldet habe, und erklärte darauf, nur helfen zu wollen, wenn er die Sicherheit gewinne, daß, nachdem man sich seines Beistandes bedient, hinter seinem Rücken nicht wieder das alte Spiel aufgenommen werden könne. Daher begehre er, daß ihm Wittenberg eingeräumt und ihm der älteste Sohn des Kurfürsten als Geißel überantwortet werde. Arnim eilte zu Johann Georg nach Dresden zurück, der, als ihm Bericht erstattet worden war, ausrief: „Nicht nur Wittenberg, sondern auch Torgau, ja ganz Sachsen soll dem Könige offen stehen. Ich will ihm alle die Meinen als Geißeln übergeben, und wenn ihm das noch nicht genug ist, mich selbst dar-

bieten!" Er bevollmächtigte seinen Feldherrn Arnim zum Abschluß eines Bündnisses mit Gustav Adolf unter jeglichen Bedingungen. So kam denn das Bündniß zwischen ihm und dem Könige zu Stande, bei welchem letzterer jedoch von den oben bezeichneten harten Bedingungen aus freien Stücken absah. Nun rückte Gustav Adolf mit 13,000 Mann Fußvolk und 1000 Reitern in Sachsen ein. Als er bei Wittenberg über die Elbbrücke ging, wurde er von Professoren und Studenten der wittenberger Universität feierlich begrüßt. „Aus diesem Ort und durch euch," sagte der König in seiner Antwort, „ist das Licht des Evangeliums zu uns gekommen; weil es aber durch die Feinde will verdunkelt werden, müssen wir zu euch kommen, um dies Licht, nächst Gott, wieder anzuzünden." Bei Düben stieß das sächsische Heer, 18,000 Mann stark, zu ihm, und er gebot jetzt über ein Heer von 32,000 Mann. Im Hinblick darauf, daß die Sachsen aus jungen, eben erst zu den Fahnen gerufenen Mannschaften bestanden, suchte Gustav Adolf vorerst noch ein Haupttreffen zu vermeiden. Als aber Johann Georg ihn flehentlich bat, den furchtbaren Verwüster des Landes anzugreifen, rückte er auf dem Wege nach Leipzig gegen Tilly vor. Tilly, obgleich sein Heer an Mannschaften und noch dazu an durchweg erprobten Mannschaften stärker war als das des Gegners, hatte noch weniger Lust, Alles auf einen Wurf zu setzen. Der ungestüme Pappenheim drang jedoch im Kriegsrathe mit der Ansicht durch, daß es angemessen sei, unverzüglich zum Kampfe zu schreiten. Am 16. September 1631 standen die Heere bei dem in der Nähe von Leipzig gelegenen Breitenfeld einander gegenüber. Der Morgen des 17. September brach an; die Wachtfeuer verloschen, die Sonne stieg blutroth empor, allgemach schwanden die Nebel dahin. Gustav Adolf hielt eine eindringliche Anrede an seine Offiziere. Sie that das Ihrige, die Zuversicht des Heeres zu stärken. Alles, was die Soldaten mit einander redeten, deutete darauf hin, daß diese Zuversicht in einem hohem Grade vorhanden sei. Ausreißer, hieß es, hätten bezeugt, daß Tilly den Glauben an seinen Stern verloren habe. Seit dem Tage der Capitulation von Leipzig stehe ihm das Beinhaus beständig vor Augen, und mehr als je töne ihm seit dieser Zeit das tausendstimmige Wehgeschrei der Magdeburger in die Ohren. Auch von den Soldaten des Erbarmungslosen seien böse Wahrzeichen bemerkt worden. Zu Wittenberg auf dem Walle sei zu dreien Malen ein Schattenbild, Roß und Reiter, der Reiter Tilly genau gleichend, vorüber geschwebt. Beim letzten Male habe dem Reiter das Haupt gefehlt. Träume! — Aber „Träume

solcher Art entspringen dem dunklen Grunde des Daseins, dem die Thaten entkeimen, wie dem Zweig die Blüthe, der Puppe der Schmetterling." Die Stimmungen beider Heere unterschieden sich wie Nacht und Morgen. Im Heere der Liga Fanatismus, Beutegier, wachsende Besorgniß, — dagegen im Heere Gustav Adolf's zunehmende Siegeszuversicht und unerschütterlicher Glaube, einen guten Kampf zu kämpfen. Wie erquickte die Krieger der Anblick ihres Heldenkönigs, der, einen grauen Rock über dem Elennskoller und einen weißen Hut mit grüner Feder tragend, die lange Linie der Krieger hinabritt, und dessen Angesicht leuchtete von freudigem Muthe!

Nun rückte das schwedisch-sächsische Heer gegen den Feind vor. Tilly, klein und hager von Gestalt, ritt, wie er es gewohnt war, ein auffallend hohes Streitroß. Er trug ein grünes Atlaskleid und einen schwarzen spitzen Hut mit einer ihm bis über den Rücken herabhängenden rothen Feder. Als er das Vorrücken des Feindes bemerkte, wurde — so erzählten später kaiserliche Krieger — sein Angesicht fahl, seine Augen wurden greller, als sie es sonst schon waren.

Ein Zeichen von ihm — da erdröhnen drei Kanonenschüsse: das blutige Ringen begann. „Jesus Maria!" erscholl brausend der Schlachtruf der vorrückenden Kaiserlichen; „Gott mit uns!" war der Gegenruf der Evangelischen. Die Flügel gerathen in harten Kampf, Tilly wendet sich mit Hauptmacht gegen die Sachsen, und es gelingt ihm, diese zurückzuwerfen. Er sieht den Feind fliehen, und es will ihm scheinen, als sei die Vollendung des Sieges nun nicht mehr zweifelhaft. Die alte Zuversicht kehrt zurück, er fertigt Siegesboten nach Wien und München ab. Die Sachsen kommen zu sich, als sie den Heldenkönig dahersprengen sehen; der Drang beseelt sie, durch kühne That gut zu machen, was sie verschuldet. Es war ein schweres Werk, die gestörte Schlachtordnung wieder herzustellen. Der König, den sein feuriger Schecke bald hierin, bald dorthin trägt, setzt sich den größten Gefahren aus. Entsetzen erregt Einem und dem Andern der Gedanke: was wohl werden solle, wenn der König falle! — Ein Hauptmann bittet ihn flehentlich, doch nicht in Person zu viel zu wagen, sondern sich dem Heere und der heiligen Sache des Evangeliums zu erhalten. Heitern Angesichts antwortet der König: „Gott lebt!" Dann fuhr er fort, zu thun, was ihm als Pflicht erscheint. Ihn erfüllte ein anderer Glaube, als der war, dem jene Mahnung entsprang. Nach seinem Glauben hatte er gerade jetzt mehr als je seine Feldherrnpflicht zu erfüllen. Gott lebt! Was thut's, wenn du,

der von Gott gerufen ward, zu streiten für sein Reich, fällst! Für dich gilt es nicht, zu sorgen, daß du leben bleibst, vielmehr vor allen Dingen darauf bedacht zu sein, deine Pflicht zu erfüllen! Gott ist der Herr über Leben und Sterben, und wie er dich rief, wird er, fällst du, Andere rufen, die sein Werk fortführen! — Das war der Glaube, der aus seinen zwei Worten „Gott lebt!“ und aus seinem Angesichte hervorleuchtete, und dieser Glaube that Wunder, denn durch ihn erreichte er das Ziel, die Schlachtordnung auf seiner Seite wieder herzustellen, vollkommen. Inzwischen hatten seine Schweden wie Mauern von Stahl und Eisen den furchtbaren Angriffen der Pappenheimschen Reiterei widerstanden, und eben so wenig wie den Pappenheimern war es dem Kerne des Tilly'schen Fußvolkes gelungen, den tapfern schwedischen Männern Abbruch zu thun. Die sächsischen jungen Kriegsleute, die den Schrecken des Todes vollständig überwunden hatten, gingen nun mit Löwenmuth in's Feuer. O Tilly, du hast deine Boten zu früh hinweg gesandt! Jetzt siehst du die Deinen weichen, im Centrum wie auf den Flügeln; der Ruf „Jesus Maria!“ verstummt, „Gott mit uns!“ erdröhnt wie Wettersturm. Was hilft's, daß du dich, ähnlich wie Gustav Adolf es kurz vorher that, den augenscheinlichsten Gefahren aussetzest, die weichenden Krieger zum Stehen zu bringen! Was einem Gustav Adolf-Glauben gelang, vermag dein kalter Muth nicht auszurichten! — Tilly, aus drei leichten Schußwunden blutend, wird endlich von der wilden Flucht mit hinweggerissen. Ein schwedischer Rittmeister, der ihn erkennt, jagt ihm nach, erreicht ihn, und sein umgekehrtes Pistol fährt so gewaltig hernieder auf das Haupt des Fliehenden, daß derselbe im Sattel schwankt. Da streckt eine Kugel den Rittmeister nieder, und es gelingt, den halbohnmächtigen Tilly in Sicherheit zu bringen. Fünf Regimenter Kaiserlicher, die sich in einem kleinen Gehölz festgesetzt haben und sich nicht ergeben wollen, fallen unter den Schwertern der Schweden. Gegen achttausend Kaiserlicher werden auf der Flucht gefangen genommen, eben so viele decken das Schlachtfeld. Von den Sachsen waren siebentausend, von den Schweden zweitausend Mann gefallen. Das war die herrliche Schlacht bei Breitenfeld, die auch vielfach die Schlacht bei Leipzig genannt wird, der zum feierlichen Gedächtniß auf einem von Tannen umkränzten Hügel des Schlachtfeldes ein Stein errichtet worden ist, auf dem die Worte stehen:

„Glaubensfreiheit für die Welt
Rettete bei Breitenfeld
Gustav Adolf, Christ und Held.
Den 7/17. September 1631.“

Mit diesem einen Schlage waren alle Vortheile der Kaiserlichen geschwunden, die sie seit zwölf Jahren errungen hatten. Dem königlichen Sieger stand nun Deutschland offen. Johann Georg war dermaßen von Dankbarkeit gegen Gustav Adolf und Bewunderung für ihn hingerissen, daß er in ihn drang, sich an Ferdinand's Stelle um die deutsche Kaiserkrone zu bewerben, und hoch und theuer gelobte, seinen ganzen Einfluß zur Durchsetzung der Wahl aufzubieten. Ob und welchen Eindruck ein solcher Antrag auf den König machte, ist nicht ersichtlich; dagegen weiß man, daß er sich um diese Zeit ausschließlich mit der Verfolgung des Sieges beschäftigte. An seinen Verbündeten, Johann Georg, stellte er das Verlangen, sofort in die österreichischen Staaten zu rücken, während er sich anschickte, durch Mittel- und Süddeutschland zu ziehen, um die Trümmer des Tilly'schen Heeres zu vernichten, die zersplitterten Kräfte der Protestanten zur Vergrößerung seines Heeres an sich zu ziehen und darnach einen günstigen Frieden für die evangelische Kirche Deutschlands von dem Kaiser und der Liga zu erzwingen. Johann Georg rückte auch alsbald in Böhmen ein, doch entsprachen weiterhin seine Thaten mit nichten seinen großen Worten; die alten Rathgeber gewannen wieder Macht über den Schwächling. So kam es, daß er unthätig in Böhmen stehen blieb, daß er es sogar sorgfältig vermied, den Gütern des Kaisers wie denen Wallenstein's auch nur die geringste Kriegslast aufzuladen, ja daß er nicht einmal Wallenstein's sich versicherte! Es war eben nur ein Strohfeuer gewesen, von dem er ergriffen gewesen war. Wie anders Gustav Adolf, der sich einer heiligen Sache gelobt hatte, und der fröhlich auf seiner Bahn vorwärts ging! Wie stand sein Christenglaube so hoch über dem theologischen Wust seiner Zeit! In Erfurt war die Begeisterung für den König so groß, daß selbst die katholischen Geistlichen es für gerathen hielten, an den Feierlichkeiten, die zu seiner Begrüßung stattfanden, Theil zu nehmen. Er sagte ihnen: „Meine Absicht ist, die Katholiken sollen dieselbe Freiheit genießen, als die Protestanten. Lasset dem Kurfürsten von Mainz kund thun, er möchte dem Bunde der Liga entsagen, ich sei gekommen, die Kurfürsten zu vertheidigen, zu beschützen, nicht aber sie zu unterdrücken. Er solle mich also nicht zwingen, ihn als Feind behandeln zu müssen!" Wie klang dies so anders, als dasjenige, was die Jesuiten lügnerisch über ihn verbreitet hatten! In der katholischen Peterskirche zu Erfurt geschah es, daß einige Jesuiten sich vor ihm niederwarfen. Ihnen war er freilich nicht hold. Er hieß sie aufstehen und redete sie mit strafendem Ernste folgendermaßen an: „Ihr werdet

einst Rechenschaft zu geben haben vor dem erhabenen Richterstuhle Gottes von dem Unheil, das ihr gestiftet, und von dem Blut, welches ihr vergossen habt! Ihr allein seid die Urheber alles Unheils in Deutschland!" Jeder Widerstand, den man ihm auf seinem Zuge nach Süddeutschland entgegen setzte, ward schnell besiegt. Von der Höhe und Lauterkeit seines Glaubens giebt auch folgender Vorgang Zeugniß. Abgeordnete der Universität Heidelberg trugen ihm die Bitte vor, sich der Vereinbarung der Reformirten und Lutherischen zu unterziehen. In seiner Antwort sagte er: „Nach dem Zeugniß der Geschichte ist noch nie etwas dabei herausgekommen, wenn Kaiser und Könige sich auf kirchlichen Handel eingelassen haben. Ich halte es nicht mit einer theologischen Partei, sondern mit der heiligen Schrift und bitte Gott nicht sowohl um Herstellung eines Glaubens unter den Menschen, als um deren Einigkeit in der Liebe." Wie Strahlen der Morgensonne auf die Erde, so wirkten solche Worte auf die Gemüther der Menschen. Vielfach wurde der König von den Bürgerschaften der Städte unter Glockengeläut eingeholt; man drängte sich an ihn, es wurden ihm Hände, Füße, der Saum seines Gewandes geküßt. Bei einer solchen Gelegenheit geschah es, daß er gegen einen seiner Begleiter die Aeußerung that: „Unsere Sachen stehen auf einem guten Fuß, allein ich fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit dieses Volkes strafen werde. Hat es nicht das Ansehen, daß diese Leute mich recht zu ihrem Abgotte machen? Wie leicht könnte der Gott, welcher den Stolzen demüthigt, sie und mich selbst empfinden lassen, daß ich nichts als ein sterblicher Mensch bin!" — Gegen Ende der Jahres legte Gustav Adolf seine von Kämpfen und Märschen ermüdeten Truppen auf der linken Seite des Rheines in Winterquartiere. „In einem Jahre hatte das Flügelroß des Sieges ihn getragen von den Gestaden der Ostsee bis in das Elsaß."

Gustav Adolf hatte es mehrfach in seinen Reden an die Bürgerschaften hervorgehoben, daß er jederzeit bereit sei, Frieden zu schließen, sobald von Seiten der Gegner Sicherheit dafür geboten würde, daß die Evangelischen fernerhin ungekränkt ihres Glaubens leben dürften. Nunmehr wandte er sich mit Forderungen, die jenem Zweck entsprachen, zuerst an das Haupt der Liga, Maximilian von Bayern, und darauf, nachdem Letzterer ablehnend geantwortet hatte, an den Kaiser. Er stellte folgende Friedensbedingungen auf: 1. Widerruf des Restitutions-Edicts, 2. Religionsfreiheit für das Reich, 3. Wiederherstellung Böhmens, Mährens und Schlesiens in ihren alten Zustand und Zurückberufung aller Landesflüchtigen, 4. Wiedereinsetzung Fried-

rich's V. von der Pfalz, 5. Vertreibung der Jesuiten, 6. Gleichmäßige Besetzung aller geistlichen Stifter durch evangelische und katholische Mitglieder.

Das gab ein Gewimmel unter den Jesuiten wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen. Wie, das sollte der Lohn sein für die lange und mühsame Arbeit der Finsterniß? — Nein, ihr Fürsten, bleibet fest! Glaubet nur: unsere alte Lügenkunst lebt noch! Wir werden den alten Listen neue Listen hinzufügen! Und stehet denn unsere Sache gänzlich schon hoffnungslos? Schauet doch einmal den Sachsenfürsten an, der in Böhmen einrückte! Er verzagt schon, er hält schon still. Weshalb? Weil er zu erkennen beginnt, daß die Sache des schwedischen Ketzers wieder umschlagen wird!

Einer war da im katholischen Lager, der die Vorgänge letzterer Zeit nicht nur nicht bedauerte, sondern sie mit einer Art höllischer Freude begrüßte: Wallenstein in Prag. Nun habt ihr den Lohn für den Dank, den ihr mir zu Theil werden ließet! sagte er sich. Wie lange wird es währen, und ihr klopft wieder an meine Thür! Aber wahrlich, ich will euch Bedingungen stellen, die mich, falls ihr sie annehmt, vor einer abermaligen Demüthigung sichern sollen! —

Da die Jesuiten es nicht zu Friedensverhandlungen hatten kommen lassen, nahm Gustav Adolf im Frühjahr 1632 den Krieg wieder auf und rückte zunächst in Franken ein. Wie es in allen evangelischen Städten geschehen war, wurde er auch in Nürnberg festlich empfangen, nur thaten es die Bürger Nürnbergs an hingebender Verehrung und Aufwand bei den Feierlichkeiten allen Landsleuten zuvor. Nürnberg, von Gustav Adolf das „Auge Deutschlands“ genannt, hatte damals seine höchste Blüthe erreicht. Als der König in die Stadt einzog, war Alt und Jung auf den geschmückten Straßen. Die Mütter hoben die Kinder hoch. Schauet den Helden, ward gesagt, dessen Heimath der ferne Nord ist, der aber dennoch unsere Sache führt, und der unsere Sprache redet, als wäre er ein Sproß unseres Volkes! Und wie eindringlich weiß er zu reden! Seine Worte klingen wie Glockengeläut und gehen in Kraft und Lieblichkeit so recht mitten in's Herz hinein! Er ist uns ja aber auch nicht ein Fremder, nein, als Landsmann dürfen wir ihn ansehen! In Schweden ließen Heerhaufen der Gothen sich nieder, und waren die Gothen nicht ein Zweig des großen Germanenvolkes? Mögen Schweden und Deutsche äußerlich in Absonderung gerathen sein: beide Völkerschaften sind Hauptsprossen eines Urvolkes! Und hat nicht in dem Könige schwedisches und deutsches Blut und Wesen sich auf's Neue vermählt?

War seine Mutter nicht ein deutsches Fürstenkind? Seine Gemahlin Maria Eleonore ist eine deutsche Prinzessin. Wollte Gott, es wäre ein jeder der Fürsten im Reiche so echt germanischen Blutes und Geistes, wie er es ist! Wahrlich, der verdiente es tausend Mal eher, die deutsche Kaiserkrone zu tragen, als der finstere Ferdinand, der uns an Rom verrathen und Deutschland nun halb schon zur Wüste gemacht hat! Der allmächtige Gott sende weiterhin seine Engel vor ihm her, daß sie ihm die Wege bahnen! Denn von Gefahren ist er noch schwer bedroht, nicht allein auf Schlachtfeldern, auf denen er noch wird streiten müssen, sondern auch auf Friedenswegen, wie ja schon zwei Mal von Jesuiten Versuche gemacht worden sind, ihn zu ermorden! — So lauteten Stimmen des Volkes zu Nürnberg. Es waren dem Könige bei der Begrüßung zwei kostbare silberne Becher überreicht worden, deren einer die Erdkugel, der andere die Himmelskugel darstellte. Als ihm nun auf dem Rathhause ein Fest gegeben wurde, kam er in seiner Erwiderungsrede auf die Gabe zurück. Ihre Geschenke, sagte er, seien ihm werth wegen der Seltenheit und der kunstreichen Arbeit, werther aber noch sei ihm die Anhänglichkeit an die evangelische Sache. Von derselben möchten sie sich durch Nichts abwendig machen lassen, weder durch Verzagtheit, noch durch Bethörung von eitler Leidenschaft, besonders nicht durch den Mammon, den Götzen dieser Welt. Sie möchten — dies sagte er mit besonderer Bezugnahme auf die, die Symbole der Erde und des Himmels an sich tragenden Becher — alle Zeit der göttlichen Mahnung eingedenk sein, daß über der Erdkugel die Himmelskugel, über dem Zeitlichen das Unvergängliche nicht vergessen werden dürfe! — Weiterhin äußerte er: Auch jetzt noch geschähen Wunder und Zeichen. Was sei wohl wunderbarer, als daß er, der sich früher eher des jüngsten Tages versehen hätte, denn daß er in ihre Stadt käme, das erwählte Rüstzeug sein müsse in dem neuen Kampfeswerke gegen Rom? Er sei auch ein Prediger, gesandt von Gott, aber nicht blos zum Trösten, sondern zum Helfen. Wie sie nun davon überzeugt sein dürften, daß er erfülle, was er versprochen, wenn ihm Gott fürder Gnade verleihe, wie er weder eine Gefahr noch den Tod gescheut und auch künftig nicht scheuen werde, so möchten sie nicht minder das Ihre thun, einen guten Kampf kämpfen und Glauben halten! —

Tilly hatte inzwischen am Lech eine Stellung genommen, die für uneinnehmbar angesehen ward. Dennoch rückte Gustav Adolf gegen ihn vor, erzwang sich den Uebergang über den Fluß und schlug den Feind auf's Haupt. Von einer Stückkugel am Knie verwundet, ward

Tilly nach Ingolstadt gebracht; dort starb er am vierten Tage nach der Schlacht. Nun rückte der König vor Ingolstadt, in das sich, den mächtigen Werken desselben vertrauend, Maximilian von Bayern geflüchtet hatte. Während einer heftigen Kanonade von den Mauern nahm der König diese in Augenschein. Sein Pferd wurde von einer Kanonenkugel niedergestreckt. Bis auf den Tod erschreckt eilten die Seinen herzu; sie meinten, der König sei getroffen. Doch war er schnell wieder auf den Beinen und sagte lächelnd: „Die Birne ist noch nicht reif!" Dieser Vorgang hatte den Kriegern die Frage auf's Neue nahe gelegt: Was würde aus uns fern vom Heimathlande, wenn dem Könige ein ernstes Leid widerführe? Dreizehn Wunden hatte sein Körper schon empfangen, in den Schlachten schonte er sich nicht, außerdem umlauerte, wie schon erwähnt ward, ihn die Tücke der Feinde. Waren doch sogar Erkaufte als Offiziere in sein Heer eingetreten und hatten Mordversuche auf ihn ausgeführt! Solchen Verräthereien war wenig vorzubeugen; aber auf den Schlachtfeldern, meinte man, dürfe er sich doch nicht immer in vorderster Reihe bewegen. Die Ober-Offiziere machten ihm in diesem Sinne eine dringende Vorstellung. „Wie," entgegnete er, „habe ich etwa ein stärkeres Recht, eine Ausnahme vom Tode zu begehren, als der geringste meiner Kriegsleute? Wahrlich, weder Kronen noch Siege sprechen ein menschliches Geschöpf frei von dem allgemeinen Gesetze der Natur! Ich habe demnach nichts weiter zu thun, als mich der göttlichen Vorsehung zu empfehlen, und nichts Besseres meinen Mitsoldaten zu vermachen, als die feste Zuversicht, daß die Gerechtigkeit der Sache, welche sie gegenwärtig beschäftigt, noch andere vorräthige Hülfsmittel habe, als das ungewisse Dasein eines einzigen Gustav Adolf!" —

Um diese Zeit war es dem Könige Christian von Dänemark in den Sinn gekommen, die Rolle eines Friedensvermittlers zu spielen. Ihm, der so schnell von dem Kriegsschauplatze in den Friedenswinkel geeilt war, hätte es doch wahrlich angestanden, sich einem Gustav Adolf gegenüber fein still zu verhalten, zumal er gesehen hatte, wie Johann Georg in gleicher Rolle gescheitert und überdies dabei noch das herrliche Magdeburg zu Grunde gegangen war! Daher war es wohlverdient, daß Gustav Adolf die dänischen Gesandten, die zu ihm ins Lager kamen, kurz abfertigte, bei welcher Gelegenheit er die denkwürdigen Worte sprach: „Das Haus Oesterreich muß so eingeschränkt werden, daß es nicht fähig ist, sich zum zweiten Male in die evangelischen Angelegenheiten zu mischen!" — Als der König

sich davon überzeugt hatte, daß die Belagerung von Ingolstadt, wenn sie zum Ziele führen sollte, ihm zu viel Zeit hinnehmen würde, wandte er sich gegen München und hielt am 17. Mai in dasselbe seinen feierlichen Einzug. Knieend hatten die Vorsteher der Bürgerschaft ihm die Schlüssel der Stadt überreicht. Sie fürchteten, er würde Rache nehmen für die Unthaten, die sie an gefangenen Schweden ausgeübt hatten. Sie kannten eine Gustav Adolf-Seele nicht! Er hielt ihnen in strenger Weise ihr Unrecht vor, doch übte er keinerlei Wiedervergeltung. Er störte sie nicht in ihrem Gottesdienste, er wohnte sogar einer kirchlichen Feier bei, wobei er nach dem Ausspruche Khewemüller's — „keine Spur von Verachtung und Spott zeigte." Vielen katholischen Einwohnern mochte es als etwas Unerhörtes erscheinen, daß sie von den Soldaten des Königs auch nicht die geringste Gewaltthat zu erleiden hatten. In so schonender Weise, wie es von Seiten der Schweden geschah, waren ja nicht einmal die Kriegsleute des eigenen Landes aufgetreten! Das war ein Gegenstück von Pasewalk und Magdeburg, das hier von einem siegreichen evangelischen Heere aufgeführt ward. Selbst die Kriegssteuer, die der Stadt auferlegt ward, war äußerst mäßig. Daß die Schonung nicht so weit ging, dem Feinde die Kassen zu lassen, deren man habhaft werden konnte, versteht sich von selbst. Im Zeughause fand man nur Lafetten. Wo waren die Röhre? Da wird dem Könige verrathen, daß sie unter dem Boden versteckt seien. Er befahl, sie auszugraben, und sagte scherzend: „Steht auf, ihr Todten, und kommt zum Gericht!" Die größte der Kanonen, die „Sau" genannt, hatte einen Schatz von 30,000 Ducaten in ihrem Bauche, der ebenfalls als gute Beute mit Beschlag belegt ward.

Jetzt war man in der Kaiserburg zu Wien dahin gekommen, daß man sich sagte: Es ist nur Einer da, der uns zu retten vermag, und dieser Eine ist — Wallenstein! Aber — ward weiter gesagt — wird der an seinem Stolze so sehr Verletzte geneigt sein, einem neuen Rufe Folge zu leisten? und — wenn dies der Fall sein sollte — welche Bedingungen wird er stellen? Der Mann ward gefürchtet; doch wohl oder übel — der Versuch, ihn zu gewinnen, mußte angestrengt werden. Zunächst ward einer seiner Vettern, Max von Wallenstein, als kaiserlicher Botschafter zu ihm gesandt. Er trug ihm das Anliegen Ferdinand's vor, wieder auf die Kriegsbühne zu treten, ihm dabei versichernd, er würde sich durch Entgegenkommen das Haus Oesterreich zu ewiger Dankbarkeit verpflichten. Wie mag wohl einer solchen Versicherung gegenüber Wallenstein dem Vetter

ins Gesicht geblickt haben! — „Dank vom Hause Oesterreich!“ — Max kehrte unverrichteter Sache nach Wien zurück. Der Versuch ward erneuert. Max von Wallenstein war Oberstallmeister am Hofe des Sohnes Kaiser Ferdinand's, damaligen Königs Ferdinand von Ungarn, spätern Kaisers Ferdinand des III. Dieser begehre, sagte Max dem Vetter, unter seiner Führung die Kriegskunst zu erlernen. Das war ein schlau ersonnenes Manöver, das jedoch vor dem scharfen Blicke Wallenstein's nicht bestand. Er erkannte, daß man hinter der Schmeichelei die Absicht berge, ihm einen Wächter beizugesellen, dem dann obendrein der Kriegsruhm, auf den man hoffte, zugesprochen werden sollte. Der Kaiser begehre also, erwiderte er seinem höfisch gesinnten Vetter Max, für seinen Sohn Ferdinand von Ungarn den Erfolg, während ihm, der Jenes Lieutenant sein solle, die Opfer und Mühen zugedacht seien. „Allein wenn ich neben Gott selbst das Commando haben sollte, ich würde es in Ewigkeit nicht annehmen!“ Es lag für die in Aengsten sich windenden Herren in Wien zu Tage: Wallenstein begehre völlig freie Hand zu haben, oder er wolle von dem ganzen Handel nichts wissen! — Nehmen wir an, sagten die Jesuiten, möge er auch noch so unverschämt sein in seinen Forderungen! Vorläufig gilt's, den Schwedenkönig zu stürzen; ist dieses Werk geglückt, nun dann muß man sehen, wie man mit Wallenstein fertig wird! — Unter solchem geheimen Vorbehalt ließ man sich die Bedingungen von Wallenstein dictiren. Es waren dieselben von der Art, daß man sagen mußte: Aehnliches weist die Geschichte nicht zum zweiten Male auf. Nur Einiges sei aus dem von Wallenstein vorgelegten Schriftstücke erwähnt: Der Herzog von Friedland soll Generalissimus des Kaisers sein und bleiben; — er soll das Obercommando ohne jeglichen Vorbehalt auszuüben haben; — der Kaiser darf nie bei der Armee erscheinen; — sein Sohn, der König von Ungarn und Böhmen, nimmt seinen Aufenthalt für die Zeit des Krieges in Prag; — der Herzog von Friedland erhält nach beendetem Kriege eine angemessene Belohnung, und es wird ihm eines der österreichischen Erbländer als Pfand übergeben; — Confiscationen des Vermögens und der Güter hängen gänzlich von dem Belieben des Herzogs ab; — Begnadigungen, die vom Kaiser ausgehen gewinnen erst durch die Zustimmung des Herzogs von Friedland, Gültigkeit; — dem Letzteren wird beim Friedensschlusse das Herzogthum Mecklenburg zugesagt; — das zur Bestreitung der Kriegskosten nöthige Geld wird dem Herzoge von Friedland zugesagt. — Welche Strafe war es für den Kaiser, und welche unerhörte Demüthigung

lag für ihn in dem Umstand, solche Bedingungen unterzeichnen zu müssen! —

Nun ertönten Wallenstein's Werbetrommeln durch das Land, und als etwa ein Monat vergangen war, stand ein Heer von 40,000 Mann unter des Gefürchteten Fahnen. Die Jesuiten athmeten auf, der Pabst Urban VIII. sandte dem für unüberwindlich gehaltenen Wallenstein einen geweihten Degen, dazu ein Schreiben, in welchem es hieß: „Wir bitten den Herrn der Herren, daß er den Speer der himmlischen Rache in deiner siegreichen Hand ruhmvoll leiten möge." Maximilian kam zu Wallenstein nach Eger, und im Angesichte der Kriegsleute umarmten sich beide Männer, die sich bis auf den Tod haßten.

Gustav Adolf beschloß, den Feind in einem verschanzten Lager bei Nürnberg zu erwarten. Nachdem Wallenstein den Kurfürsten von Sachsen mühelos aus Böhmen vertrieben hatte, zog er gen Nürnberg. Bei Gelegenheit einer Heerschau, die er unterwegs abhielt, äußerte er: „In vier Tagen wird es sich zeigen, wer, ich oder der Schwede, in Deutschland Herr ist!" Aber dies Wort schien vergessen zu sein, als er dem Gegner nahe war. Statt einen Angriff auf ihn zu wagen, hielt er es für gerathener, eine günstige Stellung zu nehmen und sich in derselben mit dem Aufwande aller nur erdenklichen Mittel zu befestigen. Gustav Adolf bot ihm den Kampf an, aber er rührte sich nicht. Nun lagen die Heere einander wochenlang unthätig gegenüber. Endlich schritt Gustav Adolf zum Angriff. Heldenmüthig wurde gegen die befestigten Höhen des Feindes angestürmt; doch zweitausend tapfere Männer gingen in den Tod, ohne daß das Ziel erreicht ward. Die gelungene Abwehr erhob den Muth der Wallensteiner nicht wenig. Aber ihr Haupt wagte es doch noch nicht, auf die Ebene hinabzuschreiten, auf der ihm Gustav Adolf, der daselbst Aufstellung nahm, zum zweiten Male eine Schlacht anbot. Nunmehr änderte Gustav Adolf seinen Kriegsplan. Er zog mit klingendem Spiel an dem Lager des Feindes vorüber und wandte sich gegen die Donau. Am fünften Tage darauf verbrannte Wallenstein sein Lager und schlug den Weg nach Sachsen ein. Aerger hausten die Kaiserlichen im Sachsenlande, als es früher geschehen war. Wie bitter hatte es Johann Georg zu büßen, daß seiner Zeit von ihm Wallenstein geschont worden war! Wieder sandte er Eilboten an Gustav Adolf mit der kläglichen Bitte, ihn und sein Land von der Gewalt eines unbarmherzigen Feindes zu befreien. Es war Spätherbst; Wallenstein, der da meinte, Gustav Adolf werde die rauhe Zeit nicht für geeignet finden, zu Feindseligkeiten gegen ihn zu schreiten, legte sein

Heer in Winterquartiere. Er irrte sich. Gustav Adolf, der überdies vernommen hatte, daß Pappenheim sich mit einem Theile der Reiterei auf dem Wege nach Köln befand, rückte herzu, um den Feind, der bisher vor ihm Schutz hinter Wall und Verhack gesucht hatte, in ebenem Lande zur Schlacht zu zwingen. Bei Lützen — in der Nähe von Leipzig — nahmen die Heere Aufstellung gegen einander. In der Nacht auf den 16. November traf Gustav Adolf seine Anordnungen zur Schlacht, und er bestimmte u. A. daß, falls ihm Menschliches widerfahre, der Herzog Bernhard von Weimar den Oberbefehl über das Heer zu übernehmen habe. Am Morgen des 16. November (1632) deckte ein dichter Nebel die Gegend; erst gegen neun Uhr brach die Sonne durch die Nebelhülle, und die Heere, die um die Palme des Sieges ringen sollten, sahen einander. Während die Schweden unter Trompeten- und Paukenschall das evangelische Kampfes- und Siegeslied „Eine feste Burg ist unser Gott“ anstimmten, schwang sich der König auf seinen Streithengst. Er trug ein leichtes ledernes Koller. Auf die Bitte der Seinen, einen Waffenrock anzulegen, hatte er, nach oben weisend, freudigen Muthes geantwortet: „Gott ist mein Harnisch!“ — Mit den Worten: „Nun wollen wir dran, das walte der liebe Gott!“ gab er das Zeichen zum Beginn der Schlacht. Langsam, im Angesichte des brennenden Dorfes Lützen, das auf Befehl Wallenstein's angezündet worden war, rückte das Heer des Königs, das zur Zeit der Mehrzahl nach aus deutschen Kriegern bestand, gegen die Kaiserlichen vor. Wallenstein, an einem Gichtanfalle leidend, saß nicht zu Pferde, sondern er leitete aus einer Sänfte die Schlacht. Nun braust wie Sturmwind — der König inmitten derselben — die schwedische blaue Reiterei des rechten Flügels auf den Feind ein. Die Tapfern werden von einer Kugelsaat aus versteckt gehaltenen Batterien empfangen. Zur Rechten und zur Linken des Königs hält der Tod reiche Ernte. Dennoch geht es vorwärts. Da stößt die Reiterei auf breite Gräben. Die Geschwader, deren Ordnung schon aufgelöst ist, stutzten einen Augenblick. Dem Könige wird sein Pferd erschossen, er schwingt sich auf ein anderes. Das Hinderniß, das die Gräben boten, wird überwunden, die feindliche leichte Reiterei geworfen, ebenso Piccolomini's Kürassier-Regiment. Auch in der Mitte des Heeres ist das Kampfesglück den Evangelischen hold; dagegen gewinnen die Kaiserlichen Vortheile über den linken Flügel. Kaum vernimmt dies der König, so eilt er an der Spitze des gelben Regiments den Bedrängten zu Hülfe. Der Eifer reißt ihn weit voran; nur der Herzog von Lauenburg, der Edelknabe Leubeſing und zwei

Reitknechte sind bei ihm. Da zerschmettert eine Kugel dem Könige den rechten Arm. Ein Reiter ruft: „Der König blutet!“ — „Es ist Nichts,“ entgegnet er, — „folgt mir!“ Bald überzieht Todesblässe sein Gesicht. Einmal, weil er fühlt, daß er sich nicht lange mehr werde im Sattel halten können, für's Andere, um den Nachfolgenden einen entmuthigenden Anblick zu ersparen, fordert er den Herzog auf, ihn auf einem Umwege aus dem Getümmel zu führen. Der Versuch wird gemacht, da aber die Luft erfüllt ist von Staub und Pulverdampf, und da der Kampf in ein wildes Durcheinander ausgeartet ist, geschieht es, daß sie unter feindliche Reiterschwärme gerathen. Ein kaiserlicher Offizier schießt sein Pistol auf den König ab; die Kugel dringt diesem in das Rückgrat ein. „Bruder,“ sagt nun der König zu seinem Begleiter, „ich habe genug; suche dein Leben zu retten!“ Der Herzog verläßt den König, der wenige Augenblicke darauf vom Pferde sinkt, dabei aber mit einem Fuße im Steigbügel hängen bleibt. Das Pferd wird scheu und schleift den König ein Stück auf dem Boden entlang. Der Edelknabe jagt ihm nach, springt, als der König am Boden liegen bleibt, vom Pferde und bietet es ihm an. Indem der König vergebens Versuche macht, sich aufzurichten, sprengen kaiserliche Reiter herbei, die, ohne den Verwundeten zu kennen, ihre Pistolen auf ihn abfeuern. Eine Kugel dringt ihm durch die Schläfe — er ist nicht mehr.

Dem heldenmüthigen Bernhard von Weimar war es eben gelungen, die Gefahr, in die der linke Flügel gerathen war, zu beschwören — da jagt mit fliegender Mähne und aufgerissenen Nüstern das blutige Pferd des Königs daher.

„Der König ist todt!“ Dieser Ruf, der durch die Reihen geht, macht die Herzen erstarren. Was nun thun? Einzelne werden von Zagen ergriffen; man hört einige Offiziere sagen, daß, da ohne das Haupt auf den Sieg nicht zu hoffen, es gerathen sei, auf einen geordneten Rückzug zu denken. Da ruft der heldenmüthige Bernhard von Weimar: „Soldaten, unser Hort ist todt! Für mich hat das Leben keinen Werth mehr, wenn ich seinen Fall nicht rächen soll. Auf den Feind! Wer den König liebt, beweise seine Liebe jetzt durch die That!“ Dies Wort, von einem Bernhard gesprochen, entflammt auf's Neue die Herzen. „Rächet den König!“ das ist der Gegenruf, der sich nun mächtig erhebt. Der Kampf wird nun mit verdoppeltem Eifer fortgesetzt. Bereits befindet sich ein Heertheil der Kaiserlichen in wilder Flucht, da kommt Pappenheim, dem Eilboten nachgesandt worden waren, mit seinen Geschwadern daher und wirft sich dem

vordringenden Feinde entgegen. Von zwei Kugeln durchbohrt, sinkt Pappenheim sterbend vom Rosse, darnach werden seine Kuirassiere trotz der tapfersten Gegenwehr zusammen gehauen. Wallenstein, der im dichtesten Kugelregen mit kalter Entschlossenheit die Schlacht geleitet hat, sieht seine besten Truppen fliehen; endlich muß auch er auf Rettung denken. Dem siegreichen evangelischen Heere fallen sämmtliche Kanonen der Kaiserlichen in die Hände. In der Nacht bei Fackelschein gelingt es den Kriegern, die Leiche des geliebten Königs zu finden.

Es läßt sich ermessen, welch einen Schmerz die Kunde von dem Tode des Heldenkönigs in dem protestantischen Deutschland und in Schweden hervorbrachte. Der Verlust, den die evangelische Welt erlitten hatte, erschien im Hinblick auf die augenblickliche Lage unersetzlich zu sein. Aus dem herben Schmerz stieg aber später der Trost empor: Gustav Adolf gehört denjenigen Männern an, die auch im Tode noch weiter wirken inmitten derer, für die sie sich opferten. Wahrlich, als leuchtendes Vorbild für Kämpfer, die lautere Ziele verfolgen, gehört er allen Zeiten an. Niemand wird ohne Segen das Leben Gustav Adolf's betrachten, denn auch von ihm kann gesagt werden: „Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer wieder fortzusetzen.“

Nächste Folgen.

Gedenken wir nun der nächsten Folgen, die sich aus dem Tode des Königs ergaben. Die Protestanten, ihrer mächtigen Stütze beraubt, zeigten sich verzagt, die Katholiken triumphirten. Letztere ziehen die Ersteren des Verraths an der deutschen Sache, weil von ihnen ein ausländischer Fürst unterstützt worden sei, der sich habe zum deutschen Kaiser machen wollen. In wie weit der König diesem Gedanken Raum gegeben hat, wird noch lange Gegenstand geschichtlicher Untersuchung sein. Wäre es zu verwundern, wenn er, der von den Protestanten als Hort gefeierte Fürst, nach Erlangung der deutschen Kaiserkrone gestrebt hätte? Die Behauptung, das deutsche Reich wäre, wenn Jenes gelungen, an das Ausland geschmiedet worden, ist nichtig. War denn der Habsburger Ferdinand nicht gänzlich ein Vasall des Auslandes, der unablässig daran arbeitete, dem deutschen Reiche das Joch römischer Knechtschaft aufzulegen

Richelieu wiederum arbeitete ebenfalls eifrig daran, die Wahl eines Nachfolgers Ferdinand's II. auf den König von Frankreich zu lenken. Von dem Sohne Kaiser Ferdinand's II., Ferdinand, dermaligem König von Ungarn, wußte man, daß er die Gesinnungen des Vaters theile. Ein Habsburger oder ein Bourbon an der Spitze des Reichs — das waren die Aussichten für die Deutschen kurz vor der Zeit, ehe Gustav Adolf als Befreier kam. Nun folgte das hehre Wirken des evangelischen Glaubenshelden. Ueberdies sah man in ihm nicht einen Fremdling, sondern — der Abstammung nach — einen Mann des eigenen Blutes. Ein Abkömmling aus dem Germanenstamme der Gothen und überdies noch der Sohn und Gatte deutscher Frauen! Weiterhin vernahm man, daß es seine Absicht sei, seine einzige Tochter Christine, die Erbin Schwedens, mit dem Kurprinzen von Brandenburg (dem spätern großen Kurfürsten) zu vermählen. Hätte er nach Erlangung der Kaiserkrone jenen Plan durchgeführt, so wäre die Erbschaft des vereinten Deutschland und Schweden an seinen Schwiegersohn Friedrich Wilhelm von Brandenburg übergegangen. Welch ein Reich! Dann möchten wohl die deutschen Provinzen Esthland und Lievland, die Habsburg an Rußland verloren gehen ließ, beim deutschen Reiche geblieben sein! Wie, sagt der Römling mit erheuchelter Erregtheit, die Protestanten empfanden nicht Scham in dem Gedanken, daß — bei Durchführung jenes Planes — Deutschland zu einem Nebenlande Schwedens herabgesunken wäre? — Welche Thorheit! Bei einer Verbindung zweier Länder geht der Schwerpunkt naturgemäß auf den materiell und geistig bedeutenderen Theil über. In dem mächtigen Nordreiche wäre dann Deutschland das Haupt-, Schweden das Nebenland gewesen. Von diesem mächtigen protestantischen Bollwerk aus möchte dann dem Erzfeinde Deutschlands, Frankreich, viel eher, als es geschehen ist, mit Erfolg entgegen getreten worden sein! — Bloße Annahme! sagte der Gegner. Ja wohl, Annahmen gegen Annahmen, die Widerlegung entsprechend dem Angriff! —

Gehen wir jedoch nun wieder dazu über, Wirkliches, Geschehenes in Betracht zu ziehen! Welcher Art die Zwecke waren, die Frankreich bei seiner Einmischung in den Religionskrieg verfolgte, ist gesagt worden. Als nun Gustav Adolf gefallen war, nahm die schwedische Politik mehr und mehr den Character der französischen Politik an. Während der Minderjährigkeit Christinen's führte — unter der Leitung Axel Oxenstierna's — der Reichsrath die Regentschaft. Was dem Könige den Impuls oder mindestens doch den Hauptimpuls zu seinem Zuge nach Deutschland gegeben, ward nicht weiter in Betracht ge-

zogen; man wollte bezahlt sein für die aufgewandten Opfer, ja selbst für das Opfer des Lebens, das der heldenmüthige und fromme König der evangelischen Sache dargebracht hatte, begehrte man materielle Entschädigung. Auch mit dem schwedischen Heerwesen war eine große Veränderung vor sich gegangen. Der Anfang derselben fällt in die letzte Zeit Gustav Adolf's. In dem Maße der Krieg Opfer an Mannschaften forderte, in dem Maße war der König genöthigt, herzulaufende Söldner einzustellen, und so sehr er auch gegen die wie eine Pest in sein Heer einziehende Unsitte ankämpfte, er vermochte nicht ihrer Herr zu werden. Nachdem er heimgegangen war, schwand schnell auch noch der Rest des frommen Heldensinnes aus dem schwedischen Heere hin, und es that dasselbe es bald in Ausübung vandalischen Unwesens dem gegnerischen Heere gleich. Endlich war auch der Heimgang des Königs von eingreifender Wirkung auf die Haltung der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen. Das persönliche Auftreten Gustav Adolf's allein hatte es bewirkt, daß die Genannten in ein Bündniß mit Schweden getreten waren. Aber wie lose war dasselbe schon zu Lebzeiten des Königs! Jetzt trat auf ihrer Seite sofort wieder das entschiedenste Mißtrauen auf. Der Kurfürst von Brandenburg fürchtete für das ihm nach altem Erbrecht zustehende Herzogthum Pommern, das die Schweden zur Zeit als „Pfand" festhielten. Er wie Johann Georg von Sachsen entzogen sich dem schwedischen Bündniß, und nur die protestantischen Stände von Franken, Schwaben und Ober- und Niederrhein ließen sich von Oxenstierna bestimmen, ein neues Bündniß (Heilbronner Bündniß, 1633) mit Schweden einzugehen. Dem schwedischen Kanzler war das Recht, über Krieg und Frieden zu befinden, zugesprochen; die Oberfeldherren des Bundesheeres waren die Sieger von Lützen, Bernhard von Weimar und der schwedische General Horn.

Das protestantische Heer brach in Bayern ein; vergebens wandte sich Maximilian flehend an Wallenstein, als Retter zu erscheinen. Er mußte es mit ansehen, wie sein Land in der Weise, die zuerst von dem Heere der Liga in protestantischen Ländern geübt worden war, heimgesucht ward. Neue Boten flogen zu Wallenstein: die wichtige Feste Regensburg sei durch Bernhard von Weimar schwer bedroht! — Wallenstein rührte sich nicht — Regensburg fiel.

Wallenstein's Tod.

Was bewegte den lauernden Friedländer zu einer so unbarmherzigen Haltung gegen einen Bundesgenossen? War es allein der alte Haß gegen Maximilian, der drei Jahre früher zu Regensburg seine Absetzung am Heftigsten begehrt hatte? Aber auch in anderen Beziehungen war sein Verhalten seit dem Tage von Lützen ein auffallendes. Statt die Verwirrung, die nach dem Tode Gustav Adolf's eine Zeit lang auf gegnerischer Seite herrschte, zu benutzen, und die Lage zu Gunsten der kaiserlichen Partei auszubeuten, lag er längere Zeit unthätig in Böhmen und rückte dann in Schlesien ein, die unglücklichen Einwohner der Zügellosigkeit seiner entmenschten Schaaren preisgebend. Dann nahm er die Miene an, den Feind befehden zu wollen; aber siehe, nach einigen unbedeutenden Gefechten schloß er einen Waffenstillstand mit ihm ab und gab darauf bei Annäherung des Winters seinen Soldaten in Böhmen und in den kaiserlichen Erbstaaten Winterquartiere. Nun geschah es auch noch, daß er den Grafen Thurn, der in seine Gewalt gerathen war, statt ihn dem Kaiser auszuliefern, frei ließ. Was hätte man diesem Manne, der als der Hauptanstifter des Abfalls Böhmens angesehen ward, angethan, da schon die weniger Schuldigen auf so qualvolle Weise umgebracht worden waren! Je länger, je mehr beunruhigte das Verhalten Wallenstein's die Jesuiten am kaiserlichen Hofe. Es wollte ihnen scheinen, als ob er immer weniger dem nachfragte, was von ihnen gern oder nicht gern gesehen werde. Nun gar vernahm man, er unterhandle mit den beiden Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg, ja sogar auch mit — Oxenstierna! Was ist das? Welche Ziele hat er im Auge? Was würde es uns nützen, klagten sich einander die Beängstigten, ihn nach dem Wie und Warum zu befragen? Hat er sich nicht souveräne Gewalt als Feldherr zu verschaffen gewußt? Und könnte er uns nicht — wenn er es anders überhaupt der Mühe werth hielte, uns Rede zu stehen — antworten: in Kriegszeiten geschähe Manches zum Schein, dessen Zweck und Absicht erst hinterher erkennbar würde! — Da wären wir abgefertigt und wüßten doch hinterher nicht mehr als vorher. Nein, mit Fragen ist nichts gethan, mit Zögern aber auch nicht. Wir müssen über ihn zu einem Entschluß kommen und dann ungesäumt handeln! — Der Kaiser war bald überzeugt, denn die Männer, die ihm Vorstellung über die Gefährlichkeit Wallenstein's machten, waren Priester, und diese galten

ihm ja, wie er es zum öfteren versichert hatte, „mehr als Engel!" Nun begannen die „Handlungen." Nach und nach wurden die einflußreichsten Generale aus dem Heere entfernt. Wallenstein merkte, wohin man hinaus wolle. Hatte er bis dahin in seinen Entschlüssen noch geschwankt, so gediehen vielleicht gerade jetzt seine Pläne zur Reife. Er habe im Sinne, behaupteten die Väter Jesu, sich die böhmische Königskrone auf sein Haupt zu setzen. Dies sei der Punkt, ward weiter gesagt, über den er mit den Schweden eine Verständigung suche, auch seien ihm von Seiten Frankreichs Geldunterstützungen zur Durchführung dieses Planes zugesagt worden. Die Jesuiten haßten den Gewaltigen bis auf den Tod, weil sich mehr und mehr herausgestellt hatte, daß ihm das religiöse Wesen gänzlich gleichgültig war. Sein Streben ging hin auf Befriedigung grenzenloser Herrschsucht. Darüber meinte man nicht in Zweifel sein zu dürfen, daß er nicht zum zweiten Male auf das Geheiß des Kaisers sein Schwert in die Scheide stecken würde. So bleibe eben nichts übrig, ward gesagt, als den gefährlichen Mann, wolle man anders sich selbst, das Reich und die Kirche schützen, gewaltsam zu beseitigen! — Aber um aller Heiligen willen, wenn er den Plan durchschauete! Wir hätten uns von ihm des Aergsten zu versehen! — Freilich, hieß es weiter, das könnte uns an Kopf und Kragen gehen! Nur ein Mittel schütze davor, daß er ahne, was im Werke sei, und somit vor der Gefahr, daß er dem Schlage zuvorkomme: der Kaiser müsse ihm gerade jetzt Briefe schreiben, die Vertrauen und Zuneigung athmeten! — Also geschah es. Inzwischen ward Verrath gesponnen in Wallenstein's nächster Umgebung. Generale, die im Heere großen Anhang hatten, wurden durch Verheißungen von kaiserlichen Gesandten gewonnen, unter ihnen Gallas, Piccolomini und Altringer. Immer näher rückte die Stunde der Entscheidung. Der Kaiser war voll Unruhe. Er klagte seinen Beichtvätern: „Es geht mit mir nieder und steht mit mir auf, so daß ich darüber nicht schlafen kann." Der arme Kaiser leidet! sagten sich die Jesuiten; wir müssen auf ein Mittel sinnen, das ihm Ruhe bringt! — Ja, du Kaiser Ferdinand, du warest wirklich „arm" zu nennen; aber dies nur um deswillen, weil du keinen Seelenarzt in deiner Nähe hattest, der mit dem Prophetenernste eines Nathan dir die Stimme des Gewissens erweckte! Dein Gewissen war eingeschläfert; was dich nicht schlafen ließ, war nicht die Furcht vor dem ewigen Richter, sondern Furcht vor Wallenstein, der deinen Plan kreuzen könne. Aber schon hatte die „Theologie der Hölle" ein Mittel endeckt, dem Kaiser wieder Schlaf zu

verschaffen. Wir wollen in allen Kirchen des Reiches beten lassen, sagten sie, daß das Werk gelinge! — Er schauete sie verwundert und fragend an, als ob er sagen wollte: Darf denn von den Kanzeln herab verkündet werden, was wir vorhaben? — Sie setzten erläuternd hinzu: Es solle eben nur gebetet werden, „daß das Werk gelinge" — sie, die Eingeweihten, wußten ja, was gemeint sei, und die Heiligen des Himmels verstünden es auch — sonst eben Niemand. Das sichre den Erfolg, und der Feind merke nichts! — Das Angesicht des Kaisers verklärte sich — die „Engel" hatten ihm seine Ruhe wiedergegeben, und er konnte wieder schlafen auf weichem Pfühl. — Wenn irgend etwas geeignet ist, schlagend nachzuweisen, daß die jesuitischen Lehren dazu angethan sind, die menschliche Seele bis auf den Grund zu zerrütten, so ist es dieser Vorgang im Leben Kaiser Ferdinand II! —

Wallenstein schien inzwischen dennoch bemerkt zu haben, daß unter seinen Offizieren Verrätherei im Gange sei, denn er begab sich, wahrscheinlich um den Schweden näher zu sein, nach Eger. Die Jesuiten beschworen den Kaiser, zu handeln, da es noch Zeit sei. Was that nun „der Kirche treuester Sohn"? Er stellte nicht etwa ein förmliches Todesurtheil auf; er schärfte es vielmehr den gewonnenen Generalen auf das Eindringlichste ein, „ihn ohne Zögern von Wallenstein zu befreien." Dies war verständlich für die Empfänger der Zuschriften und ließ zugleich doch dem Kaiser für den Fall des Mißlingens „des Werkes" die Möglichkeit, zu sagen, er sei mißverstanden worden. Nun wurden zu Eger aus der Zahl der Kriegsleute Mörder gedungen, die den Befehl empfingen, zunächst die treuesten Anhänger Wallenstein's, die Obersten Illo, Terczky, Kinsky und Neumann, zu tödten. Letztere wurden am Abende (des 25. Februar 1634) auf dem Stadtschlosse, wo sie an einer Festlichkeit theilnahmen, niedergestoßen. Wallenstein, von Gichtschmerzen gequält, hatte sein Quartier im Hause des Bürgermeisters aufgeschlagen. Es war schon spät zur Nacht. Da vernimmt er ein herzzerreißendes Wehgeschei aus dem Nebenhause. Dort wohnten die Gemahlinnen der Grafen Terczky und Kinsky, denen ein Diener so eben Kunde von dem gebracht hatte, was auf dem Schlosse geschehen war. Um diese Zeit kam einer der geworbenen Mörder, der Hauptmann Deveroux mit sechs Partisanenträgern vor das Haus des Bürgermeisters. Wie die Mitverschworenen trug auch Deveroux, dem Terczky den Degen zerschlagen hatte, eine Partisane. Wallenstein, von dem Wehgeschrei der Frauen und dem kriegerischen Getöse aufgeschreckt, war im Hemd zum Fenster geeilt. Da wird die Thür gesprengt, die Mörder dringen ein und sehen den Herzog

an einen Tisch gelehnt stehen. Deveroux ruft: „Bist du der Schelm, der das kaiserliche Volk zu den Feinden überführen will? Deswegen mußt du sterben!" Damit dringt er auf Wallenstein ein, der die Arme ausbreitet, und durchbohrt ihm die Brust mit der Partisane. Wallenstein sinkt sterbend nieder, wenige Athemzüge noch, und er ist nicht mehr. Kein Wort, nicht einmal ein Todesächzen war über seine Lippen gekommen.

Ein solches Sterben macht die Mörden für einen Augenblick erstarren. „Da lag nun," sagt Mebold, „die hohe, hagere Gestalt mit der gebietenden Stirn und dem struppigen, schwarzen Haar, erstarrt war das gelbe, finstere Antlitz, in dessen Zügen sonst Städte und Länder Entscheidungen der Vorsehung gelesen, erloschen waren die kleinen stechenden Augen, an deren Blick die unbändigsten Kriegshorden wie Kinder gehangen — eine Hand voll Staub;" da lag der Mann, von dem uns später Schiller ein in Meisterzügen gezeichnetes Bild gab, in welchem er ihn nennt den

„ . . . Schöpfer kühner Heere;
Des Lagers Abgott und der Völker Geißel;
Die Stütze und der Schrecken seines Kaisers;
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffel schnell erstieg,
Und, ungesättigt immer weiter strebend,
Der ungezähmten Ehrsucht Opfer fiel."

Die Leiche wurde auf den Schloßhof geworfen, in der Nacht aus rohen Bohlen ein Kasten gezimmert, der sie aufnehmen sollte. Da die Leiche am Morgen starr gefroren und der Kasten zu kurz für sie war, wurden ihr die Beine gebrochen. Ein schlechter Bauernwagen führte den Kasten mit der Leiche nach dem Schlosse des ermordeten Illo.

Am Kaiserhofe athmete man auf, als die sichre Nachricht einging, daß „das Werk" gelungen sei. Nun nahm der Kaiser die That auf sich, und die Mörder wurden reich belohnt. Hinterher aber muß doch einmal das Gewissen des Kaisers sich geregt haben, denn er zahlte auf Rath seiner Beichtväter die Gebühren für dreitausend Seelenmessen, die für den in Sünden dahin gegangenen Wallenstein gelesen wurden.

Bis zum westfälischen Frieden.

Nun wurde Ferdinand von Ungarn, des Kaisers Sohn, an die Spitze des Heeres gestellt, die wirkliche Leitung aber übernahm der kaiserliche General Gallas. Man beeilte sich nachzuholen, was von Wallenstein versäumt worden war. Es gelang, Regensburg zurückzuerobern und den Schweden in der Schlacht von Nördlingen (1634) eine blutige Niederlage zu bereiten. An dem Siege hatte Johann von Werth, der berühmte Führer der Bayern, einen entscheidenden Antheil. Die beiden Führer des protestantischen Heeres, Bernhard von Weimar und der schwedische General Horn, erlitten durch die Niederlage auch noch persönlich schwere Nachtheile. Letzterer gerieth in Gefangenschaft, Bernhard von Weimar verlor die Bisthümer Würzburg und Bamberg, die ihm unter dem Namen eines Herzogthums Franken zugesprochen worden waren. Er begab sich nun nach Lothringen, sich mit dem Plane tragend, die Hülfe Frankreichs in Anspruch zu nehmen. Der protestantischen Sache zugethan, ging sein politisches Streben dahin, der Sächsich-Ernstinischen Linie, der er angehörte, wieder eine Machtstellung in Deutschland zu erstreiten, die der früher innegehabten gleich kam. Johann Georg von Sachsen, der froh war, sich von dem Heilbronner Bündniß fern gehalten zu haben, beschloß nun, in ein Friedensverhältniß mit dem Kaiser zu treten. Darauf hin wurden Verhandlungen eröffnet, die (1635) zum Frieden zu Prag führten. In diesem Frieden war für Sachsen die Gültigkeit des Passauer Vertrages und des Augsburger Religionsfriedens ausgesprochen, wogegen der Kurfürst sich von der gegen den Kaiser in Waffen stehenden protestantischen Partei gänzlich lossagte und sich zu bemühen versprach, auch die übrigen protestantischen Fürsten von dem Bündniß mit Schweden ab und in den Prager Frieden hinein zu ziehen. Das Ziel, das die Unterzeichner des Prager Friedens im Auge hatten, ging dahin, die Schweden in Deutschland vollständig zu isoliren, um sie dann mit leichter Mühe vertreiben zu können. Es läßt sich ermessen, welch einen Ingrimm die Kunde vom Abschlusse dieses Friedens im Lager der Schweden hervorbrachte. Zweimal, sagten sie, haben wir den elenden Sachsenfürsten auf seinen Hülferuf aus der Gewalt der Kaiserlichen befreit, unser König hat sein Leben geopfert für Land und Glauben des Kurfürsten, und nun genügt ihm der Undank noch nicht einmal, uns seinen Beistand ent-

zogen zu haben, nein, er geht ein Bündniß mit demselben Feinde, von dem wir ihn erlösten, zu dem Zwecke ein, uns verderben zu helfen! — Furchtbar hatte bald darauf das sächsische Volk den Abfall seines Fürsten von der protestantischen Sache zu entgelten, denn die Schweden wütheten förmlich in dem Lande. Aus der Zeit, wo dies geschah, stammt das Lied

„Der Schwed ist gekommen,
Hat Alles mitgenommen,
Hat die Fenster eingeschlagen,
Hat's Blei herausgegraben,
Hat Kugeln gegossen,
Und die Bauern niedergeschossen."

Hessen-Cassel, Baden und Würtemberg hielten an dem durch Oxenstierna zu Stande gebrachten Heilbronner Bündniß fest, Brandenburg, Anhalt, Lüneburg traten dem Prager Bündniß bei.

Durch den Abfall ihrer deutschen Bundesgenossen geriethen die Schweden auf einige Zeit in schwere Bedrängniß, und hätte Frankreich — nach anfänglichem Zögern — ihnen nicht die Hand geboten, so möchte auch wohl der oben angegebene Zweck des Prager Friedens erreicht worden sein. Schweden ward reichlich von Frankreich unterstützt, und beide Mächte kamen darin überein, Deutschlands Unheil zu ihrem Vortheil auszubeuten. Auch Bernhard von Weimar schloß einen Vertrag mit Frankreich ab, durch den ihm Letzteres die Unterhaltungskosten für ein Heer zusagte. Den eigentlichen Zweck seiner Betheiligung hielt Richelieu gegen Bernhard verdeckt; er schützte vor, daß Frankreich ein Interesse daran habe, das Haus Habsburg nicht zu mächtig werden zu lassen. Bernhard schauete hell genug, um zu erkennen, daß der Angelpunkt der französischen Politik in Bezug auf den Religionskrieg der war, schließlich die ihm zunächst liegenden Gebiete Deutschlands als Beutetheile einzuziehen. Aber er hielt sich auch für Mannes genug, in der Stunde der Entscheidung einem solchen Begehren mit Erfolg entgegen treten zu können. Er hatte sich selbst nach Paris begeben, um den Vertrag zum Abschluß zu bringen. Wie wenig er gesonnen war, der Würde eines deutschen Reichsfürsten etwas zu vergeben, zeigte ein Vorgang bei dem Empfange, den ihm Ludwig XIII. zu Theil werden ließ. Als nach der Begrüßung der König sich bedeckte, that auch er es, entgegen dem am französischen Hofe geltenden Gebrauch, demzufolge nach geschehenen Begrüßungen nur der König sich bedeckt. Gerade dem Hochmuthe der Franzosen gegenüber hielt es Bernhard für angemessen, in kleinen wie in großen Dingen die Würde des deutschen Reichsfürsten aufrecht

zu erhalten. Zu beklagen bleibt es, daß ein so trefflicher deutscher Mann, wie Bernhard es war, überhaupt ein Bündniß einging, dem von vorn herein Ehrlichkeit nicht zu Grunde lag. Eine jede Partei gedachte eben nur die andere auszunutzen, später es jedoch zu hintertreiben, daß der Bundesgenosse das von ihm verfolgte Ziel erreiche. Die Katholiken waren nach der Schlacht von Nördlingen bis in das Elsaß vorgedrungen, und es war die Wacht über dasselbe dem tapfern Johann von Werth anvertraut worden. Bernhard ist der Mann dazu, sagten sich die Franzosen, das Elsaß der kaiserlichen Macht wieder abzunehmen. Er verhehlt es nicht, daß seine Absichten dahin gehen, sich für das ihm entrissene Herzogthum Franken ein neues Herzogthum zu erobern. Stören wir ihn in diesem seinem Hoffen nicht, feuern wir vielmehr seinen Kampfesmuth auf's Aeußerste an! Gelangt er zum Ziel, so werden wir ihm seinen Gewinn — mit Hinweis darauf, daß wir die Mittel darboten, — schon wieder zu entreißen wissen! Dennoch ging Richelieu anfänglich — dies hatte Bernhard's selbstständiges Auftreten in Paris verursacht — nur zögernd mit Hingabe der Kriegsmittel vor, was denn auch zur Folge hatte, daß Bernhard sich in den Jahren 1636 und 1637 an dem Rhein nicht zu behaupten vermochte.

Glücklicher waren um diese Zeit die schwedischen Waffen im Norden Deutschlands. Im Jahre 1636 wurde das vereinte kaiserlich-sächsische Heer von dem schwedischen Feldherrn Banér auf das Haupt geschlagen, in Folge dessen Pommern, Brandenburg, Sachsen und Thüringen in die volle Gewalt der Schweden geriethen, die den Abfall der Fürsten an den unglücklichen Unterthanen rächten. Alle Leiden, die die Bevölkerungen durch den langen Krieg bisher schon zu tragen gehabt hatten, wurden noch überboten von dem Elend, das nun über sie hereinbrach. Nicht mehr mit Raub und Mord begnügten sich die durch den endlosen Krieg völlig entmenschten Henker; man ging geradezu darauf aus, ganze Landschaften in Wüsteneien zu verwandeln, indem man die ausgeplünderten Ortschaften den Flammen Preis gab und die Axt an den Obstbaum und Weinstock legte. Für die Kriegsleute, mit denen Gustav Adolf gelandet war, hatte noch das Sprichwort, der Soldat müsse so sein, wie man ihn rückwärts liest, nämlich, „tad'los" Geltung gehabt. Aber schon im Verlauf seiner Feldzüge war, wie bemerkt, der gute Geist aus seinem Heere zumeist gewichen. Seine Kriegsmacht mußte fortgesetzt ergänzt, und immer weniger konnte nach dem guten Leumund der Zuläufer („nach ihrem Catechismo," wie Schiller sagt) gefragt werden. Nach des Königs

Tode nun war eben in Bezug auf die Gesinnung jeglicher Unterschied zwischen den sich bekriegenden Armeen verschwunden. „Die bösen Dünste aller Länder stiegen auf und zogen sich in Gewitterwolken zusammen, auf denen der Kriegsgott thronte, Angst und Schrecken überall hin verbreitend. Vaterland, Stand, Glaube, guter und böser Leumund, Nichts konnte mehr als Schranke gegen Aufnahme in die Kriegsheere gelten, und die Hefe des Volkes, das beutegierige, arbeitsscheue, aller Zucht und Sitte abholde Gesindel, „die faule Rott' und Art", wie sie genannt wurde, bildete bald den Hauptkern der Heere, sowohl auf Seite der Kaiserlichen, wie der Protestanten. Häufig ereignete es sich, namentlich während des ferneren Verlaufs des Krieges, daß die Landeseinwohner in Freundes, wie in Feindes Land, nachdem sie von räuberisch umherziehenden Kriegshaufen ausgeplündert, von Haus und Hof gejagt, mit den Ihrigen grausam mißhandelt worden waren, aus Verzweiflung und um dem Hungertode zu entgehen, in die Reihen ihrer Peiniger eintraten, um ihrerseits sofort nur noch roher und zügelloser zu hausen. War ein feindlicher Platz erobert, ein feindliches Regiment gefangen und entwaffnet, so geschah es nicht selten, daß die Mannschaften sofort zu den Siegern übertraten, um ohne Bedenken ihren bisherigen Kampfgenossen als Feinde entgegen zu treten, zumal wenn der jenseitige Führer glänzendere Beuteaussichten oder pünktlichere Besoldung verhieß." Der ärgste Unfug wurde von jenem räuberischen Gesindel getrieben, welches hinter und neben den Marschcolonnen zucht- und straflos sich hinwälzte und schon damals, wie noch heute, mit dem Namen „Marodeurs" bezeichnet wurde. Diese Marodeurs, auch Marode-Brüder genannt, werden von einem Zeitgenossen folgendermaßen geschildert: „Betreffend nun erstlich ihren Namen will ich nicht hoffen, daß es demjenigen tapferen Cavalier, unter dem sie solchen bekommen, ein Schimpf sei, sonst wollt' ich's nicht einem Jeden auf die Nase binden. Dieser Name wird nicht abgehen, so lange die Deutschen Krieg führen. Es hat aber eine solche Beschaffenheit damit: Als dieser Cavalier (nämlich ein Herr von Merode) einstmals ein neu geworbenes Regiment zur Armee brachte, waren die Kerle so schwacher, baufälliger Natur, wie die französischen Britanier, daß sie also das Marschiren und anderes Ungemach, das ein Soldat im Felde ausstehen muß, nicht erleiden konnten, derowegen denn ihre Brigade zeitig so schwach wurde, daß sie kaum die Fähnlein mehr ausfüllen konnte, und wo man einen oder mehr Kranke und Lahme auf dem Marsch, in Häusern und hinter den Zäunen und Hecken antraf und fragte: „Wes

Regiments?" so war gemeinlich die Antwort: „Von Merode!" Daher entsprang, daß man endlich alle, die außerhalb der Zugordnung daherzottelten, Merode=Brüder nannte." — Bemerkenswerth ist es, daß unter allen Schriften zwei Dichtwerke es sind, die uns am treuesten die Sittenzustände der letzten Hälfte des dreißigjährigen Krieges schildern — ein Roman (Simplicissimus, erschienen im 17ten Jahrhundert und verfaßt von Samuel Greifensohn) und ein Schauspiel (der erste Theil von Schiller's Wallenstein.) Greifensohn schildert u. A. eine Scene aus seiner Kindheit, in der eine Zahl verwilderter Soldaten jener Zeit den Bauernhof seines Vaters heimsuchten, in folgender Weise: „Das Erste, was die Reiter thaten, war, daß sie ihre Pferde einstallten. Hernach hatte Jeglicher seine besondere, lauter Untergang und Verderben anzeigende Arbeit zu verrichten. Denn ob zwar Etliche anfingen, zu sieden und zu braten, daß es aussah, als sollte ein lustig Bankett gehalten werden, so waren hingegen Andere, die durchstürmten das Haus unten und oben ..... Andere machten von Tuch, Kleidungen und allerlei Hausrath große Päcke zusammen, als ob sie irgend einen Krempelmarkt errichten wollten; was sie aber nicht mitzunehmen gedachten, wurde zerschlagen. Etliche durchstachen Heu und Stroh mit ihren Degen, als ob sie nicht Schweine und Schafe genug zu stechen gehabt hätten, Etliche schüttelten die Federn aus den Betten und füllten dagegen Speck, dürr Fleisch und sonst Geräthe hinein, als ob dann besser darauf zu schlafen gewesen wäre, Andere schlugen Oefen und Fenster ein, als hätten sie einen ewigen Sommer zu verkünden .... Unsern Knecht legten sie gebunden auf die Erde und schütteten ihm einen Müllkübel voll garstig Mistlachenwasser in den Hals; das nannten sie eiuen schwedischen Trunk, wodurch sie ihn zwangen, eine Partie anderwärts (hin) zuführen, allda sie Menschen und Vieh hinwegnahmen und in unsern Hof brachten, unter welchen mein Knan (Vater), meine Meuder (Mutter) und unsere Ursula auch waren. Da fing man nun erst an, die Steine von den Pistolen und hingegen anstatt deren der Bauern Daumen aufzuschrauben und die armen Schelme so zu foltern, als ob man hätte Hexen brennen wollen. Maaßen sie auch einen der gefangenen Bauern bereits in einen Backofen steckten und mit Feuer hinter ihm her waren, ungeachtet er noch nichts bekannt hatte. Einem Andern machten sie ein Seil um den Kopf und rattelten es mit einem Pregel zusammen, daß ihm das Blut zu Mund, Nase und Ohren heraussprang. Kurz, es hatte jeder eine eigene Erfindung, die Bauern zu peinigen und also auch jeder Bauer seine besondere Marter. Allein

mein Knan war, meinem damaligen Bedenken nach der Glücklichste, weil er mit lachendem Munde bekannte, was Andere mit Schmerzen und jämmerlicher Wehklage sagen mußten, und solche Ehre widerfuhr ihm ohne Zweifel darum, weil er der Hausvater war. Denn sie setzten ihn zu einem Feuer, banden ihn, daß er weder Hand noch Füße regen konnte, und rieben seine Füße mit angefeuchtetem Salz, welches ihm unsre alte Geis wieder ablecken und dadurch ihn also kitzeln mußte, daß er vor Lachen hätte bersten mögen. In solchem Gelächter öffnete er den verborgenen Schatz, welcher viel reicher war, als man hinter Bauern hätte suchen mögen ...." Die Bauern, die in den Soldaten, mochten diese sich nun Freund oder Feind nennen, ihre ärgsten Feinde sahen, säumten nicht, sobald sich die Gelegenheit dazu darbot, Rache zu üben für erlittene Unthaten, wie dies in dem Buche Simplicissimus ebenfalls seine anschauliche Darstellung findet. Unser Held, mit einem Trupp Musketiere ziehend, erzählt: „Als wir an einen Wald kamen, sahen wir ungefähr zehn Bauern, deren ein Theil mit Feuerröhren bewehrt und die übrigen beschäftigt waren, etwas einzugraben. Die Musketiere gingen auf sie los und schrieen: „Halt! halt!" Jene aber antworteten mit Röhren, und wie sie sich von den Soldaten übermannt sahen, gingen sie schnell durch, also, daß die müden Musketiere keinen von ihnen erreichen konnten. Deswegen wollten sie wieder herausgraben, was die Bauern eingegraben hatten, und es schickte sich desto besser, weil diese die dazu gebrauchten Hauen und Schaufeln liegen gelassen hatten. Sie mochten indeß erst einige Streiche gethan haben, da hörten sie eine Stimme von unten herauf: „O ihr leichtfertigen Schelme, ihr Erzbösewichter, vermeint ihr, daß der Himmel eure unchristliche Grausamkeit und Bubenstücke ungestraft hingehen lassen werde? Nein, es lebt noch manch redlicher Kerl, der euch auch eure Unmenschlichkeit vollauf vergelten soll!" — Hierauf sahen die Soldaten einander an, weil sie nicht wußten, was sie thun sollten. Ihr Offizier hieß, tapfer zuzugraben. Sie kamen gleich auf ein Faß, schlugen es auf und fanden einen Kerl darin, der weder Nase noch Ohren mehr hatte und gleichwohl noch lebte. Sobald sich derselbe ein wenig erholt hatte, und er vom Haufen etliche erkannte, erzählte er, wie die Bauern vorigen Tags, als einige seines Regiments auf Fütterung ausgewesen waren, sechs davon gefangen bekommen, davon sie erst vor einer Stunde fünf, so hintereinander stehen müssen, todtgeschossen, und weil die Kugel ihn, den sechsten und letzten, nicht erlangt, indem sie schon durch fünf Körper gedrungen, ihm Nase und Ohren abgeschnitten hätten. Als er sich nun also geschmähet gesehen,

hätte er ihnen, wie wohl sie ihn mit dem Leben davon lassen wollten, die allerunnützesten Worte gegeben und sie alle bei ihrem rechten Namen genannt, in Hoffnung, es würde ihm einer eine Kugel schenken; aber vergebens; sondern, nachdem er sie aufs Höchste erbittert, hätten sie ihn in gegenwärtiges Faß gesteckt und also lebendig begraben: weil er des Todes so eifrig begehret, wollten sie ihm hierin willfahren. Mit Hülfe anderer herbeigekommener Soldatentrupps wurden jene unmenschlichen Bauern eingefangen und nun ein förmlicher Kriegsrath gehalten; denn es wäre billig, sagte einer der Musketiere, dieweil es der ganzen Soldateska eine Schand sei, daß einen von ihnen fünf Bauern so gräulich getrillt hätten, daß solcher Schandfleck wieder ausgelöscht werde. Während nun hin und her deliberirt und keine Strafe für schimpflich und schmerzhaft genug anerkannt ward, nahm einer der Soldaten einen der gefangenen Bauern auf die Seite und sagte ihm: „Wenn du Gott und alle seine Heiligen verleugnen willst, so will ich dich laufen lassen, wohin du begehrest.“ Hierauf antwortete der Bauer: er habe sein Lebtag nichts auf die Heiligen gehalten und auch bisher noch geringe Kundschaft mit Gott gehabt, schwur auch solemniter, daß er Gott nicht kenne und auch kein Theil an seinem Reiche zu haben begehre. Nun zog der Soldat den Degen, spaltete ihm den Kopf bis auf die Zähne auseinander und sagte: Habe ich versprochen, dich laufen zu lassen, so schicke ich dich nun in das höllische Reich, da du nicht in den Himmel willst!“ —

Dieser kleine Privat-Krieg zwischen Soldaten und Bauern war einer der Niederschläge des großen Krieges, und es richteten die Niederschläge in ihrer Gesammtheit eine Verwüstung an, die tödtlich für das Leben der ganzen Nation zu werden drohte. Wie in Simplicissimus findet man auch in „Wallenstein's Lager“ das Denken und Empfinden jener Zeit gleichsam verkörpert dargestellt. Der Ausspruch: „Auf der Spitze des Schwertes das Glück nur ruht“ — ist einer der Schlüssel, die zum Verständniß der damals herrschenden und sich immer trauriger gestaltenden Zustände führt. Viele Landleute, denen der Krieg Alles genommen, griffen in der Verzweiflung zu demjenigen Werkzeug, dessen Handhabung einzig noch lohnend war, zu dem Schwerte. Mancher rüstige Mann sagte sich: Bleibt dir absolut nur die Wahl, dich schinden zu lassen, oder selbst zu schinden, nun denn, so wählst du das Letztere! — Lockte doch überdies auch der Gedanke, auf der Stufenleiter des Soldatenthums zu hoher Ehre steigen und in den Besitz von großen Reichthümern gelangen zu können! — Die

wenigen der Soldaten aus niederen Ständen, die Glück und Verwegenheit empor gebracht hatte, gaben den Massen hinreichenden Stoff zu abenteuerlichen Erzählungen und zur Erhitzung der Phantasie.

Wird es das deutsche Volk jemals vergessen, daß die Cäsarenstädte Rom und Paris es waren, von wo aus die verderblichen Kräfte ausströmten, die Deutschland bis an den Rand des Verderbens brachten, und daß das Haus Habsburg sich zum Vasallendienste hergab, Deutschland wieder unter Rom zu bringen, während von Paris aus das Unglück Deutschlands gefördert ward, um möglichst bequem Deutschland berauben zu können? Wie vielen braven Deutschen mochte das Herz brechen im Hinblick auf das Unglück des Vaterlandes! Aber sicher gab es auch deren, die in der Zuversicht starben, früh oder spät werde der Tag der Vergeltung kommen für Rom wie für Paris und ebenso für das in das Vasallenthum Roms eingetretene habsburgische Geschlecht! — Was ist eines Menschen Leben in Bezug auf die Dauer im Vergleich zu dem Leben seines Volkes! Ein kurz vorübergehender Pulsschlag! Wie mußte noch manches Patrioten Herz verglühen und Generation auf Generation niedersteigen, ehe zur Erfüllung gelangte, was der Glaube an die auch in der Völkergeschichte waltende ewige Gerechtigkeit prophetisch geschauet hatte! Vorläufig sollte das Dunkel, das über Deutschland hereingebrochen war, sich in völlige Nacht verwandeln. Ferdinand II. starb 1637. Einer seiner Wahlsprüche hatte gelautet: „Lieber das Land eine Wüste, als bewohnt von Ketzern!" Die „Ketzer" waren noch nicht völlig ausgerottet, aber in eine Wüste war Deutschland in seinen größeren Theilen bereits umgewandelt worden. Beim Antritt der Regierung Ferdinand's II. hatte die Einwohnerzahl Böhmens 3 Millionen betragen, bei seinem Tode war die Zahl auf 800,000 gesunken! Zählte doch um diese Zeit das ganze Deutschland nur noch etwa 4 Millionen Einwohner, also nur eine Million mehr, als vor Beginn des Krieges Böhmens Bevölkerung betragen hatte! Die Würgeengel des Krieges, Schwert und Kugel, Feuer, Hunger und Seuchen, hatten bereits sieben Achtel bis neun Zehntel der Einwohner dahin gerafft! —

Unter Kaiser Ferdinand III., der seinem Vater an Gesinnung, aber nicht an Thatkraft gleich kam, schleppte sich der Krieg noch eine Zeit lang hin, ohne daß bedeutende Erfolge durch das Schwert erstritten wurden. Die Hand war erlahmt am Schwert, die Parteien begehrten nach Frieden. Da Ferdinand III. Neigung zeigte, den Lutheranern (nicht den Reformirten!) Frieden zu gewähren, so hätte einer Einigung nichts im Wege gestanden, wenn Schweden und Frank-

reich nicht mit der Forderung aufgetreten wären, sich für ihre Betheiligung am Kriege auf Kosten des in seinen Wunden dahin siechenden Deutschland bezahlt zu machen. Der Zeitpunkt war günstig, weil eben Deutschland in Ohnmacht lag. Nur ein bedeutender Mann stand den Franzosen noch im Wege: Bernhard von Weimar, der sich im Elsäß festgesetzt hatte. Frankreichs Plan, den Herzog in den Besitz des Elsasses gelangen zu lassen, um es ihm darnach abzunehmen, schien an der Festigkeit des deutschen Fürsten scheitern zu sollen. Man faßte französischerseits die Sache zunächst mit Sammethandschuhen an; dem Herzoge wurde ein geschmeidiger Diplomat gesandt, der es ihm geläufig zu machen suchte, daß es seinerseits die Billigkeit erfordere, an Frankreich, da dieses sonst mit Recht wegen seiner späteren Sicherheit besorgt sein müsse, einen der Grenzplätze — z. B. Breisach — abzutreten. Bernhard wies eine solche Zumuthung mit aller Entschiedenheit zurück, dagegen gab er die Erklärung ab, daß, falls etwa Frankreich — auf Kosten Spaniens — nach dem Süden hin erobernd vorzuschreiten beabsichtige, er ihm Beistand leisten wolle. Als darauf Frankreichs Pläne in Bezug auf Einverleibung des Elsasses unverhüllt auftraten, als man dem Herzoge zu erkennen gab, daß man in ihm nur ein Werkzeug gesehen und man dieses Werkzeug nur in der Absicht und Hoffnung unterstützt habe, daß es im Dienste Frankreichs thätig sei, befestigte Bernhard seine Verbindungen mit den Schweden zu dem Zweck, einen Hauptschlag gegen den Kaiser zu führen, diesem den Frieden zu dictiren und sich damit in die Verfassung zu setzen, den Anläufen Frankreichs, die er nun zu erwarten hatte, mit Nachdruck begegnen zu können. Wahrlich, Bernhard's Haltung erschien geeignet, die Pläne Mazarin's und seines würdigen Vorgängers zunichte zu machen. Plötzlich erkrankte der sechsunddreißigjährige Held auf den Tod. Er behauptete, Gift empfangen zu haben, und starb am vierten Tage der Krankheit (am 18. Juli 1639). Es war testamentarisch von ihm bestimmt worden, daß die von ihm eroberten Länder deutsch bleiben sollten; außerdem hatte er der Zuversicht Ausdruck gegeben, es werde das von ihm geworbene Heer die Sache, für die es bisher unter ihm gekämpft, nicht verlassen. Untreue der Führer jedoch und Noth des gemeinen Mannes bewirkten in nächster Zeit, daß das Heer den Lockungen Frankreichs erlag und in dessen Sold übertrat, womit das Elsaß in die Gewalt Frankreichs kam. Frankreichs weitere Betheiligung an dem Kriege hatte jetzt nur noch den Zweck, das Elsaß für sich festzuhalten. Es wurden neue Verbindungen mit den Schweden angeknüpft, die auf einen abenteuerlichen, auf die

Gefangennahme des Kaisers und der Reichsfürsten gerichteten Plan führten. Der Kaiser befand sich in Regensburg, wohin — zum ersten Male seit 27 Jahren — die Reichsfürsten berufen waren. Es wurde über den Frieden verhandelt; aber so lebhaft auch das Friedensbedürfniß allerseits sich kund gab, ließen es die sich schroff gegenüberstehenden confessionellen Ansichten doch nicht zu einer Einigung kommen. Es war mitten zur Winterzeit des Jahres 1642, als der Kaiser und die Reichsfürsten plötzlich vernahmen, die Schweden, unter ihrem verwegenen Feldherrn Bannér, seien nahe. Ein Feldzug im Januar war etwas Unerhörtes zu jener Zeit. Einzelne Fürsten mochten an Flucht denken. Da kam die Nachricht, daß auch Franzosen im Anzuge seien. Nun erschien es als das Gerathenste, den Mauern der Stadt zu vertrauen. Bannér begann die Stadt zu bombardiren, und sein verwegenes Unternehmen möchte wohl geglückt sein, wenn nicht ein Umschlag der Witterung stattgefunden hätte. Die Wege wurden grundlos, die Belagerer konnten sich die nöthige Zufuhr nicht herbeischaffen, und da sie überdies Kunde von dem Herannahen eines starken kaiserlichen Heeres empfingen, sahen sie sich zum Abzuge gezwungen. Bannér starb in Halberstadt, und an seine Stelle trat Torstenson, einer der vorzüglichsten Feldherren aus der Schule Gustav Adolf's. Torstenson war eine Zeit lang Kriegsgefangener in Bayern gewesen, und es hatte ihm die kalte und feuchte Luft eines Kerkers ein so furchtbares Gichtleiden zugezogen, daß er auf Reisen und in der Schlacht sich weder eines Rosses, noch eines Wagens zu bedienen vermochte, sondern genöthigt war, sich in einer Sänfte tragen zu lassen. Und dieser körperlich so gebrechliche Mann wußte den Kaiserlichen mehr Abbruch zu thun, als die meisten seiner Vorgänger. Nachdem er einen siegreichen Zug durch Böhmen bis tief in Oesterreich hinein gemacht hatte, ging er nach Sachsen zurück, wohin ihm ein kaiserliches Heer, geführt von dem Erzherzog Leopold und dem General Piccolomini, folgte. Auf der Ebene bei Breitenfeld in der Nähe von Leipzig, berühmt durch die siegreiche Schlacht, die Gustav Adolf elf Jahre früher dem Feldherrn der Liga, Tilly, geliefert hatte, kam es zur Schlacht, in der Torstenson den Feind aufs Haupt schlug. Im Frühjahr brach er zum zweiten Male in Oesterreich ein, und schon war der Vortrab seines Herres bis in der Nähe von Wien, als ihn ein Eilbote des Kanzlers Oxenstierna erreichte, der ihm die Aufforderung überbrachte, sich schleunigst nach der unteren Elbe zu begeben, da Christian IV. von Dänemark unverkennbar mit feindseligen Absichten gegen Schweden umgehe. In Eilmärschen zog nun Torstenson dem Norden zu, und

kaum vernahm Christian von Jenes Zuge, so ward er auch schon angegriffen und dermaßen in die Enge getrieben, daß er sich genöthigt sah, einen für Schweden höchst günstigen Frieden (Friede von Brömsebro) abzuschließen. Schweden erhielt Gothland und einige andere Inseln, auch wurde ihm Befreiung vom Sundzoll zugesprochen. Inzwischen war ein kaiserliches Heer, geführt von Gallas, den Schweden nachgerückt. Gallas hatte gehofft, Christian werde länger Stand halten, und es werde Torstenson in die Mitte genommen werden können. Kaum aber hatten die Kaiserlichen die Grenze Holsteins erreicht, so zog ihnen der Sieger über Christian entgegen. Die Kaiserlichen machten Kehrt, es wurden aber die einzelnen Heerhaufen derselben erreicht und vernichtet. Nun drang Torstenson zum dritten Male in Oesterreich ein. Nachdem er bei Jankowitz in Böhmen ein kaiserliches Heer geschlagen hatte, wandte er sich gegen Wien. Aber sein Heer war durch die fortgesetzten Märsche und Kämpfe bedeutend geschwächt, so daß, wenn ein Zweifaches, worauf er rechnete, ausblieb, seiner Siegesbahn damit ein Halt zugerufen ward. Das Erste war Nachschub frischer Truppen. Sie blieben aus. Für's Andere hatten die Franzosen zugesagt, die Donau herunter zu kommen, um sich mit ihm in Oesterreich zu vereinigen. Letzteres geschah nicht. Während Torstenson im Jahre 1643 so glänzende Erfolge errungen hatte, waren die Franzosen von den Oesterreichern und Bayern unter der Führung von Marcy und Werth bei Duttlingen in Schwaben aufs Haupt geschlagen worden. Darnach war französischerseits eine neue Heermacht aufgestellt und die Führung desselben dem Vicomte Türenne übergeben worden. Doch die Zeit, in der Türenne sich Kriegslorbeeren erstreiten sollte, war noch nicht gekommen; er vermochte die feindliche Macht nicht zu durchbrechen, und so blieb denn Torstenson mit seinem zusammengeschmolzenen Heldenhäuflein sich selbst überlassen. Er ging nach Böhmen zurück und legte, da seine körperlichen Leiden einen zu hohen Grad erreicht hatten, sein Commando nieder. An seine Stelle trat der liefländische Graf Gustav Wrangel. Nachdem dieser tapfere Kriegsmann, unter dem der eben so tapfere brandenburgische Graf Königsmark ein Commando führte, Sachsen und Brandenburg zum Abschluß eines Waffenstillstandes gezwungen hatte, vereinigte er sich mit Türenne, beide drangen in Böhmen ein, und es mußte sich nun auch der Kurfürst von Bayern zum Abschluß eines Waffenstillstandes verstehen (1647). Aber kaum hatten die Schweden und die Franzosen das Land verlassen, so trat der Kurfürst wieder auf die Seite des Kaisers. Dieser hatte, da es ihm an tüchtigen Heerführern fehlte, einen

Protestanten, den aus Hessen stammenden General Melander, an die Spitze seiner Heermacht gestellt, mit der er den Schweden und Franzosen entgegen rückte, die in Bayern eingedrungen waren, um den wortbrüchigen Kurfürsten zu züchtigen. Bei Zusmarshausen erlitt Melander eine vollständige Niederlage, er selbst wurde auf den Tod verwundet. Der Kurfürst floh nach Salzburg, Wrangel ging über den Lech an derselben Stelle, die sechzehn Jahre früher Gustav Adolf siegreich im Kampfe gegen Tilly überschritten hatte. Weithin wurde nun auch Bayern grauenvoll verheert. Galt doch mehr noch als früher der schreckliche Gebrauch, den Gegner durch Verwüstung seiner Ländereien der Mittel zu erneuertem Widerstande zu berauben! — Der tapfere Graf Königsmark, der in Böhmen eingerückt war, hatte sich inzwischen der Kleinseite von Prag bemächtigt, und Wrangel war aufgebrochen, um, nachdem Prag vollständig bewältigt sein würde, mit Königsmark vereint in das Herz Oesterreichs einzudringen — da empfing Königsmark die Botschaft, daß der Abschluß des Friedens zu Münster erfolgt sei. Vor dreißig Jahren hatte in Prag der Krieg begonnen; hier war es, wo seine letzten Donner verstummten.

Nicht weniger als fünf Jahre waren darüber hingegangen, ehe die Friedensverhandlungen zum Ziele geführt hatten! Frankreich und Schweden hatten ein Wort mitzureden, und da Deutschland das alleinige Schlachtopfer war, das unter der Fortsetzung des Krieges zu leiden hatte, so ließen jene Mächte sich nur durch den Zweck leiten, den ihrem Vortheil günstig erscheinenden Zeitpunkt ins Auge zu fassen, ohne in Betracht zu ziehen, ob Deutschland jemals wieder aufkommen, oder ob es an den Todeswunden, die ihm der Krieg geschlagen, und die immer wieder aufgerissen wurden, gänzlich dahinsiechen würde. Deutschland bis zur Ohnmacht herabzubringen, entsprach namentlich den Anschauungen der französischen Staasmänner, deren Haupt der Cardinal Mazarin war. In Frankreich waren Böse — Ludwig XIII. und der Cardinal Richelieu — gegangen, und Böse — Ludwig XIV. und der Cardinal Mazarin — gekommen. Der junge König freilich hatte vorläufig mit der Politik noch nichts zu schaffen, an seiner Stelle regierte der Cardinal Mazarin, gemäß dem schon von Franz I. und Heinrich II. und in neuester Zeit von Richelieu noch erweiterten, auf Deutschland bezüglichen Programm. Wie, wiederum ein oberster Kirchenfürst und zugleich ein ränkevoller Diplomat und mörderischer Kriegsschürer? Wie vereinet sich Beides? Vergessen wir nicht den Pact, den einst Pipin mit dem päpstlichen Stuhle schloß! Sein Inhalt ging hin auf Mißachtung göttlicher Gebote

zu Gunsten gegenseitiger Förderung in Bezug auf weltliche Vortheile. Dieser Pact gab den Grundton ab für alle spätere Politik, die in Rom und Paris spielte: Verfolgung weltlicher Vortheile unter der Hülle christlichen Scheines und gegenseitige Unterstützung — falls dies dem eigenen Vortheile entsprach oder diesem doch nicht entgegenstand. Je nach dem Naturell der Personen, die — hier und dort — am Ruder waren, trat jener Grundton mehr oder weniger grell hervor; unter Mazarin leuchtete er (wie es auch unter Richelieu der Fall gewesen war) feuerroth wie sein Cardinalsrock. Es eilt nicht mit dem Frieden, sagte dieser hohe Kirchenfürst und Staatsmann: laßt nur Deutschland mürber noch werden, bis es sich entschließt, zu unterschreiben, was wir ihm vorlegen! — Aber der deutsche Kaiser Ferdinand III. hätte doch ernstlicher auf den Frieden bedacht sein sollen, um der grauenvollen Lage der Einwohnerschaft endlich ein Ziel zu setzen! — Auch bei ihm machte sich — in anderer Gestalt — die unheilvolle Politik Roms geltend. Der Zweck des Krieges war ja von Hause aus der gewesen, den Protestantismus in Deutschland niederzutreten und mit der Wurzel auszugraben, und nun hatte es, trotz allen vergossenen Blutes, immer noch nicht den Anschein, als werde dieser Zweck erreicht werden. Daher das Hinhalten des von den Jesuiten beherrschten Kaisers, das sicher noch länger gewährt hätte, wären die Schwerter Torstenson's, Wrangel's und Königsmark's nicht gar so schneidig gewesen!

So war es endlich zum Westfälischen Friedensschluß gekommen, dessen Inhalt in seinen wesentlichen Theilen wir uns nun anzusehen haben. Im Artikel II heißt es: „Die Oberherrschaft, die Landeshoheit und andere Rechte, die bisher das Römische Reich auf die Bisthümer Metz, Tull und Virten und deren Städte und Gebiete gehabt hat, sollen künftig auf eben diese Weise der Krone Frankreich zustehen und ihr auf ewig einverleibt sein. Es begeben sich der Kaiser für sich und das ganze Haus Oesterreich, wie auch das Römische Reich aller Rechte auf die Stadt Breisach, die Landschaften Ober- und Niederelsaß, Sundgau, die Landvogtei der im Elsaß gelegenen Reichsstädte Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Kaisersberg, Obernheim, Roßheim, Münster im St. Georgenthal, Thüringheim und alle Dörfer, die zu denselben gehören, und übergeben sie dem allerchristlichsten König und der Krone Frankreich, so daß die genannte Stadt Breisach sammt den Dörfern Hochstedt, Niederrimsing, Harten und Acharren und dem ganzen Gebiete, so weit es sich vor alten Zeiten erstreckt hat, nunmehr der Krone Frankreich

gehören soll. Ferner sollen die besagten beiden Elsaß und Sundgau, wie auch die zehn Städte mit allen dazu gehörigen Unterthanen, Städten, Dörfern, Schlössern, Wäldern, Bergwerken, Gewässern, Weiden und sammt allen Rechten und ohne allen Vorbehalt, mit der Oberherrschaft von nun bis zu ewigen Tagen dem allerchristlichsten König und der Krone Frankreich zustehen, ohne daß der Kaiser, das Reich und das Haus Oesterreich oder ein Anderer widersprechen könne, daß auch keiner irgend ein Recht oder eine Gewalt in dem genannten, dies- und jenseits des Rheins gelegenen Ländern je soll gebrauchen dürfen." Wegen der Bisthümer, die sich Heinrich II. widerrechtlich angeeignet hatte, war bisher von den Reichstagen gelegentlich noch mit papiernen Schwertern gekämpft worden, und als man deutscherseits bei den Verhandlungen gesagt hatte, Frankreich solle sich damit begnügen, nunmehr die Bisthümer zugesprochen zu erhalten, war mit Hohn entgegnet worden, diese seien längst unwiderrufliches Eigenthum Frankreichs, Frankreich habe das Recht, weitere Entschädigungen zu beanspruchen. So hatte denn endlich die Noth dazu getrieben, die oben genannten deutschen Gebiete aufzugeben. Frankreichs Grenzen waren somit wieder ein Stück weiter in Deutschland hineingerückt, auf einer Stelle bis über den Rhein, da ihm auch die feste Stadt Breisach und das der Stadt zugehörende Landgebiet zugesprochen worden war. Ueber die genannten zehn Städte hatte Frankreich nur gewisse Oberhoheitsrechte gewonnen; aber der Cardinal Mazarin war gar nicht in Zweifel darüber, daß es zu gelegener Zeit ein Leichtes sein werde, den Städten ihre „besonderen Rechte" gründlich zu verleiden, so daß sie, um Ruhe zu gewinnen, selbst darnach trachten würden, in den Staatsverband Frankreichs förmlichst eingefügt zu werden.

Schwedens Ansprüche waren u. A. auf das ganze Pommern gegangen, wogegen Brandenburg auf den Erbvertrag verwiesen hatte, demzufolge Pommern an Brandenburg überzugehen habe. Schließlich erhielt Schweden Vorpommern und die Inseln Rügen und Wollin, ferner den westlichen Theil von Hinterpommern, Stettin, Garz, Damm, Golnau, die Bisthümer Bremen, Verden, Wismar, und nebst der Reichsstandschaft fünf Millionen Thaler. Die Schweiz und Holland waren zwar thatsächlich schon vom deutschen Reiche getrennt, doch war bis dahin irgend welche staatsrechtliche Gutheißung nicht ausgesprochen, und es bestand somit die Möglichkeit, daß ein kräftiger Herrscher über Deutschland, der es verstand, das Ansehen desselben zu heben, die gelösten Bande wieder knüpfte. Jetzt wurden die beiden

Länder als selbstständige Staaten anerkannt, womit dem deutschen Reiche eine Felsenburg gegen Angriffe von Süden her und im Westen die Rheinmündungen verloren gingen.

Faßt man die Gebiete ins Auge, die Deutschland an Frankreich und Schweden verlor, so muß man anerkennen, daß es außerordentlich schwer beschädigt ward. Und doch wurde ihm durch französische Tücke ein noch viel schwereres Uebel zugefügt, ein Uebel, dessen überaus verderbliche Folgen sich erst im weiteren Verlaufe der Zeit bemerkbar machen sollten. Den Vertretern der deutschen Reichsfürsten wurde während der Friedensverhandlung von französischen Agenten ins Ohr geraunt: Fankreich wird darauf bestehen, daß euch die volle Souverainität zuerkannt werde! — O, wie wirkte dieses Schlangenwort sofort! Es bedeutete: die Fürsten sollen volle Gewalt über ihre Unterthanen gewinnen, sollen bestimmen können über Leben und Tod, Gesetzgebung, Steuern, ohne der kaiserlichen Zustimmung fernerhin benöhigt zu sein, sie sollen ferner selbstständig in Staasangelegenheiten mit ausländischen Fürsten in Verkehr treten, namentlich auch mit ihnen Bündnisse abschließen dürfen. — Wie behagte dies den meisten deutschen Fürsten! Welche Aussicht: kleine „Ludwige" in ihren Ländern spielen, als Halbgötter — wie dies von den französischen Königen bereits geschah — sich geberden zu können! — Doch „was süß schmeckt, wird oft bitter bei'm Verdau'n." — In die offene Wunde des deutschen Lebens ward das Gift des Absolutismus geträufelt, das später sowohl für das Volk, als auch für die Fürsten selbst gräuelvolle Ergebnisse herbeiführte. Wie auf diese Art das Verderben nach Innen vorbereitet war, so war in Bezug auf die äußere Politik der Hebel angelegt, der den weiteren Verfall des deutschen Reiches zur Folge haben mußte. Indem den einzelnen Fürsten das Recht zuerkannt ward, mit dem „Auslande" (Mazarin hatte natürlich nur Frankreich dabei im Sinne!) Separat-Bündnisse schließen zu dürfen, hatte man französischerseits — der Sache nach — die Bildung des Rheinbundes eingeleitet, die Auflösung des Reiches proclamirt.

Vergessen wir nicht, daß es ein römischer Cardinal und französischer Staasmann war, von dem das deutsche Volk also „gesegnet" ward, und daß Mazarin's Vorgänger, Richelieu, dessen Politik Mazarin fortführte, ebenfalls den römischen Cardinalsrock trug! —

Seinem Ingrimme über Frankreichs Tücke gab damals ein deutscher Offizier folgenden kräftigen Ausdruck:

„Der letzte Stich gewinnt das Spiel — die Dame, um welche wir Deutsche mit Granaten, die Franzosen mit Ducaten, wir mit

Musketen, sie mit Pistolen, wir mit Pferd und Infanterie, sie mit Furfanterie und geladenen Mauleseln, wir mit Schanzen, sie mit Schenken, wir mit Feld-, sie mit Hofstücken, wir mit Schlagen, sie mit Salben, wir mit Schießen und Stechen, sie mit Bestreichen und Schmieren, wir mit Blut, sie mit Gut, wir mit Kriegen, sie mit Trügen geworben; was wir gewonnen mit Stürmen, haben wir mit Schirmen verloren. Der Hahn ist im Korbe, sitzt auf fremden Eiern, er hat den Nutzen, das Kränzlein und den Preis, die Andern den Sack."

Wie schon angedeutet, hatte die Ordnung der religiösen Angelegenheiten ganz besondere Schwierigkeiten verursacht. Endlich war man jesuitischerseits dahin gekommen, daß man sich sagte: Nun denn, so wollen wir uns — für jetzt! — darein ergeben, daß den Lutheranern Glaubensfreiheit gewährt werde; dagegen müssen die Reformirten unter allen Umständen von dieser Vergünstigung ausgeschlossen bleiben! — Vor dem dermaligen Lutherthum hatten die Römlinge keine großen Besorgnisse. Die evangelische Lehre, wie sie sich im Lutherthum auferbaue, raunten sie einander zu, sei in einer Art von Erstarrung begriffen; die religiösen Bau- und Werkmeister auf lutherischer Seite hätten es nicht mehr mit dem Material aus dem Gesammtleben des wittenberger Mönches, vielmehr nur mit dem Material aus dessen späterer Zeit zu thun. Es dürfe gehofft werden, daß das lutherische Kirchenthum mit der Zeit dem römischen Kirchenthum, mit dem es schon jetzt verwandtschaftliche Züge habe, sich weiter und weiter nähern und sich schließlich ihm wieder werde einfügen lassen. Dagegen sei in der reformirten Kirche noch ein Pulsschlag des ursprünglichen Lebens der gefährlichen reformatorischen Zeit vorhanden; in der reformirten Kirche ruhe offenbar die bewegende Kraft des Protestantismus, seine Entwickelungsfähigkeit; die reformirte Kirche anerkennen, hieße somit die Gefahr bestehen lassen, in die der Luther der ersten Zeit die römische Kirche gebracht habe! —

Dieser Gefahr für die Lehre der Wahrheit trat mit kühnem Gottesmuthe ein Mann aus den brandenburgischen Marken entgegen, der damals noch jugendliche Kurfürst Friedrich Wilhelm, dem später die Mit- und Nachwelt den Beinamen des „Großen" beilegte. Welche Bedeutung sein Gesammtwirken unmittelbar für Brandenburg und mittelbar für Deutschland gewinnen sollte, werden wir weiterhin in Betracht zu ziehen haben; für jetzt sei nur erwähnt, daß seine entschlossene Sprache zu Gunsten der reformirten Kirche die Zustimmung Schwedens und der Generalstaaten fand, und die katholische Partei, trotzdem das lutherische Sachsen auf ihre Seite getreten war, dahin

gedrängt wurde, daß die evangelischerseits gestellte Forderung, es sei den „Augsburgischen Confessions-Verwandten" (wozu nun neben den Lutheranern die Reformirten gerechnet wurden) mit den Katholiken allgemeine Duldung, Gewissens- und Kultusfreiheit zu gewähren, schließlich zur Annahme gelangte. Nur in Bezug auf die kaiserlichen Erblande hatten die Katholiken es durchzusetzen gewußt, daß jener Beschluß als nicht vorhanden betrachtet ward, und daß die Evangelischen in Schlesien mit der „Verheißung" sich begnügen mußten, daß ihnen „einige Vergünstigungen" zu Theil werden sollten.

Wenn nun das Haus Habsburg die Summe der aus dem Kriege sich für dasselbe ergebenden Vortheile zog, so mußte es sich sagen, daß dieselbe eine sehr geringfügige war. Auch für einen jeden Beobachter ergiebt sich das sofort, namentlich wenn er dasjenige, was das Kaiserhaus als thatsächlichen Gewinn des Krieges einzog, mit den Plänen und Hoffnungen in Vergleich stellt, mit denen Ferdinand II. und seine Beichtväter in der Zeit sich trugen, in der Wallenstein an der Spitze eines mächtigen Heeres den Norden Deutschlands beherrschte! (S. S. 212 u. 213.)

Auf evangelischer Seite war in dem obigen, auf das religiöse Wesen Bezug habenden Beschluß, gegenüber den unermeßlichen Opfern an Gütern des Lebens, Eines gerettet: die Möglichkeit freier, eigenartiger Geistesentwickelung! — Ruhm und Segen Allen, die für dies Gut kämpften, litten, starben! — Mit diesem Gut war der Keim eines neuen Aufkommens vorhanden. Es kam nun darauf an, ob zugleich mit diesem Erbe das Erbe des auf das Ewige mehr, als auf das Zeitliche gerichteten Sinnes der Väter auf die folgenden Generationen übergehen und — früher oder später — zu der Erstarkung gelangen würde, neuen Anläufen und Verführungskünsten des „alten bösen Feindes", auf die derselbe sich vorbereitete, siegreich die Spitze bieten zu können.

Die englische Thronumwälzung.

Jakob I.

Auf ihrem Sterbebette hatte Elisabeth von England, gleichsam dem Schatten der hingerichteten Maria Stuart Sühne damit bietend, den Sohn derselben, Jacob von Schottland, zu ihrem Nachfolger ernannt. (S. 117.) Jacob I., der von 1603 bis 1625 regierte, vereinigte Schottland mit England zu einem Reiche unter dem Namen Großbritanien und nannte sich, nachdem von ihm dem schon unter Elisabeth gebeugten Irland härtere Fesseln noch angelegt worden waren, „König von Großbritanien und Irland", welcher Titel von seinen Nachfolgern beibehalten wurde.

Jacob's Regierung war eine für das Land unheilvolle, die schwere Erschütterungen für das Volk und den Königsstamm der Stuart's einleitete. Dem neuen Herrscher war die beste Stimmung als Heil verkündender Herold vorangegangen. Waren doch seine Regierungsmaßregeln von den beiden sich immer noch in erbitterter Feindschaft gegenüberstehenden Religionsparteien, den Katholiken und strengen Protestanten, mit gleich hochgespannten Hoffnungen entgegen gesehen! Er hatte beide Parteien zu täuschen gewußt — bald aber sollte es für die Einen, wie für die Andern erkennbar werden, was von den heimlichen Zusagen, die er den Parteihäuptern gemacht hatte, zu halten sei. Die dem bisherigen Schottenfürsten von der Bevölkerung der Haupstadt bei seinem Einzuge entgegen getragene Begeisterung war freilich sofort um ein Bedeutendes abgekühlt worden. Jacob war von Gestalt verkümmert und häßlich, und dabei hatte er auch noch ein äußerst linkisches Wesen an sich. Doch durfte dem gegenüber von seinen Anhängern gehofft werden, daß es sich dabei nur um einen Eindruck von vorübergehender Bedeutung handle, und es würde eine solche Annahme sich auch, wie in ähnlichen Fällen das Gleiche so oft wahrzunehmen ist, bewährt haben, wäre nur des neuen Herrschers Gesinnung von hoher und edler Art gewesen. Aber sein

geistiges Wesen entsprach vollkommen seiner Aeußerlichkeit, und so hatte die Natur an ihm schon an der Schale den Kern verrathen.

Des Königs Hauptfehler war eine unbegrenzte Eitelkeit, die den Schwerpunkt seines ganzen Wesens verrückte, sein Urtheil über Menschen und Verhältnisse trübte und sein Inneres in zunehmendem Maße in ein Zerrbild verwandelte. Ein glanzvoller Hofhalt mit Festen über Festen erschien ihm als eines der geeignetsten Mittel, dem Volke einzuprägen, daß seine königliche Würde ein Abglanz der göttlichen Majestät sei. Elende, die ihm zu schmeicheln wußten, machte er zu seinen Günstlingen, gab ihnen die wichtigsten Staatsämter und überschüttete sie mit Geschenken. Dies führte naturgemäß auf das Nachsinnen nach Mitteln, der immer und immer wieder eintretenden Ebbe der königlichen Kassen zu steuern, und die Wahl der Mittel wiederum zeigte, daß Gewissenhaftigkeit, Treue und Redlichkeit von ihm mit nichten als Eigenschaften betrachtet wurden, deren am wenigsten ein Fürst sich entrathen dürfe, zumal einer, der so übertriebene Vorstellungen von der Höhe seiner Stellung hatte, wie solche von ihm gehegt wurden. Zunächst bekamen die Katholiken dies zu empfinden, gegen die er ein älteres, auf Zahlung eines hohen Kopfgeldes lautendes Gesetz, das aber bereits längere Zeit geruht hatte, in Anwendung brachte und die Steuer mit aller Härte eintrieb. Dies entflammte die Betrogenen zur Wuth; eine Zahl derselben, unter ihnen Männer von Ansehen und Vermögen, trat zusammen, und es kam, unter Mitwirkung eines aus dem Auslande stammenden Jesuiten zu einer Verschwörung, die darauf hinausging, mit einem Schlage sich der gesammten ketzerischen Obrigkeit des Landes, des Königs wie auch der Vertretung des Ober- und des Unterhauses, zu entledigen. Der gegen die Landesregierung ersonnene Plan war teuflischer Art. Einige der Verschwörer, die dem Kaufmannsstande angehörten, mietheten den zum Parlamentsgebäude gehörenden Keller, und es wurden in demselben nicht weniger als sechsunddreißig Fässer Pulver aufgeschichtet, mittelst deren bei der nächsten feierlichen Eröffnung des Parlaments (5. November 1605) der König und die Vertreter des Landes mit dem Gebäude in die Luft gesprengt werden sollten. In der Frühe des verhängnißvollen Tages sandte einer der Verschworenen ein anonymes Schreiben an seinen Schwager, Lord Mounteagle, der Parlamentsmitglied war, und beschwor ihn, der Eröffnung des Parlaments nicht beizuwohnen, da der Versammlung bevorstehe, einen Schlag zu empfangen, ohne daß hinterher zu erfahren sein würde, woher er gekommen sei. Mounteagle, der keine Ahnung hatte, von welcher Seite ihm der Brief zu-

gegangen sei, fühlte sich veranlaßt, ohne Zeitverlust Anzeige von dem Schreiben zu machen, und sofort wurden alle Räume des Parlamentsgebäudes einer Durchsuchung unterzogen. Während man eben die unter Holz und Kohlen verdeckt gehaltenen Pulverfässer aufgefunden hatte, trat, mit Reisekleidern angethan, einer der Verschworenen, Guy Fawkes, den das Loos getroffen hatte, den Zünder anzulegen, herzu. Er wurde verhaftet. Der Umstand, daß an demselben Tage eine Zahl vornehmer Katholiken, die als die heftigsten Gegner des Parlaments bekannt waren, London heimlich verließen, gab der Untersuchung neue Anhaltepunkte. Die gegen Guy Fawkes in Anwendung gebrachte Folter that das Ihre, um von dem ganzen Anschlage Kenntniß zu gewinnen. Fawkes und mehrere der Mitschuldigen, deren man sich einzeln bemächtigt hatte, wurden hingerichtet. Die Häupter, eine Zahl bewaffneter Diener mit sich führend, waren nach Warwickshire geflohen. Sie verschanzten sich in einem festen Hause und beschlossen, da sie wohl wußten, was ihnen im Falle ihrer Gefangennahme bevorstehe, ihr Leben wenigstens so theuer als möglich zu verkaufen. So mußte förmlich zu einer Belagerung des Hauses geschritten werden. Während die Belagerten sich nun hartnäckig vertheidigten, mochte wohl einer der Ihrigen dem Pulvervorrathe mit einem Lichte zu nahe gekommen sein. Denn plötzlich flog das Gebäude unter donnerähnlichem Krachen in die Luft, so daß die Verschworenen von dem Geschick betroffen wurden, das sie ihren Gegnern zu bereiten im Sinne gehabt hatten. Die öffentliche Stimme jedoch verlangte weitere Sühne, auch ward darauf gedrungen, durch Anwendung entsprechender Maßregeln ähnlichen Umsturzversuchen vorzubeugen. Nehmen wir, eiferten die Heftigsten, den Papisten, die uns an das Ausland zu verrathen beabsichtigen, das Hauptmittel ihrer heimlichen Agitationen, das Geld! Demgemäß wurde sämmtlichen Katholiken des Landes vom Parlament und unter Zustimmung des Königs eine schwere Geldstrafe auferlegt; sie wurden ferner für unwürdig erklärt, öffentliche Aemter zu bekleiden, und es mußten endlich alle diejenigen Katholiken, die es nicht vorzogen, auszuwandern, sich zur Ablegung eines neuen „Eides der Treue" verstehen, der die feierliche Zusage enthielt, sich durch keine Befehle, ja auch nicht durch Androhung von Kirchenstrafen zur Untreue gegen den König und die Landesverfassung bestimmen zu lassen.

Der Jahrestag der sogenannten „Pulververschwörung" (5. November) ist seitdem von der Londoner Bevölkerung durch höhnende Aufzüge und Mummereien stets gefeiert worden.

Wer Anderes als der König selbst hatte den Anlaß zu der gefährlichen Verschwörung gegeben, deren Ausführung nur an einem Haare hing, und deren Entdeckung zu so blutigen Thaten und zu so harten Maßregeln, von welchen letzteren auch viele gänzlich Unschuldige betroffen wurden, führte? Und doch war dieser König im Grunde des Herzens — bis auf einen Punkt — mit den Ansichten der Katholiken einverstanden. Es sagte ihm ganz zu, daß Jene lehrten: Das Recht der Feststellung des Glaubens, der Lehre und des Kultus komme nach göttlicher Einrichtung einer einzigen Person zu. Darin aber wich seine Ansicht von der der Katholiken ab, daß dieselben in dem Papste jene auserwählte Person sahen, während er behauptete, das absolute Recht in Religionssachen stehe dem Landesfürsten zu. Suchte der Papst seine Machtsphäre auch über weltliche Gebiete auszudehnen, so er, seinem Fürstenrecht auch das Recht der Entscheidung über Glaubenssachen unterzuordnen. In beiderseitigen Bestrebungen standen einander gegenüber: Papstkönigthum und Königpapstthum; Eines so übel wie das Andere, beide im Ziele dasselbe: absolute Tyrannei. Dem Könige war es ein Gräuel, zu denken, daß er — wie die presbyterianische Kirche Schottlands, in der er selbst erzogen war, lehrte — in Bezug auf Glaubensrechte mit dem geringsten seiner Unterthanen auf gleicher Stufe stehen sollte. Daß die irdische Majestät vor der Majestät des göttlichen Thrones ein Schatten und Schemen ist, war ein Gedanke, der in der von Eitelkeit verblendeten Seele des Königs Raum nicht mehr fand, wie er auch blind geworden war vor der offenkundigen Lehre des Christenthums, daß des Geistes Wehen durch die christliche Gemeinschaft geht, und irdische Rangordnungen seinen Gang und seine Wahl nicht zu beeinflussen vermögen. So konnte es nicht fehlen, daß das englische Hochkirchenthum ihm als der der Wahrheit sich annähernde Ausdruck des Christenthums erschien, da ja dasselbe, im Gegensatze zu den Ansichten der Presbyterianer und Puritaner, in der oberen Priesterschaft sich wieder eine über den Glauben Gewalt habende Macht geschaffen hatte. Unter den Behauptungen der Hochkirchenmänner der damaligen Zeit nehmen folgende die erste Stelle ein: Die Wohlfahrt der Kirche verlange es, das bischöfliche Amt aufrecht zu erhalten; dies Amt habe „gewisse hohe und heilige Vorrechte", an die menschliche Macht nicht heranreiche; die römische Kirche stehe (trotz aller ihrer Verderbnisse), indem sie „die apostolische Nachfolge" beibehalten habe, der ursprünglichen Kirche Christi näher, als die reformirte Kirche, namentlich als die Gemeinschaften der Presbyterianer und Puritaner.

Man sieht, dieses Hochkirchenthum hatte zwar keinen Papst, allein es war — namentlich in seiner oberen Geistlichkeit — erfüllt von päpstlichen Gelüsten; und wenn die Bischöfe den König, der ja der Sache nach ebenfalls den obersten geistlichen Herrscherplatz anstrebte, (welcher doch nach ihren Ansichten und Ansprüchen ihnen zukam), unterstützten, so thaten sie, sich Weiteres für künftighin vorbehaltend, dies nur, um sich durch ihn ihre Machtbefugniß erweitern zu lassen und den „zweiten Salomo", wie sie den Monarchen heuchlerischer und schmeichlerischer Weise nannten, in seiner Geneigtheit zur Unterdrückung der ihnen verhaßten freieren protestantischen Kirchengemeinschaften zu bestärken. Es gelang ihnen dies auch vollkommen. Jacob verlangte von allen Geistlichen den Suprematseid, durch den ausgesprochen ward, daß dem König das Recht der Entscheidung in allen kirchlichen Fragen und somit auch in Glaubenssachen zustehe, und er setzte nicht nur widerstrebende puritanische Geistliche ab, sondern er erhob auch fügsame Geistliche, die weniger ihr Gewissen als ihren Vortheil befragten, zu Bischöfen, die er darauf mit Machtbefugnissen ausrüstete und durch Pfründen auszeichnete. „Die Axt ist der Kirche der Presbyterianer und Puritaner an die Wurzel gelegt!" sagten, den König preisend, die englischen Hochkirchenmänner: was aber in dem tiefsten Gemüthe der Bedrückten vor sich ging, ahnten sie nicht. In dieser geistlichen Vergewaltigung, zu der Jacob sich hergab, lag der erste Anlaß eines Sturmes, der die englische Gesellschaft bis in ihre Grundfesten erschüttern, jedoch erst unter der Regierung des Nachfolgers Jacob's zum Ausbruch kommen sollte.

Vorläufig fuhr der „zweite Salomo" fort, Wind zu säen. Es begann sich zu jener Zeit ein Ungethüm von einer politischen Lehre zu bilden, deren Grundzüge (nach Macaulay) folgende waren: Man behauptete mit vollem Ernste, daß das höchste Wesen die erbliche Monarchie, im Gegensatze zu andern Regierungsformen, besonders wohlgefällig betrachte; daß das Gesetz der Erbfolge nach der Ordnung der Erstgeburt eine göttliche Einrichtung und älter als die christliche Religion, selbst als die mosaische Gesetzgebung sei; daß keine menschliche Macht, selbst die der ganzen gesetzgebenden Gewalt, daß keine Dauer unrechtmäßigen Besitzes, und wenn sie zehn Jahrhunderte ausmache, den gesetzlichen Fürsten seiner Rechte berauben könne; daß seine Gewalt nothwendig stets despotisch sei; daß die das Hoheitsrecht beschränkenden Gesetze, in England sowohl wie in andern Ländern, nur eine vom Souverän freiwillig ertheilte Concession sei, die er jederzeit nach Belieben zurückziehen könne; und daß endlich jeder

Vertrag, den der König mit seinem Volke abschließe, nur eine Erklärung seiner augenblicklichen Absichten und nicht eine Verbindlichkeit sei, deren Erfüllung gefordert werden könne. —

Nach diesem Ungethüm von Lehre handelte Jacob, das Volk dadurch fortgesetzt reizend und alle hellen Köpfe auffordernd, zu vergleichen, wie es sich in der Person eines Fürsten vereine, sich, was Würde und Machtbefugnisse betreffe, mit dem Glanze der Heiligkeit und der Weihe der Unantastbarkeit zu umgeben, hingegen offenbare Gesetze Gottes thatsächlich zu mißachten, für deren Uebertretung von dem geringsten Unterthan Sühne verlangt werde. Zur Aufrechthaltung der „Abspiegelung der göttlichen Majestät", des weltlichen Hofglanzes und der Verschwendung, verwandte er häufig geborgte, ja abgenöthigte Gelder, deren Art der Erhebung jeden Bürger auf Grund einer Erpressungsklage in's Gefängniß gebracht haben würde; und während der oberste Wächter des Gesetzes es ganz in der Ordnung fand, daß die überaus strengen Schuldgesetze auch auf den Mann Anwendung fanden, der erweislich nur durch Unglück behindert ward, seinen Verpflichtungen nachzukommen, fiel ihm selbst es nie ein, einen seiner Gläubiger zu befriedigen, ja es konnte derjenige, der sich gelüsten ließ, ihn in irgend welcher Form — und sei es der erdenklichst demüthigsten — zu mahnen, sicher sein, dafür mit einer neuen Schädigung bedacht zu werden. Heut redete der Fürst in Hinweis auf den Adel salbungsvoll von „Gottes Ordnungen," auf Grund deren derselbe Bestand gewonnen und zu Vorrechten gekommen sei, und morgen verlieh er für Geld Dutzende von Adels-Diplomen, ohne über die betreffenden Personen etwas Anderes zu wissen oder auch nur wissen zu wollen, als daß sie zahlungsfähig seien; mit derselben Feder, mit der er das Urtheil unterzeichnet hatte, das für einen unverbesserlichen Dieb auf die Strafe des Galgens lautete, fertigte er — wiederum nur für Geld — Monopolsrechte aus, durch die Tausende von betriebsamen Bürgern zu Gunsten Weniger in ihrem Vermögen geschädigt, einzelne von ihnen an den Bettelstab gebracht wurden. Auch belegte er — ganz nach Belieben und ohne im Mindesten sich darüber Sorge zu machen, ob und welche Störungen dies für den Handel und die Industrie nach sich ziehen könne, — die Ein- und Ausfuhr von Waaren mit schweren Steuern.

Um die Hand seiner Tochter, der schönen Elisabeth, warb der Kurfürst Friedrich von der Pfalz. Da derselbe reformirten Glaubens war, meinten Viele, der katholische König werde ihn abweisen. Allein die Rücksicht darauf, daß der Werber einer der bedeutendsten

deutschen Fürsten war, schlug die Bedenklichkeiten, die in dem Könige aufgetaucht waren, nieder, und Friedrich von der Pfalz führte bald darauf die englische Königstochter nach dem schönen Heidelberg. Als aber Friedrich einige Jahre später, nachdem er die böhmische Königskrone angenommen und sein Heer die Schlacht am Weißen Berge (1620) verloren hatte, landesflüchtig wurde, erwiesen sich alle seine Vorstellungen, mit denen er sich an seinen Schwiegervater wandte, wie auch die jenen Vorstellungen beigefügten Bitten Elisabeth's als vergebene.

Der Grund dieser Härte gegen seine eigene Tochter und gegen seinen Schwiegersohn und zugleich der Grund der Zurückhaltung gegenüber der so schwer bedrohten Sache des protestantischen Deutschlands lag in einer neuen Ausschweifung der Eitelkeit Jacob's. Indem von ihm die Vermählungsfrage in Betreff seines Sohnes, des Prinzen Karl, in Betracht gezogen worden war, hatte sich in ihm die Ansicht entwickelt, es verstehe sich von selbst, daß der Sohn, Erbe und Nachfolger eines Königs Jacob seine Gemahlin nur aus einem der ersten Fürstenhäuser Europas erwählen dürfe, und als ein solches erschien ihm das spanische Königshaus. Was fragte der von seiner Eitelkeit verblendete Fürst nach dem Eindruck, den schon dies bloße Vorhaben auf die Protestanten seines Landes, die große Mehrheit der Bevölkerung, hervorbringen müsse, deren Mißtrauen gegen die Katholiken neuerdings durch die von denselben in Scene gesetzte und bei einem Haar zur Ausführung gelangte Pulververschwörung so hoch gesteigert war! Eben so wenig war von ihm in Betracht gezogen, welche Folgen sich ergeben könnten, wenn wirklich sein Plan zur Ausführung gelange. Galt ihm doch das Volk als der Staub vor den Stufen seines Thrones, und hatte er doch gar keine Ahnung davon, daß gerade Fürstensünden, wie er deren beging, die verderblichen Stürme hervorrufen, die „den Staub nach oben treiben!" —

Am spanischen Hofe mag man verwundert darein geschaut haben, als die erste, auf die projectirte Heirath sich beziehende Anfrage angekommen war. Aber die macchiavellistische Praxis, die ja nirgends mehr gepflegt wird, als an den vom Geiste Roms erfüllten Königshöfen, wußte sich bald mit der Sache zu benehmen. Ob der Prinzessin, auf die es abgesehen war, der Antrag behagte, oder nicht, ward zunächst gänzlich außer Betracht gelassen. Ihr Gemüth — falls man sich etwa für Annahme entschiede — in die entsprechende Verfassung zu versetzen, war Sache des Beichtstuhls, dessen bewährte Macht man kannte. Es ward vielmehr in erster Linie in Betracht gezogen, ob es sich überhaupt verlohne, eine spanische Prinzessin in das Ketzernest

London zu senden. Daran zweifelte man nicht, daß es dem Könige Jacob Ernst mit der Zusage sei, daß die Prinzessin für sich und ihre Beamten und Dienerschaft vollkommene Freiheit in Bezug auf kirchliche Gebräuche haben solle. Das aber galt den Räthen am spanischen Hofe durchaus noch nicht als ein Gewinn, der dem Opfer entsprach, einer immerhin erniedrigenden Verbindung eines gut katholischen mit einem ketzerischen Fürstenhause das Wort zu reden. Es kam darauf an, ob Sicherheit dafür vorhanden war, daß es der Infantin von Spanien, falls die Vermählung derselben mit dem Thronerben Englands wirklich erfolge, gelingen würde, Propaganda in nennenswerthem Umfange für die katholische Kirche zu machen. Es drängten sich mancherlei Zweifel auf. Ein Haupthinderniß fand man in dem Character der Engländer. In ihnen, wie in dem Mutterstamme, aus dem sie hervorgegangen, der großen germanischen Völkerfamilie, lag ein Etwas, das sich gegen den geistlichen und weltlichen Despotismus, der fort und fort unter den romanischen Völkerschaften Hegung fand, auflehnte, nämlich der Zug, das kirchliche und politische Gemeinwesen mehr und mehr den Forderungen des sittlichen Freiheitsbedürfnisses der menschlichen Natur gemäß zu gestalten; und gerade um diese Zeit ward katholischerseits im Geheimen der große Kreuzzug vorbereitet, der in seiner Ausführung später als „der dreißigjährige Krieg" in den Geschichtstafeln verzeichnet ward, und der darauf hinausging, den „Abfall" mittelst Feuer und Schwert rückgängig zu machen. Auf Deutschland war es zunächst abgesehen; allein auch die übrigen germanischen Staaten, England, Dänemark, Schweden und Norwegen, wurden von den Leitern der Bewegung auch damals schon in's Auge gefaßt. Empfahl es sich nur bei einer voraussichtlich schwere Erschütterungen mit sich führenden Bewegung, eine spanische Prinzessin als Missionarin in das Herz des ketzerischen Englands zu senden? Für eine ausgewählte geistliche Leibgarde, theils im Priesterrock, theils im weltlichen Kleide, um sie der Infantin als Beistand mitzugeben, ließ sich wohl sorgen; immerhin aber kam viel darauf an, wie sie selbst geartet war. Wie die Kräfte und Fähigkeiten der Prinzessin, wurden auch die Zustände Englands in Betracht gezogen, und es kann nicht verwundern, daß man am Hofe zu Madrid über letztere zu richtigeren Vorstellungen gelangte, als die waren, die der verblendete König Jacob in sich hegte. Schließlich entschied man sich für Ablehnung des Heirathsvertrages, zugleich aber auch dafür, sich durch Fortspinnung der Verhandlungen den Schein zu geben, als sei man der Sache geneigt. Was können wir

Besseres thun? sagten die Herren am Hofe zu Madrid. Wir halten damit die Macht Englands, gegenüber der in Deutschland zum Ausbruch gekommenen Bewegung, wenigstens auf längere Zeit nieder!

Demgemäß ward gehandelt, und der „zweite Salomo" gerieth eben dadurch so gänzlich in die Knechtschaft der spanischen Jesuiten, daß er sich an seinen heiligsten Pflichten gegen seine Tochter und gegen die Sache seiner bedrückten deutschen Glaubensgenossen auf das Schwerste versündigte. Selbst die persönliche Werbung des äußerlich wohlausgestatteten Prinzen Karl führte nicht zum Ziel; doch hatte die Reise desselben nach Madrid wenigstens den Erfolg, daß damit die sich bereits durch Jahre hinschleppende Sache ein Ende fand, worauf als Grund des Scheiterns derselben Nebensächliches vorgeschoben ward. Darauf wandte sich Jacob mit einem gleichen Antrage an den König Ludwig XIII. von Frankreich, und es kam die Vermählung der Schwester desselben, Henriette Marie, mit dem Thronerben von England zu Stande.

Die Mißstimmung des englischen Volkes über diese Verbindung ward um so größer, nachdem bekannt geworden war, daß der König Ludwig seine Einwilligung von Bedingungen abhängig gemacht hatte, die sich auf eine günstigere Stellung der Katholiken in England bezogen. Wie einst von dem Heilande Wehe gerufen wurde über denjenigen, der ein Kind „ärgert", so ertönt auch aus der Gottesstimme des Gewissens ein Weheruf gegen den Fürsten, der sein Volk „ärgert", der es mit Unruhe und Sorge und schließlich mit Haß und Grimm erfüllt, indem er zeigt, daß ihm weder das göttliche Gebot heilig ist, noch daß er die Gesetze des Landes achtet und zu allererst der Wohlfahrt desselben eingedenk ist.

Die Mißstimmung des Volkes hatte fortgesetzt im Parlament ihren beredten Ausdruck gefunden. Bittre Klagen waren laut geworden über die ungesetzmäßigen Besteuerungen, über die Verhandlungen mit dem spanischen Hofe, wie über die damit zusammenhängende Härte gegen den unglücklichen Friedrich von der Pfalz. Was half es dem Könige, daß er die heftigsten Oppositionsmitglieder gefangen setzen ließ, und daß er das Parlament auflöste? Die neuen Versammlungen traten heftiger noch auf, die Zahl der Mißvergnügten stieg im Lande. Es nutzte auch den Kirchenmännern nichts, daß sie die Kanzel dazu mißbrauchten, die offenbarsten Uebertretungen des Königs zu beschönigen, und daß sie aus dem alten Testament die Unbeschränktheit des Königsrechts zu beweisen suchten. Und als darauf auch noch der König das Parlament der Anmaßlichkeit und des Undanks be-

züchtigte, als er behauptete, daß es seine Privilegien, die es doch einzig und allein der königlichen Gnade zu verdanken habe, dazu mißbrauche, sich in Dinge zu mischen, die doch nur der Monarch in seiner Stellung zu beurtheilen vermöge, antworteten die Abgeordneten durch einen geharnischten Protest, „worin sie die Freiheiten des Parlaments für das unzweifelhafte Geburtsrecht und Erbe der Unterthanen von England erklärten, nicht nur Gesetzgebung und Steuerbewilligung, sondern auch die Befugniß ansprachen, in schwierigen und dringenden Fällen um ihren Rath befragt zu werden und Beschwerden einbringen zu dürfen." Zugleich „nahmen sie volle Freiheit der Rede und Sicherheit der Person gegen willkürliche Haft für alle Parlamentsglieder in Anspruch." Wieder erfolgte die Auflösung des Parlaments, wiederum wurden Abgeordnete in das Gefängniß gesteckt, ja der König ließ seine Wuth über die Vermessenheit der Abgeordneten gegen das Protocollbuch des Parlaments aus, indem er das Blatt, das jenen Protest enthielt, mit eigener Hand ausriß. — Freilich hatten auch frühere Herrscher über England gelegentlich sich ähnliche Handlungen zu Schulden kommen lassen. Waren nicht selbst auch unter der Regierung Elisabeth's, die doch hinterher so hoch gepriesen ward, Gewaltthätigkeiten gegen die Abgeordneten begangen worden? Wohl, aber diejenigen der Vorgänger Jacob's, denen Gleiches nachgesagt werden konnte, hatten wenigstens nicht die verächtliche Doppelrolle gespielt, gleichzeitig despotisch nach Innen und feig und kriechend gegenüber dem Auslande aufzutreten; sie hatten vielmehr durch Kraftäußerungen nach außen, dabei nicht selten ihr ganzes persönliches Glück daran setzend, dem Lande Ruhm und materiellen Gewinn als Ersatz für die entrissenen Freiheiten zu bieten gewußt. Es mußte gegenwärtig übel um die Stimmung des Landes stehen, da Jacob zu dem Entschlusse kam, Krieg zu führen. „Majestät", hatten seine Räthe gesagt, „es erscheint nothwendig, um den Zorn der unverbesserlichen Rebellen von dem Throne abzulenken, daß irgend eine äußere Verwicklung benutzt werde, das Schwert aus der Scheide zu ziehen." — „Lassen wir denn rüsten, und betheiligen wir uns an dem — deutschen Kriege", war von dem erbleichenden Könige geantwortet worden. Menschenblut sollte also vergossen werden, nicht, weil die Rettung der gefährdeten Sache des Protestantismus die Darangabe eines solchen Opfers als unumgänglich nöthig erscheinen ließ, vielmehr nur, um den gerechten Groll des auf so schwere Art und auf so lange Zeit schon mißhandelten Volkes zu ersticken. Plötzlich vernahm man im Lande, es werde mit Eifer gerüstet. Da starb der König.

Karl I.

Karl I. (1625 — 1649) war in Bezug auf seine politischen und religiösen Ansichten der echte Erbe seines Vaters; als solcher fiel ihm aber auch sofort die Erbschaft des Grolls zu, den der Vater durch seine Mißregierung auf sich geladen hatte. Anhänger des Thrones, insbesondere des regierenden Fürstenhauses, pflegen es sich in dem Falle, daß sie zugeben müssen, es sei unter der zeitigen Regierung nicht Alles, wie es sein solle, mit besonderem Eifer angelegen sein zu lassen, den Thronfolger in den Augen der Menge in ein möglichst günstiges Licht zu stellen. Dazu gehört freilich, daß sie irgend welche Anhaltepunkte haben, die ihnen das Material für Ausmalung einer hoffnungschimmernden Zukunft bieten. Karl's kronprinzliche Zeit hatte derartige Anhaltepunkte nicht nur nicht gegeben, es waren vielmehr lautsprechende Zeichen dafür hervorgetreten, daß er dem von Jacob gepflegten Systeme mit Leib und Seele huldigte. Dies war nicht ohne den entsprechenden Eindruck im Volke vorübergegangen. Schon seine Bewerbung um die Hand einer spanischen Prinzessin hatte ihm die Herzen des Volkes entfremdet, und als er darauf die katholische Henriette Marie aus Frankreich als Gemahlin nach London geführt hatte, grollte und mißtrauete man ihm fast mehr noch als dem Vater.

„Rüsten wir uns zu neuen Kämpfen", sagten die Oppositionsmänner, „denn König Karl ist Jacob in neuer Auflage, und wenn er sich von dem Vater unterscheidet, so ist es darin, daß er denselben noch übertrifft an Verschlagenheit!" — Kaum waren die Krönungsfeierlichkeiten vorüber, so berief Karl das Parlament ein. „Was hat er vor?" hieß es. „Wird er Thron und Volk durch Anerkennung des Gesetzes, das so oft verletzt wurde, versöhnen?" Die Menge war anderen Glaubens. Er werde, hieß es, auch darin des Vaters Bahnen wandeln, daß er das Parlament nur berufe, wenn er Geld zu haben begehre. — Den Wenigen, die da riethen: „Schlagt ihm bei der ersten Berufung nichts ab; erbittert ihn nicht; sucht ihn durch Bewilligung reichlicher Mittel euch geneigt zu machen!" ward entgegnet: Nur Thorheit könne solche Rathschläge ertheilen; das Geldbewilligungsrecht sei die einzige Waffe, die das Parlament habe; sie unbenutzt lassen, heiße sich dem Despotismus der Stuart's gebunden überliefern; nein, man müsse von jener Waffe weiterhin Gebrauch machen, ganz so, wie es bisher unter Jacob geschehen sei. Freilich sei äußerlich noch

nicht viel erreicht, durch Handhabung jener Waffe habe das Parlament sogar in seinen trefflichsten Mitgliedern schwere Schädigungen zu erfahren gehabt; allein die Schädigungen, die der König in seinem Ansehen sich selbst bereitet habe, seien doch noch größer gewesen, und wenn der Kampf nun, wie vorauszusehen, sich erneuere, und das Parlament in der Treue gegen das Landesgesetz verharre und jene Waffe, die ja ebenfalls das Gesetz ihm in die Hand gegeben habe, nur in der redlichen Absicht gebrauche, das Landesgesetz zur Geltung zu bringen, so werde mit Gottes Hülfe schließlich ihm der Sieg zufallen! —

Was vermuthet worden war, trat ein. Der König hätte es als eine Entwürdigung seiner Stellung angesehen, erkennen zu geben, daß er der Majestät der Landesgesetze sich beuge, daß er erkenne, das Parlament erfülle seine Pflicht, wenn es gewissenhaft darüber wache, daß den beschworenen Gesetzen gemäß regiert werde. Sein Aufenthalt an dem Hofe zu Madrid, wie der an dem Hofe zu Paris hatten seine absoluten Anschauungen, die am Hofe seines Vaters in ihm gezeitigt worden waren, zur vollen Blüthe gebracht. „Ich bin der Staat!" war zu jener Zeit noch nicht ausgesprochen worden; aber nach dem Inhalt dieses Wortes regierte man bereits zu Madrid und zu Paris, und Karl hatte mit dem festen Entschluß seine Herrschaft angetreten, höchstens den Schein einer parlamentarischen Regierung für die erste Zeit gelten zu lassen, nach und nach aber seine Krone auch von diesem Scheine zu befreien, damit sie in ureigenem Glanze strahle. Er trat damit in einen Kampf, in welchem er um mehr als um die Krone, im welchem er um seinen Kopf spielte.

Karl's erste und einzige Forderung an das Parlament war, ihm Geld zu bewilligen. Von dem Vater waren ihm Schulden hinterlassen worden, ferner hatten die Vermählungsfeierlichkeiten große Ausgaben verursacht, endlich hatte er sich mit Spanien in einen Krieg eingelassen. Das Unterhaus hielt dafür, daß es weder wohlgethan sei, die Forderung des Königs ganz abzulehnen, noch, sie in ihrem ganzen Umfange zu genehmigen; es wählte einen Mittelweg. Für die Erhebung des Tonnen- und Pfundgeldes, die den früheren Herrschern für ihre ganze Lebenszeit zugestanden worden war, sprach es die Bewilligung nur auf ein Jahr aus, außerdem gewährte es ihm nicht fünf Subsidien, wie er es verlangt hatte, sondern nur zwei, etwa 150,000 Pfund. — Geben wir ihm inzwischen, sagten die Führer, indem wir die Lage des Landes besprechen, Gelegenheit, Schritte zu thun, um den Uebelständen abzuhelfen; angenommen, es geschieht das in ehrlicher Weise,

so bleibt uns vor Beendigung der Sitzungen immer noch übrig, auch unsrerseits ihm weiter entgegen zu kommen. — Karl dachte aber nicht entfernt daran, diejenigen Zustände, die das Unterhaus als Uebelstände bezeichnete, zu beseitigen; empört über jenen Entschluß, löste er das Parlament auf.

Vielleicht mochte der König hoffen, es werde das kriegerische Unternehmen gegen Cadix, das im Werke war, zu rühmlichen Ergebnissen führen, geeignet, die Stimmung des Landes zu verbessern. Jenes Unternehmen scheiterte aber vollständig, und statt Ruhm einzuernten, mußte der König vernehmen, daß man sich über den Kriegszug selbst wie über die Art der Ausführung in bitterm Tadel erging. Nun aber war der König des Geldes noch mehr benöthigt, und er sah sich gezwungen, ein neues Parlament zu berufen. Um diese Zeit hatte der unter der vorigen Regierung zum Herzog von Buckingham erhobene Georg Villiers, ein gewissenloser, höchst leichfertiger Mann, den größten Einfluß auf Karl. Er meinte Rath zu wissen, dem Parlament von vorn herein den Stachel zu nehmen und zwar damit, daß man die heftigsten Oppositionsmitglieder zu Sheriffs ihrer Grafschaften ernenne. Der König ging auf den Vorschlag ein, und es wurden auf diese Art sieben angesehene Volksfreunde — die Ablehnung eines Amtes als Sheriff war nicht gestattet — von dem Parlamente fern gehalten. Doch war damit die Sache der Regierung um nichts gebessert, da das Parlament sofort Commissionen ernannte, denen die Aufgabe zuertheilt ward, die Lage des Landes einer genauen Untersuchung zu unterziehen und Mittel zur Abhülfe der Uebelstände in Vorschlag zu bringen. Insofern kam das Unterhaus dem Könige entgegen, daß es ihm vier Subsidien zu gewähren beschloß; jedoch hüteten die Abgeordneten sich, diesen Beschluß sofort zum Gesetz zu erheben. Letzteres sollte erst nach Abstellung derjenigen offenbaren Mißbräuche geschehen, als deren Haupturheber und Förderer mit Recht der Herzog von Buckingham allgemein betrachtet ward. Die Meinung der Abgeordneten vereinigte sich dahin, daß, wenn der König sich nicht zu entschließen vermöge, diesen unwürdigen Günstling, „diese Beschwerde aller Beschwerden“, aus seinem Rathe zu entfernen, an Besserung der Verhältnisse nicht zu denken sei. Demnach ward beschlossen, eine Klage gegen den Herzog an das Oberhaus gelangen zu lassen. Der König sah in diesem Vorgehen einen unbefugten Eingriff in seine Rechte, und da das Parlament die Verwarnungen, die er an dasselbe gelangen ließ, nicht beachtete, löste er es ebenfalls auf und übte hinterher die

kleinliche Rache aus, den Entwurf der Anklage gegen den Herzog verbrennen zu lassen.

Aber was nun thun? Daß die neue Auflösung des Parlaments die Stimmung im Lande nicht verbessern würde, lag auf der Hand. Es bleibt uns nichts übrig, sagte der Herzog Buckingham, als neue und ernsthafte Versuche zu machen, die Feinde im Innern durch Siege, die außen gemacht werden, niederzuschlagen. Lassen wir uns durch die Niederlage bei Cadix nicht schrecken; leiten wir vielmehr auch noch einen Krieg gegen Frankreich ein! —

Buckingham trug gegen Richelieu, den allmächtigen Minister Ludwig's XIII. von Frankreich, bittern Groll im Herzen, und er erachtete nun die Lage als dazu angethan, seinem Grolle Luft machen zu können. Unter Richelieu war es zu einer neuen Verfolgung der Hugenotten in Frankreich gekommen, deren Hauptmacht sich nach dem starken Rochelle zurückgezogen hatte und sich dort heldenmüthig vertheidigte. Darin lag jedoch nicht der Grund des Hasses Buckingham's gegen Richelieu. Beide hatten in der Zeit, in der Buckingham in Paris gewesen war, um die Angelegenheiten, die sich auf die Vermählung der Prinzessin Henriette Marie mit Karl bezogen, zu betreiben, im besten Einvernehmen gestanden, bis sie sich auf ein und derselben Fährte ertappten, einer Fährte, die für die Ehrlosigkeit des einen wie des andern ein deutliches Zeichen abgiebt. Beide waren gewissenlos genug, sich in unerlaubter Weise um die Gunst der Gemahlin Ludwigs XIII., Anna von Oesterreich, zu bewerben. Die Folge davon war, daß Buckingham seinem Nebenbuhler das Feld räumen mußte, denn Richelieu bewirkte es, daß dem Herzoge ein Ausweisungsbefehl zuging, der ihn für immer aus dem Lande Frankreich verbannte. — Jetzt war eine günstige Gelegenheit da für den Herzog, seinem Rachegefühle gegen Richelieu Luft zu machen! —

Alsbald ergingen die Geistlichen der Hochkirche sich in Lobpreisungen des Königs, der, gerührt von der Bedrängniß der Glaubensverwandten in Frankreich, auf den Rath des hochgesinnten Herzogs von Buckingham an Frankreich den Krieg erklärt habe, wogegen die Abgeordneten, die der Regierung nachgesagt hatten, sie liebäugle mit dem Katholicismus, auf das Heftigste geschmäht wurden. Nun sähe man, hieß es, wer der wahre Freund und wer der wahre Feind der evangelischen Lehre und des Landes sei! Bei seiner Geldforderung habe der König keinesweges nur die Deckung früherer Ausgaben im Auge gehabt, nein, in weiser Voraussicht habe er begehrt in den Besitz der Mittel zu gelangen, deren er jetzt bedürfe, um den Glaubens=

brüdern Beistand zu leisten. Doch der fromme König werde sicherlich dennoch seine Pflicht zu erfüllen wissen, wenn auch eben nicht in den Bahnen, in die ihn hineinzuzwängen das Unterhaus zum Glück vergebens sich bemüht habe. Denn den aufrührerischen Männern sei es ja doch nur allein darauf angekommen, den König seiner Majestät zu entkleiden, um ihn zum dienstwilligen Werkzeuge ihrer Gelüste zu machen. — So ward — auf Anweisung der Bischöfe, mit denen wiederum Buckingham sich in Vernehmen gesetzt hatte, — gepredigt, um auf die Maßregel der Gewalt, für die der König sich entschieden hatte, vorzubereiten. —

Diese Maßregeln ließen nicht lange auf sich warten. Obgleich der auf das Pfund- und Tonnengeld lautende Beschluß des Unterhauses nicht zum Gesetz erhoben worden war, empfingen die betreffenden Beamten dennoch Weisung, diese Steuer einzuziehen. Wo es gerathen sei, ward hinzugefügt, könne gesagt werden: Allerdings sei diese Steuer nicht förmlich genehmigt worden; allein es sei gar nicht zu bezweifeln, daß das Unterhaus sie genehmigt haben würde, wenn es nicht aufgelöst worden wäre. — Letzterer Kniff stammte aus der politischen Schule des leichtfertigen Buckingham, der da meinte: am Narrenseile lasse das Volk sich am bequemsten leiten, und bei solcher Art von Leitung habe man dann noch obendrein sein Ergötzen! —

Geld und andere Mittel zur Kriegsführung zu schaffen, war der Angelpunkt, um den sich jetzt alle Berathungen bei Hofe drehten. Vielen Katholiken, die durch den Spruch der Gerichte zu Gefängnißstrafen verurtheilt worden waren, wurden letztere für Zahlung beliebig angesetzter Geldsummen erlassen. Reichen Leuten nöthigte man (in der von Jacob eingeführten Weise) Anlehen ab, der Rath von London empfing die Weisung, dem Staate einen Vorschuß von 120,000 Pfund zu zahlen, die Hafenstädte wurden unter dem Vorwande, daß der Schutz ihres Handels dies erfordere, gezwungen, Schiffe zu Kriegszwecken auszurüsten.

Alles dies geschah kurz vor der Zeit, in der Tilly mit Christian von Dänemark bei dem unweit der Grenze des Bisthums Hildesheim gelegenen Dorfe Lutter zusammentraf. (S. 211.) Da vernahm man in England: Christian sei (am 27. August 1626) von Tilly auf's Haupt geschlagen worden. Diese Kunde, die alle redlichen Protestanten des Festlandes, wie Großbritanniens mit tiefer Trauer erfüllte, ward von dem Herzoge von Buckingham auf's Freudigste begrüßt. Vortrefflich! sagte er: ein solches Ereigniß hat uns nur noch gefehlt, um mit unserm System auf das Glänzendste durchzudringen! Nun können wir —

im Hinweis auf unsere erweiterte Pflicht gegen die Protestanten des Festlandes — zu Mitteln der Geldeinziehung in viel großartigerem Maßstabe greifen, als es bisher geschah. Jetzt dürfen wir es wagen, dem ganzen Lande eine Zwangsanleihe aufzuerlegen, und diese wird uns dann in die Lage versetzen, der ganzen Parlamentswirthschaft ein Ende zu bereiten! — Nun wohl, sagte der König, so wollen wir zunächst die vier Subsidien zwangsweise aufnehmen! — Auch der in Beziehung auf sie vom Unterhause gefaßte Beschluß war nicht zum Gesetz erhoben worden; doch der König behauptete in einer Proclamation, er handle unter dem Zwange der Nothwendigkeit, indem er auf die den Protestantismus in Deutschland bedrohende Gefahr hinwies. Nun wurde die Einziehung der Zwangssteuer mit großer Härte betrieben. Den Commissionen, die mit der Steuereinziehung betraut waren, wurden außerordenliche Rechte eingeräumt. Wer zu zahlen sich weigerte, müßte eidlich seine Gründe dafür angeben, und diese wiederum gaben den Commissionen Anhaltepunkte, den Verhörten Gesetzesübertretungen nachzuweisen und sie noch in besondere Strafen zu nehmen. Reichen wurden Einquartierungen in die Häuser gelegt, bis sie um der Last ledig zu werden, zahlten; Aermere steckte man in das Heer. — Und alle diese Unthaten wurden von den Geistlichen der englischen Hochkirche gutgeheißen und das Volk ermahnt, sich das, was ihm widerfahre, zum Anlaß dienen zu lassen, ernste Buße zu thun. Denn, ward weiter gesagt, es sei offenbar, daß das Volk dadurch schwere Schuld und somit auch entsprechende Strafe auf sich geladen habe, daß von ihm so ruchlose Abgeordnete gewählt worden seien. — Außerdem wurden über das ganze Land zwei gedruckte Predigten in vielen tausend Exemplaren verbreitet, in denen der von der Kirche erleuchtete Wille des Königs als Gewissen des Staates, jegliches Begehren des Volkes, das nicht die Billigung des königlichen Willens für sich habe, als aufrührerisch bezeichnet und endlich der absolute, leidende Gehorsam empfohlen ward. — Und alle die Personen, die sich in solcher Art von Lehren ergingen, hatten selbst das Landesgesetz beschworen, das fortgesetzt so schmählich von dem Könige verletzt wurde, obgleich es auch von ihm beschworen worden war!

Der Herzog von Buckingham ließ es sich nicht nehmen, in eigener Person die Flotte zu führen. Gebete und Segenssprüche folgten ihm nach. Von allen Kanzeln der Hochkirche ertönte Lob und Preis dem christlichen Helden, der die Gefahr des Kampfes nicht scheue, um die Glaubensbrüder in Rochelle aus ihrer Bedrängniß zu befreien. Und doch war ihm die Sache der in Rochelle kämpfenden Hugenotten eben

so gleichgültig, wie dem Könige Karl die Sache des Winterkönigs, seines Schwagers, und die seiner Schwester Elisabeth es war. Rache an Richelieu dadurch zu nehmen, daß er dessen Politik kreuzte, das war es, wonach er dürstete; seinem Rachegefühle allein begehrte er Blutopfer darzubringen! —

Als der Herzog mit seiner Flotte vor Rochelle erschien und sein Anerbieten an die Bevölkerung gelangen ließ, beriethen die Führer die Sache und kamen, den ihnen gemachten Versprechungen nicht trauend, zu dem Entschluß, den Herzog mit seiner der ihren an Zahl weit überlegenen Heermacht nicht in die Stadt zu lassen. Sie sahen klar genug, um sich darüber keiner Täuschung hinzugeben, daß ihre besondere Sache es nicht war, die den Herzog hierher geführt hatte. Er landete nun (da er doch unmöglich den pomphaft angekündigten Befreiungskrieg aufgeben konnte!) auf der Insel Rhé, belagerte auf längere Zeit vergeblich St. Martin und erlitt, als er sich endlich genöthigt sah, sein Heer einzuschiffen, eine schwere Niederlage, die ihm 1200 Mann kostete. Darauf kehrte er nach England zurück, stumm und gebeugten Hauptes von seinen Anhängern empfangen, hundertfach mehr noch als früher gehaßt von seinen Gegnern, da er englisches Blut nutzlos vergossen und die nationale Ehre vergeudet hatte.

Neue Tausende von Pfunden waren verschwendet worden, und so reichlich auch die Gewalt-Commissionen Geld eingetrieben hatten, so war doch bei der Aussicht auf die erfolgenden Feindseligkeiten des durch den Angriff beleidigten Frankreichs die Neuberufung des Parlaments eine Nothwendigkeit geworden. In seiner Verlegenheit hatte der König einen der trefflichsten Volksmänner zu sich berufen, von dem ihm auf die Frage, was er ihm zu thun rathe, geantwortet worden war: „Gewinnen Sie die Herzen Ihrer Unterthanen, und Sie werden ihre Börsen und ihre Arme haben!" —

Versuchen wir es! sagte sich Karl. Eitles Bemühen! Wie vermag der das Herz eines Andren zu gewinnen, der selbst nicht Liebe im Herzen zu ihm hegt? Der Hochmuth hatte jede Faser der Liebe zu dem Volke in dem Herzen des Königs verdorren gemacht, und wenn er sich auch in seiner Haltung und in seinen Aeußerungen der Mäßigung befleißigte — der ihn erfüllende Hochmuth brach doch immer wieder aus den Spalten und Rissen des Herzens hervor. Sein neuer Versuch, das Parlament nach seinem Willen auszunutzen, begann mit einer Lüge. Er wußte, daß und weshalb Buckingham vom Volk gehaßt ward. Um über ihn nun eine günstige Meinung zu erwecken, ließ er verbreiten, gerade Buckingham sei es gewesen, der ihm gerathen,

durch Berufung eines neuen Parlaments dem Lande die Hand zu bieten. Um weiterhin eine versöhnliche Gesinnung zu zeigen, befahl er auch, die Männer aus den Gefängnissen frei zu lassen, die wegen Verweigerung der Zwangssteuer eingezogen worden waren. Es waren ihrer achtundsiebzig, von denen das Volk darauf siebenundzwanzig zu Abgeordneten wählte. Was es mit der versöhnlichen Gesinnung des Königs in Wahrheit zu besagen hatte, zeigte schon die Thronrede, mit der er das Parlament eröffnete. Die Berufung der Abgeordneten, sagte er, sei nur erfolgt, weil er der Meinung sei, „daß ein Parlament das alte, kürzeste und beste Mittel ist, um solche Beisteuer zu gewähren, die uns sichern." Würden etwa die Abgeordneten, hieß es weiter, nicht ihre Pflicht erfüllen, so sei er, „um seinem Gewissen Genüge zu leisten," verpflichtet, „die andern von Gott in seine Hand gelegten Mittel" in Vollzug zu setzen. Wie erhaben seine Stellung gegenüber der des Parlaments sei, suchte er demselben durch folgende Aeußerung zu Gemüthe zu führen: „Betrachtet dieß nicht als eine Drohung, (ich verschmähe es, Andern, als meines Gleichen zu drohen!) sondern als eine Mahnung dessen, dem Beides, die Natur und seine Pflicht, die höchste Sorge für Eure Erhaltung und Wohlfahrt anvertraut hat." — Als der König sich entfernt hatte, sagte der Siegelbewahrer, das Unterhaus möge wohl erwägen, daß, indem der König sich an dasselbe um Geld wende, damit nicht ausgedrückt werden solle, daß für ihn nicht auch noch andere Mittel und Wege, solches zu erlangen, vorhanden seien. — In Summa hieß es also: Gebt gutwillig, was ich fordere; wo nicht, so verharre ich auf der Bahn der Gewaltthätigkeit! — Ja mehr noch! Das Unterhaus durfte sich nicht einmal der Hoffnung hingeben, daß, wenn es dem Könige mit vollen Händen die gewünschten Mittel darbiete, er weiterhin das Seine thun werde, dem beschworenen Landesgesetze Geltung zu verschaffen. Die Abgeordneten geriethen durch die neue Kriegserklärung, die der König an sie gerichtet hatte, in die größte Aufregung, gleichwohl befleißigten sich die Redner, die sich über die Lage aussprachen, in sofern der Mäßigung, als sie die Person des Königs schonungsvoll behandelten. Im Uebrigen wurden kernhafte Worte gespochen, die hohe Gesinnung und Einsicht bekundeten und nicht wenig zur weiteren Aufklärung des englischen Volkes beitrugen. „Vom Volke sind wir hierher gesandt," sagte Franz Seymour, „um dessen gerechte Beschwerde vorzutragen; dies müssen wir ohne Furcht thun. Wir wollen nicht so handeln, wie die Richter des Kambyses, die, wenn der Fürst zu einer gesetzwidrigen Maßregel ihre Zustimmung forderte, erklärten: es sei

zwar ein geschriebenes Gesetz vorhanden, aber die persischen Könige könnten nach ihrem Willen und Belieben verfahren. — Das war niedrige Schmeichelei, mehr unseres Abscheues, als unserer Nachahmung würdig. Furcht sowohl als Schmeichelei vernichten das eigene Urtheil. Ich meinerseits werde mich vor beiden hüten und, wenn irgend Jemand, mit Pflichtmäßigkeit gegen Se. Majestät meine Gesinnung aussprechen, ohne das Gemeinwohl zu vernachlässigen." — Weiterhin äußerte er: „Der ist kein guter Unterthan, der nicht willig und freudig sein Leben hingiebt, wenn dieses Opfer den Vortheil seines Fürsten und des Gemeinwesens befördert. Aber kein guter Unterthan, sondern ein Sclave ist der, welcher sich seine Güter wider seinen Willen und seine Freiheit gegen die Gesetze des Reiches entziehen läßt." — Und Thomas Wentworth sagte: „Diese (die Minister und Rathgeber des Königs) haben einen geheimen Rath eingeführt, der mit einem Male alle Kreise der Verwaltung an sich gerissen, alle Freiheit vernichtet, ohne Bürgschaft oder Verschreibung anzunehmen, uns eingekerkert hat. Genommen hat man uns — was soll ich sagen? In der That: was hat man uns gelassen? Indem man die Wurzeln alles Eigenthums ausriß, hat man uns aller Mittel beraubt, den König zu unterstützen und durch freiwillige Beweise unserer Ergebenheit und Anhänglichkeit an ihn uns Gunst zu erwerben."

Immer noch ließ man dem Könige den Weg offen, die Versöhnung mit seinem Volke, die von seiner Seite eine erheuchelte war, in eine wirkliche zu verwandeln. Die Abgeordneten faßten den Beschluß, dem Könige die größte Summe, die er bisher gefordert hatte, nämlich fünf Subsidien, zu bewilligen, doch behielten sie sich vor, dem Beschlusse Rechtskraft erst zu verleihen, nachdem ein Rechtsgesuch, das sie aufzusetzen und dem Könige zu überreichen beabsichtigten, bei ihm Anerkennung gefunden haben würde. Geld begehrte der König zu haben, nicht aber ein Rechtsgesuch, denn letzteres, mochte sein Inhalt sein, wie er wolle, galt ihm als eine Forderung, seinem absoluten Willen Zügel anzulegen, und dazu war er ja eben nicht geneigt. Um die Abgeordneten von diesem Wege abzulenken und sie zu bestimmen, die Geldangelegenheit schleunigst zum Abschluß zu bringen, heuchelte er gegen einzelne Abgeordnete die größte Rührung und Freude über die in jenem Beschluß kund gewordene Gesinnung, die ihm dafür bürge, daß von nun ab das Band ungetrübter Einigkeit König und Volksvertretung umschlingen werde. Das Unterhaus ging jedoch nicht in die gelegte Falle, und so kam das berühmte

Rechtsgesuch (petition of right) zu Stande, das K. W. Krüger eine zweite magna charta nennt, und über dessen Inhalt er sagt: „Die Forderungen waren, wenn auch der Tyrannei widerwärtig, doch durchaus gemäßigt: Niemand solle willkürlich und ohne Angabe des Grundes verhaftet, Jeder von seinem natürlichen Gerichtshofe gerichtet werden; zu Steuern, freiwilligen Gaben und Darlehen ohne Bewilligung des Parlaments solle Niemand verpflichtet sein; mit Einquartierung von Soldaten und Matrosen solle das Land nicht belästigt, die Kriegsgerichte sollen aufgehoben und nie wieder eingeführt werden.“ — Das Rechtsgesuch ging zunächst an das Haus der Lords, das Oberhaus, und siehe, dasselbe sah sich gemüßigt, demselben eine Klausel mit einer Hinterthür anzuhängen, welche letztere es als selbstverständlich aussprach, daß dem Könige volle „souveräne Gewalt“ innewohne. Diese Klausel wiesen die Abgeordneten des Unterhauses mit Entschiedenheit zurück, und das Oberhaus, allseitig bestürmt, mußte sich endlich bequemen, das Rechtsgesuch in der Fassung, die ihm das Haus der Gemeinen gegeben hatte, anzunehmen, worauf dasselbe an den König gesandt wurde. Er verdammte es, aber — er durfte dies öffentlich nicht zeigen, wollte er anders die Hoffnung nicht aufgeben, den Beschluß wegen der Subsidien zum Gesetz erhoben zu sehen. Nach dem Herkommen lautete die Formel, durch die der König seine Zustimmung zu Anträgen des Parlaments gab: „Es möge Recht geschehen, wie gewünscht wird.“ Statt in dieser Weise seine Zustimmung auszudrücken, gab er eine ganz allgemein gehaltene Erklärung ab, dahin lautend, „es sei des Königs Wille,“ daß nach den Gesetzen und Gewohnheiten des Reiches Recht und Gerechtigkeit geübt werde. — Das Unterhaus, empört darüber, daß der König seinen Fuß auf einen Schleichweg gesetzt habe, und sich davon überzeugt haltend, daß an der Auffindung dieses Schleichweges der Herzog von Buckingham besonders betheiligt sei, beschloß, Alles daran zu setzen, diesen gefährlichen Menschen aus der Nähe des Thrones zu entfernen. Um nun seinem Lieblinge alle Aufregung zu ersparen, genehmigte Karl das Reichsgesuch durch jene althergebrachte Formel: „Es möge Recht geschehen, wie gewünscht wird.“ Sofort erhob nun das Parlament den Beschluß in Betreff der fünf Subsidien zum Gesetz. Als darauf die Abgeordneten sich dahin verständigten, die Bitte um Entlassung Buckingham's aus dem Staatsdienst an den König zu richten, vertagte er, um die Ausführung dieses Schrittes zu verhindern, das Parlament. Kurze Zeit darnach wurde der Herzog von Buckingham von einem Fanatiker niedergestoßen. Schwere Schuld ruhete auf

diesem Manne, und Beseitigung desselben aus seiner einflußreichen Stellung, wie auch der Spruch des Gerichtes über ihn hätte den Wünschen des Landes entsprochen; den Mord billigte kein Redlicher.

Die Despotie hat eine feine Witterung für die schlechten Regungen der Menschennatur und nimmt solche vorherrschend in ihren Dienst. Aufmerksam durchspäht sie die Reihen der gefährlichsten Feinde, vor Allem deren schlechte Neigungen in Betracht ziehend, und findet sie nun an Einzelnen Schwächen, die Niemand in dem Maße, als sie, zu befriedigen vermag, so sendet sie (in Gestalten aller Art) ihre Versucher aus, um Jene in ihr Lager zu locken und auf diese Art gefährliche Gegner zu Schildknappen ihrer eigenen Sache zu machen. Als ein besonders gefährlicher Gegner war dem Könige das Mitglied des Unterhauses Thomas Wentworth erschienen. Dieser war ein Mann kühnen Sinnes, thatkräftig, wohlunterrichtet und in hohem Maße der Rede mächtig. Nicht nur der oben (S. 289) aufgeführte Ausspruch aus einer seiner Reden zeigte es, daß er für Freiheit und Recht erglüht war; es war dies aus allen seinen Aeußerungen, wie aus seiner ganzen Haltung zu entnehmen. Aber einen gefährlichen Feind alles Bessern seines Wesens trug er in sich: einen brennenden Ehrgeiz. Und dieser Ehrgeiz, den zu befriedigen ihm im königlichen Lager reichliche Gelegenheit geboten ward, war es, der ihn zur Untreue gegen seine alten Kampfgenossen verleitete und ihn auf dem Machtgebiete, das ihm, dem Ueberläufer, eröffnet wurde, ebenfalls zum Tyrannen machte. Dieser Thomas Wentworth trat an Buckingham's Stelle und wurde von da ab in politischen Dingen des Königs rechte Hand.

In Bezug auf das kirchliche Wesen stand dem Könige ein ähnlich gearteter Mann zur Seite. Es war dies der zum Erzbischofe von London erhobene bisherige Bischof von Bath und Wells, der sich durch seine Hochkirchlichkeit und durch sein Eifern gegen das Parlament dem Könige ganz besonders zu empfehlen gewußt hatte, der aber aus demselben Grunde vom Volke auf das Bitterste gehaßt ward. Dieser Erzbischof, Laud mit Namen, trat mit Thomas Wentworth in die engste Verbindung, und beide gelobten dem Könige, nicht zu ruhen, bis seine Krone hell strahle im Glanze absolutester Machtvollkommenheit.

Das Parlament, das nur vertagt war, wurde darauf wieder eröffnet. Da brachte ein Abgeordneter einen Trug schwerer Art zur Sprache, den der König sich hatte zu Schulden kommen lassen. Entsprechend längst geltendem Gebrauche, war die königliche Druckerei beauftragt worden, das Rechtsgesuch und die Genehmigung des Königs

zu drucken, um Beides zur Kenntniß des Landes zu bringen. Als nun eben zur Versendung des Schriftstückes geschritten werden sollte, ging den ausführenden Beamten aus dem königlichen Cabinet die Weisung zu: die bereits fertigen Exemplare zu vernichten, das Rechtsgesuch noch einmal zu drucken, demselben aber nicht die genehmigende Antwort des Königs, sondern die später erfolgte Erklärung desselben beizufügen. Es war dies die gewundene Erklärung, mit welcher der König sich an die Abgeordneten gewandt hatte, nachdem vom Parlamente der Beschuß wegen der Subsidien zum Gesetz erhoben worden war. Daß das Unterhaus jetzt um so weniger als früher Geneigtheit zeigte, ihm das Tonnen- und Pfundgeld für die Dauer seiner Regierungszeit zu bewilligen, kann nicht verwundern; eher noch könnte es Verwunderung erregen, daß die Bewilligung zur Erhebung desselben auf ein Jahr ausgesprochen wurde. Der König, im höchsten Zorn über den ihm dadurch kundgegebenen Ausdruck des Mißtrauens, decretirte wiederum die Auflösung des Parlaments. Ehe die Abgeordneten ihre Sitzung schlossen, nahmen sie eine Verwahrung an, in der ausgesprochen war, daß ein Jeder als Feind des Vaterlandes zu betrachten sei, der dazu beitrage, durch Einführung papistischen Unwesens die evangelische Kirche zu schädigen, wie auch Jeder, der dazu rathe, Tonnen- und Pfundgeld ohne Genehmigung des Parlaments zu erheben, oder der solches einziehe oder es entrichte.

Der König war auf das Heftigste erregt; er sprach von „Vipern, von denen die Mehrheit irre geführt worden sei;" und ließ Drohungen gegen die „Schlechtgesinnten" fallen. Inzwischen waren jene Abgeordnete, die er als schlechtgesinnte betrachtete, auf seinen Befehl ergriffen und in das Gefängniß gesteckt worden. Was half ihnen ihre Berufung auf ihr Recht und ihre Pflicht, dasjenige im Abgeordnetenhause auszusprechen, was sie als erforderlich für das Wohl des Staats erachteten? Ungerechte Richter legten ihnen nicht nur schwere, an die königliche Kasse einzuzahlende Geldbußen auf, sondern verurtheilten sie außerdem zu Gefängnißstrafen für eine dem Belieben des Königs freigestellte Dauer.

Schließen wir Frieden mit Spanien und Frankreich um jeden Preis, und lassen wir uns gar nicht mehr mit dem Parlamente ein! — das ward jetzt die Parole am Königshofe. Der Apparat, ein gefügiger Beamtenstand, durch Thomas Wentworth in kräftiger Weise in Thätigkeit gesetzt, war da, von ihm ließen sich in Bezug auf Steuereintreibungen bedeutende Erfolge erwarten, und ebenso stand dem Bischofe Laud ein Heer gut geschulter Geistlichen zur Verfügung,

die, längst in Verpflichtung genommen, bischöfliche Erlasse blindlings (demnach ohne die Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung derselben mit dem lauteren Worte Gottes in Betracht zu ziehen) auszuführen, sich willig dazu hergaben, jeder weltlichen Tyrannei, die vom Könige und seinen Helfershelfern ausging, das Wort zu reden.

Der Erzbischof Laud, auf diese Weise mit weltlichen Angelegenheiten fortgesetzt beschäftigt, fand sich bald so vortrefflich in dieselben, daß der König den Beschluß faßte, Wentworth nach Irland zu senden, das aufs Neue in Gährung gerathen war, und sich, was die Regierung Englands und Schottlands betraf, ausschließlich auf Laud zu stützen. Dies feuerte den Erzbischof zu neuen Kraftanstrengungen an. Hatte in Frankreich ein katholischer Kirchenfürst — der Cardinal Richelieu — so Großes verrichtet, und erntete nach Richelieu ein anderer katholischer Kirchenfürst — der Cardinal Mazarin — in gleicher Stellung am Hofe zu Paris Ruhm vor der Welt und nebenher auch Schätze der Welt, so gelüstete es Laud um so mehr, zu zeigen, daß auch ein evangelischer Bischof fähig sei, gleiche Erfolge zu erzielen. Daß er gerade damit am meisten seinen Abfall vom evangelischen Wesen bezeugte, mochte ihm sein verdunkeltes Gewissen zwar nicht mehr sagen, oder wenn dies doch bisweilen noch in einem gewissen Maße geschah, so beachtete er wenigstens solche Gottesmahnungen nicht.

Schwere Schädigungen hat die christliche Kirche zu erdulden gehabt seit ihrem Bestehen, immer aber sind die schwersten der schweren Beschädigungen von falschen Priestern ausgegangen, wie Laud deren einer war. Das Wirken solcher unchristlichen Menschen im Priesterkleide ist um deswillen so verheerender Art, weil diese falschen Priester die Christuslehre nicht in Wirklichkeit, wohl aber in der Meinung unklar denkender Menschen herabsetzen. Denn nur gar zu häufig ist es der Fall, daß die Menge sich der Wahrheit nicht bewußt ist: das von der christlichen Lehre erleuchtete und fortgesetzt nach dem Göttlichen aufstrebende Innere eines Menschen macht den Priester, nicht der Priesterrock und nicht die Ordination! Lebt ein solches Innere unter einem Priesterrock, nun wohl, dann hat die Welt es mit einem Priester zu thun, der nicht blos den Namen eines solchen trägt; wo nicht, so ist er der Schaar der reißenden Wölfe im täuschenden Schafskleide beizuzählen, vor denen der wahrhaftigste und lauterste aller Priester, der Heiland der Welt, so eindringlich gewarnt hat.

Wie es in Frankreich längere Zeit der Fall war, wurden nun auch in England die Zustände trostloser Art. In jedem dieser Länder stand ein hoher Kirchenfürst an der Spitze der Verwaltung, beide

wetteifernd mit einander, dem Absolutismus und durch denselben persönlich sich zu dienen, indem sie Gesetz und Recht des Landes mit Füßen traten! —

Die Zustände der nächsten Zeit in England schildert ein englischer Schriftsteller in folgender Weise: „Verschmitzte Rathgeber, die unaufhörlich alte Papiere durchstöberten, um darin irgend ein Beispiel verschollener Ungerechtigkeit zu entdecken, wühlten mühsam die Mißbräuche der Vorzeit auf und erhoben sie zu Thronrechten. Alsbald verwandelten andere Beauftragte diese angeblichen Rechte in wirkliche und neue Plackereien, und wenn ein Widerspruch erhoben wurde, waren ungerechte Richter bereit, zu erklären, daß in der That die Krone vormals solche Thronrechte besessen habe. Die Ausdehnung der königlichen Forsten, dieser Mißbrauch, der die Barone des alten England so oft sich bewaffnet zu erheben veranlaßt hatte, griff so um sich, daß z. B. der Forst von Rockingham von sechs auf sechzig Meilen ausgedehnt wurde. Zu gleicher Zeit forschte man den geringsten Uebertretungen der Bürger nach und bestrafte sie mit übermäßigen Geldbußen. Bevollmächtigte durchzogen die Grafschaften, um hier die Besitztitel der Inhaber alter Krongüter, dort die Nebeneinkünfte, die mit gewissen Aemtern verbunden waren, anderswo das Recht der Einwohner, neue Häuser zu bauen, oder das der Landleute, ihre Kornfelder in Wiesen zu verwandeln, in Frage zu stellen; und sie beschäftigten sich nicht damit, die Mißbräuche abzustellen, sondern die Fortsetzung derselben zu verkaufen. Privilegien, Unordnungen aller Art waren zwischen dem Könige und denen, die sie ausbeuteten, Gegenstände schmachvollen Schachers. Geschachert wurde selbst um die Strenge des Richters.“ Es ist berechnet worden, daß allein schon die Strafgelder, die der König innerhalb eines Zeitraums von zehn Jahren einzog, gegen sechs Millionen betragen haben. Trieben es einzelne Beamte in Bezug auf das Plünderungsgeschäft zu arg, d. h. waren sie so ungeschickt, die durch sie geübten Ungerechtigkeiten in einem zu sehr in die Augen fallenden Schein auftreten zu lassen, so wurde öffentlich bekannt gemacht, daß gegen sie die Untersuchung eingeleitet sei. Dann — und das brachte wieder Geld — erkauften sie sich Straflosigkeit, und die Sache war damit abgethan. Selbst gegen Wentworth in Irland wurde, weil seine Ungerechtigkeiten in einzelnen Fällen doch zu himmelschreiend gewesen waren, eingeschritten — 6000 Pfund, die er durch einen Höfling seinem Herrn und Gebieter überreichen ließ, machten Alles wieder gut.

Der Erzbischof Laud bewies dem Könige, daß die politische Auf-

lehnung Folge der kirchlichen Auflehnung sei, und daß als die Vorbedingung der gänzlichen politischen Unterwerfung des Volkes die gänzliche kirchliche Unterwerfung desselben anzuerkennen sei. Zeige dies nicht Spanien? Zeige dies nicht Frankreich? Schon des Königs Vater, Jacob I., habe es erkannt und ausgesprochen: Nur wo der Bischof Herr in Glaubenssachen sei, sei der König vollkommen Herr des Staates. So begehre er nun, daß der König ihm Vollmacht gebe, kräftiger noch, als es bisher geschehen, das Werk der Unterwerfung aller presbyterianischen und puritanischen Gemeinden unter die Glaubenslehre der englischen Hochkirche zu betreiben.

Der König sprach gern sein Ja und Amen dazu. Weshalb sollte ich nicht, sagte er sich, den Bischof über den Glauben schalten lassen, wenn er mir das Volk zurichtet, daß es mir in weltlichen Dingen gehorsam ist? Alsbald ging nun eine Flut von Verordnungen, die sich auf die Art und Weise des Gottesdienstes bezogen, in das Land. Geistliche, die nicht bis in's Kleinste hinein den neuen Anordnungen nachkamen, wurden ihrer Stelle entsetzt und vertrieben, mochte ihre Wirksamkeit sich auch noch so segensreich erwiesen haben. Als höchst bedenklich mußte es erscheinen, daß Schriften, deren Widmung der König und der Bischof angenommen hatten, im Lande verbreitet wurden, die einer Vereinigung der englischen Hochkirche mit der — römischen Kirche das Wort redeten. Die englische Hochkirche hatte freilich bereits große Aehnlichkeit mit der katholischen Kirche gewonnen. Beide Kirchen glichen übertünchten Gräbern; weil innerlich Tod und Verwesung herrschte, wurde äußerlich in Bezug auf Ceremonien, Schaugepränge und für die Gotteshäuser ein Uebermaß von Schmuck in Anwendung gebracht. Eine Art sinnlicher Betäubung trat an die Stelle wahrhafter, das Innerste der Seele zu Gott erhebender Andacht. Ein reformirter Geistlicher, der geäußert hatte, er vermöge in der wieder mit so großem Eifer betriebenen Ausschmückung der Gotteshäuser nichts als eine Wiedereinführung eines alten heidnischen Gebrauches zu sehen, wurde von dem Erzbischofe sofort seines Amtes entsetzt. Damit aber war Laud's Haß noch nicht gesättigt. Wo der Arme sich weiterhin, hier als Lehrer, dort als Arzt niederließ, um sich auf andere Art das zu erwerben, was die Nothdurft des Lebens erforderte, erreichten ihn neue Vertreibungsbefehle. Verzweiflung ergriff ihn zuletzt, er verfiel in Wahnsinn und starb elend. Aergere Unthaten folgten. Ein Geistlicher, mit Namen Leighton, erhob in einer Schrift heftige Klage gegen die Katholisirung der Kirche und griff mit ungestümen Worten den König und den Erzbischof an

Laud überantwortete ihn den Richtern der Sternkammer. (Der Gerichtssaal war mit Sternen verziert, daher der Name). Seine Versicherung, daß er um Gottes Willen und in guter Meinung geredet habe, gar nicht in Betracht ziehend, verurtheilten ihn die Richter zu einer Geldbuße von 10,000 Pfund und zur Prangerstrafe. Nachdem die Henker ihn gepeitscht, seiner rechten Wange die Buchstaben S S (sover of sedition, Anstifter von Aufruhr) eingebrannt, ihm die Ohren abgeschnitten und die Nasenflügel aufgeschlitzt hatten, wurde er dem Kerkermeister des Tower mit der Bestimmung überliefert, ihn in Strenge hinter Schloß und Riegel zu halten, bis die Gnade des Königs ihn befreie. Es sei hier gleich bemerkt, daß Leighton erst zehn Jahre später seine Freiheit wieder erhielt, jedoch nicht durch den König, sondern durch das Parlament. — Ein Puritaner der strengsten Art, der Admiral Wilhelm Pryne, hatte ein Buch geschrieben, in welchem von ihm u. A. das Tanzen in heftiger Weise verurtheilt worden war. Da nun der König und die Königin tanzten, nahm Laud, der in dem Verfasser jener Schrift schon den Puritaner haßte, die Gelegenheit wahr, ihm Unheil zu bereiten. Er zieh ihn der Majestätsbeleidigung und überwies ihn zur Aburtheilung der Sternkammer. Obgleich nun der Angeklagte versicherte, es nicht gewußt zu haben, daß die Majestäten der Lustbarkeit huldigten, die zu verurtheilen sein Gewissen ihn gezwungen habe, wurde seine Schrift durch Henkershand dem Feuer überantwortet, er mit einer Geldstrafe von 1000 Pfund belegt, an den Pranger gestellt, seiner Ohren beraubt und darnach auf zeitlebens dem Kerker überantwortet. Trotzdem erschienen weiterhin Schriften, die wiederum ähnliche Verurtheilungen nach sich zogen. Zwei Männer, Burton und Basswick, erlitten zu gleicher Zeit die Prangerstrafe. Als die Henker der Menge das Herzudrängen zu verwehren suchten, sagte Burton: „Treibt sie nicht fort; denn sie müssen leiden lernen!" Da ließen die Henker von ihrem Vorhaben ab, und die von Mitleid erfüllten Zuschauer kamen dicht heran. „Lieber Herr," sagte eine Frau zu Burton, „das war die schönste Predigt, die ihr jemals gehalten habt." Zu einem jungen Manne äußerte Burton: „Mein Sohn, warum bist du bleich? Mein Herz ist nicht schwach, und wenn ich mehr Stärke nöthig hätte, würde Gott sie mir nicht versagen." Der Mitverurtheilte Basswick hatte von einem der Leute einen Blumenstrauß empfangen, auf den sich eine Biene setzte. „Sehet," sagte er erleuchteten Angesichts, „diese arme Biene, die selbst auf den Pranger kommt, um den Honig der Blumen zu saugen! Und ich sollte hier nicht den Honig des Heilandes genießen?" — Aechzen,

Weinen und Schreien erhob sich, als man den Verurtheilten die Ohren abschnitt. Laud, erbittert darüber, daß die Opfer seines Hasses eine so große Theilnahme gefunden hatten, ließ sie in weit abgelegene Gefängnisse führen. Als er darauf vernahm, daß sie auch auf dem Wege mit Beweisen der Theilnahme erquickt worden waren, ordnete er Bestrafung derjenigen an, die den Gefangenen irgend welche Gutthaten erwiesen hatten.

Leiden solcher Art, namentlich wenn sie heldenmüthig getragen werden, erregen immer Sympathien und führen der verfolgten Sache neue Anhänger zu. Es erschienen Schriften, die das Verfahren gegen die Märtyrer und deren Verhalten schilderten. Was blieb der Tyrannei, wollte sie nicht wider sich öffentlich zeugen lassen, Anderes übrig, als die Censur einzuführen? Gleichzeitig erschien das Verbot, auswärts gedruckte Schriften zu kaufen oder zu verbreiten. Ein solches Verfahren hieß die Nation in die Gefahr geistiger Erstickung versetzen.

Nun wurde auch noch — als ob die Sternkammer und andere Gerichte sich der Tyrannei nicht dienstbar genug erwiesen hätten! — eine besondere Behörde, die hohe Commission genannt, eingesetzt und ihr die Befugniß übertragen, Alles, was dieselbe für Verstöße gegen Religion und Sitte ansähe, ihrer Beurtheilung zu unterziehen und die betreffenden Personen zu bestrafen. Diese Behörde war eine Art Nachbildung der Inquisitionstribunale, jenes Fluches katholischer Länder. Nun war Niemand vor Anklage und Verurtheilung sicher; keine Vorsicht, kein Schweigen schützte: man verurtheilte die Gesinnung. Vermögen, Ehre, Leben standen für Jeden auf dem Spiel, der nicht gänzlich sich in den Dienst der politischen und geistlichen Despotie stellte. Unerträglicher Zustand! Viele Redliche kehrten kummervollen Herzens ihrem Vaterlande den Rücken, um in der Fremde ihres Glaubens ungekränkt leben zu können. Die meisten Auswanderer ließen sich auf dem Festlande nieder, eine Zahl von 120 Puritanern segelten auf dem Schiffe „Maiblume" nach Amerika — sie wurden die Begründer von Neu-England, des Mutterlandes der heutigen Nordamerikanischen Freistaaten! — Die Despotie zog aber bald in Betracht, daß mit der Auswanderung viel Vermögen aus England gehe. Da erschien ein königlicher Befehl, der das fernere Auswandern untersagte, und dieser Befehl kam gerade noch zur rechten Zeit, um acht auf der Themse liegende und zum Auslaufen bereite Schiffe und damit Männer zurückzuhalten, deren Entfernung aus dem Vaterlande für den König allerdings ein Glück, aber eben daher auch für

die Bevölkerung ein schwerer Verlust gewesen wäre. Es seien hier nur genannt, Pync, Hampden und — Cromwell.

Weiter und weiter breitete Laud das Netz der geistlichen Despotie auch über die schottische Kirche aus, in der die reformirte Lehre in der Form des Puritanismus namentlich große Verbreitung gefunden hatte. In Schottland sollte er endlich den ersten ernstlichen Widerstand finden.

Der Widerstand ging von den Puritanern aus. Im Lichte der heutigen Zeit betrachtet, läßt sich leicht manches Unhaltbare an ihren Bestrebungen erkennen, doch wird dies den Blick nicht für Anerkennenswerthes und Ruhmwürdiges verschließen. Wie möchte es heut um England stehen, wären sie nicht gewesen! — Hören wir zunächst was Macaulay über sie sagt. „Man hatte die Puritaner bis zur Wildheit und Unbeugsamkeit aufgestachelt. Wie alle unterdrückte Secten, hielten auch sie ihre eigenen Rachegefühle für fromme Regungen, erhöhten durch Lesen und Nachdenken den Hang, über ihre Leiden zu brüten, und bildeten sich ein, wenn sie sich bis zum Hasse gegen ihre Feinde aufgeregt, daß sie den Feind des Himmels haßten. Wenn sich auch im neuen Testamente nur wenig fand, was selbst bei unendlich verfälschter Auslegung dem Ergebnisse gehässiger Leidenschaften scheinbar Nachsicht gewährte, so enthielt dagegen das alte Testament die Geschichte eines Volkes, das von Gott zum Zeugen seiner Einheit und zum Diener seiner Rache auserwählt worden, und dem er besonders mancherlei Dinge zu thun befohlen, die, ohne sein ausdrückliches Geheiß verübt, die gräßlichsten Verbrechen gewesen wären. Bei den extremen Puritanern begann sich nun eine Vorliebe für das alte Testament zu bilden, die sich in ihrer ganzen Denkart und all ihren Gebräuchen zeigte, wenn sie es auch sich selbst nicht offen eingestehen mochten. Ihre Gespräche und Gedanken drehten sich meistens um Handlungen, die man sicherlich nicht als nachahmungswürdige Beispiele für uns niedergeschrieben hat. Der Prophet, der einen gefangenen König in Stücke hieb, der ungehorsame Feldherr, der das Blut einer Königin den Hunden gab, das Weib, das ungeachtet eines gegebenen Versprechens und der morgenländischen Gastfreundschaft zum Trotz, mit einem Nagel das Gehirn des flüchtigen Bundesgenossen durchbohrte: diese alle wurden den unter der Tyrannei von Fürsten und Prälaten leidenden Christen als Muster aufgestellt. Vorschriften (in Bezug auf Kleidung, Haltung, Sprache, Studien und Vergnügungen), die dem freien und fröhlichen Geiste Luther's unerträglich und dem hellen philosophischen Verstande

Zwingli's verächtlich erschienen sein würden, breiteten ein mehr als mönchisches Düster über das ganze Leben. —" Diese, der Feder eines Macaulay entstammende Charakteristik ist sicherlich an und für sich unantastbar. — Jedoch darf erinnert werden, daß derjenige, der der Gefahr, ungerecht in seinem Gesammturtheil über das bisherige und nachfolgende Verhalten der Puritaner zu sein, entgehen will, nicht unterlassen darf, fortgesetzt auch die Feinde der Puritaner, die diese unglücklicherweise in den höchsten Würdenträgern des Staates und der Kirche fanden, im Auge zu behalten. Bedenkt man nur das Eine, daß, nachdem die Tyrannei gegen sie unter Jacob I. schon himmelschreiend gewesen war, sie darnach auch noch über anderthalb Jahrzehnte den unerhörten Druck eines Königs Karl und seines Günstlings Buckingham, ferner den Wentworth's und Laud's zu ertragen hatten, so kann es schon nicht mehr Verwunderung erregen, daß sie, solcher Tyrannei gegenüber, verlangend nach Hülfe und Rettung späheten; und indem dieses Suchen sie vornehmlich auf die heilige Schrift führte, (ein Umstand, der wahrlich kein nachtheiliges Licht auf die Richtung ihres Tiefinnersten wirft!) ist es wiederum nur zu erklärlich, daß die Blicke der unter der Geißel ungerechter Verfolgung Blutenden sich auf Scenen hefteten und wie gebannt an ihnen hingen, die den Sturz weltlicher und geistlicher Tyrannei ausmalten. Ja, wären die Puritaner geworden, wie die Meisterhand eines Macaulay sie uns zeichnet, mitten unter friedlichen Verhältnissen! Aber war ihnen nicht ein Krieg aufgenöthigt, in welchem es sich um die vornehmsten Güter irdischer und überirdischer Art handelte? Sie hatten freilich bisher noch nicht das Schwert ergriffen, jedoch mit ihrem ganzen Denken und Empfinden standen sie ja seit Anfange des Jahrhunderts im Kampfe gegen ein wahres Ungethüm von politisch-kirchlicher Tyrannei. War eine solche Lage dazu angethan, daß sich hätte ein helles, fröhliches Leben bekundender Lichtglanz über sie ausbreiten können? Das „Düster", das auf ihnen ruhete, ist nur zu erklärlich; da ihnen gewaltsam die Gebräuche der englischen Hochkirche aufgedrungen wurden, geschah es, daß sie zur Nachtzeit in Wäldern und Höhlen oder auf dem Felde ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte abhielten. Der Umstand, daß in den Palästen ihrer Hauptfeinde, des Königs und des Bischofs, Verschwendung aller Art herrschte, vermehrte ihren Abscheu vor hoffährtigem und üppigem Wesen. Wer — so war es bei den Hochkirchlichen — in Glaubenssachen sich den Bestimmungen des Bischofs unterwarf, galt als ein Christ, und es wurde ihm in Bezug auf Sitte und Moral Vieles zu Gute gehalten. Es bildete sich in der äußern Er-

scheinung schon eine Kluft zwischen den Gemeinden der Puritaner und denen der Hochkirchlichen. Pomp in den Kirchen, Völlerei in den Häusern, wüstes Wesen auf Straßen und Plätzen des Sonntags — das war das charakteristische Zeichen in den Gemeinden, in denen das englische Hochkirchenthum herrschte; durch Einfachheit des Lebens, Enthaltsamkeit bis zum Uebermaß, durch pflichttreue Hingabe an den Beruf, wie durch Treue und Redlichkeit zeichneten sich die puritanischen Gemeinden aus. Dort war das innere Leben fast gänzlich versiegt; hier schlug es in lauten Pulsen, suchend einen Weg der Erlösung. Darin hatten wahrlich die Puritaner recht, daß unter den Formen des Hochkirchenthums auch der Rest evangelischen Lebens hingeschwunden war, und daß somit ihre Gegner, indem sie unter allen Umständen jene Formen zur Geltung zu bringen sich mühten, eine Art von Götzendienst trieben, daß aber Kampf gegen diesen Götzendienst eine Christenpflicht sei. Die Eifrigsten gingen in schwarzer Kleidung, rundem Hut mit breiter Krempe und kurz geschnittenem Haar umher. Diese Tracht fand Nachahmung, und bald ward sie unter den Puritanern allgemein.

Die Spannung war so groß geworden, daß es nur noch eines Funkens bedurfte, und die Explosion mußte erfolgen. Karl wähnte sich am Ziele seiner Wünsche. In Irland hatte Wentworth das Werk der Beugung vollzogen (wofür er vom Könige zum Herzog von Stafford erhoben worden war), England lag auch bereits in Fesseln, nun war nur noch das Werk der völligen Niederlegung Schottlands zu vollziehen, und dies werde — daran zweifelte der König nicht — seinem trefflichen Laud gelingen, der ja eben den Arm erhoben hatte, um seinen Feind, den schottischen Puritanismus, mitten in's Herz hinein zu treffen!

Was hatte er vor? In dem Dome der Hauptstadt Schottlands, Edinburgs, sollte der englische Gottesdienst mit allem alten und dazu auch noch eigens von Laud ersonnenen Pomp eingeführt werden. Seine Horcher hatten ihm Kunde zugehen lassen, die eine Befürchtung, daß die Edinburger sich widerwillig erweisen könnten, gar nicht in ihm aufkommen ließ. Der eine kühne Wurf — so hoffte er — werde genügen, das Werk zum Siege zu führen; denn welche Gemeinde Schottlands möchte es sich wohl, sobald Edinburg vorangegangen sei, gelüsten lassen, Widerstand zu versuchen! — Dann werde auch er, wie es von dem zum Herzoge von Stafford erhobenen Wentworth geschehen, vor seinen Gebieter treten und sagen können: Ein Königreich liegt dir zu Füßen! —

Tyrannisch gesinnte Machthaber werden in der Regel von ihren Horchern und Spähern schlecht bedient; Letztere verkünden am liebsten, was jene gern vernehmen. So war auch Laud sehr falsch berichtet worden. Er hatte keine Ahnung davon, wie die Gemüther in Edinburg bebten, als am 23. Juli 1637 die Glocken des Domes zum Gottesdienste riefen. Das Gotteshaus war erfüllt von Gläubigen. Da erschien der Dechant im Meßgewande. Rufe des Entsetzens machten sich hörbar. Es wurde geschrieen: „Die Messe ist eingedrungen, Baal ist in der Kirche!" Eine Frau ergriff ihren Faltstuhl und schleuderte ihn dem Dechanten an den Kopf. Er eilt hinweg, der Bischof erscheint, versucht zu sprechen, doch verhallen seine Worte unter dem steigenden Tumult. Auch er muß das Feld räumen, indem ihm „Fuchs, Wolf, Bauchgott!" nachgerufen wird. Draußen wüthet die Menge: „Ein Papst! Schlagt ihn nieder, steinigt ihn!" — Auf dem Heimwege wurde der Bischof von Frauen überfallen, niedergeworfen und im Kothe umhergewälzt.

Das war der Anfang des Aufruhrs, in den die Stadt gerieth, und dem sich bald ganz Schottland anschloß. Nun hieß es: Komme, was da mag! Wir wollen unsere Religion schützen, oder für sie sterben; wir wollen nicht Papisten werden, weder römische, noch hochkirchliche! — Zum Schutze der Religion wurde der alte Bund (Convenant) erneuert, von dem ganzen Lande eine eigene Volksvertretung, die vier Tafeln genannt, gewählt, in denen vertreten waren: 1. die Adligen, 2. die angesehensten Gutsbesitzer, 3. die presbyterianische Geistlichkeit und 4. die Bewohner der Flecken. Die Volksvertretung leitete die Bewaffnung der Nation, der Bund rief eine General-Synode ein, von der sofort alle der englischen Hochkirche entstammenden und gewaltsam in Schottland bisher allgemach eingeführten kirchlichen Gebräuche als abgeschafft erklärt wurden.

Nun war da, was sich Karl nie hatte träumen lassen: der Aufruhr in gefährlichster Gestalt, da die Bevölkerung eines ganzen Hauptlandes Großbritanniens sich erhoben hatte. Karl versuchte es durch einen Befehl, die Mitglieder der Tafeln zur Niederlegung ihrer durch ungesetzliche Wahl empfangenen Mandate zu bewegen, indem er ihnen für diesen Fall Verzeihung angelobte. Vergebens! Sie hatten gebrochen mit dem Despoten und wollten ihre Sache mit den Waffen in der Hand zum Austrage bringen. Nun versuchte es Karl mit einem Abgesandten. Dieser, ein Mann geschmeidigen Wesens kam nach Edinburg, suchte die Führer der Bewegung zu gewinnen und verbreitete eine königliche Proclamation, in der einige religiöse

Beschränkungen als aufgehoben erklärt wurden. Doch die Schotten waren von Mißtrauen erfüllt und meinten, jegliche königliche Verheißung, die ihnen dermalen zukomme, dürfe nur als ein Versuch angesehen werden, sie einzuschläfern. Daß ihr Mißtrauen berechtigt war, ergab sich schlagend aus einem an den Gesandten gerichteten Schreiben Karl's, das folgendermaßen lautete: „Euer Hauptzweck ist, Zeit zu gewinnen, damit sie Narrheiten begehen, bis ich in Bereitschaft bin, dieselben zu unterdrücken." —

An die Spitze ihres Heeres stellten die Schotten den General Lesley, einen Mann, der unter Gustav Adolf kriegerische Tüchtigkeit bewährt hatte. Dem Bischofe Laud war der Muth entfallen, und er rieth zum Frieden. Nicht so der aus Irland herbei gerufene Herzog von Stafford, der da äußerte: „Man muß diese Menschen mit Geißelhieben in Ordnung bringen!" —

Der Krieg gegen Schottland ward beschlossen. Woher aber das Geld nehmen? Ließ sich unter den obwaltenden Umständen von dem Parlament Geneigtheit, die gewünschten Summen zu bewilligen, erwarten, zumal Karl demselben elf Jahre lang nicht nachgefragt hatte? Aber die Noth war da, der Versuch mußte gemacht werden. Als das Parlament berufen war, und der König dasselbe aufforderte, ihm das zur Kriegsführung erforderliche Geld zu bewilligen, ließ er an dasselbe die Verheißung gelangen: Uebelstände, die etwa zur Erörterung kommen möchten, später zu — untersuchen. Man wußte, was solche Redewendung zu bedeuten hatte! Die Abgeordneten drangen auf Abstellung der kaum noch zu ertragenden Mißbräuche, und da der König, dazu die Hand nicht bieten wollte, und es deutlich zu erkennen war. daß unter anderer Bedingung Geld von dem Parlamente nicht zu erlangen sei, löste er dasselbe wiederum auf. Dies geschah in derselben Zeit, in der die Schotten in starker Macht die Grenze überschritten. Königliche Truppen gingen den Schotten entgegen, wurden aber überall von ihnen zurückgedrängt.

Neue schwere Verlegenheit des Königs! Welche tiefe Beschämung lag für ihn in dem Gedanken, daß es — im Hinblick auf die Waffenerfolge der Schotten — nöthig erscheine, wieder ein Parlament einzuberufen. Er sträubte sich anfangs gegen die Ausführung. Aber je schwieriger die Kriegslage ward, je mehr häuften sich die Bittschriften, die an den König eingingen, und je dringlicher wurde die Sprache derselben. Es ward der König von Männern des höchsten Adels, wie auch von den Magistraten von London und andern Städten beschworen, seinem Volke dadurch die Hand zu bieten, daß

er in der schweren Lage, in der das Königreich sich befände, den Weg des Gesetzes einschlage. Dem Andrange zu genügen, erließ der König den Befehl an das Land, die Wahlen zum neuen Parlament vorzunehmen. Kann es verwundern, daß fast nur Gegner der Regierung aus der Wahl hervorgingen? Unter den erwählten Abgeordneten befand sich Oliver Cromwell, von dem oben erzählt wurde, daß er eben im Begriff gewesen sei, auszuwandern, als ein königlicher Befehl auch die Freiheit, sich nach Belieben eine Heimath zu wählen, aufhob. Der Despotie war es gelungen, in Cromwell einen Mann im Lande zurück zu behalten, der sich bald als der machtvollste Bekämpfer derselben erweisen sollte. Der König trat mit der alten und einzigen Forderung dem Parlament (das lange Parlament genannt) entgegen: Gebt Geld! — Er sei dessen benöthigt, fügte er hinzu, die „schottischen Rebellen" zu züchtigen. Aber das, was in den Augen des Königs als „Rebellenthum" galt, sahen die Abgeordneten nicht für solches an; sie fanden vielmehr in dem, was die Schotten forderten, ihre eigenen Forderungen nachdrücklich ausgesprochen, die dahin gingen, dem an dem Hofe des Königs gepflegten Rebellenthume, das nun so lange sich schon gegen Eid, Pflicht und Recht aufgelehnt hatte, ein Ende zu bereiten. Statt daher dem Könige die Mittel zur Kriegsführung zu bieten, traten viele Abgeordnete mit den Führern der Schotten heimlich in Verbindung und unterstützten sie mit Geld. Auf Beschluß des Parlaments, dem der König sich nicht zu widersetzen wagte, wurden die Kerker geöffnet und einer Zahl unglücklicher Opfer der Tyrannei (unter ihnen der zehn Jahre früher seiner Ohren beraubte und auch noch in anderer Art verstümmelte puritanische Geistliche Leighton) die Freiheit gegeben, dagegen die Haupthelfer des Königs, der Herzog von Strafford (Wentworth) und der Bischof Laud, gefangen gesetzt und gegen beide die Hochverrathsklage eingeleitet. So vollkommen auch der König ein Gleiches verdient hatte, so dachte doch Niemand daran, ihm persönlich auch nur ein Haar zu krümmen, und es bedurfte erst noch einer Reihe neuer Unthaten von seiner Seite, neuer blutiger Opfer seines Truges, ehe der Entschluß keimte und reifte, an ihn selbst Hand zu legen. Für jetzt machte er gute Miene zum bösen Spiel. Er berief ein freisinniges Ministerium und versprach, das Parlament spätestens jedes dritte Jahr einzuberufen und das Tonnen- und Pfundgeld fernerhin nur mit Bewilligung der Abgeordneten zu erheben. Das Verfahren gegen Strafford begann sofort. Dieser habe sich, ward von seinen Lobrednern hinterher gesagt, „mit Würde und Anstand"

vertheidigt. Kann bei einem Strafford in Wahrheit von „Würde" die Rede sein? Nimmer würden despotische Fürsten so viel Unheil anzurichten vermögen, stellten sich ihnen nicht von Ehrgeiz und Geldgier erfüllte Menschen zur Verfügung, Menschen, die sich ohne Weiteres zur Ausführung aller Pläne hergeben, die den despotischen Gelüsten ihrer Herren entstammen, und denen es namentlich nie in den Sinn kommt, an das Gewissen der letzteren zu appelliren. Gegen einen Menschen solcher Art läßt der große britische Dichter Shakespeare (in seinem Drama Johann II.) den König Johann sagen:

„Es ist der Könige Fluch, bedient von Sclaven zu sein. — — —
Hätt'st Du den Kopf geschüttelt, nur gestutzt,
Da ich von meinem Anschlag dunkel sprach;
Ein Aug' des Zweifels auf mich hingewandt,
Und mich in klaren Worten reden heißen:
Ich wär verstummt vor Scham, hätt' abgebrochen,
Und Deine Scheu bewirkte Scheu in mir.
Doch Du verstandst aus meinen Zeichen mich
Und pflogst durch Zeichen mit der Sünde Rath."

Wie viel Blut klebte an den Händen Strafford's! Nicht um „Würde", nein, um freche Ableugnung seiner Sünden handelte es sich bei ihm. Es nützte ihm der Versuch, dadurch der Gefahr zu entgehen, daß er sich in den Mantel der Treue und des Gehorsams gegen den König hüllte, nichts. Man sagte ihm: es sei seine Pflicht gewesen, Gott seine Gelübde zu halten, nicht aber, des Königs despotische Launen höher zu achten, als jene Gott schuldende Pflicht; man zeigte ihm das beschworene, von ihm hundertfältig gebrochene Gesetz. Das Unterhaus erklärte ihn danach des Hochverraths als überwiesen, das Oberhaus trat der Erklärung bei, und der König? . . . Er unterzeichnete nach einigem Sträuben diese Erklärung und damit das auf Tod lautende Urtheil. Wie außer sich rief Strafford, als er Letzteres vernahm: „Verlasset euch nicht auf Fürsten, denn bei ihnen ist keine Hülfe!" Er wurde enthauptet. Dem Bischofe Laud stand das gleiche Loos bevor, doch folgte die Ausführung erst einige Zeit darauf. Von dem Parlament wurde die Sternkammer abgeschafft, die hohe Commission aufgelöst, und den Bischöfen das Recht, an Entscheidungen in Bezug auf politische Angelegenheiten theilzunehmen, dadurch entzogen, daß man ihre Mitgliedschaft des Oberhauses aufhob.

Der Hand des Königs war die Gewalt entrungen: es galt, eine neue Ordnung des Staatswesens zu schaffen, jedoch eine solche, in der dem Könige genügende Rechte eingeräumt werden sollten. Niemand dachte um diese Zeit daran, das Königthum gänzlich aufzuheben; es

sollte dasselbe nur in so weit beschränkt werden, daß das Land der Gefahr enthoben blieb, ohne besondere Mühe wieder in so grauenvolle Zustände gebracht zu werden, wie es solche durch Jahrzehnte zu ertragen gehabt hatte. Aber wo war die Grenze, auf der die Befugnisse des Königs und die Rechte des Volkes sich begegneten? Sich über eine solche zu verständigen, das war eben die schwierige Aufgabe für den König und die Volksvertretung. Wäre Karl mit ehrlichem Willen daran gegangen, eine wahrhafte Verständigung mit seinen Unterthanen zu suchen, es möchte gelungen sein, nachdem die Hauptschuldigen seiner Helfershelfer beseitigt waren. Allein es trat immer und immer wieder zu Tage, daß er die neuen Zustände als einen ihm verhaßten Zwang ansah, dem sich zu entziehen er die erste beste Gelegenheit benutzen würde, und damit blieb auch die Besorgniß wach, daß, gelänge es ihm, den Männern, die gegenwärtig im Besitze der Macht waren, dieselbe wieder zu entreißen, ein furchtbares Rachegericht auf sie hereinbrechen würde. Diese Besorgniß trieb die Betheiligten nun dahin, die Volksrechte weiter zu stecken, als es — an und für sich betrachtet — vielleicht nöthig gewesen wäre, was andrerseits wiederum in dem Könige die Empfindung der Unerträglichkeit steigerte. Man stand eben mitten im Kampf, so friedlich auch jetzt gerade die officiellen Aeußerungen hüben und drüben lauteten.

Da geschah etwas, was die Besorgniß der Volksvertreter und der ganzen puritanischen Partei außerordentlich steigerte. In Irland brach der durch Wentworth niedergehaltene, aber durch seine Gewaltthaten fortgesetzt vermehrte Haß in hellen Flammen auf, und es wurde von der katholischen Landeseinwohnerschaft ein furchtbares Blutbad unter den eingewanderten Protestanten angerichtet. „Das ist das Werk des Königs und seiner katholischen Gemahlin,“ hieß es sofort unter den Volksvertretern; — „es ist ein Vorspiel desjenigen, wessen wir uns zu versehen haben, wenn wir nicht zu noch weit entschiedenern Vorbeugungsmitteln schreiten! Der Hof hat sich mit den Papisten zur Ausrottung derjenigen Protestanten verbunden, die der Absicht widerstehen, sich durch die englische Hochkirche in das papistische Lager hinüberführen zu lassen!“ — Die Abgeordneten erschienen jetzt bewaffnet im Parlamentshause, vor demselben stellten sich die Bürger in Waffen zum Schutz der Abgeordneten auf. Auch die Gegner waren nicht unthätig. Anhänger des Königs, meist Landedelleute und Offiziere, thaten sich zusammen und besetzten die Palastwachen. Das Volk nannte sie Cavaliere; sie gaben ihren Gegnern den auf die puritanische Haartracht sich beziehenden Spott=

namen Rundköpfe. Der Haß ward auf beiden Seiten genährt durch Reden und Schriften.

Zunehmende Besorgniß vor einer Ueberrumpelung führte die Abgeordneten auf den Plan, das Heer in Eid zu nehmen und die Anstellung der Oberbefehlshaber von der Zustimmung des Parlaments abhängig zu machen. Demgemäß wurde beschlossen. Die Besorgniß und das Mißtrauen hatten in heftigen Reden des Parlaments ihren Ausdruck gefunden. Da meinte der König, zeigen zu müssen, daß er noch nicht machtlos sei. Er sandte den Kronanwalt ins Unterhaus mit dem Auftrage, fünf Mitglieder desselben, unter ihnen Hampden und Pym, des Hochverraths anzuklagen und sie einstweilen in Haft zu nehmen. Da das Unterhaus sich der Verhaftung Jener widersetzte, erschien der König am nächsten Tage in eigener Person im Unterhause, fand aber jene Männer nicht, auf die er es abgesehen hatte. „Wie ich bemerke," sagte er, „sind die Vögel ausgeflogen; allein ich erwarte, daß Sie mir dieselben zuschicken werden, sobald sie zurückgekehrt sein werden, widrigenfalls ich sie zu finden wissen werde." Er meinte, wenn er die Sprache der Macht führe, so würde der Glaube an seine Macht wieder an Bestand gewinnen. Wie irrte er! Wie sehr der Glaube an seine Macht und damit zugleich auch sein Ansehen gesunken war, konnte er aus dem Murren und Zischen, mit dem jene Worte begleitet wurden, entnehmen. Einige Tage später führte eine bewaffnete Volksmenge die verfolgten Abgeordneten im Triumphe in's Parlamentshaus und umstellte dasselbe zu ihrem Schutze.

Das war dem Könige zu viel, und da ihm inzwischen auf geheimem Wege vielfache Zusagen vom Landadel zugegangen waren, dahin gehend, man brenne darauf, für die gefährdeten Königsrechte das Schwert zu ziehen, um dem Regiment der Rundköpfe ein jähes Ende zu bereiten, beschloß Karl, es noch einmal mit den Mitteln der Gewalt zu versuchen.

Plötzlich vernahm man: der König hat London verlassen! — Wenige Tage später wurde bekannt, daß er sich nach York begeben habe, und daß sich dort die ihm ergebenen Lords und Mitglieder des Unterhauses um ihn sammelten. Die Erklärung der Puritaner gegen den Fortbestand der bürgerlichen Aemter hatte den hohen Adel empfindlich getroffen, weil durch Ausführung des Beschlusses eine Zahl von einträglichen Versorgungsstellen für jüngere Söhne eingingen. Aber auch außerdem war durch den Gang der Bewegung in dem Adel Besorgniß entstanden. Drücke man den König, ward

gesagt, zu einem bloß bezahlten Beamten herab, so werde man wahrlich nicht schonend vor den Vorrechten des Adels stehen bleiben. Für den König fechten, heiße demnach für sich selbst fechten; es handle sich eben um eine gemeinsame Sache.

Der Bürgerkrieg war da, der vier Jahre lang, von 1642 bis 1646, dem Lande neue Wunden schlug. Auf beiden Seiten wurde mit Aufbietung aller Mittel gestritten; denn mehr als die Niederlage an und für sich fürchtete man hier wie dort die an die Niederlage sich schließenden Folgen. Die Seele des Volkes war erfüllt von Bildern des Schreckens, die durch eine mehr als dreißigjährige Unterdrückung in ihm erzeugt worden waren. Nicht einmal die gleichen, nein, weit elendere Zustände hatten die Puritaner zu erwarten, wenn der König und die Cavaliere siegten. Aber viel mehr, als um Abwendung irdischer Drangsale und um Erlangung befriedigender irdischer Zustände, galt es ihnen, der gefährdeten Kirche Christi zu dienen, für deren Streiter sie sich ansahen, gegenüber den Schaaren des Antichristes. Diese Anschauung bemächtigte sich der puritanischen Krieger in einem außerordentlich hohen Maße und gab ihnen jenes seltsame Gepräge, jene Mischung kriegerischen, schwärmerischen und — nach besonderen Seiten hin — wiederum auch nüchternen Wesens, das eben nur absolut unverständlich für den bleibt, der die Geschichte ihrer Leiden und ihrer dermaligen Lage nicht in Betracht zieht, dem die menschliche Seele mit ihren Räthseln überhaupt nie ein Gegenstand ernster Beachtung war.

Der Puritaner in seinem kriegerischen Heldenthum gehört sicherlich ganz insbesondere den Erscheinungen der Geschichte an, die in ihrer Tiefe zu enthüllen weiterer Forschung noch vorbehalten bleibt, so selbstvertrauend auch von einer oder der andern Seite über sie geredet worden ist. Freilich verhält es sich im Grunde mit dem ganzen Geschichtsstoff ähnlich. Er liegt hinter uns wie eine Dichtung, die in ihrer äußeren Erscheinung sich leicht überschauen läßt, deren besonderes inneres Leben aber (weil dasselbe im Zusammenhange steht mit dem sich unserer Erkenntniß fortgesetzt mehr enthüllenden Gesammtstrome alles Lebens) stets ein Gegenstand der Forschung und fruchtbarer Versenkung bleiben wird. — Ueber die gegen Karl im Kampf stehenden Puritaner urtheilt ein hervorragender englischer Geschichtsforscher folgendermaßen: „Diese Puritaner waren Menschen, deren Geist durch die tägliche Betrachtung überirdischer Dinge und höherer Interessen einen ganz besonderen Charakter angenommen hatte. Nicht zufrieden, in allgemeinen Ausdrücken eine allbeherrschende Vorsehung anzuerkennen, schrieben sie durchgängig jedes Ereigniß dem

Willen des höchsten Wesens zu, für dessen Einblick nichts zu klein sei. Diesen Willen zu kennen, ihm zu dienen, in ihm sich zu freuen: das war für sie der große Zweck ihres Daseins. Daher entsprang ihre Verachtung für irdische Unterscheidungen. Der Unterschied zwischen den größten und verachtetsten der Menschen schien zu verschwinden, wenn verglichen mit dem grenzenlosen Zwischenraume, der das ganze Geschlecht von dem schied, auf den ihre eigenen Augen beständig gerichtet waren. Wenn ihre Namen nicht in alten Wappenbüchern zu finden waren: sie waren verzeichnet im Buche des Lebens. Waren ihre Schritte nicht begleitet von einem glänzenden Gefolge: Legionen dienender Engel hielten über sie Wache. Ihre Paläste waren Häuser nicht von Menschenhänden erbaut, ihre Diademe Kronen eines Ruhmes, der nie erblich. Auf den Reichen und Beredten, auf Edle und Priester schauten sie mit Verachtung hernieder; denn sie achteten sich reich an einem kostbaren Schatz, beredt in einer höheren Sprache, geadelt durch eine Ernennung von Ewigkeit her. Es war der Puritaner aus zwei verschiedenen Menschen zusammengesetzt: der eine ganz Zerknirschung, Buße, Dankbarkeit, Dulden; der andere stolz, ruhig, unbeugsam, scharfsichtig. Er warf sich in den Staub vor seinem Schöpfer, aber er setzte seinen Fuß auf den Nacken der irdisch Höchsten. In seiner zurückgezogenen Andacht betete er mit Seufzen und Thränen. Er war wie außer sich vor den Bildern der Glorie und des Schreckens. Er hörte die Psalmen der Engel oder das versuchende Flüstern des bösen Feindes. Aber nahm er seinen Sitz im Rath oder gürtete er sein Schwert zum Kriege, so hatte dieses stürmische Arbeiten der Seele keine bemerkbaren Spuren in ihm zurückgelassen. Die Puritaner brachten in den bürgerlichen und kriegerischen Dienst eine Kälte des Urtheils und eine Unbeugsamkeit des Entschlusses, welche einige Schriftsteller mit ihrem religiösen Eifer nicht zu vereinigen wußten, welche aber in der That dessen nothwendige Wirkung war: die starke Richtung des Gefühls auf einen Gegenstand machte sie ruhig gegen jeden andern." — Das ist der Riß zu einem Gemälde, dem Farbe und Leben zu geben der sinnige Leser als seine Aufgabe zu betrachten hat; ein solcher wird auch alle folgenden Schritte der puritanischen Partei fortgesetzt mit den Umständen, unter denen sie sich entwickelte, und durch die sie endlich auf die Arena der Handlung gedrängt wurde, zusammenhalten, um durch den Blick auf die Gesammterscheinung derselben innerhalb des Rahmens jenes Zeitraumes zu einem möglichst richtigen Gesammturtheil über sie zu gelangen. Der Kaltherzige und Oberflächliche

ist bald mit ihnen fertig. Er nennt sie, hinweisend auf manches unbestreitbar Irrige in ihren Anschauungen und nicht zu Billigende in ihren Handlungen, religiöse Fanatiker. Ganz wohl, sie hatten — figürlich gesprochen — Geldstücke, die nach Gehalt und Gepräge sich später als unbrauchbar erwiesen; allein sie führten auch Münzen von reinstem Goldgehalt, geprägt in der Glut des Glaubens, der sich daran Genüge zu thun trachtet, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten, der den Gottesmuth giebt, für das mit uns geborene, wenn auch vielfach nicht anerkannte Recht, Gott in Freiheit anzubeten und das religiöse Wesen absolut nicht erniedrigen zu lassen zu einem politischen Zwangsmittel, freudig in den Tod zu gehen. Welch ein Schauspiel! Von diesem göttlichen Feuer, dem Alles, was zur Erlösung des menschlichen Geschlechts bisher geschehen ist, entstammt, sehen wir viele Tausende beseelt, und unter ihnen viele (ohne Zweifel die allermeisten), die, dem Zustande fernstehend, den man „Bildung" zu nennen pflegt, nicht durch wohlgesetzte Worte zu bekunden vermocht hätten, daß ihr erleuchteter Blick bis in das, wenn auch für sie noch zum Theile von einem Gewölk umhüllte gelobte Land der sittlichen Freiheit reichte, welches Dichter und Weise als einst Allen beschieden verkündet haben. Wer dies erwägt, der wird auch in den Puritanern eine Schaar von hoch zu preisenden Freiheitskämpfern sehen und im Hinblick auf sie freudig mit dem Dichter rufen:

„O ernste Lieb zur Freiheit, schönes Werben,
Wenn ihre Spur genügt, dafür zu sterben!"

Die strengsten der Puritaner, die Independenten (Unabhängigen, freie Gemeinden), begehrten zurückzukehren zu den Gebräuchen der ersten christlichen Gemeinde, in denen geredet hatte, wen der Geist trieb, während später erst die Geistlichkeit als besonderer Stand auftrat, der allgemach das Lehren und Anordnen für sich in Anspruch nahm, den übrigen Mitgliedern dagegen das Schweigen und Gehorchen auferlegte. Die Bischöfe hatten eine unerträgliche Gewalt über die Gewissen ausgeübt. Jetzt beriethen und beschlossen die puritanischen Geistlichen in ihren Versammlungen über das kirchliche Wesen. Wie, sagten die Independenten, sollen wir über uns eine neue Herrschaft gründen lassen? Soll ein in sich abgeschlossener Stand das alleinige Recht haben, in Glaubenssachen zu entscheiden? Lasset euch darin nicht täuschen, daß dasjenige, was bis jetzt in den Synoden unserer Geistlichen beschlossen worden ist, mit den Wünschen der Gemeinden übereinstimmt! Das kann sich ändern und wird sich sicher über Kurz oder Lang ändern, wenn wir einräumen, daß ihnen die

Machtbefugniß, die sie jetzt thatsächlich ausüben, von Rechtswegen zugehöre. Dann werden geistlicher Hochmuth und geistliche Herrschsucht wieder aufwuchern, und die Gemeinde des Herrn wird auf's Neue getrübt werden. Darum bleibe alles Recht und alle Macht im kirchlichen Wesen ungetheiltes Eigenthum der kirchlichen Gemeinde. Die Independenten fanden großen Anhang, Cromwell war eines ihrer hervorragendsten Häupter.

Oliver Cromwell.

Der König erließ eine Proclamation, in der er das Londoner Parlament, da es Untreue und Verrath geübt, für aufgelöst erklärte; zugleich berief er die ihm treu gebliebenen Abgeordneten nach Oxford, um daselbst zu einem neuen Parlament zusammen zu treten. Nur eine Minderzahl der Abgeordneten erschien, zumeist bestehend aus Männern, die schwach an Gesinnung waren. Das Londoner Parlament wählte einen Sicherheitsausschuß, der die Ausführung der Parlamentsbeschlüsse zu überwachen hatte. In demselben saßen u. A. Hampden, Pym, Hollis. Graf Essex ward zum Oberbefehlshaber des Parlamentsheeres, Cromwell zum Führer eines Regiments ernannt; auch Hampden und Hollis erhielten Regimenter. Die katholischen Irländer hatten sich inzwischen dem Könige angeschlossen und sandten Geld und Soldaten. Von dem Festlande her war der Zuzug an Kriegsleuten, den Karl's Gemahlin, die nach Holland geflohen war, zu betreiben suchte, gering. Dennoch verfügte schließlich der König Karl über eine nicht unansehnliche Macht, zu deren Oberbefehlshaber er seinen Neffen, Ruprecht von der Pfalz, ernannte. Dieser gewann zu Anfange auch einige Vortheile über die Gegner, was er hauptsächlich seiner Reiterei zu verdanken hatte. Da erbot sich Cromwell, eine Reiterschaar aufzustellen; sein Vorhaben ward gut geheißen, und alsbald sammelten sich Männer seiner Gesinnung um ihn, und mit dieser Schaar der „Gottseligen im Lande" verrichtete er Wunder der Tapferkeit, die den Feind in große Bedrängniß brachte. Damit gewannen die Independenten mehr noch an Ansehen, und es gelang ihnen, einen Antrag, die Selbstentsagungsacte, im Parlament zur Annahme zu bringen, dahin gehend, daß Mitglieder des Parlaments kein Amt, auch nicht das eines Befehlshabers, führen dürften. Dadurch ward Graf Essex genöthigt, seiner Oberfeldherrnwürde zu entsagen, und das Heer erhielt in Fairfax

einen neuen Oberbefehlshaber. Dieser Wechsel befriedigte allgemein; aber als ein nicht zu ersetzender Verlust ward es angesehen, daß nun auch Cromwell, den Beschluß seiner Partei respectirend, die Führerschaft der Reiterei niederlegte. Als aber Fairfax dem Parlament erklärte, Cromwell sei in seiner Eigenschaft als Führer der Reiterei unersetzlich, ward in Bezug auf diesen ein Ausnahmebeschluß herbeigeführt. Das war ein Glück für das Parlamentsheer, denn ohne den nunmehr zum Reitergeneral ernannten Cromwell wäre die bald darnach bei Naseby (1645) erfolgte Schlacht wahrscheinlich von den Königlichen gewonnen worden, so große Tüchtigkeit Fairfax auch bewährte. Dieser konnte dem Parlamente melden, daß der Feind schwere Verluste erlitten habe, und daß im erbeuteten Lager eine Zahl von Briefen des Königs gefunden seien, die er einsende. Aus diesen Briefen ergab sich, daß von dem Könige in der Zeit, in der er mit dem Londoner Parlament die freundlichsten Versicherungen eingetauscht hatte, um auswärtige Hülfe geworben worden war, daß er Proteste in die Register seines Staatsrathes hatte eintragen lassen, die das Gegentheil von dem besagten, was er gleichzeitig dem Lande öffentlich versprochen hatte.

Das Parlament veröffentlichte diese Briefe, um denen, die immer noch hofften, der König sei geneigt und fähig, mit dem Volke zu gehen, die Augen zu öffnen. Karl forderte die irischen Katholiken, deren ihm gesandte Hülfsmacht in der letzten Schlacht fast gänzlich aufgerieben worden war, zu neuen Anstrengungen auf, indem er ihnen gänzlich freie Ausübung ihrer Religion zusagte. Als dies in London bekannt wurde, leugnete Karl es ab. Er glaubte irrthümlich, man stütze sich nur auf Gerüchte, während das Parlament sich im Besitze von Schriftstücken aus seiner Hand befand, die seine neue Treulosigkeit unbestreitbar darlegten. Nunmehr hielt er es für gerathen, dem Parlament Zugeständnisse weitgehendster Art zu machen, ja er erbot sich, selbst nach London zu kommen, damit ohne Zeitverlust Friede geschlossen werden könne. Mit Ekel und Grauen vernahmen viele Abgeordnete das Anerbieten des Heuchlers. Wie dürfte man, hieß es, einem so durch und durch falsch gesinnten Manne noch einmal trauen? Wäre doch der böse Feind selbst nicht so zu fürchten, wie dieser König! Würde er nicht, die günstige Stunde sich dazu erspähend, das Land schließlich dennoch betrügen! — Das Parlament beschloß, dem Könige auf den Act der Selbsterniedrigung, den er an sich ausgeübt hatte, keine Antwort zu geben, dagegen ward der Befehl an die Offiziere der Wachen ertheilt, den König, falls er etwa nach

London kommen sollte, nach St. James zu führen, sein Gefolge von ihm zu trennen und Niemandem Zutritt zu gestatten.

Karl schritt zu Versuchen andrer Art. Das stürmische Vorgehen der Independenten hatte unter den Gemäßigten Schottlands Friedensneigungen erweckt. Nicht dies allein, auch Anderes zog Karl in Erwägung. Die Hauptmacht seines Heeres, sagte er sich, sei geschlagen, mit den Werbungen in Irland gehe es, weil die Sache ruchbar geworden, nicht vorwärts, in London sei er mit Verhaftung bedroht, — nun dann, so habe er mindestens nichts zu verlieren, wenn er es mit den zuerst gegen ihn aufgetretenen Feinden, den Schotten, seinen Landsleuten versuche, denn da lasse sich wenigstens an die Landsmannschaft appeliren! — Es war überdies für ihn die höchste Zeit, Oxford zu verlassen, da Cromwell und Fairfax herzuzogen, um die Stadt einzuschließen. In der Kleidung eines Dieners floh Karl. Plötzlich erschien er im Lager der Schotten. Er hoffte, Heer und Volk würde in enthusiastischen Jubel darüber ausbrechen, daß der König sich vertrauend in ihre Hand gab. Doch blieb die Stimmung kalt gegen ihn, denn man sah die That hervorgegangen aus schlauer Berechnung. Er mußte sich dazu bequemen, lange Predigten des presbyterianischen Geistlichen anzuhören, in denen ihm seine und seiner Vorgänger Versündigungen gegen die evangelische Lehre in greller Weise vorgeführt wurden. Aber der Umstand, den König in ihrer Mitte zu haben, ward für die Schotten bald auch ein Gegenstand der Besorgniß. Sie mußten sich fragen, wie das englische Parlament die Sache aufnehmen, und ob sich nicht außerhalb des Landes die Meinung festsetzen würde, Schottland wolle sich dem Könige zum Werkzeug hergeben, die Tyrannei in Großbritannien wieder einzuführen. Daher hielten sie es zu ihrem eigenen Schutze für unumgänglich nothwendig, dem englischen Parlament über ihre Stellung zum Könige Aufklärung zu geben. Das englische Parlament erklärte sich bereit, mit dem Könige unter der Bedingung Frieden schließen zu wollen, daß er den Convenant unterzeichne, daß er die bischöfliche Macht als für immer aufgehoben erkläre, und zum Dritten, daß er dem Parlament die Verfügung über die Kriegsmacht auf die nächsten zwanzig Jahre einräume. Als der König einer Erklärung über diese Bedingungen auswich, gaben die Schotten dem englischen Parlament ihre Bereitwilligkeit zu erkennen, den Gefangenen für die ihnen gebotene Summe von 40,000 Pfund auszuliefern. Ein Reiterregiment holte den König aus dem schottischen Lager ab und führte ihn in das in der Grafschaft Nordhampton gelegene feste Schloß Holmby.

Vier Jahre lang (von 1642—1646) hatte der Kampf zwischen dem Parlament und dem Könige Karl gewährt — Ersteres war als Sieger aus demselben hervorgegangen. Aber mit dem Augenblick des Sieges brach auch die Zeit an, in der das Werkzeug, durch das der Sieg errungen worden war, das Heer, Herrschaft über das Parlament gewinnen sollte. Welcher Art die Krieger waren, die Cromwell beim Beginn der Kämpfe um sich schaarte, ist oben berichtet worden. Sehen wir nun, welches Gepräge der Heereskörper im Verlauf der Kämpfe und zwar zumeist dies durch die Einwirkung Cromwell's gewonnen hatte. „Diese Armee" sagt Macaulay, „war von allen denen sehr verschieden, die wir seitdem kennen gelernt haben. Die Löhnung des gemeinen Soldaten war weit höher als der Lohn, den die große Masse des Volkes durch Arbeit verdiente, und jeder, der sich durch Einsicht und Tapferkeit auszeichnete, hatte Hoffnung auf höhere Stellungen. So kam es, daß in den Reihen des Heeres sich Leute befanden, die an Stand und Bildung die große Masse überragten, nüchtern, sittlich, fleißig und zu denken gewöhnt waren, Leute, die weder aus Hang zur Veränderung und Zügellosigkeit, noch durch die Kniffe der Werbeoffiziere veranlaßt, sondern aus religiösem und politischem Eifer und auch mit dem Streben nach Auszeichnung und Beförderung die Waffen ergriffen hatten. Diese Soldaten sprachen in ihren feierlichen Beschlüssen mit Stolz aus, daß sie weder durch Zwang, noch aus Gewinnsucht Dienste genommen, daß sie nicht Janitscharen seien, sondern freigeborene Engländer, die aus eigenem Antriebe für die Freiheit und die Religion Englands ihr Leben einsetzten, und deren Recht und Pflicht es wäre, die Wohlfahrt der Nation, die sie gerettet hätten, zu bewahren. Einem aus solchen Elementen hervorgegangenen Heere konnte man ohne Nachtheil für die Wirksamkeit desselben einige Freiheiten nachsehen, die bei andern Truppen alle Disciplin aufgelöst haben würden. Gewöhnlich werfen Soldaten, die politische Klubs bilden, Abgeordnete erwählen und Beschlüsse über wichtige politische Fragen fassen, jeden Zwang ab, hören auf, eine Armee zu sein und werden die schlechtesten und gefährlichsten Pöbelhaufen. Aber die Krieger, die Cromwell gebildet, waren so einsichtsvoll, so ernst und so mächtig ihrer selbst, daß, unbeschadet der militärischen Organisation, eine politische und religiöse in ihrem Lager bestehen konnte. Im Kriege war dieser wunderbaren Armee nicht zu widerstehen. Das System Cromwell's hatte den unbeugsamen Muth, der dem englischen Volke eigen ist, nicht nur geregelt, er feuerte ihn auch an. Andere Führer haben

eine eben so strenge Ordnung eingeführt, aber nur in seinem Lager fand man strenge Disciplin und feurigen Enthusiasmus gepaart. Mit der Genauigkeit von Maschinen, obgleich wie Kreuzfahrer begeistert, rückten seine Truppen zum Siege. Von der Reorganisation bis zur Auflösung hat das Heer weder auf den britischen Inseln, noch auf dem Festlande einen Feind gefunden, der seinem Angriff widerstehen konnte. In England, Schottland, Irland und Flandern haben die puritanischen Soldaten, wenn auch oft mit Schwierigkeiten und nicht selten gegen eine dreifach überlegene Macht kämpfend, nicht nur stets den Sieg errungen, sie haben auch jedes ihnen entgegenstehende Heer völlig geschlagen und vernichtet, so daß sie zuletzt den Tag der Schlacht als einen Tag unfehlbaren Sieges betrachteten und mit stolzer Zuversicht den berühmtesten Bataillonen Europas entgegenrückten. Turenne staunte über das wilde Jubelgeschrei, mit dem seine englischen Verbündeten zum Kampf gingen, und als er vernahm, daß die Lanzenträger Cromwell's stets mit hoher Freude dem Feinde ins Angesicht sähen, sprach er die höchste Zufriedenheit des wahren Soldaten aus. Auch in den verbannten Cavalieren regte sich der Nationalstolz, als sie eine Brigade ihrer Landsleute, von den Feinden an Zahl überlegen und von ihren Verbündeten verlassen, die schönste spanische Infanterie in wirrer Flucht vor sich hinjagen und den Weg zu einer Schanze brechen sahen, den soeben erst die tüchtigsten Marschälle von Frankreich für unüberwindlich erklärt hatten. — Aber die Hauptauszeichnung der Armee Cromwell's vor anderen Armeen waren die strenge Moralität und Gottesfurcht, die sich in allen Reihen zeigte. Selbst die eifrigsten Royalisten haben zugegeben, daß in diesem seltsamen Lager nie ein Schwur gehört, nie Trunkenheit und Spiel gesehen, und daß in der langen Zeit der Soldatenherrschaft das Eigenthum friedlicher Bürger und die Ehre der Frauen stets heilig gehalten worden sind. Die etwa vorkommenden Ausschreitungen waren von denen, die siegreiche Armeen gewöhnlich auszuüben pflegen, sehr verschieden. Es hatte sich keine Magd über rohe Galanterie der Rothröcke zu beklagen, und kein Goldschmied, daß aus seinem Laden eine Unze Silber genommen sei; aber eine hochkirchliche Predigt, oder ein Fenster, auf dem die Jungfrau mit dem Kinde abgebildet war, regten die puritanischen Reihen dergestalt auf, daß die Offiziere sie nur mit großer Anstrengung wieder beruhigen konnten. Die Musketiere und Dragoner von gewaltsamen Angriffen auf die Kanzeln der Geistlichen abzuhalten, deren Reden nicht, wie man sich zu jener Zeit ausdrückte,

schmackhaft waren, bot für Cromwell eine der Hauptschwierigkeiten dar, und viele der englischen Kathedralen tragen jetzt noch die Zeichen des Hasses, mit dem jene strengen Geister auf jede Spur des Papstthums blickten."

Man hat Cromwell nachgesagt, daß er sich diese Armee in der bestimmten Absicht geschaffen habe, um sie als Mittel zur Ausführung ehrgeiziger Pläne zu benutzen. Eitles Mühen, die Wahrheit zu fälschen! Wäre Cromwell von Ehrgeiz besessen gewesen, so hätte er bei seiner sonstigen Begabung wohl eisernen Gehorsam, Schlagfertigkeit und andere sogenannte soldatische Tugenden einem Heereskörper einzuprägen vermocht, nimmer aber den Geist, von dem seine Armee durchdrungen war! Er hatte diesen Geist nicht hervorgerufen, es war vielmehr derselbe in Cromwell's Mitkämpfern sowohl als in ihm selbst durch Ursachen erzeugt worden, über die eben das Nähere gesagt wurde; aber gerade in Cromwell gewann jener Geist eine solche Stärke, daß ihm die Führerschaft zufallen mußte, in welcher Stellung darnach sein vorbildliches Wesen allerdings besondere Einwirkung gewann auf seine Untergebenen, zumal ja von da ab militärische Forderungen ihn nöthigten, in vielfachen Beziehungen seine Beurtheilungen zur Geltung zu bringen, seinen Willen zum Gesetz zu erheben. Wer war es gewesen, der ihn im Lande zurückgehalten hatte, als er im Begriffe gewesen war, sein Vaterland zu verlassen? Sein Ehrgeiz? Einzig durch den despotischen Willen Karl's war er verhindert worden, seinem Wunsche Genüge zu thun, der dahin ging, fernab von dem Streite der Parteien seinen Acker zu bauen und seinen Gott anzubeten in seiner Weise. Und als er später schon Großes als Führer eines Reiterregiments geleistet hatte, legte er auf Grund eines Parlamentsbeschlusses (Selbstentsagungsacte), für dessen Annahme gerade er am meisten gewirkt hatte, seine Befehlshaberstelle nieder. Und wiederum etwas Anderes als sein angeblicher Ehrgeiz war es, das ihn zurückhielt: der Oberbefehlshaber Fairfax erklärte, Cromwell sei in der Armee unentbehrlich! Wie in dieser Zeit, war auch in seiner früheren vieles Andre, nur aber nicht ehrgeiziges, eitles Wesen in ihm aufgetaucht. Carlyle erzählt von ihm: „Der junge Oliver Cromwell verläßt das väterliche Haus, um die Rechte zu studiren; verfällt, oder soll, wie gesagt wird, auf eine kurze Zeit in jugendliche Verirrungen gefallen sein; aber wenn dem so ist, so bereut er es schnell: verläßt all das: nicht viel über Zwanzig, ist er verheirathet, häuslich niedergelassen als ein völlig ernster und gesetzter Mann. „Er zahlt zurück, was er im Spiel gewonnen," so

geht die Sage; — meint nicht, daß irgend ein Gewinn der Art wirklich sein sei. Gar sehr anziehend, gar sehr natürlich ist diese „Bekehrung“, wie sie es richtig nennen, dieses Erwachen einer großen wahrhaftigen Seele aus dem Sumpfe der Welt, zur Einsicht in die schauervolle Wahrheit der Dinge; — zur Einsicht, daß die Zeit und ihre Gebilde alle auf der Ewigkeit ruhen, und daß diese unsere arme Erde die Schwelle ist entweder des Himmels oder der Hölle! Oliver's Leben zu St. Ives und Ely, als ein nüchterner und fleißiger Landwirth, ist es nicht durchaus das eines braven und gottesfürchtigen Mannes? Er hat der Welt und ihrem Wege entsagt, ihre Preise sind nicht dasjenige, was ihn zu bereichern vermag. Er bearbeitet sein Feld; er liest seine Bibel; er versammelt täglich seine Knechte um sich zu gemeinschaftlicher häuslicher Andacht. Er unterstützt verfolgte Glaubensgenossen, geht gern mit Predigern um, ja, kann selber predigen, — ermahnt seine Nachbarn, weise zu sein, sich in die Zeit zu schicken. Des Mannes Hoffnungen waren, denke ich, auf eine andere, höhere Welt gerichtet; sein Ziel war, heil dorthin zu gelangen, indem er in Demuth seine niedrige Bahn in dieser Welt heil durchschritte. Er thut nichts, um Aufsehen zu erregen: was kann ihm das Augenmerk der Welt nützen? Er empfand sich „stets im Angesichte seines großen Werkmeisters.“ — Es ist bezeichnend, wie er bei einer Gelegenheit für das Oeffentliche auftritt, er, da sonst Niemand dafür gewillt ist: im Widerstande gegen ein Gemeindeübel. Es handelte sich um einen Rechtstreit. Niemand wagte es, mit der Herrschaft zu rechten; da thut er's. Damit fertig, kehrt er zurück in die Verborgenheit, zu seiner Bibel und zu seinem Pflug. Er habe, wird gesagt, Einfluß damit gewonnen. Nun, dieser Einfluß war der allerrechtmäßigste; er beruhte darauf, daß man ihn persönlich als einen biedern, gottesfürchtigen, verständigen Mann kennen gelernt hatte. In solcher Weise hatte Oliver Cromwell bis über das vierzigste Jahr hinaus gelebt; das Alter ist nun im Anzuge, das ernste Portal von Tod und Ewigkeit; — und da sollte er auf einmal „ehrgeizig“ geworden sein? Ich vermag es nicht, sein Send-Amt also auszulegen! —“

Wie hätte es sich Cromwell zu jener Zeit träumen lassen, jemals eine Stellung zu gewinnen, wie die war, die er jetzt innehatte! Nicht mehr im Parlamente, sondern in der Armee ruhete jetzt die Macht des Staates, und Cromwell, der frühere Landwirth, stand, wenn auch noch nicht dem Namen, aber der That nach an der Spitze dieser Macht. Daß eine solche Armee sich nicht als bloßes Werkzeug behandeln und, nachdem der opferreiche Kampf bis zu einem gewissen

Abschluß gelangt war, ohne Weiteres bei Seite schieben lassen, daß sie nunmehr aber auch eben so sehr dem Parlamente, welches die Leitung des Staatswesens als seine Domäne ansah, wie dem Lande, dem der Bestand einer starken Armee im Frieden etwas Ungewohntes war, und welches sich nach Rückkehr in friedliche Zustände sehnte, unbequem werden würde, kann nicht verwundern.

Eine Arena neuer Kämpfe that sich damit auf, und schon die Vorempfindung des Kommenden erregte auf's Neue die Gemüther. Es brachen Aufstände aus, die sämmtlich das Ziel im Auge hatten, die dem Lande jetzt unbequem werdende Macht der Armee zu beseitigen. Aber die Soldaten wie ihr Feldherr Cromwell waren darin einig: wir dürfen die Stellung, die wir uns im Kampfe um die höchsten Güter der Nation errungen haben, gerade um Bewahrung und Befestigung dieser Güter willen, um keinen Preis, wenigstens jetzt noch nicht aufgeben! Die Armee meinte dies um so weniger thun zu dürfen, als es zu Tage lag, daß die Aufstände hervorgegangen waren aus Verbindungen von Hochkirchlichen mit gemäßigten Presbyterianern, welche letztere überdies einen starken Hinterhalt im Parlamente selbst hatten.

Die Aufstände wurden blutig niedergeschlagen, Cromwell kehrte triumphirend nach London zurück, die Armee nahm eine drohende Haltung gegen das Parlament ein. Wer durfte, sann er der Sache ernstlich nach, Verwunderung darüber empfinden, daß die Armee in gereizter Stimmung zurückgekehrt war? Es erschien den tapfern Kriegsmännern, die ein schwereres Geschäft auszuführen gehabt hatten, als das war, auf den Bänken des Ober- und Unterhauses zu sitzen, unerhört, daß das Parlament ihnen mißgünstig, ja ein nicht unbedeutender Theil desselben ihnen geradezu feindselig gesinnt war. In der Haltung beider Körperschaften, des Parlaments und der Armee, bewährte sich jetzt recht augenscheinlich der Erfahrungssatz, daß die Stellung, die der Mensch einnimmt, in mehr oder minder großem Maße von Einfluß auf seine Anschauungen ist. Im Parlamente wie in der Armee befanden sich redliche und tüchtige Männer, und doch gingen die Ansichten über dasjenige, was in der gegenwärtigen Lage zu thun sei, so weit auseinander, daß eine Vereinigung als etwas Unmögliches erschien, und dem Scharfblickenden es nicht entgehen konnte, daß der Eintritt neuer schwerer Erschütterungen bevorstehe. Die Abgeordneten fanden es unstatthaft, daß die Krieger in Vereinen zusammentraten und staatsrechtliche Fragen erörterten, die vor das Parlament gehörten. Ihr Herren wäret vollkommen im Recht, ward

von Seiten der Kriegsleute entgegnet, wenn wir uns in geordneten Zuständen befänden. Bedenket doch, wofür wir in den Kampf traten, ihr mit dem Wort, wir mit dem Schwerte! Im Kampfe ist die alte Ordnung der Dinge vollends zusammen gebrochen: jetzt gilt es, eine neue Rechtsordnung herzustellen. Daran mitzuarbeiten, ist unser Recht und unsere Pflicht, und wir werden nicht von dem Kampfplatz weichen, bis Jenes erreicht ist! —

Unter den Kriegern gewann die Meinung immer weitere Verbreitung: die Hauptquelle alles Verraths, der gegen die Freiheit gesponnen wird, ist und bleibt der König. Auf ihn schauen, bereit, in günstiger Stunde für ihn einzutreten, alle Ränkemacher und alle diejenigen, die in der Wiederherstellung der alten Zustände ihren Vortheil zu finden vermeinen. Gewisser Sieg oder schließliches Unterliegen hängt davon ab, ob wir das Königthum beseitigen, oder ob wir weiter unsere Kräfte und Mittel vergeuden, um dann desto sicherer in die Netze zu fallen, an deren Aufstellung im Geheimen gearbeitet wird! —

Niemand wird es leugnen können, daß das Heer Ursache hatte, besorgt zu sein. Der König befand sich im Schlosse Holmby und wurde bewacht. Aber schon zweimal, zuerst aus London, darnach aus Oxford, war er entwichen. Wer durfte sich sicher fühlen, daß es dem Könige unter Hülfe seiner Anhänger und durch Anwendung von Bestechungen nicht noch einmal gelingen würde, seine Feinde zu täuschen? Eine neue Flucht hätte aber mindestens neuen Kampf und damit neue Opfer erfordert! —

Karl war in der That so eben wieder dabei, Verrath zu spinnen, und hätte er den rechten Mann für das von ihm in Angriff genommene Werk gefunden, so wäre er jetzt noch siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen, wo er es dann sicherlich nicht würde daran haben fehlen lassen, blutige Genugthuung an seinen Gegnern zu nehmen. Ohne Zweifel haßte Karl zur Zeit keinen Menschen ärger, als den jetzt zu so hoher Macht aufgestiegenen Oliver Cromwell. Dies hinderte ihn aber nicht, diesem heimlich anbieten zu lassen, daß, wenn er sich der Krone gänzlich zur Verfügung stelle, er ihn mit der Erhebung zum Grafen von Essex ehren, wie auch, daß er in diesem Falle dem Schwiegersohn Cromwell's, Ireton, das Amt des Statthalters von Irland verleihen wolle. Cromwell wies diese verführerischen Anerbietungen mit Entschiedenheit zurück. Seine Absicht ging dahin, die königliche Macht aufrecht zu erhalten, jedoch durch Auf-

richtung nothwendiger Schranken die Möglichkeit neuer Uebergriffe abzuschneiden.

Aber der Haß gegen den König war in der Armee so stark und so verbreitet, daß die Schonung, die Cromwell jenem angedeihen ließ, Anlaß zu Mißtrauen gegen den Feldherrn selbst wurde. Cromwell mußte sich nun sagen, daß, wenn es dem Könige gelinge, zu entfliehen, es den Anschein gewinnen könne, als habe er die Flucht begünstigt. Daher ließ er den König in ein nahe gelegenes Schloß bringen und stellte ihn unter die Bewachung eines Regiments. Doch hatte diese Maßregel nicht die Folge, daß der Haß der Krieger gegen Karl und das Mißtrauen derselben gegen Cromwell sich legten. Die Meinung, daß die Freiheit des Volkes so lange in Frage stehe, als es an der Entschiedenheit fehle, sich des Königs auf eine oder die andere Weise zu entledigen, gewann immer mehr Anhänger. Die Lage Cromwell's ward dadurch eine noch schwierigere, daß sich eine Partei, die der Levellers, bildete, deren Forderungen dahin gingen: es solle völlige Gleichheit der Personen proclamirt, demnach jeglicher Ständeunterschied aufgehoben und die Souveränität des Volkes im weitesten Umfang zur Anerkennung gelangen. Es kam zu Meutereien; Cromwell hatte alle Kraft aufzubieten, dieselben zu unterdrücken. Augenblickliche Gefahren waren beseitigt, aber die Gesinnung des Heeres hatte dadurch keine Aenderung erfahren. In den Augen der Krieger stellte es sich als greller Gegensatz dar: hier gewaltsame Unterdrückung freiheitlicher Regungen — dort Schutz der Privilegien, die dem Lande so unerhörten Schaden zugefügt hatten! Cromwell hatte immer ernstlicher zu erwägen, ob es wohlgethan sei, um eines treulosen Mannes willen, der doch vielleicht nicht zu retten sei, das Vertrauen des Heeres gänzlich zu verscherzen. — Was vermuthet und befürchtet worden war, geschah — der König führte, entgegen seinem Versprechen, einen neuen Fluchtversuch aus. Er ward wieder ergriffen und aufmerksamer noch bewacht. Dennoch wußte er die Wächter zu täuschen oder auch einzelne von ihnen auf seine Seite zu ziehen. Cromwell empfing Nachricht, Karl habe an seine Gemahlin einen Brief geschrieben, der, in einen Sattel eingenäht, von einem Reiter hinweggeführt werden solle. Dem Reiter wurde aufgelauert, der Brief dem Sattel entnommen. Der König schrieb an seine Gemahlin: „Seine Zeit sei jetzt gekommen; er sei jetzt der Mann, um dessen Gunst man sich bewerbe. — Was er aber auch etwa zugestehen möge, die Königin dürfe unbesorgt sein, statt die Kerle mit

dem Orden des Hosenbandes zu beehren, wolle er den hanfenen Strick schon für sie finden. —"

Das war die Spitze der Treulosigkeit und Infamie Karl's! Bis dahin hatte Cromwell ihn zu schützen beabsichtigt; in Schottland rüsteten sich so eben Bethörte für den König, die von demselben die heiligsten Zusagen empfangen hatten; im Parlamente hatte er sich ebenfalls Anhänger zu erwerben gewußt, denen es als außer Frage stehend erschien, daß es dem Lande fromme, je eher je lieber, unter die Hut des nunmehr durch Unglück geläuterten Königs, der ja so zufriedenstellende Erklärungen abgegeben habe, zurückzukehren. Daß der König falsch sei bis in die tiefste Tiefe seines Herzens hinein, das war dem scharfblickenden Cromwell sicherlich nicht entgangen; aber erst nach Einsicht in jenen Brief scheint sich ihm die Ueberzeugung aufgedrängt zu haben, daß die tumultuarischen Forderungen seiner Krieger, die auf die Beseitigung des Königs gingen, wohlberechtigt seien. Eines von Beiden schien nur möglich: entweder der König intriguirte auf Kosten der Staatskräfte, die einander verzehrten, weiter, bis der ermattete und nach „Ruhe um jeden Preis" lechzende Staatskörper in seine alleinige Gewalt fiel und er damit zugleich das Ziel erreicht hatte, „hanfene Stricke" in Thätigkeit zu setzen, oder er mußte den Platz räumen, und es mußte dadurch die Möglichkeit geschaffen werden, auf der Grundlage der Freiheit das Staatsgebäude dauernd zu begründen. Es war eine schwere Aufgabe, vor die sich Cromwell von dem Geschick gestellt sah. Welche Kämpfe mögen in seiner Seele stattgefunden haben, ehe er sich entschied! Wer sich möglichst vor falscher Beurtheilung des von Cromwell eingeschlagenen Weges hüten will, der frage sich einmal, was denn wohl aus den Zuständen des Landes geworden sein möchte, wenn Cromwell verzagten Herzens gerade jetzt sein Schwert niedergelegt hätte! In Bezug auf seine Person würde dies geheißen haben: dem Tage, an welchem an ihm die Rache, die der König ihm zugedacht, zu vollführen sei, thatlos entgegen sehen. So hätte er ja nur — also ist von Gegnern Cromwell's gesagt worden —, um seine Person zu sichern, das Land verlassen dürfen. Ganz wohl; auf diese Art hätte er sich der Rache des Königs zu entziehen vermocht. Aber Eines wäre ihm sicher gefolgt: der Fluch aller derer, deren Führer er bis dahin war, und die bei dem Zusammensturz alles dessen, für das zu streiten sie Cromwell aufgerufen hatten, mit in's Elend gestürzt worden wären. — Fahnenflüchtig zu werden, dazu war eine Cromwell-Natur nicht angelegt. Sein Seelenkampf, der durchsichtig und bis in seine

Tiefen hinein zu schildern einer Shakespeare-Feder vorbehalten bleibt, war ohne Zweifel um deswillen ein so gewaltiger, als er klar die Folgen überschaute, die sich an die Beseitigung des Königs knüpfen würden. Die That, die auszuführen als Staatsnothwendigkeit erschien, und die das Geschick in seine Hand gelegt hatte, bedeutete: das Staatsschiff zunächst in noch brandendere Wogen, als die gegenwärtig zu bekämpfenden es waren, zu führen, was wiederum des Steuermannes Pflicht steigerte, dann erst recht in Sturm und Drang auszuharren. Da half kein Seufzen und kein Beneiden Beglückter, die fern von dem Gewirr streitender Parteien sich der Süßigkeit eines friedlichen Daheims zu erfreuen hatten: ihn hatte das Geschick auf eine überaus gefahrvolle Stelle geführt, auf der von seiner Haltung das Wohl und Wehe vieler Tausender, dazu die Erhaltung und Mehrung oder der Verlust unschätzbarer Nationalgüter für Gegenwart und Zukunft abhing.

Die große Zeit hatte in Cromwell ihren großen Mann gefunden. Er traf seine Wahl, und nun sehen wir ihn wieder ohne Schwanken seine Bahn verfolgen, Alles, was er für das Staatswohl für unerläßlich hielt, mit einer Macht vollführend, die ihn als einen der hervorragendsten Männer aller Zeiten erscheinen läßt. Zunächst versöhnte er sich mit dem Heere. Es kam zu einer bewegten Scene zwischen Cromwell und den von ihm versammelten Offizieren, die nur für denjenigen etwas Fremdartiges und Unnatürliches an sich hat, der die Weise der Kundgebungen des religiösen Lebens, wie sie als solche sich bei den Puritanern gestaltet hatte, außer Betracht läßt. Unter Thränen äußerte Cromwell u. A., „daß seine Augen, geblendet von dem Ruhme der Welt, das Werk des Herrn nicht klar erkannt hätten, und daß er sich deshalb vor Freunden demüthige und die Gebete der Heiligen anspreche, daß Gott ihm sein eigenmächtiges Suchen vergeben möchte." In ähnlicher Weise erging sich Cromwell's Schwiegersohn Ireton, und es erfolgten entsprechende Aeußerungen der Offiziere. Von welcher religiösen Erregung die Versammlung ergriffen gewesen sein muß, läßt eine Aeußerung eines der Theilnehmer ahnen. „Nimmer wohl," lautete dieselbe, „ist eine harmonischere Musik emporgestiegen zu den Ohren des Allmächtigen." Die alte Zuversicht zu dem Feldherrn, zunächst die der Offiziere, darnach die des Heeres, war wieder hergestellt: die Krieger wußten es jetzt, Cromwell theile in Bezug auf den König ihre Ansicht, die dahin ging: derselbe müsse fallen, „weil er ein Feind des Landes und Gottes sei!"

Aber theils der Lügengeist des Königs, theils politische Ansichten, deren Berücksichtigung in der dermaligen Lage dem Wohle des Staates nicht entsprochen haben würde, hatten es bewirkt, daß eine starke Partei des Unterhauses sich gerade jetzt dahin erklärt hatte, daß die letzten von dem König an das Parlament gelangten Eröffnungen geeignet seien, eine Verständigung anzubahnen. Dem gegenüber sagte sich Cromwell: Alles stehe zur Zeit in Frage im Staate; in der unfertigen Gestalt, in der der Staat sich jetzt befinde, rechne auch das Heer und namentlich er als Vertreter desselben mit, er aber habe weiter keinen Leitstern, als die Erkenntniß dessen, was Gott ihm nach Ringen, Rufen und Beten in die Seele gelegt habe; diesem Leitstern müsse er folgen! — Cromwell ließ (December 1648) das Parlamentshaus von zwei Regimentern umstellen und 81 puritanische Abgeordnete, die jener Versöhnungs-Theorie huldigten, hinwegführen. Dadurch war die Einigkeit zwischen Heer und Parlament hergestellt. Der Rath der Offiziere brachte den Antrag ein, den König des Hochverraths anzuklagen. Es fand der Antrag Annahme, und es wurde ein Gerichtshof ernannt. Derselbe bestand aus Abgeordneten, Offizieren und Richtern, im Ganzen aus 135 Personen; der Rechtsgelehrte Brandshaw führte den Vorsitz. „Karl Stuart," am 20. Januar 1649 zum ersten Male vor diesen Gerichtshof geführt, legte Protest gegen die Zusammenstellung desselben ein. Doch nahm das Verfahren seinen Verlauf.

Es war ein erschütterndes Schauspiel, welches sich in dem großen Saale von Westminster vollzog. Der Repräsentant des zur höchsten Würde des Staates erhobenen Geschlechts steht, schwerster Verbrechen gegen sein Volk angeklagt und daher mit schwersten Strafen bedroht, vor einem Gericht! In dieser Thatsache an und für sich lag schon der Beweis, daß Uebertretungen und Aufreizungen ärgster Art von Seiten des königlichen Hauses stattgefunden haben mußten. Wehe ist zu rufen über die Schuldigen, die ein Volk dahin bringen, zu so verzweifelten und gefährlichen Mitteln greifen zu müssen! Nicht um das persönliche Wohl und Wehe eines Fürsten allein handelt es sich bei solchen Vorgängen, sondern zugleich um das Wohl und Wehe des Staates, der, indem er zu jenem furchtbaren Mittel greift, sich selbst einer Kur auf Leben und Tod unterzieht. Denn aus dem bei derartigen Erschütterungen vergossenen Blute steigen, beschworen von Parteien, Rachegeister empor, die unaufhörlich zu Gewaltthaten reizen, indem sie an Stelle der auf das Staatswohl gerichteten Forderungen die Forderungen der Parteien als Bannerzeichen empor

heben. Zeigt uns doch das Gebiet der Geschichte bereits eine Reihe von Staaten, die unter den tödtlichen Nachwirkungen von Revolutionen im rettungslosen Dahinsiechen begriffen sind! Darin allein liegt das Erschütternde jenes Vorganges, daher auch die Theilnahme jedes Klar- und Edeldenkenden sich nur in vollem Umfange auf den Staat erstrecken kann, der eine so schwere Krise durchzumachen hatte, so wie auf die Personen, die ihr Alles daran setzten, um die Forderungen der Staatsnothwendigkeit zum Siege zu führen, dagegen auf „Karl Stuart“ nur in so weit, wie es der Fall sein würde im Hinblick auf irgend welchen andern schweren Verbrecher. Wie schmachvoll, einem Menschen, der noch in den letzten Augenblicken seines Lebens frech lügt, trügt und heuchelt, nachzusagen, er habe sich „mit Anstand und Würde vertheidigt!“ Ist es nicht eine Beleidigung aller guten Fürsten, die als solche in der Erinnerung der dankbaren Nachwelt leben, schlechten Fürsten das Wort zu reden! Welche Versündigung an der Majestät der Menschheit, ja an der Majestät Gottes, zu Gunsten eines Menschen, der menschliche und göttliche Gesetze frevelhaft in hundertfacher Weise mit Füßen trat, alle nur erdenklichen Beschönigungen hervorzusuchen und zwar allein um deswillen, weil dieser Mann — eine Krone trug! Als ob die „Krone“ von der Pflicht entbände, Gottes Gebote zu halten!

Unheil die Fülle hatte Karl in seiner bisherigen Regierungszeit seinem Volke bereitet; größer war das Unheil, das er ihm noch in seiner letzten Stunde zuzufügen verstand. Klug war er wie die Schlangen, aber voll Falsch. In der Krisis, in der der Staat sich befand, war es der Armee, die sich zu dem Entschlusse aufgerafft hatte, den durch Tyrannei zerrütteten Staat auf neuer Grundlage aufzubauen und namentlich ihrem Repräsentanten Cromwell unmöglich, gesetzlich im herkömmlichen Sinne des Wortes zu handeln. Auf diese Seite richtete Karl sofort sein Augenmerk, und der Mann, der vierzehn Jahre lang nicht den Gesetzen des Landes nachgefragt hatte, beklagte sich nun im Angesichte des den Gerichtsverhandlungen beiwohnenden Volkes, daß in dem Verfahren gegen ihn an des Landes Gesetzen gerüttelt würde! Nachdem seine Protestation, die er gegen die Zusammensetzung des Gerichtshofes erhoben hatte, verworfen worden war, wandte er sich an die Zuhörer mit den Worten: „Erinnert euch, daß Englands König verurtheilt wird, ohne daß es ihm erlaubt ist, seine Gründe zu Gunsten der Freiheit des Volkes vorzutragen! —“ Die Schlange wußte zu vergiften, indem sie starb. Daß es im Verlaufe der Krisis noch zu mancherlei Gewaltthätigkeiten kommen würde,

war vorauszusehen. Darum warf Karl jenes Wort in das im Uebrigen von ihm so gänzlich verachtete Volk. Das Aechzen und Schluchzen, das man aus dem Zuhörerraum vernahm, zeigte, wie wohlberechnet sein Auftreten war. Nun konnte er deß gewiß sein, daß man sich seiner Worte schon zur rechten Stunde erinnern und daß eine solche Erinnerung seinen Feinden zum Unheil gereichen würde. Das Urtheil wurde gefällt. Bevor der Präsident des Gerichtshofes die Verlesung desselben verfügte, richtete er an den König einen ausführlichen Vortrag, in welchem er die wichtigsten Gesetzwidrigkeiten, deren der Angeklagte sich habe zu Schulden kommen lassen, aufzählte. Nunmehr blieb dem Gerichtshofe nichts übrig, als das Urtheil zu sprechen. „Denn aus der heiligen Schrift hätten die Richter gelernt, daß es ein gleicher Gräuel sei, den Unschuldigen zu verdammen, wie den Schuldigen loszusprechen.“ Hierauf ward das Urtheil vorgelesen, dahin lautend: „daß der Gerichtshof, in seinem Gewissen überzeugt, daß besagter Karl Stuart der Verbrechen, deren er angeklagt worden, schuldig sei, ihn als Tyrann, Verräther, Mörder und öffentlichen Feind der guten Leute des Volkes verurtheile, hingerichtet zu werden durch Trennung des Kopfes vom Rumpfe. —“ „Ein sehr hartes Urtheil,“ sagt Milton, „fällten sie über den König, oder vielmehr über einen Feind, der ihr König gewesen war.“ Daß Karl seine Heuchlerrolle mit Meisterschaft bis zum Ende führte, kann nicht zu sehr verwundern; — hatte er sich doch anhaltend und lange genug in den Werken der Heuchelei geübt! Es kam ihm jetzt eben nur noch darauf an, dem Volke in seinem Verhalten Material zu hinterlassen, das sich eigene, ihn mit einem Heiligenscheine zu umgeben. Als der Bischof Juxon am nächsten Tage zu ihm kam und sich in Ausbrüchen des Schmerzes erging, sagte Karl: „Meine Feinde dürsten nach meinem Blute, sie sollen es haben. Gottes Wille geschehe. Ich danke ihm; ich verzeihe ihnen Allen aufrichtig.“ Am Morgen des Hinrichtungstages sagte er: „Dies ist mein zweiter Hochzeitstag. Ich wünsche mich möglichst geschmückt zu sehen. Denn vor der Nacht hoffe ich mit meinem hochgelobten Jesus vermählt zu sein.“ Gegen zehn Uhr erschien ein Oberst, der ihm meldete, daß es Zeit sei, sich nach dem Schlosse Whitehall zu begeben. Dort erhielt er die Erlaubniß, in seinem früheren Schlafzimmer auszuruhen. Um ein Uhr ward ihm angekündigt, daß er nunmehr den letzten Gang anzutreten habe. Er wurde durch die Gallerie geführt, an deren Ende die Mauer durchbrochen war. Durch die Oeffnung gelangte Karl auf das schwarzbehangene Schaffot, auf dem neben Block und

Beil zwei verlarvte Scharfrichter standen. Der Platz vor dem Schaffot war umstellt von mehreren Regimentern Soldaten, hinter denselben sah man eine zahllose Menge Volkes. Gern hätte Karl, wie aus seinen Bewegungen zu merken war, das Volk und die Soldaten angeredet; doch war durch die Aufstellung dafür gesorgt, daß eine derartige Absicht sich nicht ausführen ließ. Da wandte er sich an seine Umgebung und äußerte: „er erkläre im Angesichte Gottes, daß er an den Verbrechen, deren er angeklagt worden, unschuldig sei. Der Krieg und alles Unheil desselben laste auf dem Parlament, das zuerst die Rechte der Krone angetastet habe. Doch er habe Allen vergeben, ja er wolle mehr noch thun, als ihnen vergeben, er bete für sie, daß sie ihre schweren Sünden bereuen möchten.—" „Sirs," schloß er seine Anrede, „die Freiheit des Volkes ist es, für die ich hierher gekommen bin. Hätte ich in eine Willkürherrschaft gewilligt, alle Dinge nach der Gewalt des Schwertes umgewandelt, so hätte ich nicht nöthig gehabt hierher zu kommen; und daher sage ich Euch, daß ich der Märtyrer des Volkes bin. —" „Es bleibt nur noch ein Schritt übrig," sagte der Bischof; „er ist beunruhigend und schmerzhaft, aber kurz; er wird Sie von der Erde zum Himmel führen, und dort werden Sie Freude und Trost finden. —" Karl entgegnete: „Ich gehe von einer vergänglichen zu einer unvergänglichen Krone — ein guter Tausch! —" Dann kniete er nieder, und sein Haupt, mit einem Schlage vom Rumpfe getrennt, rollte vom Block herab. Ein Scharfrichter ergriff das Haupt bei den Haaren und hielt es empor, dabei ausrufend: „Sehet den Kopf eines Verräthers! —" Ein dumpfer Wehruf erhob sich aus der Menge des Volkes. Wer für jenes dumpfe Aechzen und Stöhnen ein Ohr hatte, der wußte, es kündige sich damit ein Kampf zu Gunsten des königlichen Geschlechts an, dessen nach so schweren Verbrechen endlich zur Rechenschaft gezogener Repräsentant nie mächtiger das Volksgemüth zu bewegen gewußt hatte, als in den Stunden seines Todes.

So endete einer der größesten Heuchler, von denen die Geschichte meldet. Niedre Seelen haben den „Muth" gepriesen, mit dem Karl starb. Aber — dies sagt uns der Dichter, durch den die Gottesstimme des Gewissens unseres Volkes am ungetrübtesten sich kund gegeben hat — „Muth zeiget auch der Mameluk; — Gehorsam ist des Christen Schmuck! —" Mit gleichem „Muthe" hat schon so mancher Straßenräuber am Galgen geendet. Wer aber ein Bewunderer der Virtuosität in der Heuchelkunst ist, der möge an der blu-

tigen Schwelle, über die Karl „in seiner Sünden Blüthe" zur Ewigkeit hinüber schritt, Kränze der Anerkennung niederlegen.

England als Republik.

In derselben Zeit, in der Karl die Strafe für seine Missethaten erlitt, erließ das Unterhaus eine Erklärung dahin gehend: es mache sich derjenige, der es wage, irgend einer Person den Titel König beizulegen, des Hochverraths schuldig. Kurz darauf (im Februar 1650) folgten dieser Erklärung zwei Bekanntmachungen des Unterhauses, durch die das Königthum für abgeschafft erklärt und die Souveränität des Volkes proclamirt wurde. Die Zeichen des Königthums an Gebäuden und auf Plätzen wurden vertilgt. Aus der Börse entfernte man die Statue Karl's und ließ in das Piedestal die Worte eingraben: „Fort ist der Tyrann, der letzte der Könige. —" Niemand sah es deutlicher als Cromwell, daß es noch zu harten Kämpfen kommen würde, aber Niemand war auch entschlossener zu thun, was die Lage als Pflicht ihm auferlegte. Daß die Independenten im englischen Parlamente zum Siege gekommen waren, war sowohl den Katholiken Irlands, als auch den Presbyterianern Schottlands ein Gräuel. Darin lag der tiefere Grund, daß sie dem englischen Parlament den Gehorsam verweigerten, nicht aber in ihrer angeblichen Anhänglichkeit an das Königthum. Hatten doch sowohl die Irländer wie die Schotten in hartem Kampf gegen Karl I. gestanden, ja war doch Karl von den Schotten sogar an die Engländer ausgeliefert worden. Jetzt wurde er plötzlich hier wie dort als Märtyrer gefeiert, zu welchem selbstsüchtigen Kultus er ihnen freilich wirksames Material hinterlassen hatte. Man verherrlichte den Schatten Karl's, nicht um seiner selbst willen, sondern um die ganze Bevölkerung von Irland und Schottland zum heftigsten Widerstand gegen England aufzureizen! Des enthaupteten Königs ältester Sohn Karl (Prinz von Wales), ein leichtfertiger und genußsüchtiger Jüngling, wurde von den Schotten aus Holland herbeigerufen und, nachdem er sich dazu verstanden hatte, den Covenant zu unterzeichnen und der presbyterianischen Kirche beizutreten, als König Karl II. proclamirt. Auch Irland erkannte den neuen König an. Für die englische Armee war die Lage äußerst ernst. Feinde in nicht geringer Zahl in England, dazu zwei Provinzen in hellem Aufstande unter dem Bannerzeichen des Königthums! Wer die im englischen Heere herrschenden Ansichten

in Betracht zieht, kann sich nicht wundern, daß die religiöse Erregung der Krieger sich bis zum Fanatismus steigerte. Den Kindern Israels mögen einst die Kananiter nicht als ärgere Götzendiener erschienen sein, als die katholischen Irländer als solche den Kriegern Cromwell's galten. Nieder mit den Feinden Gottes, die unsere christlichen Altäre stürzen und den römischen Götzendienst aufrichten wollen im ganzen Lande! — Das war der Ruf der englischen Krieger. Cromwell vernichtete mit seinem Heere innerhalb weniger Monate die gesammte Kriegsmacht der Iren. Das genügte jedoch den Siegern noch nicht. Die Iren sind falsch, wie Karl es war! hieß es. Sie beugen jetzt den Nacken, wie sie es oft gethan; aber sie werden auch, sobald wir ihnen den Rücken gewandt haben, nicht verfehlen, sich wiederum zu erheben! Rotten wir denn die Wurzeln des römischen Heidenthums aus, so weit wir es vermögen! — Nun wurden die katholischen Geistlichen vertrieben, englische Beamte mit weitgehendster Vollmacht über das Land eingesetzt, die Kriegsgefangenen zu Tausenden nach Westindien gesandt und andere Tausende von Einwohnern genöthigt, nach dem Festlande zu fliehen, dagegen englische, dem reformirten Bekenntniß anhängende Ansiedler ins Land gerufen. Unter der Betriebsamkeit der Letzteren blühete bald der Wohlstand in den Districten empor, die ihnen überwiesen worden waren.

Obgleich Cromwell seit längerer Zeit bereits die Seele der Armee war, hatte doch Fairfax bis dahin das oberfeldherrliche Amt bekleidet. Als Letzterer nun, von der ausübenden Gewalt aufgefordert, die Schotten zu bekämpfen, es vorzog, sein Commando niederzulegen, ward Cromwell zum „Lord General der republikanischen Heere" ernannt. Die Ernennung war von dem aus 42 Mitgliedern bestehenden Staatsrath erfolgt. Diesem Staatsrathe war die ausübende Regierungsgewalt übertragen worden, während die eigentliche Regierungsgewalt in dem aus 150 Mitgliedern bestehenden „Parlament von England" (Nationalconvent) ruhete. Ein Oberhaus (Haus der Lords) bestand nicht mehr.

Die Schotten hatten sich vor dem anrückenden englischen Heere in eine feste Stellung zurückgezogen, die, wie Cromwell bald erkannte, uneinnehmbar war. Cromwell versuchte nun, den Gegner von dem Verkehr mit dem Lande abzuschließen und ihn auszuhungern. Die Schotten jedoch waren mit Proviant reichlich versehen, während es dem englischen Heere bald daran zu mangeln begann. Da auch Krankheiten unter seinem Heere ausbrachen, sah sich Cromwell, der bisher noch nie einen Kampfplatz, ohne gesiegt zu haben, verlassen

hatte, zu dem bittern Entschlusse gedrängt, Vorbereitungen zum Rückzuge zu treffen. Vielleicht vernahmen die Schotten etwas davon, und es lag darin ein Anstoß für sie, von ihren sicheren Höhen hinab zu steigen und den Feind anzugreifen. Mindestens als mitwirkend aber ist der Umstand anzusehen, daß der im Heere der Schotten sich befindende junge König Karl durch leichtfertige Streiche allgemein Anstoß erregte. Die Räthe des Königs fürchteten den Eindruck des Verhaltens Karl's auf die Menge, der es denn doch als befremdlich erscheinen möchte, daß, während um die englische Königskrone, die Karl I. mit dem Haupte zugleich verloren hatte, zu Gunsten des Sohnes Jenes gekämpft wurde, Letzterer nichts von den Empfindungen zeige, der in gleicher Lage keine wahrhaft edle Natur sich zu entäußern vermocht haben würde. Daher strebten sie danach, daß der gegenwärtigen Lage, in der das Heer, räumlich zu nahe mit dem König verbunden, unfreiwilliger Zuschauer seiner tadelnswerthen Auslassungen war, sobald als möglich ein Ende gemacht werde. Als Cromwell aus den Bewegungen des Feindes sah, was derselbe zu unternehmen im Sinne hatte, rief er: „Sie kommen hernieder; der Herr hat sie in unsere Hände gegeben!" Cromwell besiegte die Schotten (Schlacht bei Dunber). Bei Worcester kam es zu einer neuen Schlacht, die das Schicksal Schottlands entschied. Das Schottenheer wurde vollständig vernichtet; Tausende der Schotten fanden ihren Tod auf dem Schlachtfelde, die Mehrzahl der Ueberlebenden gerieth in Gefangenschaft. Mit Noth entkam der junge König Karl nach Frankreich. Cromwell stellte Schottland unter die Verwaltung des Generals Monk und kehrte nach London zurück, wo er mit Jubel empfangen ward (1653).

Wiederum war es die Armee gewesen, die das Vaterland vor neuen großen Gefahren behütet hatte, daher es denn auch nicht verwundern kann, daß dieselbe, als das Parlament Miene machte, sie als bloßes Werkzeug behandeln zu wollen, letzteres bei Seite schob und durch ihren Repräsentanten Cromwell ein neues Parlament (Barebone-Parlament*) erwählen ließ. Eine neue Ordnung des staatlichen Lebens war aber noch nicht hergestellt, daher es denn auch dem natürlichen Verlaufe der Dinge entsprach, daß Gewaltacte ausgeübt wurden. Später haben Anhänger der gestürzten Königsfamilie einzelne Aeußerungen Cromwell's zusammen gereiht, ohne über ihren Zusammenhang mit den Ereignissen genügende Aufklärung

*) Nach einem Mitgliede desselben so benannt.

beizugeben, und bis in die neueste Zeit hinein sind sie fast als einzige Mittel benutzt worden, Bilder Cromwell's und seines Heeres zu zeichnen, die dann freilich auch nicht anders als ungeheuerlich ausfallen konnten. Eine eingehende Würdigung des Heeres und seines großen Feldherrn verdanken wir Macaulay, dessen Darstellung der letzten Zeit Cromwell's in dem Folgenden zu einem Theile wörtlich benutzt worden ist. König, Lords und Abgeordnete waren nach und nach bewältigt, Cromwell erschien nun als der einzige Erbe der Machtbefugnisse, die jene zusammen besessen hatten; aber die Armee selbst, der er seine ausgedehnte Autorität verdankte, legte ihm gewisse Beschränkungen auf. Sie bestand größtentheils aus eifrigen Republikanern. In der Bibel fanden sie die Schilderung eines Vorganges, auf den sie sich oft beriefen. Es murrte die unwissende und undankbare Nation gegen ihre Befreier, wie einst ein anderes auserwähltes Volk gegen den Mann gemurrt, der es auf mühseligen und traurigen Pfaden aus der Knechtschaft in ein Land geführt, wo Milch und Honig floß; und dennoch hatte dieser Führer seine Brüder wider ihren Willen befreit, auch eben so wenig Anstand genommen, diejenigen zum abschreckenden Beispiel fürchterlich zu züchtigen, welche die dargebotene Freiheit verachteten und sich nach den Fleischtöpfen, den Frohnprügeln und Götzenbildern Aegyptens zurücksehnten. Das Ziel der kriegerischen Männer, die den Feldherrn umgaben, war die Gründung einer freien, frommen Republik. In Cromwell's Ansichten war im Verlaufe der Ereignisse zu einem Theile eine Verwandlung vor sich gegangen. Eilfertig rufen oberflächlich Urtheilende: Das war die Wirkung selbstsüchtigen Ehrgeizes! — Man erwäge Folgendes: Er brachte, als er in das Unterhaus trat, wenig Bücherkenntniß aus seiner ländlichen Einsamkeit mit, wohl aber eine durch lange Tyrannei der Regierung und der Hierarchie gereizte Stimmung. Während der folgenden dreizehn Jahre hatte er eine politische Schule nicht gewöhnlicher Art durchgemacht. In einer Reihe von Revolutionen hatte er bedeutende Rollen gespielt; er war lange die Seele und zuletzt das Haupt einer Partei gewesen; er hatte Heere befehligt, Schlachten gewonnen, Verträge abgeschlossen und Königreiche unterjocht, beruhigt und geordnet. Es wäre in der That seltsam gewesen, wenn er stets dieselben Ansichten behalten, die er damals besessen hatte, als sein Geist sich nur mit den Feldern und der Bibel beschäftigte. Er war im Verlaufe der Zeit darüber zur Einsicht gelangt, daß manche jener früheren Neuerungspläne, für die er eiferte, mochten sie nun an sich gut oder schlecht sein, der allgemeinen Stimmung

des Landes nicht entsprachen, und daß er, wenn er auf diesen Plänen beharrte, stets mit Unruhen zu schaffen haben würde, die nur durch unausgesetzte Anwendung des Schwertes unterdrückt werden konnten. Deshalb entstand in ihm allgemach der Plan, in ihren wesentlichen Punkten jene alte Verfassung herzustellen, welche der große Theil des Volkes stets geliebt hatte. Er meinte hoffen zu dürfen, daß, wenn ihm dies gelinge, die Wunden des zerfleischten Staatskörpers bald wieder verharrschen würden. Jene alten Zustände hatten aber als Mittelpunkt eine regierende Person unter dem Titel König gehabt. Durfte er aber im Angesichte des Heeres daran denken, diesen Titel wieder aufzunehmen? Den Soldaten war der Name des Königs verhaßt. War der große Theil desselben auch geneigt, den Feldherrn, als den gewählten ersten Beamten einer Republik, gegen alle Factionen zu schützen, die seine Autorität nicht anerkennen würden, so wollten sie doch nicht zugeben, daß ihm der Königstitel verliehen würde, oder daß die Würde, die nur der gerechte Lohn für seine persönlichen Verdienste sei, für erblich in seiner Familie erklärt werde. Das (oben schon erwähnte Barebone-) Parlament gab ihm nach einiger Zeit die empfangenen Vollmachten zurück und überließ es ihm allein, einen Verfassungsplan zu entwerfen. Es geschah, und seine Autorität war mächtig genug, die Widerstrebenden niederzuhalten. Der Königstitel ward nicht wieder hergestellt, aber die Vorrechte des Königs wurden einem „Lord Groß-Protector" bewilligt. Man nannte ihn nicht „Se. Majestät," sondern „Se. Hoheit." Man krönte und salbte ihn nicht, aber man ließ ihn feierlich den Thron besteigen, mit einem Staatsschwerte umgürtet und einem Purpurmantel angethan. Man hatte sein Amt nicht für erblich erklärt, ihm aber persönlich gestattet, seinen Nachfolger zu erwählen. Ein Haus der Gemeinen war ein nothwendiger Bestandtheil der neuen Verfassung. Bei der Gestaltung dieses Instituts zeigte der Protector Weisheit und Gemeinsinn, die seine Zeitgenossen nicht gebührend gewürdigt haben. Er verbesserte das Wahlgesetz wesentlich. Das Haus der Lords besetzte er, ohne auf die Geburt zu sehen, mit Männern, die sich in den Kämpfen hervorgethan hatten. Dieses Oberhaus gefiel jedoch weder der Menge, welche für die großen geschichtlichen Namen des Landes Achtung hegte, noch der nach allgemeiner Gleichheit strebenden Partei der Levellers. Eine verfassungsmäßige Regierung und an Stelle der Schwertherrschaft die der Gesetze zu stellen, lag ohne Zweifel in Cromwell's Wunsche. Aber nur zu bald zeigte es sich, daß er nur bei einer unumschränkten Verwaltung sicher sein konnte, da Royalisten

und Presbyterianer ihn haßten. Das erste Haus der Gemeinen, auf seinen Befehl vom Volke gewählt, zog seine Autorität in Frage und wurde in Folge dessen aufgelöst. Sein zweites Haus der Gemeinen weigerte sich hartnäckig, das Oberhaus anzuerkennen. Ihm blieb nichts übrig, als das Parlament aufzulösen. Als er schied, rief er aus: „Gott sei Richter zwischen Euch und mir!" — Royalisten und Levellers trachteten ihm nach dem Leben. Doch des Protectors Kundschafter waren gut, und nur in der Mitte der blanken Schwerter und Harnische verließ er die Mauern seines Palastes. Die Last der Steuern war, mit den Nachbarstaaten verglichen, eine leichte zu nennen; das Eigenthum war sicher, und selbst der Royalist, wenn er nur die neue Verfassung unangetastet ließ, blieb ungekränkt. In Streitsachen zwischen Privaten ward die Justiz mit einer Unparteilichkeit geübt, wie man sie zuvor nie gekannt. Seit der Reformation hatten unter keiner englischen Regierung so wenig religiöse Verfolgungen stattgefunden. Die Juden, denen seit vierhundert Jahren der öffentliche Gottesdienst untersagt gewesen, durften sich, fanatischen Theologen Londons zum Trotz, eine Synagoge bauen. Des Protectors auswärtige Politik zwang zugleich auch diejenigen, die ihn am meisten haßten, ihm gegen ihren Willen ihre Anerkennung zu zollen. Die Cavaliere konnten kaum den Wunsch unterdrücken, daß der, der so viel zur Vermehrung des Nationalruhmes gethan, ein König gewesen sei, und die Republikaner waren zu dem Eingeständniß gezwungen, daß Cromwell für die geraubte Freiheit dem Lande Ruhm zurückgegeben habe. Nach einem halben Jahrhundert, während dessen England kaum ein bedeutenderes Gewicht in der Politik Europas gehabt, als Venedig und Sachsen, erhob es sich plötzlich zu der gefürchtetsten Macht der Welt, schrieb den vereinigten Niederlanden Friedensbedingungen vor, rächte an den Seeräubern der Berberei die der ganzen Christenheit zugefügte Schmach, besiegte Spanien zu Land und zu Meer, bemächtigte sich einer der schönsten westindischen Inseln und gewann an der vlämischen Küste einen festen Platz, der den Nationalstolz für den Verlust von Calais tröstete. Es war die erste Macht auf dem Weltmeere; es stand an der Spitze des protestantischen Interesses; Cromwell ward von allen in katholischen Königreichen zerstreuten reformirten Kirchen als Schirmherr anerkannt; die Hugenotten von Languedoc, die Hirten, die sich in ihrem Alpendörfchen zu einem älteren Protestantismus, als dem von Augsburg, bekannten, wurden allein durch den Schrecken, den sein großer Name verbreitete vor Verfolgung gesichert. Selbst der Papst sah sich genöthigt, papi-

stischen Fürsten Menschlichkeit und Mäßigkeit einzuschärfen, denn eine Stimme, die selten vergebens drohte, hatte erklärt, daß die englischen Kanonen in der Engelsburg gehört werden sollten, wenn man dem Volke Gottes nicht Duldung angedeihen lasse! — Cromwell's Gewalt, den Unterthanen ein Gegenstand der Abneigung, der Bewunderung und der Furcht zugleich, stand, so lange er lebte, fest. Seine Regierung war nur bei Wenigen beliebt, aber die, denen sie am meisten verhaßt war, haßten sie nicht so sehr, als sie sie fürchteten. Wäre die Regierung eine schlechte gewesen, ihre Stärke hätte sie wahrlich nicht vor dem Sturze zu sichern vermocht. Aber sie enthielt Mäßigung genug, um Bedrückungen zu vermeiden, welche die Menschen zur Wuth treiben, und besaß eine Kraft, die zu bekämpfen nur Menschen wagen, welche die Unterdrückung bereits zum Wahnsinn getrieben.

Cromwell starb, neunundfunfzig Jahr alt, im Jahre 1658. Es ist gesagt worden, daß er zu einer seinem Ruhme günstigen Zeit geschieden sei, und daß er, bei längerer Lebenszeit wahrscheinlich minder ehrenvoll und glücklich geendet haben würde. So viel steht fest, daß ihn seine Soldaten bis zum letzten Mann ehrten, daß ihm die ganze Bevölkerung der britischen Inseln gehorchte, daß ihn alle auswärtigen Mächte fürchteten, daß er mit einem Gepränge, wie London es zuvor nie gesehen, neben den alten Souveränen Englands zur Gruft bestattet wurde, und daß ihm sein Sohn Richard so ruhig in der Regierung folgte, wie je ein Prinz von Wales einem Könige gefolgt ist.

Karl II.

Ein Riesengeist an Klarblick und Willenskraft war geschieden, ein Mann, dessen Fehler und Irrthümer die großen Seiten seines Wesens nur noch in hellerem Lichte erscheinen lassen. Richard vermochte sich nicht lange als Protector des Landes zu halten, weil ihm des Vaters große Eigenschaften gänzlich fehlten. Friedliebenden und vertrauenden Sinnes überließ er die Regierung Männern, denen er Einsicht und Redlichkeit zutraute. Unter diesen Umständen regten sich alsbald die Parteien. Im Parlament zeigte sich das Begehren, die eine Zeit lang geübte Macht wieder zu gewinnen, wogegen in der Armee die Neigung durchaus nicht vorhanden war, etwas von den alten Ansprüchen aufzugeben. Richard, von seinen Rathgebern dazu veranlaßt, löste das Parlament auf und berief das Parlament

ein, aus welchem sein Vater 81 presbyterianische Mitglieder entfernt hatte. Aber auch in dieser Versammlung kam es sofort zu oppositionellen Kundgebungen. Da Richard erkannte, er sei nicht der Mann, den Stürmen, die sich ankündigten, entsprechend zu begegnen, legte er freiwillig seine Würde nieder.

Nun traten in London Parlament und Militärpartei einander schroff gegenüber. General Lambert war das Haupt der Letzteren, Haslerig gelangte schnell im Parlament zu großem Einfluß. Letzterer war kühn genug, einen Versuch auszuführen, mittelst eines in der Stille zusammengesetzten Bürgerheeres sich des Hauptes der Militärpartei, des Generals Lambert, und anderer hervorragender Führer zu bemächtigen. Der Versuch mißlang, und die Folge war, daß das Parlament von der Militärpartei aufgelöst wurde, letztere damit die Macht ganz an sich riß und eine Sicherheits-Commission (unter dem Vorsitze Lambert's) einsetzte, deren Aufgabe dahin ging, die Republik zu begründen und zu befestigen. Der Sieg der Militärpartei entsprach jedoch nicht den Wünschen der Mehrheit der Bevölkerung. Dieselbe, der Kämpfe müde, die fast zwei Jahrzehnte hindurch gewährt und dem Lande schwere Opfer auferlegt hatten, sehnte sich nach Ruhe um jeden Preis.

Wer hätte es ahnen können, daß um dieselbe Zeit bereits von einem hervorragenden Manne, der sich als einer der eifrigsten Republikaner geberdet hatte, mit allem Eifer an dem Sturz der Militärpartei gearbeitet wurde! Es geschah dies von Seiten des Generals Monk, der Cromwell's Vertrauen in dem Maße sich zu erschleichen gewußt hatte, daß ihm von diesem die Verwaltung des besiegten Schottland übertragen worden war. Schon hatten geheime Verhandlungen zwischen ihm und dem in den spanischen Niederlanden weilenden Karl II. stattgefunden, und von diesem wiederum waren an Vertraute in England Weisungen ergangen, den General Monk, der in nächster Zeit eine Bewegung ausführen, jedoch seine letzten Zielpunkte vorläufig noch verhüllt halten werde, zu unterstützen. Plötzlich vernahm man in London, Monk befinde sich mit 6000 Mann auf dem Marsche nach der Hauptstadt. „Er komme," ward von seinen im Stillen gewonnenen Anhängern ausgesprengt, „die alten Gesetze und Freiheiten des Landes zu schützen." Der Theil der Armee, der London besetzt hielt, ward stutzig; General Lambert hielt es für geboten, dem anrückenden Monk mit einigen Regimentern entgegen zu ziehen. Inzwischen erhielt Monk's Heermacht fortgesetzt Zuzug von Royalisten; in London erhob die Bürgerpartei ihr

Haupt, das alte Parlament trat wieder zusammen, und Lambert empfing von demselben den Befehl, nichts gegen Monk zu unternehmen, vielmehr sein Commando niederzulegen. Die Mehrzahl der Londoner Bürger dachte bis dahin noch nicht entfernt daran, daß Monk sich mit Karl II. verständigt habe. Kaum war Monk in London eingerückt, so wußte er es durchzusetzen, daß den früher ausgeschlossenen Abgeordneten wieder Eintritt in das Parlament (bis dahin wegen des Ausschlusses Jener Rumpfparlament genannt) gewährt wurde. Dadurch war er auf seiner Bahn wieder ein gutes Stück vorwärts gekommen, da ja die Mitglieder, die ihren Wiedereintritt ihm zu verdanken hatten, die Zahl seiner Anhänger vermehrten. Ein folgender entscheidender Schritt seinem Ziele zu, über das er die Mehrheit immer noch im Dunkeln zu erhalten wußte, war der, daß auf seine Einwirkung das Parlament seine eigene Auflösung aussprach und Neuwahlen zu einem neuen Parlamente ausschrieb. Die Royalisten hatten gut vorgearbeitet, und so ging aus den Neuwahlen eine Versammlung hervor, deren Mehrheit von vorn herein für die Wiederaufrichtung des Thrones Karl's gestimmt war, und mittelst dieser Versammlung setzte Monk auch wirklich, trotz des Mahn- und Wehrufes, den der erblindete Dichter Milton im Prophetentone dagegen erhob, die Zurückberufung der Stuart's durch.

Am 29. Mai 1660 erfolgte der feierliche Einzug Königs Karl II. in London. Die Stadt hatte das schönste Festkleid angelegt, Jubel erscholl überall, nur die Soldaten, so verschwenderisch Karl auch mit seinen Gunstbezeigungen gegen sie umging, schauten finster darein. Sie waren betrogen worden von Einem der Ihrigen, der so hoch von ihnen gehalten worden war, und als sie den Heuchler endlich durchschaut hatten, war es zu spät gewesen, sich seiner zu erwehren, da er Zwist und Mißtrauen in ihren eigenen Reihen auszusäen gewußt hatte. Mit Spannung sah man den nächsten Schritten des Königs entgegen. Von den Vertrauenden ward gehofft, er werde in der Schule des Unglücks Weisheit gelernt haben; er werde seine feierliche Zusage, zu vergeben und zu vergessen, und die Gewissensfreiheit zu achten, heilig halten! — Die Gegner sagten: Er ist ein Stuart, ein Sproß eines verworfenen Geschlechts; er wird die Gesinnung seines Stammes nicht verleugnen! —. Ein Unglück war es für England, daß die Letzteren recht hatten. Karl I. hatte in seiner letzten Stunde es ausgesprochen, er vergebe seinen Feinden nicht nur, er bete sogar für sie. Da der jetzt regierende König sein eigenes Wort nicht zu halten gesonnen war, ist es erklärlich, daß er

selbst jene Aeußerung seines Vaters für nicht aufrichtig hielt. Sofort wurde der Prozeß gegen die Mitglieder des Gerichtshofes angestrengt die den Spruch über Karl I. gefällt hatten, und zehn derselben erlitten die Todesstrafe. Die übrigen Mitglieder jenes Gerichtshofes retteten ihr Leben durch die Flucht. Der König und die eifrigsten seiner Anhänger, denen er die höchsten Staatsämter verliehen hatte, wütheten um die Wette gegen die Feinde des Königshauses, und auch noch Andere, als die oben bezeichneten, wurden hingerichtet. Aber das Blut lebender Feinde stillte das Rachegefühl noch nicht. Cromwell's und seines Schwiegersohnes Ireton und des Oberrichters Bradshaw Leichen wurden aus den Gräbern hervorgeholt, in Ketten gelegt und an einen Galgen gehängt, unter dem ein Schwarm von Royalisten widerliche Scenen der Verhöhnung und Verspottung aufführte. Die Elenden hätten lieber darüber jammern sollen, daß die von ihnen geförderte Politik jetzt schon Englands Kraft in Ketten gelegt hatte. Sie sollten es bald erfahren! — In Bezug auf das kirchliche Leben achtete der König eben so wenig sein gegebenes Wort. Der englischen Hochkirche wurden alle ihre Vorrechte und Pfründen zurückgegeben, gegen 2000 presbyterianische Geistliche vertrieben. Dabei führte der König einen äußerst verschwenderischen Hofhalt, ließ sich in Bezug auf das Sittenleben die ärgsten Schamlosigkeiten zu Schulden kommen und war nur mit Noth gelegentlich dahin zu bringen, sich an der Berathung über ernste Staatsangelegenheiten zu betheiligen. Was Wunder, daß sich auf's Neue in der Gemüths- und Gedankenwelt des Volkes die Elemente zu bilden begannen, die, wenn sie eine gewisse Stärke erreicht haben, zu Staatsumwälzungen führen? So legte der schamlose Fürst den Grund zu einer neuen Umwälzung, über die weiterhin zu berichten sein wird.

Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts.

Die Mark Brandenburg bis zur Regierungszeit des großen Kurfürsten.

Während in England sich von der Zeit Karl's I. an bis zur Restauration der Stuart's die geschilderten Erschütterungen vollzogen hatten, war inmitten Deutschlands ein fürstlicher Mann aufgetreten, der mehr und mehr die Aufmerksamkeit und die Bewunderung der Zeitgenossen auf sich zog, — der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, später genannt der große Kurfürst.

Beides — das fürstliche Geschlecht, dem jener entsprossen, wie das Land, dessen Herrscher er war, waren von der Vorsehung bestimmt, zu hoher Bedeutung zu gelangen, daher es sich empfiehlt, zunächst die Vergangenheit des Einen wie des Andern in Betracht zu ziehen. Gerade auf diesem Theile Deutschlands, der schon lange vor der Zeit des großen Kurfürsten, nach der an der Havel gelegenen Feste Brenneborg, (Branybor) den Namen Brandenburg empfangen hatte, ruht, anhebend von der grauesten Vorzeit an, eine seltene Weihe der Geschichte. Hier hatten längere Zeit die Semnonen, die Tapfersten des großen Volksbundes der tapferen Sueven, ihre Wohnplätze; hier — auf dem in der Nähe der Stadt Brandenburg gelegenen hochbewaldeten Harlungerberge, der später Marienberg genannt wurde, — befand sich das Bundesheiligthum des Gesammtstammes der Sueven, der damals das Gebiet von den Quellen des Neckar bis zu den Mündungen der Weichsel einnahm. Als die Sueven darauf — zur Zeit der Völkerwanderung — dem Südwesten zugerückt waren, und slavische Völker die verlassenen Sitze eingenommen hatten, ward auch von den letzteren Brandenburg als ein Hauptgebiet der neuen Niederlassungen angesehen, und auf den Steinsitzen, die im heiligen Hain des Harlungerberges aufgerichtet waren, nahmen von da ab die Häuptlinge der umwohnenden Slaven, die in den Zeiten des Vollmondes oder der Sonnenwende daselbst

zusammentrafen, ihre Plätze ein, um des Gesammtstammes Wohl und Weh in Berathung zu ziehen und ihrem Lichtgotte Svatovit Opfer darzubringen. Jahrhunderte später begann die Rückbewegung der Deutschen, die inzwischen das Christenthum angenommen hatten. Da galt es, das Christenthum und das Deutschthum dem Osten zuzutragen, die Sitze wieder einzunehmen, die die Asche der Vorväter barg. Jahrhunderte lang währten die Kämpfe der Deutschen und der Slaven in der Mark, Gewinn nnd Verlust wechselten, dem Niederwerfen folgten neue Aufstände. Auf beiden Seiten wurde gestritten für die höchsten Güter der Menschheit, für Freiheit, Glauben, Vaterland; Hunderttausende fielen in mörderischen Schlachten, Ströme Blutes flossen, und kaum mag es eine Scholle Landes geben im Lande Brandenburg, die ungetränkt blieb von dem Blute der Deutschen und Slaven. Wer denkt daran, wenn er am schönen Sommertage durch wogende Aehrenfelder schreitet und über sich der Lerchen Friedensgesang vernimmt, daß er auf der Asche von Männern wandelt, die für das, was ihnen als heilig galt, mit kühnem Muthe stritten und freudig diesem Gute ihr Leben zum Opfer brachten? Dem idealen Zuge, von dem ergriffen, sich die Deutschen dem Osten zuwandten, gesellten sich politische Erwägungen. Die Slaven hatten zur Zeit der Sachsenkämpfe den Sachsen gegen Karl den Großen Beistand geleistet, so daß von diesem selbst ein Zug gegen sie ausgeführt und feste Plätze zu ihrer Ueberwachung (Erfurt, Halle, Magdeburg) angelegt worden waren. Uebleres noch ließen sich darnach die Slaven (in der Mark Brandenburg Wenden genannt) zu Schulden kommen. Sie unterstützten die Magyaren bei ihren mörderischen Einfällen in Deutschland. Die Folge war, daß Heinrich der Finkler ihre Feste Brannybor eroberte. Heinrich's Sohn und Nachfolger, Kaiser Otto der Große, führte ebenfalls einen siegreichen Einfall in die Mark Brandenburg aus. Jedesmal aber, sobald der deutsche Heerbann in die Heimath zurückgekehrt war, erhoben sich die Slaven auf's Neue und schüttelten das ihnen auferlegte Joch von sich. Endlich nahete die Zeit, in der das Deutschthum und das Christenthum festen Fuß fassen sollten in der Mark. Zu Hütern der Grenzgebiete (Marken) gegen die Einfälle der Slaven wurden tapfere, kriegserfahrene Männer, Markgrafen, eingesetzt. Ein solcher Mann, der Anhaltinische Graf Albrecht, seiner Wohlgestalt wegen der Schöne, zum Unterschiede von dem Welfen Heinrich (dem Löwen) aber der Bär zubenannt, erhielt im 12. Jahrhundert die Nordmark (Altmark) und damit das Gebiet, von dem aus die übrigen Landschaften Bran=

denburgs erobert und danach der Gesammtbesitz Mark Brandenburg genannt wurde.

In einem Punkte unterschied sich die Methode Albrecht's des Bären, Deutschthum und Christenthum in der Mark zu befestigen, wesentlich von der seiner Vorgänger. Das Kreuz, das Symbol des Christenthums, war den Slaven bisher fast nur in dem Schwert der Feinde erschienen, das ja damals in seiner Gestalt große Aehnlichkeit mit dem Kreuze hatte, und die Unterwerfung, die nicht von den Kriegern allein, sondern auch von den das Heer begleitenden christlichen Priestern gefordert wurde, hatte bedeutet: Verlust der Freiheit und außerdem Verlust der besten Ländereien, die den verhaßten Ansiedlern überwiesen wurden! — Wie konnten die Slaven eine Religion lieben lernen, deren Vertreter darauf ausgingen, aus Freien Sclaven, aus Besitzenden Besitzlose zu machen? Von dem innersten Wesen des Christenthums war bis dahin eine Ahnung in ihre Seele noch nicht gekommen. Die Methode der Vorgänger Albrecht's lautete in kurzer Formel: Das politisch unterworfene Volk hat zwangsweise das Christenthum anzunehmen, — des Segens desselben wird es sich schon später bewußt werden! — Sie beriefen sich auf das Beispiel Karl's des Großen, der diese Methode mit eisernem Arm gegen die Sachsen durchgeführt habe, und sie fragten, ob nicht die Sachsen jetzt ein gläubiges Christenvolk zu nennen seien? Der tiefer blickende Albrecht dachte anders. Aeußerungen, die dies bekunden, hat uns die Geschichte nicht aufbewahrt; aber Albrecht's Thaten belehren uns eindringlicher über seine Ansichten, als hinterlassene Worte dies vermögen würden. Damals hatte gerade ein geistlicher Orden seine Blüthezeit erreicht, der als eine der reinsten Ausstrahlungen wahrhaft christlichen Lebens zu betrachten ist, — der Orden der Cistercienser. Von der Entsagung, die von den Gliedern dieses Ordens geübt wurde, vermag die heutige Zeit sich kaum noch einen Begriff zu machen. In härenen Kleidern, höchstens hölzerne Sohlen mit Riemen an den Füßen, gingen die Ordensbrüder einher, Stroh war ihr Lager, Brot und Wasser ihr Mahl. Weshalb übten sie eine so harte Zucht an sich? Gehörten sie der Zahl abergläubischer Thoren an, die da meinten, die Anwendung derartiger Mittel verhelfe mit Sicherheit zu einer Seligkeit, die mehr als hundertfältig Ersatz bieten werde? O nein, jene harte Zucht übten sie an sich, um sich tüchtig zu machen, den Brüdern Dienste der Liebe zu erweisen. In kleinen oder größeren Scharen zogen sie, wohin sie gesandt wurden, in Feindes wie in Freundes Land, Flecke daselbst zu Wohnstätten sich

erwählend, die ihrer Unfruchtbarkeit wegen von Niemand benutzt worden waren. Sie begannen damit, sich Hütten zu bauen. Unverdrossen arbeiteten sie, rodeten hier Dornhecken aus, legten dort Moräste trocken, Beides in Aecker und in Wiesen verwandelnd. Von den erworbenen Früchten theilten sie den Armen aus, besuchten Kranke und brachten ihnen Arzenei, nahmen sich der Darbenden an, wo sie dieselben fanden. Brüder des Ordens brachten die Weinrebe herbei, auch für Obstbaum-Anpflanzungen sorgten sie, wie sie auch bereitwillig aus ihren Baumschulen junge Bäume denen gaben, die solche begehrten. Sie führten keine Waffen bei sich, sie wehrten sich nicht, wenn fanatische Feinde sie anfielen. Bezahlten einzelne dieser frommen Männer ihre Gutthat, die sie weit hineintrieb ins Land, mit dem Leben, so unternahm die Gemeinschaft nichts, sie zu rächen. Wurde eine ganze Gemeinschaft überfallen und erbarmungslos ausgerottet, so rückte nach einer Zeit eine neue Schar in die verödeten Sitze, um das unterbrochene Werk des treuen Liebesdienstes gegen die Brüder in gleicher Hingabe wieder aufzunehmen. Einer unserer tiefschauendsten Weisen der neueren Zeit, Herder, preist diese Männer mit den Worten:

„Ihr kamet nicht mit Orpheus Leierton,
In phrygisch-wilden Bacchustänzen nicht,
Noch mit dem blut'gen Schwert in eurer Hand;
In einer Hand ein Evangelium
Des Friedens und ein heilig Kreuz: mit ihm
Die Pflugschaar war es, die die Welt bezwang."

Mitglieder dieses Ordens rief Albrecht in's Land, weil er der Ueberzeugung war, dieser Orden werde nachhaltiger für die Erreichung des gesteckten Zieles wirken, als Kriegsleute in vielfach stärkerer Zahl es vermögend seien. So geschah es. Mit Hülfe der Scharen dieser Friedensmänner, die wegen ihrer Hauptbeschäftigung auch geistliche Bauern genannt wurden, vollendeten Albrecht der Bär und seine ihm an Gesinnung gleichgearteten Nachfolger die Eroberung der Mark. Das Kreuz, nicht als äußeres Zeichen zum Schein, sondern seiner Bedeutung nach in Wahrheit getragen, erwies sich stärker als das Schwert. Jetzt noch künden Trümmer märkischer Cistercienserklöster (Lehnin, Chorin u. A.) von dem Wirken des einst mit hohem Sinne erfüllten Ordens. Nur für den geistig Blinden sind diese Trümmer unlesbare Hieroglyphen; der Erkennende vernimmt ihre stumme Sprache, die da kündet: Alles vermochte der Orden zu ertragen, ohne von dem Geiste des Heilandes abzufallen,

nur Eines nicht: wachsenden Reichthum! In dem Maße ihm Schenkungen zu Theil wurden und der Ertrag der Güter sich mehrte, verfiel auch er „in Versuchung und Stricke und viele schändliche, thörichte Laster." Der Ungeist des papistischen Roms, der darnach strebte, unter dem täuschenden Schimmer christlichen Lebens ein „Reich von dieser Welt" zu gründen, zog auch diesen Orden in das Verderben hinein. Aber mit dem allmählichen Verfall des Ordens war nicht die in seiner Zeit erfolgte Wirkung aufgehoben. Der christliche Lebensstrom, den der Orden hervorgerufen hatte, verfolgte, wenn auch von Trübungen und Hemmungen mancherlei Art bedrängt, seine Bahn in der Gemüths- und Gedankenwelt des Volkes weiter, und wir würden in unserem Urtheile sehr irre gehen, wenn wir im Hinblick auf später eintretende Ereignisse, die der Mark neue geschichtliche Weihen verliehen, anzuerkennen vergäßen, daß die verborgenen Wurzeln manches Großen, welches unter günstigen Umständen zu schneller Blüthe gelangte, zurückgehen bis in die geschilderte gute Zeit jenes Ordens.

Was die tapfern, aufstrebenden hohenstaufischen Kaiser zur Zeit der Blüthe des Mittelalters dem Reiche, das waren Albrecht der Bär und seine Nachfolger, (die Anhaltiner oder Askanier) insbesondere der Mark Brandenburg, nämlich echte Förderer und Mehrer innerer und äußerer Güter. Da starb — nach zweihundertjährigem gesegneten Wirken — das Geschlecht der Anhaltiner aus, und damit brach — unter den Bayern und Luxemburgern — Nacht über das Land ein, eine hundert Jahre währende Nacht, ebenso dunkel und gefahrenreich, als der ihr vorhergehende Tag klar und gesichert gewesen war. Es fehlte der Heldenarm, der dem Lande Schutz gegen äußere Feinde verlieh und zugleich das Schwert der Gerechtigkeit im Innern aufrecht hielt.

Seitdem die Askanier ausgestorben waren, betrachteten sich die Kaiser als Herren Brandenburgs. Aber sie pflegten das Land nicht; es hatte für sie nur Werth um der Steuer willen, die sie ihm auspreßten. Zuletzt wurde es an Statthalter förmlich in Pacht gegeben, wodurch es vollends in Verfall gerieth. Um diese Zeit war der Ritterstand im ganzen Reiche längst von seiner idealen Höhe herabgesunken, und statt den Christenfeind an den Grenzen des Reiches oder im fernsten Osten zu bekämpfen, hielten die Ritter es ihrer nicht für unwürdig, das Schwert gegen den betriebsamen Bürgerstand zu erheben und Kaufleuten, die Waaren durch das Land führten, in Dickichten und Hohlwegen aufzulauern. Von Unheil solcher Art

vernahm man überall in Deutschland; nirgends aber hausten die Raubritter ärger, als in der Mark. Ueberall in Deutschland — so ward gesagt, — sei es für die Kaufherren schwer, Waaren von einem Orte zum andern zu führen, in Brandenburg sei dies fast unmöglich.

Am Ende dieses Zeitraumes gehörte die Mark dem Kaiser Sigismund, der sie ebenfalls durch Statthalter verwalten ließ, der aber kein Verlangen darnach trug, ernstlich Hand an die Besserung der Zustände zu legen, weil ihm dieselben als unheilbar erschienen. So darnieder lag die Mark, sagt eine Chronik, „daß sie Niemand hat haben mögen.“ —

Dieser Kaiser Sigismund nun kam auf den Gedanken, die Mark Brandenburg einem Fürsten zu geben, dem er wegen vielfach geleisteter Dienste zu besonderem Danke verpflichtet war. Es war dies der Hohenzoller Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg.

Dies Anerbieten war für den Burggrafen eben nicht verlockend. Ehe wir jedoch in Betracht ziehen, welche Stellung Friedrich zu dem Plane Sigismund's nahm, empfiehlt es sich, mit einigen Worten der Vorgeschichte der Hohenzollern zu gedenken.

Von einer Bergkuppe des schwäbischen Hochlandes, dicht bei dem freundlichen Hechingen und nicht sehr weit von dem Felsenkegel der rauhen Alp, auf der die Burg der Hohenstaufen stand, schaut weit in die Lande hinein eine Burg, genannt Hohenzollern. Sie ist die Stammburg des schwäbischen ritterlichen Geschlechts der Hohenzollern. Mittheilungen fabelnder Genealogisten, deren einige die Abstammung der Hohenzollern auf die Colonna's, andere auf Wittekind, noch andere auf die Guelphen zurückführen, hat schon Friedrich der Große in seinen „Denkwürdigkeiten zur brandenburgischen Geschichte“ zurückgewiesen. In jenen Mittheilungen, sagt er, handle es sich vorzugsweise um geistlose Wortklaubereien; mit Wortkram sich zu beschäftigen sei jedoch für denkende Köpfe ein unwürdiges Geschäft. Gedenke man der Vergangenheit eines fürstlichen Geschlechts, so empfehle es sich einzig und allein, in Betracht zu ziehen, ob von „merkwürdigen Thaten“ und von solchen Handlungen, die geeignet seien, „die Aufmerksamkeit vernünftiger Personen auf sich zu ziehen“, etwas zu berichten sei. — Diesem königlichen Worte entsprechend, sei aus der Vorgeschichte der Hohenzollern nur Dessen Erwähnung gethan, was von Forschern als unzweifelhaft geschichtliche Wahrheit und als wirklich bemerkenswerth vorgefunden worden ist. Im elften Jahrhundert, als der Gebrauch von Familiennamen aufkam, tritt zuerst das gräfliche Geschlecht der Zollern aus

dem Dunkel der Geschichte hervor. Die Hohenzollern erwarben sich weiterhin in Franken große Besitzthümer. Ein Graf Friedrich von Zollern ist einer der vertrautesten Räthe Kaiser Heinrich's V.; sein gleichnamiger Enkel erscheint im Gefolge des Hohenstaufen Heinrich's VI. Dieser Graf Friedrich ist der Stammvater des Zollerisch-Nürnberg'schen Hauses. Zahlreiche Urkunden erweisen es, daß die Hohenzollern im 12., 13. und 14. Jahrhundert im Frieden wie im Kriege sich vielfach um Kaiser und Reich verdient machten. Burggraf Konrad von Hohenzollern, der 1210 an dem Heerzuge Kaiser Otto's IV. nach Italien theilnimmt, kämpft später für die Hohenstaufen, denen auch seine Vorfahren treu zur Seite standen. Die Burggrafen, deren es eine ganze Zahl in Deutschland gab, waren Verwalter kaiserlicher Burgen und Güter; die von Nürnberg galten als die hervorragendsten der Burggrafen, und als das nürnberger Burggrafenamt an die Hohenzollern gekommen war, wurden ihnen die Rechte der Reichsfürstenstandschaft zuerkannt. Sie besaßen Kadolzburg (es war dies die Hauptfeste des Zollerisch-Nürnberg'schen Hauses), die Burg zu Nürnberg, das Schloß Altenburg und eine bedeutende Zahl von Lehen, Dörfern und Gerechtsamen. Innerhalb des nächsten Zeitraumes verdient der Hohenzoller Burggraf Friedrich von Nürnberg IV., ein Zeitgenosse Rudolf's von Habsburg, hervorgehoben zu werden. Lobredner des Habsburger haben, um diese in ein möglichst glänzendes Licht zu stellen, so viel von dem „Später-Aufkommen des Hauses Hohenzollern" zu reden gewußt. Sehen wir zu, was für eine Bewandtniß es in Wahrheit mit dieser Bemerkung hat. Fassen wir jene und die folgende Zeit in's Auge, so können von allen deutschen Fürstenhäusern überhaupt nur die Habsburger und die Hohenzollern in Betracht kommen, einmal weil damals die früher großen Fürstenhäuser herunter gekommen und ihre Gebiete zerstückelt waren, fürs Andere, weil alle andern Fürstenhäuser im Verlauf der folgenden Zeit klein geblieben sind. Nun steht es fest, daß der Burggraf Friedrich IV. an Besitz und an Ansehen mindestens so hoch dastand, als der Graf Rudolf von Habsburg, so daß, wenn er darnach Verlangen getragen und sich darum bemüht hätte, ihm die deutsche Krone wohl möchte zuerkannt worden sein. Ihn gelüstete es jedoch keineswegs nach einer solchen Ehre; er trat vielmehr am eifrigsten von allen Fürsten für die Verleihung der Königswürde an seinen Freund und Verwandten Rudolf von Habsburg ein, der denn auch ihm zumeist die Wahl zu verdanken hatte. Auch weiterhin ward Rudolf thatkräftig von Friedrich unterstützt. Rudolf hatte sich be-

kanntlich gegen den mächtigen Ottokar von Böhmen (B. II. S. 396) den thatsächlichen Besitz der Krone erst noch zu erkämpfen. In der Entscheidungs-Schlacht auf dem Marchfelde war es der Burggraf Friedrich IV., der die Sturmfahne trug, der demnach als der vorzüglichste Streitheld auf Seiten Rudolf's von Habsburg angesehen ward.

Nunmehr haben wir uns mit dem Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg zu beschäftigen, dem Sigismund, wie bemerkt, für geleistete Dienste (u. A. dafür, daß von Friedrich mit Erfolg für seine Wahl zum deutschen Könige gewirkt worden war) die Mark Brandenburg zugedacht hatte. Nicht den sofortigen Besitz Brandenburgs durfte Sigismund dem Burggrafen anbieten, da noch ein Miterbe, Wenzel von Böhmen, Sigismund's Bruder, vorhanden war. Beide waren kinderlos; jedoch ließ sich ja vorläufig ohne Wenzel's Zustimmung das Erbrecht an Friedrich nicht übertragen, auch konnte Niemand behaupten, daß aus Wenzel's Ehe nicht noch Kinder hervorgehen würden. So bot Sigismund dem Burggrafen zunächst die Statthalterschaft der Mark an, indem er ohne Zweifel ihm dabei sagte, daß er das Amt des Statthalters als Uebergang zur wirklichen Belehnung ansähe. Es war ein inhaltsschweres Anerbieten, das damit an den Burggrafen erging, ein Anerbieten, das zunächst zu den ernstesten Erwägungen aufforderte.

Der Burggraf Friedrich VI., heißt es in einer alten Chronik, sei unter den Fürsten seiner Zeit gleichsam der Morgenstern inmitten der Völker gewesen, welcher seine Strahlen nach allen Seiten hin ausgesendet. — Damit ist der Eindruck bezeichnet, den Friedrich auf den bessern Theil seiner Zeitgenossen hervorbrachte. Leuchtend tritt sein Bild aus dem Strome des geschichtlichen Lebens hervor. Er war ein hoher, ritterlicher Herr, einer der schönsten Männer seiner Zeit. Auf seiner Ahnen Burgen waren neben den Wissenschaften der Minnegesang und edle Künste aller Art gepflegt worden. Die Blüthe des Ritterstandes war vorüber, — Friedrich VI. darf uns dennoch als ein vollkräftiges Bild edelster Ritterlichkeit gelten. Dem kaum sechzehnjährigen Jünglinge mit dem schönen lockenumwallten Antlitze begegnen wir zuerst mitten in einer Schlacht, in der er sich seinen ersten Waffenruhm erwirbt. Zum Manne herangereift, ist er ein Bild der Kraft und Schönheit. Sein Antlitz bekundet den Adel seiner Seele, die Hoheit seines Denkens, die Würde seines Charakters. Seiner Natur nach war er ein Freier der altgermanischen Zeit, doch seine Kraft hatte im Lichte des Christenthums eine göttliche Weihe empfangen, so daß er sich nicht gebannt fühlte in dem Kreise seines

Standes, sondern ihm der Adel der Seele an sich und Anderen mehr galt, als der Adel der Geburt. Außer seiner Muttersprache war er der lateinischen, italienischen und französischen Sprache vollkommen mächtig und zugleich im Besitze einer glänzenden Rednergabe. Durch seinen bescheidenen Sinn entwaffnete er Neid und Mißgunst, war herablassend und freundlich gegen die niederen Stände, wußte aber auch in Pracht und Würde aufzutreten, wo es galt, fürstliches Ansehen zu zeigen. Stark im Einzelkampfe, wie in der Führung des Heeres, liebte er doch den Krieg nicht um des Krieges willen, sondern griff für eine ihm gut erscheinende Sache zum „letzten Beweismittel," dem Schwerte, erst dann, wenn alle friedlichen Mittel erschöpft waren, und auch dann that er wiederum nur das Nothwendige. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich auf seiner heimathlichen Burg gern mit dem Lesen von Chroniken, Dichtwerken und Erbauungsschriften; aber auch auf Kriegsfahrten begleiteten ihn stets die Annalen der Geschichte und unter den Dichtwerken namentlich Petrarca's Gesänge. — Elisabeth, die Gemahlin Friedrich's, zu Landshut an den lieblichen Gestaden der Isar geboren, stammte aus dem bayerischen Fürstengeschlechte. Sie ward vermählt mit Friedrich, als dieser 28, sie 18 Jahre zählte. Wie der Leser nicht irre gehen wird, wenn er sich den Burggrafen Friedrich als ein Bild edelster Ritterlichkeit vorstellt, so wird er ebenso das Richtige treffen, wenn er sich in Elisabeth eine Frau von seltener Schönheit und von Sittsamkeit und Anmuth denkt. Als Friedrich seine jugendliche Gemahlin heimführte, brachte ihre Erscheinung im Frankenlande den tiefsten Eindruck hervor, und es wurde ihrer Schönheit aus Volksmunde eine Beglaubigung ausgestellt, die mehr gilt, als ein hinterlassenes Bild: man nannte sie allgemein die „schöne Else." *)

Das ist das Bild des Fürstenpaares, an das jenes Anerbieten erging. Friedrich übersah es klaren Blickes, was die Annahme für ihn zu bedeuten haben würde. Hatte er doch kurz zuvor Abgeordnete Brandenburgs am Hofe Sigismund's gesprochen. Diese hatten dem Könige Sigismund eine herzzerreißende Schilderung von dem in der Mark herrschenden Nothstande gemacht. „Sie klagten" — so heißt es in der magdeburgischen Schöppen-Chronik — „dem Könige der Lande Mißstand und Nothdurft, und namentlich klagten sie die von Quitzow an und etliche andere Mannschaft und Landsassen und deren

*) Siehe: Ferd. Schmidt, Preußens Geschichte in Wort und Bild. Berlin bei Franz Lobeck.

Helfer, die dem Lande überlegen waren mit Schlössern überall, die sie unter sich gebracht hatten, und von denen aus sie die Lande groß beschädigten, und die mit anderen Herren und Landen große Kriege führten; sie baten den König, daß er Rath finden möchte, daß solche Unsteuer, Krieg und Schaden beigehalten und niedergehalten werden möge." — Es war offenbar: Annahme des Amtes eines Statthalters oder, wie es damals gebräuchlich war zu sagen, eines Landeshauptmannes bedeutete einen harten Krieg gegen die aufsässig gewordene starke Adelsmacht und einen nicht minder harten Krieg gegen Grenznachbaren Brandenburgs, die sich während der Zeit der Zerrüttung märkische Landgebiete angeeignet hatten. Und was stand für Friedrich möglicherweise in Aussicht nach Darbringung schwerer Geldopfer und zwar für den günstigsten Fall, daß durch jahrelange Anstrengungen schwerster Art es gelang, des unbotmäßigen und räuberischen Wesens in der Mark Herr zu werden? Daß — falls Sigismund vor Wenzel starb — letzterer kraft des Erbrechts Brandenburg übernahm. In diesem Falle würde Friedrich alle Opfer umsonst gebracht und von dem charakterlosen Wenzel auf einen diesem etwa vorgelegten Entschädigungsantrag von demselben höchstens die höhnende Antwort erhalten haben: Friedrich sei von ihm weder beauftragt, noch ermächtigt worden, Opfer zu bringen. — Doch Berathungen zwischen Sigismund und Friedrich führten auf das Mittel, den Burggrafen wenigstens dahin zu sichern, daß ihm schlimmsten Falls Ersatz für seine Geldopfer werden mußte. Sigismund setzte urkundlich fest, daß dem Burggrafen 100,000 Goldgulden auszuzahlen seien, falls ihm das Amt der Landeshauptmannschaft wieder abgenommen würde, und daß in diesem Falle ihm die Mark bis zur erfolgten Auszahlung als Pfand zu belassen sei.

Eine falsche Lesart einer Urkunde hat es bewirkt, daß lange Zeit die Uebergabe der Mark an Friedrich als eine Art Pfand- und Kaufgeschäft angesehen worden ist. Sigismund habe, ward gesagt, von Friedrich ein Darlehn aufgenommen, das weiterhin noch durch Aufnahme neuer Summen bedeutend angewachsen sei, worauf Sigismund denn endlich, da er außer Stande gewesen, das Geld zurückzuzahlen, die verpfändete Mark dem Burggrafen überlassen habe. Diese falsche Annahme ist heute noch, obgleich von Riedel die Sache in überzeugendster Weise klar gelegt worden ist, in einer Zahl von Geschichtswerken zu finden.

Wer Wenzel's verschwenderische Lebensweise kannte, sagte sich, daß derselbe wohl nie im Stande sein möchte, 100,000 Goldgulden

auszuzahlen. (Es sei hier gleich bemerkt, daß Sigismund wenige Monate später die Pfandsumme auf 150,000, weiterhin sogar auf 400,000 Goldgulden, d. i. auf 1,300,000 Thaler erhöhte.)

Nachdem Friedrich also gesichert war, begab er sich – im Jahre 1412 — mit einer Schaar von Rittern und Mannen aus seinem Frankenlande nach der Mark, deren Bewohnern von Sigismund in einem „Gebotsbriefe" die Ankunft desselben angekündigt worden war. Von den auffässigen Adeligen der Mark sind namentlich zu nennen: Hans und Dietrich von Quitzow, Hans Edler von Putlitz, Wichard von Rochow, Achim von Bredow, die Gebrüder der Pape, dann die von Schulenburg, von Jagow, Bardeleben, Knesebeck, Bismarck, Holzendorf und Maltitz. Die meisten dieser Wegelagerer und Faustrechtmänner mochten von der Stadt Nürnberg kaum etwas Anderes wissen, als daß dieselbe berühmt sei wegen des Spielzeuges (damals „Tand" geheißen), das daselbst fabricirt und auf die deutschen Märkte gebracht werde. Als sie nun vernahmen, ein Herr von Nürnberg solle ins Land kommen, um dem herrschenden Unwesen zu steuern, lachten sie und sagten, mit dem „Nürnberger Tand" werde man schon wissen umzuspringen, und die Quitzow äußerten: „Und wenn es ein ganzes Jahr lang Burggrafen von Nürnberg vom Himmel regnete, so sollten sie doch hier zu Lande nicht aufkommen, und der Adel werde sich von seinen althergebrachten Rechten nichts nehmen lassen." — Was sie unter „althergebrachten Rechten" verstanden, hatten sie in neuester Zeit noch zu erkennen gegeben. Von einer Schar waren die Dörfer Betzow und Möthlow „ausgepocht", d. h. geplündert worden. Nachdem man den Landleuten 300 Schweine, 1034 Schafe und viele Pferde genommen hatte, wurde ihnen gesagt: Wählet: Feuer in euern Dächern oder Ablösung! — Den Beraubten blieb nichts übrig, als das Geforderte — 65 Schock böhmische Groschen und 20 Paar Hosen — obendrein zu geben, wollten sie anders es verhüten, daß ihnen die Häuser über den Köpfen angesteckt würden. — Von einer andern Schar wurden die Dörfer Bredow, Niebehde und Bauerstorf in ähnlicher Weise „ausgepocht". Bauerstorf ging in Feuer auf und ist seitdem verschwunden. Aus Bredow nahm man außer dem Vieh die besten Geräthschaften, auch sämmtliche Betten weg. Die Bauern, die beim Wegführen des Viehes behülflich sein mußten, wurden darnach so lange gefangen gehalten, bis ihre Angehörigen ein Lösegeld für sie bezahlt hatten. Von Kasper Gans und den beiden Quitzow's wurde das Dorf Bähme bei Rathenow überfallen, den Leuten alles Vieh, das Geld und die besten Kleidungs-

stücke genommen und sie darnach bedroht, ihre Häuser in Asche gelegt zu sehen, falls sie sich nicht verpflichteten, in kurz gemessener Frist 6 Wispel Hafer und 5 Fuder Bier den Räubern zu liefern. Und dieser Ort wurde in demselben Jahre noch einmal „ausgepocht". — Solcher Art waren die „althergebrachten Rechte", auf welche die märkischen „Zaunjunker" (so genannt, weil die Schlösser vieler von ihnen statt mit Mauern mit starken Bohlenzäunen umgeben waren) sich beriefen. Hüten wir uns dennoch, schlechter von ihnen zu denken, als sie es verdienen. Das Unheil war von oben herabgekommen. Das Land hatte, wie bemerkt, fast ein Jahrhundert lang einer das Wohl desselben mit Bedacht pflegenden und fördernden Regierung entbehrt, und so war allmählich gesetzloses und gewaltsames Wesen herrschend geworden in allen Schichten des Volkes, und viele der Bedrückten würden, hätten sie die Kraft dazu gehabt, sich ebenfalls kein Gewissen daraus gemacht haben, gleiche Gewaltthätigkeiten an denen auszuüben, von denen sie dieselben zu erleiden hatten. Es fehlte eben dem Lande, um mit dem Dichter zu reden:

„– — ein Pfleger alles Heilsamen,
Ein Hort des Feindes und ein Hort des Rechts,
Ein ernster Rächer alles Uebermuths."

Ein solcher „Hort des Rechts" und „Rächer des Uebermuths" ritt nun auf schnaubendem Streithengst an der Spitze eines zahlreichen und stattlichen Gefolges am 22. Juni 1412 in die Stadt Brandenburg, die alte Hauptstadt der Mark, ein. Friedrich erließ von dort eine Botschaft an die Stände und berief sie zu dem Zweck nach Brandenburg, ihm Huldigung zu leisten. Die Abgeordneten der Städte erschienen, der Adel blieb fern. Letzterer rüstete sich — unter der Führung der Quitzow's — zum Widerstande. Friedrich trat vom Anfange an mit Festigkeit, jedoch auch mit Mäßigung auf. Ihm trat das in der Mark herrschende Uebel in seiner Wurzel und seinem Ursprunge vor Augen, und er hoffte, mancher Verirrte werde, wenn man ihm ein wenig Zeit lasse, sich freiwillig ihm anschließen. Er irrte darin auch nicht: Einer und der Andere, der anfangs auf Tod und Teufel sich verschworen hatte, dem „Nürnberger" den Hals zu brechen, fand sich in Brandenburg ein und leistete dem neuen Statthalter Huldigung. Wer den Burggrafen gesehen und mit ihm geredet hatte, nahm den besten Eindruck mit hinweg. Das sei ein würdiger, kräftiger und dabei leutseliger Herr, hieß es; den könne man sich gefallen lassen! — Inzwischen berief Friedrich auch noch eine Zahl von Rittern und Männern aus seinem fränkischen Lande

in die Mark, ferner lieh er sich, wie erzählt ward, von dem Landgrafen von Thüringen eine gewaltige „Donnerbüchse", wegen ihrer Schwerfälligkeit „die faule Grete" genannt: er wußte, daß er gegen den Kern der Widerstandspartei die für diese einzig verständliche und eindringliche Sprache der Gewalt werde zu sprechen haben. So war das Jahr 1414 herangekommen, in welchem für die Mark die Entscheidung vorlag, ob in derselben länger noch Ungesetzlichkeit und freche Willkür herrschen, oder ob das Schwert der Gerechtigkeit wieder zur Geltung gelangen sollte. Die Quitzow's und ihr Anhang hatten sich in aller Stille mit den Herzögen von Pommern verbunden, von denen bereits Grenzbezirke der Mark eingezogen waren, in deren Interesse es demnach ebenfalls lag, daß der Burggraf nicht zu völliger Macht gelangte. Da schritt der Burggraf, der mit dem Erzbischof von Magdeburg und dem Herzoge von Sachsen ein Bündniß geschlossen hatte, plötzlich zur gleichzeitigen Belagerung der vier festesten Raubschlösser Plaue, Golzow, Frisack und Beuthen. Die Belagerung der stärksten dieser Burgen, Plaue, leitete Friedrich selbst. Die Donnerbüchse sprach eine so eindringliche Sprache, daß der Burgherr, Hans von Quitzow, schon nach wenigen Tagen sein Heil in der Flucht suchte, auf der er ergriffen wurde. Wie diese Burg, fielen auch die übrigen Burgen: der Widerstand des Adels war gebrochen. Auch der auswärtigen Feinde wußte sich Friedrich zu erwehren. Dies belebte alle Besseren des Landes: Alles scharte sich um den tapfern Fürsten, und die Hoffnung lebte auf, vergangene bessere Zeiten, von denen die Sage meldete, würden noch einmal heimisch werden in der Mark, die so lange und schrecklich zu leiden gehabt hatte. Nun erfolgte die schon angedeutete Erhöhung der Pfandsumme bis auf 400,000 Goldgulden, wodurch Sigismund es seinem liederlichen Bruder geradezu unmöglich machte, sein Erbrecht jemals zur Geltung zu bringen, auch verlieh er (1415) dem Burggrafen die Kur- und Erzkämmererwürde des Reiches. Endlich erfolgte — am 18. April 1417 zu Kostnitz — die feierliche Belehnung Friedrich's mit der Mark. Es ward um jene Zeit daselbst das Concil abgehalten, das den Märtyrer Huß dem Scheiterhaufen überantwortete, an dessen Flamme sich der blutige Hussitenkrieg entzündete. Tausende von Priestern und Tausende von weltlichen Herren tagten damals vier Jahre lang zu Kostnitz. So viel Pfaffenübermuth nnd zugleich über alle Maßen sittenloses Wesen hatten sich hier zusammen gefunden, daß man sagen kann, Kostnitz war vier Jahre lang zugleich Rom und Paris. Den vergiftenden Hauch vermochte die vor Beginn

des Concils blühende Stadt nicht zu verwinden; sie welkte seitdem sichtlich dahin, und erst in neuester Zeit beginnt sie sich wieder zu heben. Die einzige preiswürdige That, die während des Concils in Kostnitz gethan ward, war eben jene definitive Abgabe der Mark an ein hochgeartetes Fürstengeschlecht. Dasjenige, was von demselben in Bezug auf seine Vergangenheit vorlag, war lautredend der Art, daß ihm wegen erwiesener Tüchtigkeit der meisten seiner Mitglieder durch mehrere Jahrhunderte mit allem Fug und Recht großes Vertrauen geschenkt werden konnte, namentlich hatte sich Friedrich, der sich nach seiner Belehnung mit der Mark Friedrich I. nannte, als würdiger Repräsentant des Hauses Hohenzollern erwiesen.

Daß auf diese Art ein deutsches Hauptland mit einer bedeutenden Vorgeschichte unter der Obhut eines hochgesinnten Fürstenhauses kam, war an und für sich, war für das Land ein Segen; aber als ein viel größerer Segen sollte dieser Umstand sich für das Reich erweisen. Man bedenke nur, in welcher Gefahr sich der Nordosten Deutschlands befand, seitdem mit dem Aussterben der Askanier das Bollwerk Brandenburg hinfällig geworden und mit dem Verfall des Deutschritter-Ordens (der ähnlich wie der Eistercienser-Orden durch zunehmenden Reichthum verkam) das noch östlicher gelegene Land, welches die Deutschritter für Deutschland gewonnen hatten, in die Abhängigkeit Polens gerathen war. Damals ließ sich von dem drohenden Unheil schon Vieles übersehen. Wer aber heut die damaligen Zustände und zugleich die in den folgenden Jahrhunderten auftretenden politischen Verhältnisse des Nordosten Deutschlands in Betracht zieht, der muß sich sagen, daß, wenn nicht noch in letzter Stunde ein tapfres, zähes und weitblickendes Geschlecht eingetreten und die Mission der Askanier und Deutschritter aufgenommen und kräftig fortgeführt hätte, muthmaßlich der ganze Nordosten Deutschlands vom Niemen bis zur Oder, ja vielleicht bis zur Elbe, zerbröckelt und seine einzelnen Theile an Polen, Rußland, Schweden und Dänemark gefallen wären. Man bedenke nur, wie viele Kämpfe es den Hohenzollern, deren Interessen in ihren politischen Bestrebungen glücklicherweise mit denen Deutschlands zusammenfielen (wenn dies auch nicht immer klar ausgesprochen und anerkannt ward) kostete, um nach Nordosten hin für sich und damit zugleich für Deutschland Raum zu gewinnen. Und wäre nun Jenes geschehen, wäre der Nordosten weiterhin, wie der Anfang davon schon eingetreten war, zerbröckelt und an die genannten Länder gefallen — welche Folgen hätte das für Deutschland gehabt? Etwa nur die, daß es um so und so viel Quadrat-

Meilen kleiner geworden wäre? Mit nichten! Es hätte dies vielmehr die Folgen nach sich gezogen, daß Deutschland (denn wie arg würde dasselbe dann und zwar in absolut nicht mehr gut zu machender Weise im Westen durch Frankreich beraubt worden sein!) aus der Reihe der großen Völker ausgeschieden, daß seine Eigenart, deren Hervortreten mehr und mehr der Welt zum Segen zu werden verspricht, nicht hätte zur Entwicklung gelangen können. Um so große Dinge handelte es sich in seinen Folgen, als Friedrich auf dem oberen Markte zu Kostnitz von Sigismund mit der Mark Brandenburg belehnt ward! —

Die Geschichte der brandenburgischen Kurfürsten in den folgenden beiden Jahrhunderten erweist es im Großen und Ganzen, daß die Nachfolger der Mission des ersten Kurfürsten treu blieben. Wie sollten nicht mancherlei Schwächen an einzelnen der Nachfolger zu bemerken sein? Es würde ja unnatürlich sein, wäre es anders. Wir müssen doch, den allgemeinen menschlichen Standpunkt einnehmend, vor allen Dingen anerkennen, daß die Fürsten nicht anderen Stoffes sind, als andere Menschenkinder. Und wo gäbe es ein Adels-, Bürger- oder Bauernhaus, in welchem, wenn die Vorkommnisse desselben mikroscopisch genau durch Jahrhunderte verzeichnet wären, nicht auch der dunkeln Punkte gar viele auftreten würden? Wer den Standpunkt der Gerechtigkeit in seinem geschichtlichen Urtheil zu erlangen sich bemüht und darnach redlich strebt, sich weder nach der Seite des Lobes, noch nach der des Tadels von Vorurtheilen gefangen nehmen zu lassen, der wird seinem Gerechtigkeitssinne am meisten Genüge zu thun vermögen, wenn er vergleichende Geschichtsforschung treibt. Thut er dies, und zieht er dabei, gegenüber andern Fürstenhäusern, die Hohenzollern in den Kreis seiner Betrachtung, so möchte er wohl kaum ein Geschlecht finden, das — in seiner Gesammtheit — die Letzteren überragt. —

Als bemerkenswerth mag noch hervorgehoben werden, wie die Hohenzollern in den Besitz Preußens (Ostpreußens) kamen. Ein Hohenzoller, Albrecht von Brandenburg-Beyreuth (ein nachgeborener Prinz aus dem fränkischen Zweige der jüngeren Hauptlinie des hohenzollernschen Hauses) war der letzte Hochmeister des Deutschritter-Ordens. Er legte das Ordenskleid ab und nahm das bisherige Ordensland Ostpreußen als Lehn von König Sigismund I. von Polen. Damit war Ostpreußen ein weltliches Herzogthum geworden. Herzog Albrecht wußte es durchzusetzen, daß seinen fränkischen Stammvettern die Mitbelehnung zugestanden ward. Vierzig Jahre später gelang

es dem Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, das gleiche Zugeständniß zu Gunsten der Kurfürsten des Hauses Brandenburg zu erwirken. Nach dem Aussterben jener fränkischen Verwandten waren die brandenburger Fürsten allein Mitbelehnte. Damit waren die ersten Fäden einer Verbindung Preußens mit Brandenburg gezogen. Neue kamen dazu, als es für nothwendig erkannt ward, daß der brandenburgische Kurfürst Joachim Friedrich und darnach dessen Sohn und Nachfolger Johann Sigismund die vormundschaftliche Regierung für den geisteskranken Herzog Albrecht Friedrich von Preußen führten, und wiederum neue, als Johann Sigismund sich mit der Tochter des Herzogs von Preußen vermählte. Endlich erlangte Johann Sigismund von dem Könige Sigismund III. von Polen und dem polnischen Reichstage eine erneute und feierliche Anerkennung des brandenburgischen Erbfolgerechts auf Preußen, in Folge dessen er nach dem Ableben seines Schwiegervaters (1618) die Regierung Preußens ohne Weiteres antrat. So war nun auch das zweite der Länder, deren staatlichen Schöpfung ein bedeutsamer Kulturgedanke zu Grunde lag, in die Hand der Hohenzollern gekommen. Wir werden sehen, in welcher Weise diesem Gedanken weiterhin Rechnung getragen wurde. Vorläufig können wir in Bezug auf die hohenzollernschen Kurfürsten einem Worte des trefflichen Carlyle beistimmen, der von ihnen sagt: „Das Haus nahm stetig zu, indem die Hohenzollern allezeit von wachsender, gedeihlicher Natur waren, wie sich das überhaupt trifft bei Leuten, die den Gesetzen der Welt und ihrer Stellung daselbst gemäß leben, und solcher Art waren die Hohenzollern ganz besonders. Eine wirthschaftliche, standhafte, emsige, hellblickende, beherzte Reihe von Männern, dabei biedern Charakters und selbst gerecht und fromm zu nennen, bisweilen in einem namhaften Grade. Nicht schlaglustig, wo das Schlagen vermeidbar war, jedoch schlagfertig, wo sich's nicht vermeiden ließ: fürstliche Leute in ihrer Art, mit hoher, nicht prahlhafter Gesinnung. —"

Aufsteigen und Höhezeit Ludwig XIV.

Mazarin.

Ludwig, ein Enkel Heinrich's IV., war fünf Jahr alt, als sein Vater Ludwig XIII. starb und seine Mutter, die Königin Anna, für ihn die Regierung des Landes übernahm. Da es der Königin sowohl an der Fähigkeit als auch an der Lust zu angestrengter Thätigkeit, ihrer Herrscherpflicht nachzukommen, gebrach, übertrug sie bald darnach die Regierungsgeschäfte dem aus der Schule Richelieu's hervorgegangenen Italiener Cardinal Mazarin, der auch besonders befähigt erschien, das Königthum auf der Höhe der Macht zu erhalten, auf die Richelieu es erhoben hatte. Ihre Wahl war insofern gut, als Mazarin allerdings die Fähigkeit hatte, den ihr zumeist am Herzen liegenden Zweck zu erreichen; schlecht, wenn man in Betracht zieht, daß Mazarin weit mehr noch, als es bei Richelieu der Fall gewesen war, sich von den Forderungen der Selbstsucht leiten ließ. Das Gute an und für sich, das Wohl des Staates, die Stärkung der königlichen Gewalt — Alles dies stand bei ihm weit hinter dem Zweck zurück, seine Truhen zu füllen, und letzteres Geschäft wurde von ihm in wahrhaft gaunerhafter, aber auch zugleich außerordentlich einträglicher Weise betrieben. Sorge für das Volk! Pah! das war eine Idee, die zu jener Zeit in den Köpfen fränkischer Staatsmänner, auch der besten, nicht Raum hatte. Daß es neben dem Adel und der Geistlichkeit, die zwei Fünftheile des französischen Bodens inne und sich weitgehender Privilegien zu erfreuen hatten, und von denen der letztere Stand, die Geistlichkeit, auch noch 300 Millionen Francs an Zehnten und Stollgebühren bezog, ein mit Steuern überbürdetes Volk (Bürger und Bauern) geben müsse, galt — mit solcher Phrase hatte die Selbstsucht das himmelschreiende Unrecht, das in solchen Zuständen zu Tage lag, zu verschleiern gewußt — als „göttliche Weltordnung", an die nicht gerührt werden dürfe. Auch mit der Miene der Staatsweisheit ward dem Bestehen=

lassen so arger Zustände das Wort geredet. Richelieu hatte auf sein Testament geschrieben: „Wäre das Volk im Wohlstande, so könnte man es nicht leicht in gesetzlichen Schranken halten. —" Geld macht üppig und unbotsmäßig; kommt das Volk in Wohlstand, so leidet es Schaden an seiner Seele — ei nun, so nehmen wir ihm das Geld, die wir „gebildet" genug sind, Reichthum und Wohlleben zu ertragen! — Das war die „christliche Weisheit" eines Cardinal Richelieu! Wie wäre es da dem noch viel selbstsüchtigeren geistlichen Herrn und Staatsmanne Mazarin in den Sinn gekommen, ernstlich in Betracht zu ziehen, was es mit jenen Phrasen in Wahrheit zu besagen habe! —

Es würde ein Verleugnen der geschichtlichen Wahrheit in sich schließen, wollte Jemand behaupten, daß damals in den germanischen Staaten die Schichten der Bevölkerung, auf die speciell der Name „Volk" angewandt wird, sich eines besseren Looses zu erfreuen gehabt hätten, als es in Frankreich der Fall war. Allein ein wesentlicher Unterschied tritt uns entgegen, sobald wir in Erwägung nehmen, von welchen Gesichtspunkten aus die in Rede stehenden Zustände von hervorragenden französischen und deutschen Staatsmännern beurtheilt wurden, und welche Stellung man hier wie dort diesen Zuständen gegenüber einnahm. Hier wie dort regten sich bessere Einsicht und Mahnung des Gewissens. Was geschah dem gegenüber in Frankreich? Man blieb im Unrecht, war aber schamlos genug, demselben durch Anwendung lügnerischer Phrasen den Schein des Rechts zu geben. Die Beichtstuhl-Methode, Sünden nicht dadurch gut zu machen, daß man die Gesinnung ändert, aus der sie emporgewuchert sind, vielmehr sich gern damit betrügen läßt, daß man der „Kirche" — sei es zu Gunsten ihres Besitzstandes, oder zu Gunsten ihres Herrschergelüstes — einen Vortheil zugesteht, hatte sich auf das Staatsleben übertragen. Die Gewöhnung war eingetreten, die Regungen des Gewissens durch Lügen zu ersticken, und in der Methode dieses Lügens hatte man es damals bereits zu einer glänzenden Meisterschaft gebracht. Das Unrecht hatte seine Scham verloren und schmückte sich frech mit den Attributen der Weisheit und der göttlichen Gerechtigkeit. Schrecklicher Zustand! Frankreich war in mannigfacher Weise im Aufblühen begriffen; wer aber in jener Zeit dem geistigen Leben des Volkes bis auf den Grund gesehen hätte, der hätte ihm sagen können: Was wird es dir, und wenn du auch mehr noch gewännest an äußern Gütern, schließlich helfen, wenn du Schaden leidest an deiner Seele! — Die französische Staatsklugheit hätte

auf solchen Weh- und Mahnruf antworten können: Was du Schaden nennst, bringt uns eben Ehre und Gut und Macht und Land und Glanz! — Ja wohl! Aber alle solche Güter, durch Mittel errungen, die ihren Ursprung haben in dem Abfall von den göttlichen Geboten, und die sich in Verbindung gesetzt haben mit Selbstbetrug und Trug gegen Andere, ziehen, wenn auch bisweilen spät erst, so doch unausbleiblich das Verderben nach sich! —

Es empfiehlt sich, diese Seite des französischen Wesens, die sich uns schon in der früheren Geschichte Frankreichs kund gab, die aber namentlich unter der Regierung Ludwig's XIV. grell hervortrat, aufmerksam in's Auge zu fassen, weil sie uns den Schlüssel zum Verständniß später eintretender erschütternder Ereignisse bietet, und wir dadurch bewahrt werden, uns von den Circe- und Sirenenkünsten der französischen Phrase, von denen die „große Nation" wie in einem Zaubernetze gefangen gehalten wird, in unserm Urtheil berücken und dadurch ebenfalls schwer schädigen zu lassen. —

Im Gegentheil zu jenem Verfahren kann mit vollstem Rechte behauptet werden: ein Gleiches — Verherrlichung des Unrechts durch die glitzernde Phrase — ist mit nichten in den germanischen Staaten zur Herrschaft gelangt. Vielmehr wurde — entsprechend dem daselbst herrschend gewordenen reformatorischen Geiste — der bessern Einsicht Raum gegeben und an der Läuterung der Gesinnung gearbeitet, demnach der geistige Boden bereitet, auf dem Einrichtungen erwuchsen, die, vielfach — im entschiedenen Gegensatze zu französischen Kundgebungen — in unscheinbarem Gewande auftretend, voll Lebenskraft langsam sich zum wirklichen Segen der Staaten entwickelten. Der Gegensatz französischen und germanischen Wesens wird heller noch ins Auge springen, wenn wir weiterhin das Wirken germanischer Staatsmänner — es seien hier nur genannt der große Kurfürst, Friedrich der Große und Georg Washington — dem Wirken derjenigen französischen Staatsmänner gegenüber stellen werden, mit denen wir uns jetzt insbesondere zu beschäftigen haben.

Dem Cardinal Mazarin kam es in erster Linie darauf an, möglichst lange in seiner einträglichen und zugleich seinen Ehrgeiz befriedigenden Stellung zu bleiben. Aber die Jahre vergingen, und Mazarin dachte mit Schrecken daran, daß der Wille des heranwachsenden jungen Königs eines Tages seiner Macht ein Ziel setzen oder sie doch beschränken könne. Damit dieser Zeitpunkt möglichst spät eintreten möchte, sorgte dieser falsche Priester dafür, daß der zum Jüngling herangereifte Ludwig auch weiterhin, wie bisher, nur

einen höchst mangelhaften Unterricht empfing, daß ernste, sittliche und mit den Staatsverhältnissen vertraute Personen von ihm fern gehalten, dagegen ihm Zerstreuungen aller Art, und unter ihnen solche, die das Sittenleben aufs Aeußerste gefährdeten, reichlich geboten wurden. Das war die Sorge des „großen Staatsmannes“, wie die Franzosen heut diesen Mann mit Stolz noch nennen, für das Heil des Jünglings, der über Kurz oder Lang an die Spitze des Staates treten sollte, das die Sorge für das Heil Frankreichs! — Da kam ein Stärkerer über den allgebietenden Staatsmann, der Tod, und rief ihn von der Bühne.

Ludwig's XIV. erste Zeit.

Ludwig war zweiundzwanzig Jahr alt, als Mazarin (1661) starb. Man war allgemein gespannt, wen er an Mazarin's Stelle zum Kanzler des Reichs erheben werde; denn daß Ludwig, der seine Zeit bis dahin in der von Mazarin gewünschten Weise verbracht hatte, an den Geschäften des Regierens Geschmack finden würde, ward von Niemand erwartet. Man irrte sich. Die Gewöhnung aus frühester Zeit, Mazarin am Steuer zu sehen, hatte Manches, was in Ludwig's Natur vorhanden war, bis dahin niedergehalten. Das erwachte jetzt, namentlich ein ungemessener Ehrgeiz. Unterrichtet war Ludwig zwar nicht, aber für die von Richelieu und Mazarin zur Geltung gebrachte Politik hatte er Verständniß, hatte er auch — sie förderte ja die königliche Machtfülle! — Sympathie; überdies war eine Zahl von Staatsbeamten aus der Schule der beiden Cardinäle vorhanden, durch deren Wirksamkeit zunächst schon von selbst das Staatsschiff in der Richtung, die ihm gegeben worden war, weiter trieb, so daß dem Könige damit Zeit geboten war, sich einzuarbeiten. Letzteres gelang ihm bei seiner natürlichen Beanlagung und bei dem durch seinen Ehrgeiz gestachelten Eifer, mit welchem er sich den Staatsgeschäften widmete, denn auch in überraschend kurzer Zeit.

Staunen und Stolz ergriff die Franzosen im Hinblick auf Ludwig, als sie sahen, mit welcher Würde und Kraft er, der stattliche Mann, sein königliches Amt verwaltete. Was er noch nicht war, machten die Franzosen aus ihm durch die Schmeicheleien, die sie seiner „Weisheit“ und seiner „Würde“ zollten. „Welch ein König! —“ also konnte man gedruckt lesen — „Selbst beim Billardspiel zeigt er Würde, in allen seinen Geberden verkündigt er sich als der geborene

Herrscher der Welt!“ Und welch ein erhabenes, gebieterisches Wesen bekundete er! Ein tapferer Officier, der vor ihn trat, vermochte nur stotternd zu sagen: „Sire, vor Ihren Feinden zittre ich nicht so! —“ Dieser Franzose spielte wahrscheinlich Comödie. Eine Flut derartiger Lobpreisungen ging durch das Volk. Kein andres Volk hat sich in dem Maße, als es von den Franzosen geschehen ist, über „Tyrannei“ beklagt; sie aber sind es stets gewesen, die sich die Schlangen der Tyrannei am Busen groß gesäugt haben, so daß, wenn sie unter Tyrannen seufzten, sie immer ihre eigenen Sünden zu tragen hatten. —

Ohne jene talentvollen Staatsmänner, die Ludwig vorfand, würde er die Ziele, die sein Ehrgeiz ihm vorsteckte, nicht erreicht haben. Gleichwohl hielt er alle diese Männer in tiefster Unterordnung unter sich: sie sollten an und für sich vor der Welt als dunkle Körper gelten, die erst, wie die Planeten von dem Licht der Sonne, durch des Königs Willen und Weisung belebt würden. Auf seinem Sterbebette hatte Mazarin dem Könige den Intendanten seines Hauswesens, Colbert, für das Finanzwesen des Staates empfohlen. Die Weisheit eines französischen Finanzministers (Colbert, dessen Dienste der König annahm, empfing diesen Titel nicht, sondern den eines „General-Controleur“) wurde damals darin gesucht, daß er für den König, sei es zur Kriegführung, sei es für den Pomp des Hauses oder zur Bestechung für auswärtige Staatsmänner, Geld aus dem Lande zu beschaffen wußte. In dieser Beziehung nun erwies sich Colbert als des ihm von Mazarin gespendeten Lobes für würdig. Geld für die bezeichneten Zwecke war immer da, daher das Vertrauen des Königs ihm ungeschmälert verblieb. Das unaufhörliche Sinnen, Geld zu beschaffen, führte den speculativen Finanzmann darauf, der Betriebsamkeit in Bezug auf Handel und Wandel neue Wege zu öffnen. Er baute die ersten großen Kanäle, Häfen, Landstraßen, gründete Handelsgesellschaften, Fabriken und Manufacturen und schuf eine glänzende Marine. Wider Absicht kam die auf das materielle Niederhalten des Volkes lautende Lehre Richelieu's zu einem Theile außer Geltung. Denn wenn Colbert jenes Alles auch nur that, um die Steuerkraft des Landes zu erhöhen und er demgemäß auch die Steuern vervielfachte, so gelangten doch viele einzelne Glieder des Volkes, indem sie dem gegebenen Anstoße auf dem Gebiete des industriellen Lebens mit Eifer weitere Folge gaben, zur Wohlhabenheit. Das war eine neue Erscheinung für Frankreich: ein Theil der Bürger und Bauern, so lange insgesammt systematisch niedergehalten, erreichte eine gewisse Behäbigkeit. Die nächste Folge

war die, daß diese Stände sich mit Begeisterung dem absoluten Königthum anschlossen. Dieses absolute Königthum, das unter Ludwig seinem Höhepunkte zustrebte und diesen auch erreichte, hatte in seinem langwährenden Kampfe die Macht des Adels gebrochen. Das Volk hatte dies ohne Theilnahme sich vollziehen sehen. Wie hätte es auch Theilnahme für die Rechtskränkungen der Stände des Reiches empfinden sollen! Handelte es sich bei dem Ständewesen doch nur um ein Ringen der Stände unter sich oder um einen von den Ständen gemeinschaftlich geführten Kampf gegen das Königthum! War es zu offenen Kämpfen gekommen, so hatten diese dem Volke wohl Opfer auferlegt, Vortheile, mochten die Entscheidungen ausgefallen sein, wie sie wollten, nie gebracht. Den unter der Herrschaft des Adels und der Geistlichkeit bestehenden Zuständen gegenüber sah sich das Volk selbst zum ersten Male im Vortheil, und da die Forderung, Antheil an der Staatsverwaltung zu haben, von seinem Denkkreise noch weit ab lag, so empfand es eben hingebendste Sympathie für das absolute Königthum, das erst später — in seinen Nachwirkungen, und indem sein wahres Wesen sich dem Blicke des Volkes enthüllte — den wohlverdienten Haß auf sich lud. Neben Colbert sind unter den höheren Verwaltungsbeamten zu nennen Le Tellier und Lionne, von denen jener die innern, dieser die äußern Angelegenheiten nach den Weisungen des Königs leitete. Auch auf dem Gebiete des Heerwesens fand Ludwig bedeutende Männer vor: den als Kriegsmann bewunderungswürdigen Turenne, ferner die Heerführer Condé und Catinat und den berühmtesten Kriegsingenieur seiner Zeit, Vauban, der viele der eroberten Grenzstädte in Festungen verwandelte, die auf lange hin sich als uneinnehmbar erwiesen. Den genannten Feldherrn reihete sich weiterhin Le Tellier's Sohn, Louvois, an, den Ludwig im achten Jahre seiner Regierung als Kriegsminister an die Spitze des Heerwesens stellte. Louvois, ein als Kriegsmann genialer, im Uebrigen aber roher und grausamer Mann, vervollkommnete das französische Heerwesen in außerordentlicher Weise, führte eine gleichmäßige Ausrüstung und Bewaffnung und eine feste Disciplin ein, sorgte für Verbesserung der Artillerie, theilte das Heer in Bataillone, Regimenter und Brigaden — Einrichtungen, die nach und nach fast in allen europäischen Staaten eingeführt wurden. An Stelle der Werbung ward die Conscription eingeführt, durch die es möglich ward, mit außerordentlich starken Heeren aufzutreten. Für die Hebung des Seewesens sorgten in gleich durchgreifender Weise Du Quesne und Tourville.

In seiner Jugend hatte Ludwig's Mutter mit ihm bei einem vom Adel angeregten und von der Bürgerschaft unterstützten Aufstande aus Paris fliehen müssen. Dies habe, sagt der Franzose Pelletan, Ludwig der Bürgerschaft von Paris — in der Hofsprache Canaille genannt — nie zu vergessen vermocht, und aus diesem Grunde sei er auf den Entschluß gekommen, seinen Hof in dem vier Meilen von Paris gelegenen Versailles, das damals ein elendes Dorf gewesen, aufzuschlagen. „Er machte Versailles zu einem befestigten Lager des Despotismus und errichtete sich dort, hinter einem Gürtel von Kasernen, eine letzte glänzend als Palast verkleidete Baracke. Dann lockte er die Blüthe des Adels dorthin, wie in einen verführerischen Hinterhalt, verweichlichte sie, unterhielt sie und gab das glänzendste Beispiel von Galanterie. Man spielte, liebte, intriguirte dort, und der Adel, herabgesunken zu betitelten Dienern, Vorzimmerhelden und Grafen der Serviette, hatte nichts zu thun, als seinen Magen zu füllen, wie Jemand bezeichnend es ausdrückte; er aß und starb. Die Spielwuth daselbst war allgemein. Ausschweifungen und Sittenlosigkeit waren bei diesem Leben groß. Selbst manche vornehme Dame wetteiferte in Zahl und Wechsel der Verhältnisse mit ziemlich wüsten Männern. Die Maitressen von Ministern und Großen hatten fast einen anerkannten Rang, wie die des Königs. Unter dem Glanz der äußeren Erscheinung lag die Gemeinheit. Die Herzogin von Berry betrank sich bei ihren Diners; die schmutzige Prinzessin Harcourt stahl beim Spiel; der Herzog von Soissons betrog selbst den König mit falschen Karten; Vendome nannte sein cynisch unfläthiges Leben die Einfachheit eines alten Römers. Der König hielt wenigstens auf äußern Anstand." Und Wachsmuth sagt über das Leben des Königs: „Höchstes Gesetz und letzte Thätigkeit der damaligen französischen Staatsmänner war — des Königs Wohlgefallen, bon plaisir; höchste Befriedigung des Königs aber das Hochwalten der Willkür im Glanze der Majestät, im Widerschein eines stattlichen und weihrauchopfernden Hofes, auf dem Fußgestell eines schwerbelasteten und doch freudig huldigenden Volkes und dem Triumphwagen stolzer Siege über Heere und Gesandtschaften der Nachbarschaft und unter dem Posaunenschalle der Lobredner; um die Majestät aber die Schranken und Blenden des Hofceremoniells; dieses gleich einem Gesetzbuche der Götzendienerei, eine Art Stufen und Hallen zum Allerheiligsten, Wehr gegen Andrang niedern Hauchs oder natürlicher Regung. Daneben als jüngere Schwester unter den königlichen Leidenschaften eine maßlose Genuß-

sucht, ihre Ansprüche unersättlich; im Hintergrunde lauernd, um hervorzubrechen, wenn der Sinnenrausch nachließe, Bigotterie. — Also die Einheit des Staats bis ins unendliche Jenseit im Könige enthalten und in diesem die gesammte Führung des Staates; des Königs Wort: Ich bin der Staat. Die Macht des Königs aber nach seiner Schätzung ein von Gott ihm anvertrautes Pfand, und Gott der unmittelbare Rathgeber und Schutzherr seines Stellvertreters. Daher denn der äußere Behang der Majestät, der Hof, nun gleich einer aus der Persönlichkeit des Fürsten ausströmenden kleinen Welt, in der er sich beschauen möge; am Hofe Zusammenfluß des Schimmers irdischer Herrlichkeit; das Volk aber da unten (là-bas) tief im Schatten; die Hauptstadt gleich Ring und Trabanten um das Planetengestirn des Hofes, die Häupter der Bewohner aller Landschaften des Reiches nach dem Hofe gekehrt, wie die Sonnenblume nach der Sonne; Monarch und Hof und Hauptstadt, dies die irdische Dreieinigkeit für das französische Volk in den Provinzen." Des Königs Gnade und Wohlgefallen sich zu erwerben, das galt den Franzosen als ein viel höheres Ziel, als der Gnade Gottes theilhaftig zu werden; seine Ungunst sich zuzuziehen, ward als das größte Unglück betrachtet. Der götzendienerische Kultus, der mit Ludwig's Person getrieben wurde, steigerte sich immer mehr und gab den Ansichten, die man über ihn hegte, und der Meinung des Königs über sich selbst fortgesetzt mehr einen Anstrich verbrecherischen Wahnwitzes. Bei ihm stand es als politisches Dogma fest: das, was dem Staate fromme, könne absolut Niemand besser wissen, als er, daher jedes Meinen und Wollen, das dem seinen widerstrebe, als strafwürdiges Verbrechen zu behandeln sei. Des Königs Hochmuth steigerte sich in dem Maße, daß er gelegentlich Aeußerungen that, die da zeigten, daß er, hoch erhaben über alle übrigen Menschen sich dünkend, eine Art von Gegenseitigkeit zwischen sich und Gott als bestehend annahm. So rief er einst beim Empfange einer ihm widerwärtigen Nachricht: „Wie, hat es Gott vergessen, was ich für ihn that? —" Die göttliche Majestät war — in der Meinung der Franzosen — abgesetzt; sie hatte der irdischen Majestät weichen müssen. Und da wundert man sich, daß in einem Lande, in dem ein derartiger Kultus mit dem Königthum getrieben wurde, es später zu so gräßlichen Acten der Verzweiflung und zu so wahnsinnigen und naturgemäß deshalb auch unfruchtbarem Suchen nach Rettung kam? Da wundert man sich, daß ein Volk, inmitten dessen es möglich war, daß ein Hof Ludwig's XIV. emporwucherte, das demnach in seinem tiefsten Wesen sich baar eines

sittlichen Kernes erwies, allgemach so weit sinken konnte, daß es eines Tages die Absetzung Gottes auf der Straße proclamirte?

Krieg gegen Spanien und Krieg gegen Holland.

Der Erste zu sein, wie in seinem Lande, so in Europa, das war das Ziel des Strebens Ludwig's. Wie durch Anderes, beabsichtigte er dies durch das Schwert zu erweisen, und kaum waren einige Jahre seiner Regierung vergangen, so hielt er sich für gerüstet genug, auf den ersten besten Anlaß hin den Janustempel zu öffnen. Ein willkommener Anlaß bot sich ihm dar, als sein Schwiegervater, der König Philipp IV. von Spanien, starb. Ludwig's Vermählung mit der Infantin Maria Theresia von Spanien war bei dem zwei Jahre vor dem Tode Mazarin's erfolgten Abschluß eines Krieges mit Spanien zu Stande gekommen. In dem Friedensschlusse (Pyrenäischer Friede, 1659), in welchem jene Vermählung festgesetzt worden war, hatte freilich die Infantin allen Erbschaftsansprüchen feierlich entsagt; aber was hatte das zu bedeuten bei einem Ludwig, der mit Spanien Händel suchte? Zunächst ließ er es sich angelegen sein, den ungerechten Forderungen, mit denen er aufzutreten Willens war, den Schein des Rechts zu geben. Er ertheilte einer Zahl von Priestern und Juristen den Befehl, in einer Denkschrift nachzuweisen, daß die Königin, trotz ihrer Verzichtleistung, ein Erbrecht auf die spanische Niederlande und die Freigrafschaft (Franche Comté) besitze. Mit alleruntertänigster Hingabe gingen die durch die Berufung schon Beglückten an die Ausführung des Werkes. Die Juristen machten alsbald ausfindig, daß in den genannten Ländern ein Erbrecht, Devolutionsrecht genannt, bestehe, dem zufolge in Bezug auf Erbschaft eine Tochter aus erster Ehe einem Sohne aus zweiter Ehe voranstehe, und daß diese Bestimmung, auf Ludwig's Gemahlin angewandt, sie zur Erbin jener Länder mache. — Aber die ausdrückliche „Verzichtleistung?" — Dagegen hatten die Priester bereits Rath gefunden. Sie sagten: Jene Verzichtleistung, ein Werk menschlicher Willkür, habe dem königlichen Rechte gegenüber, weil dieses göttlichen Ursprungs sei, gar keine Geltung, und der König Ludwig dürfe, wolle er sich anders nicht einer schweren Sünde schuldig machen, jener Verzichtleistung Folge nicht geben! — Was blieb nun dem Könige Anderes übrig, als das Schwert zu ziehen? Das mußte doch alle Welt anerkennen! —

Ein französisches Heer unter Turenne brach (1667) in die spanische Niederlande, ein anderes unter Condé in die Freigrafschaft ein. Bei dem letzteren Heere befand sich der König, nicht um sein kostbares Leben irgend einer Gefahr auszusetzen, sondern um im Triumphe in die Städte einzuziehen, die er sich mit dem Blute der Seinen zu erkaufen beabsichtigte. Spanien, zur Machtlosigkeit herabgesunken, hatte namentlich in jenen Ländern viel zu schwache Besatzungen, um erfolgreich Widerstand leisten zu können. Ein Platz nach dem andern fiel, und der König nahm dann jedesmal, sobald Gefahr nicht mehr vorhanden war, für sich die Rolle des triumphirenden Siegers in Anspruch. Paris, entsprechend benachrichtigt, schwärmte für den Heldenkönig und rüstete sich zu seinem Empfange. Er kehrte aus dem Felde zurück und ward von den Parisern im Triumphe eingeholt. Er wie seine Pariser hielten es für unzweifelhaft, daß jene „Erbschaft" an Frankreich fallen werde.

Inzwischen hatten sich die Holländer geregt, Ludwig's Pläne zu vereiteln. Spanien war ihnen kein angenehmer Grenznachbar; da es aber schwach geworden war, lag es auf der Hand, daß sie wünschen mußten, der streitige Theil der Niederlande möchte lieber unter der Herrschaft Spaniens verbleiben, als daß es an Frankreich falle, dessen Ausdehnung bis an ihre Grenzen ihnen Besorgniß einflößen mußte. Es gelang dem holländischen Staat, England und Schweden zu bewegen, mit ihm zu Gunsten Spaniens ein Bündniß zu schließen (Dreimächtebund, Triple-Allianz). Darauf sah sich Ludwig genöthigt, im Frieden zu Aachen (1668) seiner „Erbschaft" zu entsagen; doch trat ihm Spanien elf niederländische Städte ab, unter ihnen Lille, die von Vauban alsbald in Festungen verwandelt wurden, durch die Frankreich eine starke Deckung an seiner Nordgrenze gewann.

Der Vortheil für Frankreich war nicht unbedeutend; doch stand er in keinem Verhältniß zu dem Gewinn, dessen Ludwig sich eine Zeit lang schon für unzweifelhaft gesichert gehalten hatte. Und welcher andern Macht als dem holländischen Staate hatte Ludwig dies zu verdanken? Holland war ihm an und für sich schon verhaßt. Dort wohnten Menschen, die alle die Grundsätze, auf denen das absolute Königthum in Frankreich beruhte, verachteten; dort herrschte der ihm widerwärtige protestantische Glaube! — Diese politische und religiöse ketzerische Macht zu vernichten, ward von Stund an der Mittelpunkt seines Sinnens und Trachtens. Kaum vernahmen davon seine Günstlinge, so wurden tausend und aber tausend Gründe hervorgebracht, die die Absicht des Königs als in seinem Recht und in

seiner Pflicht wurzelnd, darstellten. Frankreich, hieß es, sei durch Holland gekränkt, sei an dem, was ihm von Gottes und Rechts wegen zugehöre, empfindlich geschädigt worden: wer dürfe es ihm da verdenken, wenn es durch einen Angriff auf Holland für die erlittene Schädigung Ersatz suche, abgesehen davon, daß es für die ihm bereitete Niederlage Revanche zu nehmen habe? Andere sagten: Holland wurde von Seiten Frankreichs nicht gekränkt; Frankreich hatte einzig und allein im Sinne, sein gutes Recht auf die spanischen Niederlande und die Freigrafschaft zur Anerkennung zu bringen. Holland verhinderte dies. Wohlan denn, so bleibt nichts übrig, als zunächst Holland, den Heerd des Widerstandes, für Frankreich zu erobern — dann fällt die dazwischen liegende spanische Niederlande uns von selbst in den Schoß. Da der erste Weg uns durch Holland versperrt ward, so bleibt uns — Holland trägt allein die Schuld — eben nur dieser zweite Weg übrig! — Je mehr solcherlei Erwägungen in den Gesprächen am Hofe zu Versailles zu Tage traten, je größer war die Gier nach dem Besitz der reichen Republik mit ihrer starken Seemacht und ihren bedeutenden Kolonien. Die Hofpriesterschaft aber sagte Ja und Amen dazu, denn eine Republik, die obendrein eine Ketzerbrutstätte sei, zu zerstören, sei an und für sich ein gottgefälliges Werk, und wenn die Bevölkerung dann an Frankreich komme, so sei doch Hoffnung vorhanden, daß nach und nach die jungen Generationen wieder der wahren Kirche zugeführt würden. — So vereinte sich in Frankreich Alles, um zum Kriege gegen Holland zu treiben.

Als der Krieg beschlossene Sache war, schritt man französischerseits zunächst zu geheimen Verhandlungen mit England und Schweden, zu dem Zweck, beide Staaten von dem Bündniß mit Holland (Triple-Allianz) abzuziehen. Der elende König Karl II. von England war bald gewonnen. In einem geheimen Bündniß, das zwischen ihm und Ludwig abgeschlossen ward, war das Jahrgehalt festgesetzt, das Karl zu empfangen habe, wogegen dieser zusagte, das Seine zu thun, um England wieder in den Schoß der allein selig machenden Kirche zurückzuführen. Die schwedischen Staatsmänner wurden ebenfalls durch Geldspenden gewonnen. Damit war die Triple-Allianz aufgelöst. Die deutschen geistlichen Fürsten am Rhein waren bereits vor Beginn des ersten Krieges (Devolutionskrieges) Ludwig's in ein Bündniß mit ihm getreten. Hatten damals Geldspenden zum Abschluß des Bündnisses geführt, so wurde das Bündniß befestigt durch den Haß der katholischen geistlichen Herren gegen die protestantischen

Holländer. Die Gegnerschaft starker Mächte bei seinem beabsichtigten Angriff auf Holland hatte Ludwig nicht zu fürchten. Der Kaiser Leopold I. von Deutschland war ein wenig einsichtiger Fürst, der es nicht durchschauete, daß im Hintergrunde der Absichten Frankreichs auf Holland Absichten, die sich auf neue Schädigungen Deutschlands bezogen, lauerten; überdies war Leopold genöthigt, seine Kräfte gegen einen Feind im Osten, die Osmanen, zusammenzuhalten, und außerdem waren die Zustände Ungarns bedenklicher Art. Endlich gewährte auch der Umstand einen der Sache Ludwig's günstigen Anstrich, daß die Holländer in zwei politische Heerlager gespalten waren. Eine Partei (die oranische Partei) wünschte Wilhelm von Oranien, den Urenkel des großen Oraniers, welchem letzteren Holland in den Kämpfen gegen Philipp II. von Spanien die Erringung seiner Freiheit zu verdanken hatte, zum Statthalter zu haben; die strengen Republikaner waren dem entgegen, weil sie fürchteten, es möchte das längere Verbleiben der Statthalterwürde bei dem fürstlichen Stamme Oranien monarchischen Einrichtungen und zuletzt der Monarchie selbst den Weg bahnen. Auf Seiten der republikanischen wie der oranischen Partei gab es sehr ehrenwerthe Männer; für jetzt war die größere Macht auf Seiten der republikanischen Partei, an deren Spitze der Landsyndikus Johann de Witt stand. Letzterer war ein vortrefflicher, patriotischer, auf dem Gebiete der Verwaltung mit Segen wirkender Mann. Eines nur fehlte ihm, ein vollkommener Staatsmann zu sein: er hatte kein Auge dafür gehabt, daß Holland, das auf dem Meere stark war, zur Zeit so gut wie keine Landmacht besaß, daß es demnach dem starken Frankreich gegenüber fast wehrlos dastand.

Diese Wehrlosigkeit zu Lande nun, in der Holland sich befand, schien, als im Jahre 1672 ihm von Frankreich der Krieg erklärt und es sofort darauf mit einer für die damalige Zeit außerordentlich starken Macht von gegen 150,000 Mann überfallen wurde, sein Verderben im Nu besiegeln zu sollen. Ludwig war mit seinem gesammten Hofstaat, dessen Unterhalt auf dem Marsche so viel wie die Verpflegung einer ganzen Armee kostete, anfänglich bei dem Heere. Waren doch wiederum mit Sicherheit Triumphzüge in eroberten Plätzen zu erwarten! Ueber die Holländer kam mit der Erkenntniß der Größe der Gefahr, von der sie sich überrascht sahen, eine unglaubliche Entmuthigung. Viele suchten ihr Heil in der Flucht, denn sie hielten Alles für verloren. Als eine Stadt nach der andern fiel, sandten die leitenden Staatsmänner Botschafter an Ludwig, durch die sie sich bereit erklärten, für Gewährung des Friedens eine hohe

Geldsumme opfern zu wollen. Ludwig forderte die Abtretung des Landes Geldern mit Nymwegen, außerdem die Zusage, den Katholiken in Holland den Zutritt zu allen Aemtern und Würden zu gewähren. Die holländischen Staatsmänner wagten es nicht, auf ein solches Anerbieten einzugehen, und so blieb die Rathlosigkeit bestehen. Die Judenschaft von Amsterdam bot heimlich dem Könige die Zahlung von 2 Millionen für die Zusicherung, daß sie nicht ausgeplündert würden. Das Anerbieten wurde zurückgewiesen; französische Soldaten höhnten: alle Küstenbewohner Hollands würden ins Meer gejagt werden. Holland war in Noth — dies Wort mag wohl aus jener Zeit stammen.

Da geschah ein Zweifaches, das wider Erwarten die Lage der Holländer verbesserte. Die Meinungen der französischen Heerführer über den Fortgang des Krieges waren getheilt. Condé rieth, sofort auf Amsterdam zu marschiren, Louvois dagegen verfocht beim Könige mit Erfolg die Ansicht, sich zunächst aller wichtigen Plätze des Landes zu bemächtigen, weil dann der Fall Amsterdams mit Sicherheit zu erwarten sei. Da bewährte sich für die Holländer das Sprichwort: Zeit gewonnen, Alles gewonnen! — Sie kamen zu sich, sie begannen ihre Lage in Erwägung zu ziehen, ihre Kräfte zu sammeln. — Gleich vortheilhaft für das Land wirkte ein zweiter Vorgang, wenn gleich er an und für sich höchst beklagenswerth war. Daß die oranische Partei es der republikanischen zum Vorwurf machte, das Land fast wehrlos gelassen zu haben, konnte nicht verwundern: die Thatsache lag zu offenkundig Jedermann vor Augen. Die Verzweiflung trieb nun aber dahin, den Fehler, dessen sich John de Witt schuldig gemacht hatte, zum absichtlichen Verbrechen zu stempeln. Er habe, ward von Parteimännern behauptet, das Land schutzlos gelassen, weil er von Ludwig bestochen sei. Im Haag brach in Folge derartiger Anschuldigung enein Pöbelaufstand aus, und der edle Johann de Witt, wie auch sein ihm gleichgesinnter Bruder Cornelius wurden ermordet. Das war, wie bemerkt, an und für sich eine bedauernswürdige That. Aber die Folge derselben gereichte, wie sich bald herausstellte, dem Lande zum Segen. Denn nun gelangte die oranische Partei zur Macht, von der sofort Wilhelm von Oranien zum Statthalter eingesetzt ward.

Wilhelm III. von Oranien, zweiundzwanzig Jahr alt, als er zu jener hochwichtigen Stelle berufen ward, zeigte sofort, daß er nicht blos der Erbe des Namens, sondern auch der Erbe der Eigenschaften seines großen Vorfahren und er somit des Vertrauens würdig sei,

das man ihm geschenkt hatte. Er traf sofort Anordnungen, die Mittel, so weit das Land solche bot, gegen den Feind in Bewegung zu setzen. Er sammelte die Streitkräfte, die freilich nur höchst gering gegen die Frankreichs waren, indem sie sich auf kaum 10,000 Mann beliefen; er ließ die Dämme durchstechen, so daß das Land weithin von den Fluten der Schelde bedeckt und manche wichtige Stadt dadurch für die Franzosen unnahbar ward. Die Zeit, auf holländischem Boden Triumph auf Triumph mit leichter Mühe zu genießen, war für Ludwig vorüber, die Langwierigkeit des Lagerlebens behagte ihm nicht, daher er denn nach Versailles zurückkehrte.

Einen Fürsten gab es in Deutschland, der den Hintergrund der Pläne Frankreichs durchschauete, der da erkannte, von welcher Gefahr Deutschland bedroht sei, falls es Ludwig gelinge, sich Hollands zu bemächtigen, und der auch zugleich ein Herz hatte für die bedrängten protestantischen Glaubensgenossen. Es war dies der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der Oheim Wilhelms von Oranien. Auf seine eindringlichen Vorstellungen erklärte sich der Kaiser Leopold endlich bereit, vereint mit ihm den Holländern beizustehen. Spanien, besorgt um seine niederländischen Provinzen, trat dem Bündniß bei, eben so der von den Franzosen vertriebene Herzog von Lothringen. Als nun deutsche Truppen sich nach den Grenzen Hollands und Frankreichs zu in Bewegung setzten, sah Frankreich sich genöthigt, seine Truppenaufstellung zu ändern und einen Theil derselben dem neuen Feinde entgegen zu senden, was wiederum den Holländern, die fortwährend ihre Streitkräfte vermehrten, zu Gute kam. An der Spitze der kaiserlichen Truppen stand der tapfre Montecuccoli. Es möchte bald zu einer entscheidenden Wendung des Krieges gekommen sein, hätte Montecuccoli den Eifer des großen Kurfürsten gezeigt. Aber als er der französischen Grenze nahe gekommen war, regte er sich, trotz der dringendsten Aufforderungen des großen Kurfürsten, lange Zeit gar nicht. Es geschah dies auf Weisungen, die er aus Wien erhielt, und daß solche Weisungen kamen, hatte, wie später zu Tage trat, darin seinen Grund, daß der kaiserliche Minister von Lobkowitz von Ludwig bestochen war. Diese Haltung des Kaisers zwang den großen Kurfürsten, wollte er anders seine verhältnißmäßig geringen Streitkräfte nicht großen Gefahren aussetzen, mit Frankreich einen Neutralitätsvertrag abzuschließen. Als darauf Ludwig, der früher schon durch die Besetzung Lothringens seine Mißachtung gegen das deutsche Reich bekundet hatte, auch andere deutsche Grenzgebiete in gleicher Weise mit Truppen überschwemmte, ermannte

sich Leopold endlich doch zu dem Entschlusse, den Krieg ernstlich zu führen. Karl II. von England ward vom Parlament genöthigt, mit Holland Frieden zu schließen, die deutschen geistlichen Kurfürsten, die sogar ihre Truppen dem Könige von Frankreich zur Verfügung gestellt hatten, wurden, nachdem auch das deutsche Reich sich für den Krieg erklärt hatte, von diesem und dem Kaiser gezwungen, von dem Bündniß mit Ludwig zurückzutreten. Der Beschluß des Reiches, an dem Kriege theilzunehmen, führte auch den großen Kurfürsten wieder auf das Kriegstheater. Aber die Intriguen des bestochenen Ministers von Lobkowitz hatten den Ernst der Kriegsführung auf kaiserlicher Seite schon wieder abzuschwächen gewußt, und nur der Tapferkeit des großen Kurfürsten, Wilhelm's III. von Oranien und der holländischen Befehlshaber zur See, unter Letzteren namentlich des Seehelden de Ruyter, hatte man es zu verdanken, daß die französischen Waffen nicht größere Erfolge erstritten, als es der Fall war. Holland war bereits so gut wie gerettet: jetzt kämpfte Frankreich nur noch zu dem Zweck, wenigstens Spanien die schon früher von ihm ersehnte Beute wegzunehmen. Da Ludwig namentlich den großen Kurfürsten fürchtete, veranlaßte er, um jenen von dem Kriegsschauplatze zu entfernen, die Schweden, in Brandenburg einzufallen. Der Kurfürst begab sich in Eilmärschen nach Brandenburg, schlug die Schweden (bei Fehrbellin 1675), und vertrieb sie weiterhin aus Pommern und aus Preußen, erntete aber später nicht die Früchte seiner heldenmüthigen Anstrengungen, da ihn der deutsche Kaiser im Stich ließ. Am Rhein hatte inzwischen der Krieg weiter gewüthet. Turenne verwüstete die Pfalz und einen Theil Frankens in furchtbarer Weise, brachte auch dem deutschen Heere mehrfach Niederlagen bei, verlor aber bei Saßbach (1675) Schlacht und Leben. Von da ab war Montecuccoli glücklicher in der Heerführung, als bisher, was hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben ist, daß es gelungen war, den verrätherischen Minister von Lobkowitz, dessen geheime Einwirkungen auf einen und den andern der kaiserlichen Generale fortgesetzt nachtheilig für das deutsche Heer gewirkt hatten, zu beseitigen. Der Krieg wüthete noch mehrere Jahre fort. Wie es von Turenne in der Pfalz und in Franken geschehen war, so verwüstete jetzt Louvois blühende Landschaften an der Mosel und Saar. Da nun in Folge der Heirath Wilhelm's von Oranien mit einer Tochter des Herzogs von York, des Königs Karl's II. Bruder, in England der Ruf laut ward, dem Bündniß gegen Frankreich beizutreten, hielt es Ludwig an der Zeit, Frieden (zu Nymwegen 1679) zu schließen. Die

Bedingungen des Friedens waren derartig, daß Kaiser und Reich sich durch Annahme desselben mit Schmach bedeckten. Bei den Verhandlungen, die dem Abschluß dieses Friedens vorangingen, geschah es eben, daß Kaiser und Reich Ludwig's Forderung, dahin gehend, der große Kurfürst habe die von ihm den Schweden abgenommenen Landgebiete und Städte zurückzugeben, billigten. Frankreich, statt gestraft zu werden dafür, daß es einen Eroberungskrieg geführt, der so viel Blut und Geld gekostet hatte, erhielt die Freigrafschaft (Franche Comté) und einen ansehnlichen Grenzbezirk der spanischen Niederlande. Für Holland war der Frieden günstig, denn Frankreich hatte ihm alle Eroberungen zurückzugeben.

Höhezeit Ludwig's XIV.

Weltliches wird dem die Fülle dargeboten, der niederfällt vor dem Geist der Selbstsucht und ihm dient. Diese Wahrheit bekundet sich tausendfältig in dem Geschick einzelner Personen; aber sie bekundet sich auch in der Geschichte der Völker. Wie das alte Rom diesem Geiste in steigendem Maße diente, und was er ihm dafür in eben so steigender Weise darbot — das Buch der Geschichte lehrt es. Aber es lehrt auch, daß an also dargebotenen Gütern zugleich die Keime des Verderbens haften, die, anfänglich bedeckt von der Hülle täuschenden Scheines, sich allgemach entwickeln und den Gesellschaftskörper, den sie ergriffen haben, einer unheilbaren Krankheit gleich, rettungslos zu Grunde richten.

Kein Staat der neueren Zeit lehrt das Gleiche in dem Maße wie Frankreich, der Haupterbe des alten Roms, von dem es die Anleitung, dem Geist der Selbstsucht zu dienen, für welche ihm natürliche Empfänglichkeit reichlich innewohnte, schon in seiner Wiege als verderbenbringendes Geschenk empfing. Berichtete die Geschichte über ein Volk gar nichts, böte sie vielmehr nur die Hofgeschichte der Regenten desselben, so würde man doch einen Rückschluß thun können auf das Wesen des Volkes. Nur in Frankreich konnte ein Ludwig XIV. in der Eigenart sich entwickeln, wie die Geschichte ihn uns vorführt. Wir haben gesehen, wie die Franzosen jederzeit ihren Fürsten Sünden und Schanden vergaben, wie sie Uebertretungen göttlicher Gebote nicht nur nicht übel nahmen, sondern sie sogar gut hießen, ja zu Uebertretungen durch Sophistik anreizten, sobald ihnen nur wirkliche oder scheinbare Vortheile und — Ruhm, namentlich Kriegsruhm, ge-

boten ward. Ludwig war ein echter Franzose vom Scheitel bis zur Sohle, und wenn er mit seinen Worten: „Der Staat bin ich!" gemeint hätte, er habe die Grundeigenschaften des französischen Volkes in besonders hohem Maße an sich, und er sei, da ihm ja die Mitwirkung der Franzosen in ganz außerordentlicher Weise zu Theil werde, in der Lage, sie zu höchster Entwickelung zu bringen, so würde sich nichts dagegen sagen lassen. Darauf, daß gerade das Volk am eifrigsten daran arbeitete, in Ludwig das Verlangen nach Ruhm fast bis zu einer wahnwitzigen Sucht zu steigern, ist schon verwiesen worden. Hier seien noch einige Belege vorgeführt. Der Geschichtsschreiber Pelisson nannte den König „ein sichtbares Wunder." Ludwig nahm ihn mit in den holländischen Krieg, denn er besaß die rechte Feder dazu, dem französischen Volke den König als Helden vorzuführen. Ein Bischof von Noyon setzte für die Akademie einen Preis aus für das jährlich zu behandelnde Thema „der unerschöpfliche Stoff der Tugenden Ludwig's." Schmeichler stellten eine neue Bildsäule absichtlich auffallend schief auf und zeigten die Geberde staunender Bewundrung, als Ludwig bei der Betrachtung der Bildsäule tadelnd äußerte, daß sie schief stehe. Verblendet von seinem Hochmuth, vermochte er den Lug der Schmeichelei nicht mehr zu durchschauen. Aus Versehen gebrauchte er ein Wort mit dem ihm nicht gehörenden Geschlecht — sofort ward von der Akademie festgesetzt: jenes Wort habe von jetzt ab nur in der vom Könige angewandten Form sprachliche Geltung. Obgleich Ludwig seine Minister nur als seine Werkzeuge angesehen wissen wollte, ward er doch äußerst ungnädig, wenn Jemand es wagte, auch nur den leisesten Tadel gegen einen oder den andern laut werden zu lassen. Hatte er nicht jene Männer gewählt? Standen sie nicht überdies fortgesetzt unter der Einwirkung seines von Weisheit durchleuchteten Willens? Und würde es seiner Einsicht entgangen sein, wenn sie wirklich etwas Mangelhaftes oder geradezu Verkehrtes gethan hätten? Sie tadeln, hieß den König tadeln. Es gebe für den König — diese Lehre ward auf Befehl Ludwig's öffentlich verkündigt — gewisse Amtsverrichtungen, bei denen er so zu sagen die Stelle Gottes vertrete und demgemäß auch an Gottes Voraussicht und Gottes Autorität Theil habe, z. B. die Beurtheilung der Gemüther, Vergebung von Aemtern und bei Gnadenbewilligungen. — Die Lehre von dem göttlichen Recht der Könige, dem gegenüber ein Volksrecht absolut nicht vorhanden sei, diese von dem englischen Erzbischofe Laud und andern englischen Hochkirchenmännern aufgestellte Lehre, nach deren thatsächlicher Geltung Jacob I. und darnach Karl I.

gestrebt, bei welchem Versuch letzterer Krone und Haupt verloren hatte, — in Versailles war sie in Fleisch und Blut übergegangen! Damit war neben dem mit vergiftendem Hauch eifrig weiter wirkenden Jesuitismus auf dem romanischen Boden ein neues Ungeheuer geboren, vielleicht wiederum eines von denen, die einst dem Seherblick des Apostels Johannes sich offenbarten, und vor denen er mit Glutworten die Christenheit warnte. Was hatte ein Colbert sich zu mühen, um dieses nach immer größern Geldmitteln gierende Ungeheuer zu befriedigen! Es ist darauf hingewiesen worden, daß bei allen den durch Colbert hervorgerufenen Schöpfungen in erster Linie nicht der Zweck vorlag, des Volkes Wohlfahrt zu fördern, sondern der, dem Könige Geld zu schaffen. Das Volk durchschauete endlich die Täuschungen, mit denen jener Zweck von Colbert umhüllt ward, und nannte letzteren den Fluch des Landes. Jammervoll war das Ende des gepriesenen Finanzmannes. Als er auf dem Sterbebette lag, vernahm er die Verwünschungen der Menge, von der das Haus belagert ward. Nun kam auch noch ein Brief des Königs. Verzweifelt rief er: „Jetzt wenigstens soll dieser Mensch mich zufrieden lassen!“ Mit Noth gelang es, seine Leiche zu schützen, an der der Pöbel seine Wuth auszulassen beabsichtigte. In diesem einzelnen Zeichen grinzte etwas von der wahren Gestalt des Ungeheuers durch, das jetzt in Frankreich zur Herrschaft gekommen war. Was — wäre es im tiefsten Grunde gut gemeint gewesen — zu wahrem Dankgefühl hätte anregen können, erzeugte Haß. Jedoch bei der Mehrheit der Franzosen blieb die Täuschung vorerst noch bestehen. Der Hang, Trug zu üben, und der damit in Verbindung stehende getrübte Wahrheitssinn bewirkten, daß sie sich selbst leicht betrügen ließen. Nicht die Opfer des Blutes und Geldes allein begehrte das absolute Königthum für sich; auch Künste und Wissenschaften wurden von ihm zu dem Zweck in Anspruch genommen, zu seiner Verherrlichung beizutragen. Noch heut wird von Ludwig vielfach gerühmt, er sei ein eifriger Förderer der Künste und Wissenschaften gewesen, weil er Gelehrten, Künstlern und Dichtern hohe Jahrgelder bewilligt habe. Aber auch auf diesem Gebiete entbehrten seine Handlungen des Zweckes, der ihnen allein Weihe und damit wahren Segen für das Land verliehen haben würde. Nicht um ihrer selbst willen unterstützte er Künste und Wissenschaften; ihm kam es einzig darauf an, sie in Knechtsgestalt an seinen Triumphwagen zu spannen. „Regt euch, ihr Geister!“ sagte er, indem er den von ihm begnadigten Männern Gold darreichte; aber auf welcher Bahn jene sich regen

und bewegen sollten, war von ihm auch festgestellt worden. Es handelte sich bei ihm einfach um eine Art von Bestechung. Ludwig hat keineswegs bedeutende Geister hervorgerufen, er fand solche vor; aber er zog sie in den Kreis derer hinein, die es für ihre höchste Aufgabe ansahen, nicht dem Lande, nicht der Wahrheit und Gerechtigkeit, wohl aber dem Könige zu dienen. Einem Gelehrten, der in einem Werke einen Vorgang aus der Geschichte Frankreichs berührte, dessen Erwähnung dem Könige unangenehm war, wurde sofort das Jahrgehalt gestrichen. Von da ab ward von Gelehrten und Dichtern, ehe diese ihre Werke herausgaben, eifriger noch in Betracht gezogen, ob diese auch nichts enthielten, was des Königs Mißfallen erregen könnte. Es wäre ungerecht, unerwähnt zu lassen, daß auch solchen wissenschaftlichen Zweigen Förderung zu Theil ward, die nicht unmittelbar Ausbeute zur Verherrlichung des Hofes gewährten. So wurde der botanische Garten angelegt, die Akademie der mathematischen und physikalischen Wissenschaften und die Sternwarte gestiftet und ein Hospital zur Ausbildung von Aerzten eröffnet. Jedoch auch dabei handelte es sich nicht um den in der Sache liegenden Selbstzweck. Frankreich hatte sich bis zur Zeit Ludwig's um die großen Erfindungen, um die Erweiterungen der Astronomie und Physik und um die Entdeckungen im Orient und Occident wesentliche Verdienste nicht erworben. Auf diesem Gebiete sollte es nun das Versäumte nicht nur nachholen, es sollte vielmehr im Sturmlauf alle übrigen Völker überflügeln. Die Sucht hervorzuragen, war auch dabei die eigentliche Triebfeder. Ludwig durfte ja hoffen, daß das glänzende und auf allen Gebieten triumphirende Frankreich dann von selbst seine Lorbeerkränze auf die Stufen des Thrones niederlegen würde! — Die Ruhmsucht der Franzosen, die Cäsar schon an ihren Vorfahren wahrnahm und ganz besonders als solche hervorhob, entwickelte sich, wie es im Könige geschah, auch im Volke damals zu einer solchen Stärke, daß nicht nur viele glänzende Leistungen zu Tage traten, sondern daß man im Hinblick auf diese und indem man sich zugleich blind erwies für die Verdienste anderer Völker, die eigene Vortrefflichkeit als einen Glaubensartikel annahm, der sich für die Zukunft als unvertilgbar bewies, und der gerade, weil er der Möglichkeit heilsamer Erkenntniß die Thür verschließt, als eine der verderblichsten Erbschaften aus dem Zeitalter Ludwig's anzusehen ist. Eine Reihe dem Gebiete des Kunstlebens und der Wissenschaft angehöriger Namen sind aus jener Zeit aufbewahrt. Erwähnt seien die Dichter Corneille, Racine, Lafontaine, Molière, La Fare, Chapelle,

Boileau, Scarron, Lesage; die Philosophen und Geschichtsschreiber Descartes, Malebranche, Bayle, Mezeray; die Mathematiker Pascal, Fermat, Gassendi; die theologischen Schriftsteller und Redner Bourdaloue, Massillon, Bossuet, Fenelon; die Maler Poussin, Lesueur, Lebrun, Claude Lorrain; die Baumeister Perrault und Mansard; der Operndichter Quinault und der Gründer der großen Oper J. P. Lulli. Konnten Philosophie und Geschichte, die sich unter die Protection eines Ludwig stellten, gedeihen? — Konnte die Dichtkunst, deren Vertretern von einem derselben (von Boileau, dem „Horaz der Franzosen",) alles Ernstes ausschließlich das Studium des Hofes und der Hauptstadt zu ihrer poetischen Bildung empfohlen ward, ihre Blüthen zu derjenigen Entfaltung und ihre Weisheitsfrüchte zu der Reife bringen, wie dies in der Luft der Freiheit geschehen sein würde? Traten dennoch im Einzelnen bedeutende literarische Erscheinungen zu Tage, so steht im Hinblick auf dieselben der Freude über das Gelungene das Bedauern über dasjenige, was die verpestende Hofluft an den Werken schon im Keime schädigte, oder was sie gar nicht aufkommen ließ, entgegen. Um so mehr dienten diese letzteren literarischen Erzeugnisse den Zwecken, die Ludwig verfolgte. Weit über die Grenzen des Landes hinaus kam die französische Literatur in Ruf, und wie dem französischen Heer- und Seewesen, dem Handel und der industriellen Thätigkeit, ward auch dem literarischen Leben Frankreichs auswärts mehr und mehr Bewunderung gezollt, der die Sucht nachzuahmen auf dem Fuße folgte. Damit schwang sich Frankreich zum Vorbilde für die übrigen europäischen Völker auf; französische Kunst, Literatur, Sprache und Mode traten ihre Herrschaft über die civilisirte Erde an. Vortheil und Schaden gingen Hand in Hand. Die französische Literatur wirkte bei anderen Völkern vielfach anregend, und die Quellen geistigen Lebens, einmal erweckt, schufen sich ihre eigenen Bahnen. Aber auch die bösen Beigaben, die der erregten Geistesthätigkeit der Franzosen anhafteten, machten sich im Auslande geltend, und damit legten sich die Maschen eines von Frankreich ausgehenden Netzes über andere Völker, gegen welches Waffentüchtigkeit allein bis jetzt nichts vermocht hat, von dem vielmehr gänzlich sich zu entwinden es der Betheiligten redlicher Geistesarbeit und hingebendster Förderung sittlichen Lebens einzig möglich sein wird.

Letzte Zeit der Stuart's in England. Wilhelm III.

Wie hätte das Vorbild des absoluten Herrschers, Ludwig's XIV. nicht zur Nacheiferung anspornen sollen! In England fand die unter den ersten Stuart's aufgekommene politische Lehre von dem göttlichen Recht der Könige neue Verkünder. Das gab den Anstoß zur Bildung einer politischen Partei, der Torys, der sich die Partei der Whigs entgegenstellte. Die Whigs waren die Vertheidiger der Rechte des Volkes, die Torys unterstützten die absolutistischen Bestrebungen Karl's II., die bald zu bedenklicher Höhe stiegen. Längst schon fühlte sich das Volk beängstigt durch das Gerücht, Karl's II. Bruder, der Herzog von York, sei zur katholischen Kirche übergetreten. Karl hatte keine Kinder, der Herzog war demnach der nächste Erbe des Thrones. Welche Aussicht für das protestantische England! Doch es handelte sich eben nur um ein Gerücht. Da trat der Herzog selbst mit der Bestätigung dessen auf, was das Gerücht besagte. Er und seine jesuitischen Berather hielten das Volk für so weit gebeugt, daß man ihm eine solche Nachricht ohne Gefahr bieten könne. Sie irrten darin. Es entstand eine außerordentliche Aufregung im Lande, und der König wurde zur Annahme des Parlamentsbeschlusses (Test-Acte) gezwungen, der die Katholiken von der Führung öffentlicher Aemter ausschloß. In Folge dessen sah der Herzog sich genöthigt, seine Stelle als Großadmiral niederzulegen. Das beruhigte jedoch das Volk noch nicht; es stieg vielmehr der Unwille desselben gegen den Herzog zu einer solchen Höhe, daß dieser es für gerathen hielt, England zu verlassen. Er begab sich unter den Schutz Ludwig's, der ihm seinen Beistand für die Zukunft zusagte. Der erregten Stimmung des Landes war es zu danken, daß das Parlament die Annahme der Habeas-Corpus-Acte durchsetzte. Sie bestimmte: Niemand dürfe ohne einen vom Richter angegebenen Grund verhaftet, der Gefangene müsse innerhalb dreier Tage verhört werden, auch sei er (außer wo es sich um schwere Verbrechen handle) gegen Bürgschaft frei zu geben. Diesen Siegen der Volkspartei folgten jedoch bald genug Niederlagen. Als die Schwüle des Absolutismus wieder auf dem Lande lag, kehrte der Herzog von York nach London zurück. Nun vernahm man von Gewaltthätigkeiten des Königs, die an die ärgsten Zeiten seiner Vorgänger erinnerten, von willkürlichen Einkerkerungen, von Hinrichtungen ohne Rechtsspruch. Und dabei ward mit erneutem

Eifer von den Kanzeln der Hochkirchlichen die Lehre von dem leidenden Gehorsam des Volkes gepredigt. Da starb Karl (1685), und der Herzog von York bestieg — trotz der Test-Acte, die alle Katholiken zur Annahme von Staatsämtern für unfähig erklärte, — unter dem Namen Jacob II. den Thron.

Jacob II. ließ sich von den Jesuiten einreden, daß nun die Zeit gekommen sei, in der das englische Volk sich werde in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche einführen lassen. Er stellte Katholiken als Offiziere ins Heer, nahm seinen jesuitischen Beichtvater in den geheimen Rath auf, schickte eine Gesandtschaft an den Papst, berief Mönche nach London und ließ dem Volke kund und zu wissen thun, daß sein Bruder, König Karl II., als guter katholischer Christ gestorben sei. Die protestantische Bevölkerung regte sich nicht. Woran lag das? Es war ein Umstand vorhanden, aus dem sie Trost schöpfte: Jacob hatte keinen Sohn, und so mußte nach seinem Tode die Nachfolge auf seine älteste Tochter Maria, die Gemahlin Wilhelm's III. von Oranien, übergehen, die bei der protestantischen Religion verblieben war. Inzwischen hatte die Königin von England Wallfahrten nach Modena und Loretto ausgeführt und die Jungfrau Maria angefleht, sie zu segnen, daß sie Mutter eines männlichen Thronerben werde. Da verkündeten die Jesuiten: der heiligen Mutter seien nicht umsonst Weihopfer dargebracht worden, die Königin befinde sich in gesegneten Umständen! Das gab den Katholiken neue Sicherheit. Auch für den Fall, daß das erwartete Königskind weiblichen Geschlechts sei, sagten sie, widerfahre ihrer Sache Heil, denn eine Tochter Jacob's, die ihm während der Zeit seines Königthums geboren werde, stehe in der Thronfolge den Töchtern voran, die vor dieser Zeit geboren worden seien! — Die Gefahr, daß die Krone an die protestantische Maria komme, erschien demnach für beseitigt. Die Katholiken priesen das Wunder, selbst die Hochkirchlichen führten im Hinblick auf das „ersehnte und erbetene Glück des Landes“ eine Sprache, die von ihrer innersten Seelengemeinschaft mit den Katholiken deutlich Kunde gab. Und als nun gar der Bevölkerung feierlich verkündet ward, daß ein männlicher Thronerbe geboren sei, da wetteiferten katholische und hochkirchliche Priester mit einander, die Gnade des Himmels zu preisen, die sich sichtbarlich auf Thron und Land niedergelassen habe. Im Kern des Volkes machte ein solches Gebahren mit nichten den am Hofe gewünschten Eindruck. Dort war vielmehr urplötzlich ein Gerücht entstanden, das mit Flügelschnelle durch das Land eilte, lautend: es handle sich in der ganzen Sache

nur um eine betrügerische Jesuiten-Comödie; ein Knabe sei untergeschoben worden, um der protestantischen Gemahlin Wilhelm's das Erbrecht auf die Krone zu rauben! — Das Gerücht fand Glauben, angesehene Männer begaben sich nach Holland und beschworen den Erbstatthalter, durch Wahrnehmung des Rechts seiner Gemahlin zugleich die politische und religiöse Freiheit Englands zu retten. Wilhelm sagte zu und rüstete eine Flotte. Kaum vernahm Ludwig XIV. durch seine Spione, was im Werke sei, so ließ er die Mahnung an Jacob ergehen, sich auf einen Kampf, den Wilhelm von Oranien ihm ins Land zu tragen beabsichtige, vorzubereiten. Jacob war verblendet genug, die Mahnungen Ludwig's unbeachtet zu lassen. Wie ward er aber aus seiner sichern Ruhe, in die seine Höflinge ihn eingewiegt hatten, aufgeschreckt, als nach der Kunde, eine Landung Wilhelm's habe stattgefunden, Schlag auf Schlag neue Unglücksbotschaften bei Hofe eintrafen! Die Soldaten mit ihren Offizieren gingen zu Wilhelm über, die Städte öffneten ihm freiwillig die Thore und begrüßten ihn als Retter. Nun nahm Jacob über Hals und Kopf alle Verordnungen zurück, die den Unwillen des Volkes erregt hatten. Aber man traute dem Heuchler nicht und kehrte ihm nun erst recht den Rücken. Die Königin mit dem Thronerben war von ihm gleich bei Eingang der ersten schlechten Nachricht nach Frankreich gesandt worden; jetzt floh auch er. Er wurde von Leuten aus dem Volke ergriffen, ausgeplündert und nach London zurückgebracht. Wilhelm, dem auch London die Thore öffnete, sandte den König unter Bewachung nach Rochester. Es gelang ihm, zu entkommen und die französische Küste zu erreichen. Nun fühlte er sich geborgen, denn sein großer Protector Ludwig überwies ihm das Schloß St. Germain, sicherte ihm ein Jahrgehalt und that ihm das Gelöbniß, ihm zur Wiedererlangung seines Thrones den erforderlichen Beistand zu leisten.

Inzwischen war in London das Parlament zusammen getreten und hatte Jacob seiner Rechte für verlustig erklärt. Darnach wurden in einem Staatsgrundgesetz, bill of rights, die Rechte der Krone und die Rechte des Volkes genau gegen einander abgegrenzt, u. A. Einberufung und Vertretung des Parlaments der Willkür der Minister entzogen, dem Parlament das Steuerbewilligungsrecht zugesprochen, die Rede der Abgeordneten durch die einzig gültige Controle des Parlaments und damit vor jedem Untersuchungs- und Strafverfahren von Seiten der Regierung sicher gestellt. Nachdem Wilhelm und Maria erklärt hatten, das also verbesserte Staatsgrundgesetz annehmen zu wollen, wurden sie vom Parlament auf den Thron erhoben.

Wilhelm's III. und Maria's Krönung fand am 21. April 1689 statt. Für den Fall sie kinderlos blieben, ward festgestellt, daß die Nachfolge auf die Schwester der Königin, Anna, die mit dem Prinzen Georg von Dänemark vermählt war, übergehen sollte. Wilhelm gehörte zu den Männern, die machtvoll eingriffen in den Gang der bedeutendsten Ereignisse ihrer Zeit, denen sie zu einem guten Theile das Gepräge ihres von Weisheit geleiteten Willens gaben. Wir haben gesehen, welche Bedeutung er früher schon für Holland gehabt und welche Bedeutung er jetzt auch für England gewonnen hatte. Mehrfach noch werden wir bei Darstellung von Vorgängen, zu denen namentlich Ludwig den Anstoß gab, des Wirkens Wilhelm's zu gedenken haben. Hier sei Folgendes zunächst erwähnt. Im Verlauf seiner zwölf Jahre (bis 1702) währenden Regierung wurde die Toleranz-Acte erlassen, das tyrannische Preßgesetz aufgehoben und durch die Successions-Acte auf's Neue bekräftigt, daß das Oberhaupt Englands dem protestantischen Glauben anzugehören habe. Unterstützt von Ludwig, unternahm der entthronte Jacob drei vergebliche Versuche, wieder zur Herrschaft zu gelangen. Nach dem Tode Jacob's II. erkannte Ludwig dessen Sohn als König von England an, doch blieb es bei dieser Anerkennung Ludwig's, in den wirklichen Besitz des Thrones von England gelangte das angeblich von der Madonna erbetene Wunderkind Jacob nicht. Wilhelm blieb kinderlos. Starb er, so hatte die Schwester der Königin, die an den Prinzen Georg von Dänemark vermählte Anna, die Herrschaft über England anzutreten. Aber was dann, wenn Anna starb? Es lag weder im Wunsche Englands, die Krone an den dänischen Fürstenstamm, noch auf das Haupt des von Ludwig als Jacob III. anerkannten Sohn des vertriebenen Jacob II. gelangen zu lassen. Um Thronstreitigkeiten und damit für das Land verderbliche Erschütterungen zu verhüten, beschloß Wilhelm, das Erbschaftsgesetz in Bezug auf die Krone Englands zu regeln. Die damalige Kurfürstin von Hannover, Sophia, war eine Tochter der schönen Elisabeth von England, Gemahlin des „Winterkönigs“ und Tochter Jacob's I. von England. Nach Wilhelm's Wunsche nun ward durch einen Parlaments-Act dem Hause Hannover die Succession in England zugesichert. (Es gelangte später denn auch — nach dem Tode Anna's, die, wie ihr Vorgänger Wilhelm III., ebenfalls zwölf Jahre regierte — der Sohn der Kurfürstin Sophia von Hannover, Georg, in England zur Regierung. Das Haus Hannover hat jetzt noch den englischen Königsthron inne.)

Die Reünionen. Der Raub Straßburgs.

Ein Franzose, der Parlamentsrath Roland de Ravaux zu Metz, hatte, um sich bei Hofe besonders zu empfehlen, in einer Denkschrift dargelegt, daß, wenn einem Satze aus dem Texte des westfälischen Friedens die „rechte Deutung" gegeben würde, Frankreich großen Vortheil davon haben könne. Der betreffende Satz lautete: „Elsaß und die andern Districte werden an Frankreich mit allen Dependenzen abgetreten." Wie er das meinte, war von ihm zugleich practisch gezeigt worden. Bei der Ausführung der ihm gestellten Aufgabe, das zu Metz gehörige Landgebiet festzustellen, hatte er Ortschaften mit aufgeführt, die „ehemals" wirklich oder angeblich in irgend einem Verbande mit Frankreich gestanden hatten. Wie hätte ein solcher Rath und Vorgang bei Hofe nicht Beifall finden sollen! Welche Aussicht eröffnete sich für den König, unter dem Scheine des Rechts Raub zu begehen! Sofort wurden zu Metz, Breisach, Besançon und Tournay Gerichtshöfe, Reunionskammern genannt, eingesetzt, die den Auftrag erhielten, die von Roland de Ravaux empfohlene Methode im großen Stile zur Anwendung zu bringen, demnach zu ermitteln, was zu irgend einer Zeit zu den Bisthümern oder zum Elsaß gehört habe. Nun wurde mit Eifer in alten Urkunden umhergeschaut. Was man suchte, fand man in Fülle. Ein und das andere Gebiet, ein und der andere Ort hatten ja auch einmal mit Frankreich in irgend welcher Verbindung gestanden! Man ging bis in die Zeit des Königs Dagobert, der tausend Jahre früher lebte, zurück. Von diesem Könige meldete eine Sage, er habe das Kloster Weißenburg gebaut. Das ward als genügend angesehen, der Behauptung: „demnach gehöre Weißenburg zu Frankreich!" als Rechtsgrundlage zu dienen. Und weiter: „Da zu Weißenburg einmal Germersheim gehört habe, so habe Frankreich auch auf dieses rechtlichen Anspruch!" — Auch der Schatten Pipin's wurde heraufschworen. Pipin habe, ward behauptet, sich über drei von ihm dem Erzbisthum Trier geschenkte Ortschaften den königlichen Schutz vorbehalten. Es sei endlich Zeit für Frankreich, sein Besitzrecht auf diese Ortschaften wieder geltend zu machen! — Je toller, je besser. Die Räthe überboten einander in der Jagd auf — Scheingründe; jede Reünionskammer strebte nach dem Ziel, dem Auge des Königs die umfangreichste Liste zu unterbreiten. Natürlich erregten die Rechtsbegründungen

vielfach die Heiterkeit der Räthe und der Hofbeamten. Aber man fand die Gründe vollkommen genügend, die Deutschen zu düpiren; man arbeitete unter selbstgefälligem Lächeln an der Vergrößerung des Sündenregisters, sich sicher fühlend, daß die schwerfälligen Deutschen nie in die Lage kommen würden, Frankreich zur Abrechnung zu nöthigen.

Die Räthe der Reünionskammern hatten ihr Werk gethan. Von den Kammern zu Metz war der Nachweis geführt worden, daß achtzig außerhalb der Grenzen Frankreichs liegende Lehne der Krone Frankreichs rechtlich unterworfen seien; die Kammer zu Breisach hatte ein Gleiches in Bezug auf sechshundert Städte, Dörfer, Burgen und Mühlen nachgewiesen; viele im Elsaß ansässige Reichsunmittelbare, unter ihnen Fürsten, waren für Vasallen des Königs von Frankreich erklärt worden. Nun ward der „Welt" verkündet, daß Frankreich mit nichten gesonnen sei, sonnenklare Rechte auf Gebiete, über die im Verlauf der Zeit Andere sich Macht angemaßt hatten, länger noch ruhen zu lassen; nein, Frankreich fühle sich berufen, das Banner des Rechts hochzuhalten und werde es zu wahren wissen gegen Jedermann! In Deutschland war man noch nicht von dem Erstaunen über die neueste französische Kundgebung zu sich gekommen, da vernahm man schon, daß Gebiete, auf die Ludwig Anspruch erhoben hatte, von französischen Soldaten überschwemmt worden seien. Die Beamten wurden verjagt, die Kassen und Archive mit Beschlag belegt, die Wappen heruntergerissen und die Einwohner mit Zwang angehalten, der Krone Frankreichs zu schwören. In Deutschland erhoben sich Weh- und Zornrufe solchen Unthaten gegenüber; am Kaiserhofe schauete man starr und stumm darein. Was würde ein Hohenstaufe gethan haben, dem Aehnliches geboten worden wäre? Freilich, hätte ein Fürst von der Macht eines Barbarossa, eines Kaisers Friedrichs II., eines Kaisers Heinrichs VI. an der Spitze Deutschlands gestanden, es würde von Frankreich aus eine so freche Raubthat gar nicht gewagt worden sein. Aber der hochherzige und kräftige Hohenstaufenstamm war bis zu seinen letzten Wurzelsprossen durch die Tücke Roms ausgerottet, das habsburgische Kaiserhaus in das römische Vasallenthum gebracht und durch dasselbe in dem schrecklichen Religionskrieg Deutschland seiner Kraft beraubt worden. Frankreich, das heimtückisch an der Schwächung Deutschlands mitgearbeitet und sich sein Sündenwerk noch dazu hatte von Deutschland bezahlen lassen, hielt gerade jetzt die Zeit für günstig, unter der Form der „Reünionen" einen neuen Raub an Deutschland zu begehen. Das Raubwerk

nahm auch seinen stetigen Fortgang, die Klagen und Proteste der Reichstagsmitglieder zu Regensburg wurden gar nicht in Betracht gezogen. Statt zum Schwert zu greifen, ward eine sogenannte Friedensdeputation nach Frankfurt gesandt: sie sollte daselbst mit französischen Gesandten über die von Frankreich erhobenen Ansprüche in Verhandlung treten. Um Zeit zu gewinnen, regten Letztere eine Streitfrage an, die mit der Sache, um die es sich handelte, ganz und gar nicht in Verbindung stand. Bisher war die lateinische Sprache die Sprache des diplomatischen Verkehrs gewesen; jetzt erhoben die französischen Gesandten plötzlich den Anspruch, es sollten die Verhandlungen in französischer Sprache geführt werden. Als deutscherseits endlich aus dem Grunde nachgegeben worden war, um zur Sache zu kommen, verlangten die französischen Gesandten die Vollmachten der deutschen Gesandten zu sehen und machten Einwände gegen dieselben. Da durch die Friedensdeputation nichts ausgerichtet worden war, begab sich vom Reichstag aus eine Gesandtschaft nach Versailles zu dem Zweck, dem Könige „Vorstellungen“ zu machen. Es währte lange, ehe sie vorgelassen ward, und als dies endlich geschah, empfing sie den Bescheid, daß begründete Beschwerden bei den Reünionskammern einzubringen seien, die sie einer gewissenhaften Prüfung unterziehen würden. Statt irgendwie einzulenken, ging man französischerseits nun erst recht gewaltsam vor. Wurden doch sogar jetzt auswärtige Fürsten, die innerhalb der von den Reünionskammern als zu Frankreich gehörenden Sprengel Besitzungen hatten, unter ihnen der Herzog von Würtemberg (als Besitzer von Mümpelgard), der König von Schweden (als Besitzer einiger Herrschaften in Pfalz-Zweibrücken), Karl II. von Spanien (als Besitzer von Luxemburg) von Versailles aus aufgefordert, der Krone Frankreichs zu huldigen. Auch diese Gebiete wurden besetzt, und Vauban war eifrig bemüht, die erweiterten Grenzen des Landes durch Befestigung der an ihnen liegenden Städte gegen Angriffe von außen zu sichern. In ein Hauptbollwerk war das schon von Natur starke Metz, das Heinrich II. dem deutschen Reiche entrissen hatte (S. 99 – 101), verwandelt worden. Nun fehlt uns noch, sagten die Franzosen, das eben so wichtige Straßburg, um für alle Fälle gegen Deutschland nicht nur gesichert zu sein, sondern auch die Möglichkeit zu gewinnen, von Metz und Straßburg aus bequem zu weiteren Angriffen auf deutsche Gebiete vorschreiten zu können! Die Zeit ist günstig — bemächtigen wir uns ohne Verzug Straßburgs. Die Stadt ist reichsunmittelbar; aber was thut das! Ist die starke Stadt uns nicht gewissermaßen

eine Bedrohung an unserer Grenze? Wie, sollen wir uns die Rolle der Bedrohten noch länger gefallen lassen! — Das war das Einzige, was man aufzufinden vermochte, um die beschlossene böse That zu rechtfertigen. Wie es seiner Zeit in Metz geschehen war, bot auch in Straßburg ein katholischer Bischof — Franz Egon von Fürstenberg ist der Name des Verräthers — die Hand dazu, das Sündenwerk zur Ausführung zu bringen. Er bekam Geld, und mit einem Theil des Geldes bestach er einige einflußreiche Männer. Schon glaubte man, die Frucht sei reif zum Pflücken. Der Stadt ward angekündigt, sie habe der Krone Frankreichs zu huldigen. Aber von der Einwohnerschaft erfolgte die entschiedenste Zurückweisung; zugleich erging der Ruf an den Reichstag, die Stadt vor Vergewaltigung zu schützen. Die Straßburger ahnten es nicht, daß Louvois mit 25,000 Mann in der Nähe stand. Plötzlich rückte er vor die Stadt und nahm die Rheinschanzen. Die Bürgerschaft, unvorbereitet, gegen eine solche Macht sich behaupten zu können, vom Reich verlassen, gab der drohenden Forderung des Feindes nach und öffnete ihm (am 31. September 1681) die Thore — die Stadt war für Deutschland verloren. Ohnmächtige Proteste wurden vom Reichstag erlassen; aber was half dies? Als Ludwig seinen pomphaften Einzug in Straßburg hielt, bei welcher Gelegenheit er die den Protestanten gehörende Hauptkirche, dieses Wunder der Baukunst, den Katholiken überwies, entblödete der Bischof sich nicht, in seiner Begrüßungsrede das heilige Wort zu mißbrauchen: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen!" — Ludwig und seine Franzosen waren guter Dinge. Was kann ein Leopold uns anhaben? hieß es. Er komme nur; wir wollen ihm dann noch mehr abnehmen! — Und hat nicht der Kaiser im Hinblick auf die unruhigen Ungarn und die ihn bedrohenden Türken seine schwere Sorgen? Wir wollen das Feuer dort gegen ihn noch mehr anblasen, damit wir Zeit gewinnen, die Bevölkerungen der besetzten Städte und Gebiete an uns zu ketten und uns zu befestigen! — In der That, Leopold hatte dringenden Anlaß, seine Aufmerksamkeit und Sorge dem Osten zuzuwenden. Daher war er schließlich auch froh, daß Ludwig sich bereit erklärte, mit ihm einen zwanzigjährigen Waffenstillstand einzugehen. Demselben, der 1684 zu Stande kam, trat auch Spanien bei. Der Krone Frankreichs wurde die Souveränität über alle geraubten Städte und Gebiete zuerkannt; Ludwig hatte nur die Zusage zu machen, von weiteren

Reünionen abzustehen und die Einwohner der übernommenen Städte und Gebiete bei ihren religiösen Rechten zu belassen. Wie er es mit dieser letzteren Zusage hielt, werden wir nun sehen.

Hugenottenverfolgung.

So lange das Trachten nach Vervollkommnung des Geistes- und Gemüthslebens in einem Menschen oder in einem Volke das Vorherrschende bleibt, findet ein Auffsteigen statt; die Wandlung in das Gegentheil ist der Anfang des Rückgehens. Ein solches Rückgehen ist in der Regel mit äußeren, das Auge des Oberflächlichschauenden täuschenden Erfolgen begleitet. Doch Stunde und Tag kommen für den Einzelnen und für Völker, die dem Weltlichen verfallen, in denen das äußere Verderben dem innern nachfolgt, und dem blödesten Auge erkennbar wird, daß Schaden an seiner Seele leiden auch die Grundlage des äußeren Glücks zerstört. Was in Frankreich sich bis zur Zeit Ludwig's vollzog, hängt genau mit der von Rom aus unaufhörlich und mit großen äußeren Erfolgen betriebenen Verdunkelung des Christenthums zusammen. Wir haben das alte heidnische Rom in dem Papstkönigthum neu erstehen sehen; wir haben gesehen, daß die innersten Bestrebungen dieses Papstkönigthums darauf hinausgingen, nicht ein Reich Gottes, sondern — unter dem Schein der Förderung christlichen Lebens — ein Reich von dieser Welt zu gründen. Da erwachte das Gewissen der Menschheit. Ein deutscher Mann, Martin Luther, erhob die Fahne zum Befreiungskampfe gegen Rom. Die durch sie hervorgerufene Bewegung, die Reformation, bedeutete in ihrem innersten Kern: Aufgabe des Glaubens an den Papstkönig und Rückkehr zum Glauben an den Heiland. Die von dem Wesen des neuen Geistes Ergriffenen begehrten, sich der sie geistig und leiblich den größten Gefahren preisgebenden Gewalt des Miethlings zu entziehen und sich unter die unmittelbare Einwirkung des treuen Hirten, unter seine ungetrübte Lehre zu stellen. Es handelte sich um eine Rückkehr von der Caricatur des Reiches Gottes zum Reiche Gottes selbst. Ein erhabener Moment für die Menschheit, in der ein solcher Entschluß machtvoll hervorbrach! Wohl dem Einzelnen, wohl den Völkern, die opferbereit in den Kampf eintraten! Wir haben das Kämpfen und Ringen gesehen. Wie ward dem heiligen Gedanken der Verjüngung und Erneuerung in Frankreich begegnet? Die Nacht erwies sich stärker dort, als das Licht; sie verschlang es. Sechzig-

tausend Pariser erklärten sich auf den Wink eines Scheusals bereit, die Hugenotten, deren Vornehmste soeben von dem Königshofe und der Stadt gastfrei aufgenommen worden waren, in der Nachtzeit zu überfallen und zu ermorden. Seinen Gastfreund schützt der Wilde; in Paris ward beschlossen, den Gastfreund meuchlings aus dem Wege zu räumen. So erlagen in einer Nacht 25,000 Hugenotten dem ruchlosen Morde. Das Blut so vieler Unschuldiger floß in den Straßen von Paris. Wehe über eine Stadt, in der so Unerhörtes geschehen konnte! Nicht Katharina von Medici und Karl IX. allein sind die Schuldigen; möge es unvergessen bleiben: sechzigtausend pariser Bürger hatten sich freiwillig zur Ausführung des Mordes bereit erklärt! Es ist eine nicht zu leugnende Wahrheit: der Tyrann in Frankreich hat seinen Sitz im französischen Blute. — Eine Zahl von Protestanten war dem Verderben entgangen, neue reformirte Gemeinden entstanden und erhielten sich trotz mancherlei Verfolgungen. Vielfach kamen politische Erwägungen der jeweiligen Machthaber oder gegen diese ankämpfender Prätendenten den Hugenotten zu Gute. Endlich ward ihnen (von Heinrich IV. im Edict von Nantes, 1598) Freiheit des Glaubens und des Kultus zuerkannt. Unter Ludwig's XIV. Vorgänger hatten sie (auf Betrieb Richelieu's) die ihnen von Heinrich IV. übergebenen festen Plätze verloren, dagegen waren ihnen (durch das Edict von Nismes oder das der Gnade 1629) die sich auf ihre Lehre und ihren Kultus beziehenden Rechte auf's Neue bestätigt worden.

So hatte Ludwig XIV. die Lage in Bezug auf das religiöse Wesen vorgefunden. Lange Zeit waren von ihm die Hugenotten unangetastet gelassen worden, was wohl die Verwunderung denkender Zeitgenossen erregt haben mag. Worin lag der Grund, daß der Despot Leute in Frieden ließ, die zu Gott nach ihrer Weise beteten? Colbert war ihr Schützer gewesen. Aber aus welchen Gründen und durch welche Mittel hatte er sie geschützt? Es war von ihm der grollenden Majestät wiederholt versichert worden, daß gerade diese Ketzer die betriebsamsten Bürger und daher auch die besten Steuerzahler seien, welcher Darlegung dann jedesmal die Bitte gefolgt war, aus finanziellen Gründen die am reichlichsten fließenden Steuerquellen des Landes nicht zu verschütten! Das hatte in dem Könige den Eifer niedergehalten, den Groll gegen die Hugenotten aber nicht vermindert, ihn vielmehr erhöht und den Vorsatz geschärft, sobald Colbert neue Geldquellen gefunden haben würde, das Wort für Frankreich zur vollen Geltung zu bringen: E i n Gott, e i n König und

ein Glaube! — Die Jesuiten am Hofe wußten, wie die Sache lag, und rechneten ebenfalls auf die Zukunft. Darum verschonte auch für jetzt der Beichtvater Ludwig's, der Jesuit Père la Chaise, seinen königlichen Herrn mit Anträgen auf die Bedrückung der Ketzer. Ging doch seine Hauptsorge dahin, das Gemüth des Königs frei zu erhalten vor beschwerlichen Empfindungen jeder Art. Die Jesuitenmoral hatte eine neue Entwicklungsstufe erreicht. „Seitdem die religiösen Dinge hinter der profanen Politik zurückgetreten waren, hatten bei dem Jesuitenorden die weltlichen Interessen die Oberhand gewonnen; die Macht und der Reichthum des Ordens standen als Hauptziel im Vordergrunde. Die Folge war, daß die Jesuiten in ihren Lehren sich mehr der Richtung der Zeit anbequemten und namentlich in der Erklärung der Sünde eine sehr laxe Ansicht aufstellten. Nur wo vollkommene Einsicht des Vergehens und die bestimmte Absicht, es zu vollbringen, obwalte, sei eine Sünde vorhanden, äußeres Thun ohne innere Zustimmung und Freiwilligkeit sei kein Vergehen. Diese Casuistik führte zu einem Gewebe von Heuchelei und Sophistik. Die Lehren von dem geistigen Rückhalt (reservatio mentalis) und von der Heiligung des Mittels durch den Zweck wurden noch erweitert durch die „Lehre von dem Probabilismus", nach der man in einem „zweideutigen und zweifelhaften Falle eben so gut die wahrscheinlich falsche als die wahrscheinlich wahre Bestimmung ergreifen dürfe." Diese in dem von den Jesuiten fast gänzlich beherrschten Beichtstuhl aufgestellten Grundsätze machten das Joch Christi leicht, zerstörten aber jeden sittlichen Halt. Gegen so gefährliche Lehren war innerhalb der katholischen Kirche eine Bewegung ausgebrochen. Der Abt des Klosters St. Cyran in Berri und der holländische Professor Jansen in Löwen, nachmaliger Bischof von Ypern, traten in Kampf gegen die Jesuiten, namentlich bewies Jansen in seiner Schrift „Augustinus", daß der gleichnamige Kirchenvater gelehrt habe: der Glaube allein beselige, und Gott allein vergebe die Sünden. Diese Schrift, in der sich gleichsam noch ein Pulsschlag aus der großen Reformationszeit kund gab, hatte die Folge, daß sich innerhalb der katholischen Kirche eine pietistisch-ascetische Secte, die Jansenisten, bildete, die, trotzdem die Jesuiten den Papst zu bewegen wußten, daß er über eine Zahl von Sätzen aus jener Schrift die Verdammung aussprach, Bestand behielt. Unter den Förderern des Jansenismus sind besonders hervorzuheben Arnauld d'Anhylli und Blaise Pascal. Die Jesuiten behielten jedoch in der katholischen Welt die Oberhand. Ihre Lehre von der Sünde

und der Abwendung der Strafe hatte zu viel Verlockendes an sich, als daß nicht die Mehrzahl derer, die sie gekostet, hätte Neigung behalten sollen, bei ihr zu verbleiben. Wie gern ließ man sich betrügen, und wie gern betrog man sich auf der betretenen Bahn selbst! Was könnte es mir schaden, sagte sich Mancher bei Anwandlung von Zweifeln, wenn Irrthum mit im Spiele wäre? Schlimmsten Falls hätte mein Beichtvater, was ich verschuldete, zu tragen! — Am wenigsten war ein Ludwig geneigt, Unrecht zu sühnen nach den Vorschriften des Heilandes. Wie hätten denn auch Regungen solcher Art aufkommen sollen in einem Manne, der von den falschen Priestern, die ihn auf seinem Sündenwege begleiteten, fortgesetzt für die angeblichen Vortheile, die von ihm der alleinseligmachenden Kirche zugewandt würden, in wahrhaft abgöttischer Weise gepriesen ward? Als „Heiland“ hatte ihn der Bischof Egon von Fürstenberg begrüßt, weil er räuberischer Weise den Deutschen eine ihrer wichtigsten Grenzstädte, Straßburg, den Evangelischen in der Stadt ihre Hauptkirche genommen hatte. Doch die Jahre gingen hin, allgemach begannen sich die Gebrechen des Alters bei Ludwig einzustellen, womit seine auf Irdisches sich beziehende Genußfähigkeit schwand. Nicht dies allein machte ihn grämlich und zu Zeiten verdüstert, es ward auch wahr an ihm, was das Wort besagt: „Die Eitelkeit, der nimmersatte Geier, fällt nach verzehrtem Vorrath selbst sich an.“ Da begannen denn doch in den Stunden und Tagen, die ihm nicht gefielen aus der verschütteten Tiefe seines Gemüthes mahnende und drohende Stimmen aufzusteigen, die auf einen andern Beichtstuhl als den seines gefälligen Gewissensrathes verwiesen. Kaum wurde diesem etwas offenbar von Anwandlungen solcher Art in dem Gemüthe des Königs, so war sein Entschluß gefaßt, nunmehr seine Agitationen gegen die Hugenotten zu beginnen. Zum Vortheil gereichte es ihm, daß Colbert bereits mit Tode abgegangen war. Der Kriegsminister Louvois und die Frau von Maintenon, die zur Zeit die Rolle einer Gemahlin des Königs spielte, ohne daß sie diesem angetraut war, reichten dem Beichtvater die Hand zum Bunde. Des Königs Gemüth, sagte Père la Chaise, bedürfe, damit seine Aufmerksamkeit nicht an dem, was ihn gegenwärtig beschäftige, haften bleibe, einer neuen starken Erregung, auch empfehle es sich, da der König mehr als sonst von Gewissensbedenken heimgesucht werde, ihm ein Mittel an die Hand zu geben, Gott Opfer darzubringen — Alles dies werde sich dadurch erreichen lassen, daß in ihm die Ueberzeugung erweckt werde, es sei Gottes Wille, dem bisher von ihm in so bewunderungswürdiger

Weise geförderten Werke der glorreichen Erhebung Frankreichs durch die Ausrottung der Ketzerei seine Vollendung zu geben. — Ludwig sollte angeleitet werden, Gott neue „Opfer" darzubringen. Womit? Damit, daß er — nicht sich, nein, daß er einem Theile seiner Unterthanen, deren Gemeinwesen, wie selbst ihre ärgsten Widersacher zugeben mußten, ein musterhaftes war, Leiden auferlegte! Das war die Moral des königlichen Leib-Jesuiten und seiner Helfershelfer! — Sofort ging man an's Werk, dem Könige die entsprechenden Eindrücke beizubringen, und bald glühte in ihm der Gedanke: Wie, in einem Lande erfrechen sich Menschen, die Religion, zu der ich mich bekenne, des Irrthums zu zeihen? — Sein Stolz und der Lug seines Beichtvaters hatten es ihm ja als ein Dogma eingepräpt, daß er in allen wichtigen Beziehungen des Staatslebens unter der Inspiration Gottes stehe! So erachtete er denn auch den jetzt ihn überkommenden Zorn und die in ihm erwachende Absicht, dem Hugenottenthum in Frankreich ein jähes Ende zu bereiten, als der unmittelbaren Einwirkung des Geistes Gottes entsprungen. Wie hätte der König ahnen sollen, daß er als Werkzeug seines Beichtvaters und dieser wiederum als Werkzeug des in Rom residirenden Jesuiten-Generals handelte, dem es nicht um die Erhöhung der Herrschaft Ludwig's, sondern um die des Ordens und der von diesem beherrschten katholischen Kirche zu thun war! Die Reihe der gegen die Hugenotten in Vollzug zn setzenden Maßnahmen war festgestellt, und la Chaise konnte nach Rom berichten: Was wir lange gewünscht und uns ersehnt hatten — dessen Ausführung steht unmittelbar bevor! — Jetzt folgte Schlag auf Schlag gegen die Hugenotten. Das Edict von Nantes lag freilich vor; aber sind gesetzliche Bestimmungen nicht deutungsfähig? Im Handumdrehen war den Hugenotten der wichtigste Theil ihrer Rechte weggedeutet. Daß man es ihnen gestattet habe, nach Belieben Kirchen zu bauen, Synoden einzuberufen, daß man ihnen Staatsämter offen gehalten, ihnen Pachtungen und Gemeindestellen anvertraut habe — Dies und Aehnliches beruhe, hieß es, auf irrthümlicher Auslegung des Edicts. Demgemäß fanden nun Beschränkungen und Ausweisungen aus Aemtern statt. Eine große Zahl Adliger erkaufte sich das Belassen in ihren Stellungen durch Uebertritt. Unter den Armen wurden durch Bestechungen viele Proselyten gemacht. Einen festen Kern des Widerstandes fanden die Bekehrer in dem gebildeten Bürgerstande. Um diesen Widerstand mit Gewalt zu brechen, ward zunächst — am 20. October 1685 — das Edict von Nantes förmlichst und feierlichst als aufgehoben er-

klärt. Dies bedeutete: ein Jeder, der von da ab sich zu einer andern als der katholischen Religion bekenne, sei als Staatsverbrecher zu behandeln. Dem längst danach dürstenden Louvois ward die Beendigung des Bekehrungswerkes übertragen. Er sandte Priester und — Dragoner aus, um den Uebertritt zu erzwingen. Die durch Mitwirkung der Dragoner beabsichtigten und vielfach auch erreichten Zwangsbekehrungen wurden Dragonaden genannt. Den Dragonern war die Ausübung von Gewaltthaten aller Art gegen widerspenstige Hugenotten nicht nur erlaubt, sie war ihnen befohlen. Nun wetteiferten die Führer der Dragonerregimenter mit einander, dem Kriegsminister Erfolge melden zu können. Die Bestialität feierte ihre Triumphe. Qualen raffinirtester Art wurden ersonnen. Man band die Opfer derartig an Ziehbrunnen, daß das Gesicht nach unten kam, und ließ sie von Zeit zu Zeit plötzlich auf das Wasser niederfallen. Als besonders qualvoll erwies sich die Beraubung des Schlafes durch Trommelschlag. Es ist geschehen, daß also Gequälte dem neben ihnen sitzenden Soldaten für eine Stunde Schlafes zehn, zwanzig und mehr Thaler gaben. Ein Greis, lange auf diese Art gemartert, schwor endlich seinen Glauben ab. „Jetzt wird man euch Ruhe gönnen," sagte der Prälat zu ihm. „Ich erwarte nur noch Ruhe im Himmel", erwiderte der Greis mit Seufzen, „und gebe der Himmel, daß meine jetzige Handlung mir nicht die Pforten desselben für ewig verschließt!" In Kerker, in denen Hugenotten schmachteten, warf man die Eingeweide geschlachteter Thiere; die Gefangenen verloren durch die pestähnlichen Ausdünstungen, die dadurch erzeugt wurden, in kurzer Zeit Haare und Zähne und verfielen in unheilbares Siechthum. — Viele Hugenotten, die lieber Gut und Vaterland, als ihren Glauben aufgeben wollten, begaben sich in's Ausland. Da verbot der Tyrann — wie es vor ihm Karl I. in England gethan hatte — die Auswanderung. Zur Annahme des rechten Glaubens sollten die Ketzer gezwungen werden, oder sie sollten Qualen erleiden, die den Tod herbei führten. „Majestät sind erregt — o, welche Opfer bringen Majestät der heiligen Kirche!" Solche und ähnliche Worte bekam Ludwig von der Frau von Maintenon, unter deren Herrschaft der „große" König bereits gesunken war, gelegentlich zur Stärkung zu hören. Welcher Art die Segnungen waren, die durch solche „Opfer" der katholischen Kirche zu Theil wurden, das hat die Folge gelehrt. Die befohlene Kirchlichkeit führte zum Scheindienst, zur Heuchelei. Was vor Ludwig's Zeit von christlichem Wesen noch in der katholischen Kirche Frankreichs vorhanden gewesen war, ver=

flüchtete sich gänzlich, und als die Hülle in späterer Zeit abgeworfen wurde, traten Unglaube und Gottlosigkeit in erschreckendster Gestalt, wie Aehnliches nirgends erhört worden ist, hervor. Gewonnen war durch den Uebertritt schwacher Seelen nichts. Die Edelgesinnten hatten den Tod erlitten, oder es war ihnen unter Ertragung schwerster Leiden gelungen, die Grenzen zu erreichen. Gegen 500,000 seiner besten Bürger verlor Frankreich damals allein durch die Auswanderung; in England, Holland, Brandenburg fanden die Flüchtlinge Aufnahme. Gästen solcher Art Asyle bieten, heißt sich selbst segnen. Mit welcher Hingabe sie darnach strebten, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten, hatten sie bewiesen; zugleich waren sie tüchtig auf dem Gebiete des gewerblichen Lebens. Frankreich aber hatte das Salz der Erneuerung nun gänzlich von sich gestoßen. Von der kleinen Zahl von Hugenotten, die weder Heimath noch Glauben verließ, durfte eine Erlösung des in todtes Kirchenthum verfallenen Frankreichs nicht mehr gehofft werden.

Die Türken vor Wien, 1683.

Es ist oben angedeutet worden, daß Ludwig bei dem durch die Reünionskammern in's Werk gesetzten Raube wie auch bei dem Raube Straßburgs sich darauf stützte, der Kaiser Leopold I. sei im Osten seines Reiches zu schwer bedroht, um ihm ernsten Widerstand entgegen setzen zu können. Ferner wurden Aeußerungen der Franzosen angeführt, dahin gehend, man werde, um den Kaiser desto sicherer von den Grenzen Frankreichs fern zu halten, das Feuer im Osten, das zu dämpfen ihm jetzt schon schwer werden möchte, noch mehr „anblasen!" — Nun, es brannte das Feuer, auf das man hindeutete, bereits lichterloh und zwar in Ungarn und in der Türkei; im ersteren Lande das der Empörung, hervorgerufen durch Bedrückungen der Protestanten, im letzteren Lande das eines politisch-religiösen Fanatismus, der anreizte, einen Verwüstungskampf gegen Oesterreich anzuheben.

Die Jesuiten in der Kaiserburg zu Wien konnten sich rühmen, in Leopold ebenfalls die Einbildung erzeugt zu haben, daß er Gott durch Verfolgung der Protestanten „Opfer" darbringe. Da nun Leopold, bestimmt durch das Verhalten Ludwig's dem französischen Adel gegenüber, Schritte that, um die Rechte des ungarischen Adels zu Gunsten seiner Machtvollkommenheit zu beschränken, traten vor-

nehme ungarische Magnaten zu einem Bunde zusammen, der zu dem Zweck, das Land in seinen Rechten und Freiheiten zu erhalten, Verbindungen mit dem Fürsten von Siebenbürgen und mit der Türkei anknüpfte. Verrath lieferte die Bundeshäupter, unter ihnen die Grafen Peter Zriny, Ragoczy und Radasdi, in die Gewalt des Kaisers; sie wurden hingerichtet und darauf Beschlüsse gefaßt, die darauf hinzielten, nunmehr Ungarns Selbstständigkeit gänzlich zu brechen und namentlich auch den Protestantismus um jeden Preis auszurotten. Priester und Soldaten überschwemmten das Land, Gewissens- und Steuerdruck wurde mit gleicher Schonungslosigkeit geübt auf vielen Orten evangelische Kirchen niedergerissen und den Geistlichen die Wahl gestellt, durch Uebertritt sich gute Pfründen zu verschaffen oder als Ruderknechte auf spanische Galeeren verkauft zu werden. Diese Noth einte patriotische Katholiken und Protestanten Ungarns, ein tapfrer Edelmann, Emmerich Tököli, entfaltete das Banner der Empörung, und bald sah er sich an der Spitze von 20,000 Ungarn in der Lage, dem Landesfeinde kräftigen Widerstand leisten zu können. Der Sultan Mohamed IV. erkannte ihn als zinspflichtigen König von Mittelungarn an und zeigte sich geneigt, ihm Beistand zu leisten.

Das war das Feuer im Osten, gegen das sich Leopold zu wahren hatte, und Ludwig stand nicht an, sowohl Ungarn dadurch zu unterstützen, daß er auf seine Kosten für dasselbe einen polnischen Heerhaufen werben ließ, als auch den Sultan anzureizen, in das Herz Oesterreichs einzufallen, ja der „allerchristlichste“ König ging so weit, dem fanatischen Kara Mustapha, dem Großvezier des Sultans, einen Plan von den Befestigungen Wiens zuzusenden. An der Spitze eines Heeres von 300,000 Mann langte Kara Mustapha im Mai 1683 in Ungarn an und stellte einen Theil seiner Krieger unter Tököly, der zur Belagerung Preßburgs schritt, während Kara Mustapha an der Spitze von 200,000 Mann gegen Wien vorrückte. Oesterreich war gänzlich unvorbereitet auf einen Krieg gegen eine so gewaltige Heermacht, und dem tapfern Herzog Karl V. von Lothringen (Sohn des von Ludwig vertriebenen Herzogs Karl IV. von Lothringen), der dem Feinde mit kaum 30,000 Mann entgegen gezogen war, blieb nichts übrig, als sich unter heißen Kämpfen auf Wien zurückzuziehen. Die Türken verheerten das Land auf das Gräuelvollste, brannten Flecken und Dörfer nieder, zerstörten Kirchen und Klöster und sandten gegen 40,000 Männer als Sclaven in die Heimath. Der Stadt Wien, deren ganze Kriegsmacht sich auf 10,000 Mann belief, hatte

sich ein wahres Entsetzen bemächtigt, und dasselbe steigerte sich noch, als der Kaiser Leopold die Flucht ergriff. Ihm folgten gegen 60,000 Bürger, wogegen so viele Bewohner aus der Umgegend nach Wien strömten, daß der treffliche Graf Rüdiger von Stahremberg, der die Vertheidigung der Stadt übernommen hatte, aus Besorgniß, es möchte zu früh Proviantmangel eintreten, die Thore schließen ließ. Studenten und Bürger stellten sich ihm zur Verfügung, und sein Beispiel regte sie zu entschlossenstem Muthe an. Die brennenden Ortschaften verkündeten das Annahen der Türken, mit dem 12. Juli begann die Belagerung. Karl von Lothringen stand mit seinem kleinen Heere auf den Höhen des nahen Kahlenberges, Zuzug erwartend, der von Seiten mehrerer Fürsten verheißen war. Die Türken beschossen die Stadt aus 280 Feuerschlünden. Heldenmüthig schlug die kleine Besatzung Sturm auf Sturm zurück und unternahm sogar kühne Ausfälle. Aber als Wochen vergangen waren, als die Reihen der Kämpfer sich mehr und mehr lichteten, der Proviant zu mangeln begann, und Seuchen ausbrachen, da vermochte die Bürgerschaft sich nicht der Besorgniß zu verschließen, daß, wenn nicht in allernächster Zeit Rettung von außen komme, die Stadt verloren sei. Inzwischen zogen die Hülfsheere herzu, Maximilian Emanuel von Bayern mit 10,000, Johann Georg von Sachsen mit 12,000, der Fürst von Waldeck mit 10,000, endlich auch der König von Polen, Johann Sobiesky, mit 20,000 Mann, so daß das christliche Heer gegen 70,000 Mann zählte, denen immer noch mehr als die doppelte Zahl von Feinden gegenüber stand. Länger aber durften, wollten sie nicht thatlos das die Stadt bedrohende Unheil zur Ausführung gelangen sehen, die Feldherrn mit dem Angriffe auf die Türken nicht zögern — durch Nothsignale vom Stephansthurm zu Wien war zu erkennen gegeben worden, daß die Widerstandskraft in dem nunmehr schon bis in die neunte Woche hinein währenden Kampfe erschöpft sei. Da stieg (12. September 1683) das christliche Heer von den waldigen Höhen des Kahlenberges hinab in die Ebene, und es entbrannte ein heißer Kampf. Trotz ihrer Ueberzahl wurden die Türken auf allen Seiten zurückgedrängt, Sobiesky mit seinen Reitern durchbrach die dichtesten Reihen der Feinde. Als Kara Mustapha die Schlacht für verloren gab, ließ er sämmtliche gefangene Christen, 30,000 an der Zahl, niedermetzeln. Dann suchte er sein Leben durch die Flucht zu retten. Gegen Abend war der Sieg des Christenheeres entschieden, das ganze Lager der Türken mit reichen Schätzen fiel in die Hände der Sieger; Wien war gerettet. Die Bürger wetteiferten in Ehrenbezeigungen

gegen die christlichen Helden, am meisten ward der tapfre Sobiesky gefeiert. Als der Kaiser aus Linz nach Wien zurückgekehrt war, wurden zunächst am Hofe die Förmlichkeiten festgestellt, die bei der Zusammenkunft Leopold's mit Sobiesky (der ja doch nur, wie der Kaiser sich ausdrückte, ein „Wahlkönig" sei) zu beobachten seien. Der tapfere und edelgesinnte Karl von Lothringen hatte bei der ersten Anregung der Frage, wie der Kaiser den Polenkönig empfangen solle, aus tiefer Bewegung gerufen: „Mit offenen Armen!" Sein Wort fand keine Beachtung. Kalt, stolz und förmlich benahm sich Leopold gegen Sobiesky und die übrigen Fürsten, die ihm Thron und Hauptstadt gerettet und zugleich der Christenheit einen so unermeßlichen Dienst geleistet hatten. Kara Mustapha, der geträumt hatte, Pascha über Oesterreich zu werden, wurde auf Befehl des Sultans enthauptet. Der Krieg gegen die türkische Macht nahm unter Führung Karl's von Lothringen seinen Fortgang. Als es gelungen war, den Türken Ofen zu entreißen, beschloß Leopold zunächst Abrechnung mit Ungarn zu halten. Daß er es gewesen war, der dieses Land zur Verzweiflung getrieben hatte, ward nicht in Betracht gezogen. Den erbarmungslosen Sprüchen des von dem General Caraffa zu Eperies eröffneten Blutgerichtes fiel die Blüthe der Nation zum Opfer. Als die Henker ihre Arbeit verrichtet hatten, ließ Leopold die Stände nach Preßburg berufen und ihnen die Frage vorlegen, ob sie einwilligten, daß Ungarn aufhöre ein Wahlkönigthum zu sein, und ob sie ferner ihrem Rechte, verfassungswidrigen Verordnungen sich widersetzen zu dürfen, zu entsagen bereit seien. War jetzt etwas Anderes von den Ständen zu erwarten, als Zustimmung? Mit Ungarns alten Freiheiten war es vorbei, es hatte sich aus einem Wahlkönigreiche in ein Erbreich der habsburgischen Dynastie verwandelt. Zugleich war eine neue Protestantenhetze eröffnet worden. Diese hatte nach kurzer Zeit den Erfolg, daß die Zahl der Protestanten bis auf die Hälfte sank. Tököli, einzig von dem Gedanken beherrscht, sein Vaterland aus der Gewalt des Hauses Habsburg zu befreien, nahm Dienste bei den Türken. Der noch eine Zeit lang währende Krieg gab dem Prinzen Eugen (einem Sohne des Herzogs Eugen Moritz von Savoyen-Carignan und der schönen Nichte des Cardinals Mazarin, Olimpia Mancini) Gelegenheit, sich hohen Kriegsruhm zu erwerben. Seines schwächlichen Körpers wegen hatte man ihn zum geistlichen Amte bestimmt. Aber der Jüngling fühlte sich nicht berufen, im Dienste der Kirche thätig zu sein; sein ganzes Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, sich einst Kriegsruhm zu erwerben.

Er nahm eine sich ihm darbietende Gelegenheit wahr, den König Ludwig um die Verleihung einer Hauptmannsstelle zu bitten. Ludwig schlug ihm die Bitte ab, ja er gab der Antwort auch noch als Beigabe eine beißende Bemerkung, die sich auf den kleinen und etwas schiefen Körper des Prinzen bezog. Sofort verließ der Prinz Frankreich, um in die Reihen der Kämpfer einzutreten, die Karl von Lothringen zum Entsatze von Wien um sich schaarte. Es ward ihm eine Offizierstelle anvertraut, und schon seine Haltung in der Schlacht vor Wien war derartig, daß er zum Befehlshaber eines Regiments ernannt ward. Von da ab war er in dem Kriege in einer Weise thätig, die fortgesetzt seine Tüchtigkeit und demnach auch seinen Ruhm heller strahlen machte. Die Türken, die gleichzeitig von den Venetianern bekämpft wurden, erlitten schwere Niederlagen. Karl von Lothringen schlug sie (1687) bei Mohacz, Ludwig von Baden (1687) bei Salankemen; den glorreichsten Sieg über sie aber erstritt Prinz Eugen (1697) bei Zentha an der Theiß, in Folge dessen die Pforte sich gezwungen sah, den Frieden von Karlowitz (1699) einzugehen. Die Türken mußten auf Siebenbürgen und Ungarn Verzicht leisten, den Venetianern Morea, Sancta Maura und einige dalmatische Festungen, den Russen Asow abtreten.

Ludwig's XIV. Krieg mit Deutschland.

Das (durch die Bedrückungen der Protestanten in Ungarn) ursprünglich von den wiener Hof-Jesuiten angezündete und darnach von Versailles aus zu hellen Flammen „angeblasene" Feuer im Osten war endlich bewältigt worden — nicht zum Wohlgefallen des „allerchristlichsten" Königs Ludwig, der nichts lieber gesehen hätte, als daß es den ungarischen Protestanten (obgleich er deren Glaubensbrüder im eigenen Lande auf das Heftigste verfolgte) und den Türken gelungen wäre, Oesterreich zu zertrümmern. Weshalb? Einzig weil die Gier ihn nicht ruhen ließ, wiederum Frankreichs Grenzen nach Deutschland hin auszudehnen und ihm die Schwächung oder gänzliche Vernichtung der kaiserlichen Macht als das Hauptmittel erschien, seinen Zweck zu erreichen. Den Sieg des christlichen Heeres über Kara Mustapha vor den Mauern Wiens (1683), der weithin die christliche Welt mit innigsten Dankgefühlen gegen Gott erfüllte, verwünschte er, weil er sich in Folge desselben gezwungen sah, seinem Gelüst nach neuem Länderraub einstweilen noch Zügel anzulegen.

Welch ein Glück, daß England endlich wieder in König Wilhelm III. einen Mann von dem Geiste Cromwell's an seiner Spitze hatte! Wie Jener, fühlte Wilhelm sich berufen, sowohl Hort der evangelischen Kirche zu sein, als auch Ludwig's ehrgeizige Pläne zu überwachen. Ihm gelang es noch in demselben Jahre, in welchem der letzte Stuart von ihm aus England vertrieben wurde (1688), mit Kaiser und Reich, Holland, Brandenburg, Spanien und Schweden den Augsburger Bund gegen Frankreich zu Stande zu bringen. Dennoch griff ein Jahr darauf Ludwig zu den Waffen gegen Deutschland. Louvois habe ihn, wird erzählt, dazu angereizt, um durch die Hinleitung desselben auf andere Dinge die ihn bedrohende königliche Ungnade wegen eines schiefen Fensters im Lustschloß Trianon, dessen Bau er zu überwachen gehabt, von sich abzulenken. Ob wirklich und wie weit etwa diese Fenstergeschichte mitspielte, oder ob, wie auch behauptet worden ist, Ludwig im tiefsten Grunde von der Absicht geleitet wurde, durch einen Angriff auf die kaiserliche Macht seinem bedrängten Bundesgenossen, dem Sultan, Luft zu machen, bleibe dahingestellt, jedenfalls mußte man französischerseits irgend etwas Anderes vorzuschützen haben, um sich den Schein zu geben, als werde man gezwungen, für ein gefährdetes Recht einzutreten. Falsche Karten in solcher Art in jedem Augenblicke beliebig ausspielen zu können, hatte man es in Versailles an der nöthigen Vorbereitung nicht fehlen lassen. Ein Vorgang bot Gelegenheit, die Behauptung aufzustellen, man habe deutscherseits vor, Frankreich in seinem guten Rechte zu kränken. Der Kurfürst Karl von der Pfalz starb, und mit ihm erlosch der Zweig Pfalz-Simmern. Die Tochter des Verstorbenen, die hochherzige Elisabeth Charlotte, war vermählt mit dem Bruder Ludwig's, dem Herzog von Orleans, und bei der Vermählung war festgesetzt worden, daß beim Tode ihres Vaters ihr nur die Allodialgüter überlassen werden, dagegen die pfälzischen Lande an die katholische Seitenlinie Pfalz-Neuburg fallen sollten. Dessenungeachtet trat Ludwig jetzt plötzlich mit der Behauptung auf, Elisabeth Charlotte sei Erbin der pfälzischen Lande, und er sei berechtigt und verpflichtet, diese Namens seines Bruders, des Herzogs von Orleans, zu beanspruchen. Um dieselbe Zeit gab noch ein anderer Vorgang dem Könige Veranlassung, die Miene des von deutscher Seite in seinem Rechte Gekränkten anzunehmen. Durch Bestechung hatte er es bewirkt, daß die Mehrheit der kölner Domherrn sich für die Besetzung des erledigten erzbischöflichen Stuhles zu Köln durch den im Dienst Ludwig's stehenden straßburger Bischof Wilhelm von

Fürstenberg erklärt hatte, wogegen die Wahl der Minderheit auf den bayerischen Prinzen Joseph Clemens gefallen, und dessen Wahl demnach auch von dem Papst bestätigt worden war. So ward denn französischerseits der Krieg beschlossen und mit Mitteln eingeleitet, die Alles, was bisher von barbarischer Kriegsführung erhört worden war, überboten. Man entschied sich in Versailles dafür, die an Frankreich grenzenden deutschen Gebiete, nachdem man sie ausgeplündert, in Wüsteneien zu verwandeln, weil die Anlage eines breiten Wüstenstriches als das bequemste Mittel erschien, Frankreichs Grenzen vor feindlichen Angriffen zu schützen. Deutschland kann erzählen von Raubzügen eines Attila, von Verheerungen, die Magyaren, Mongolen und Türken auf seinem Boden angerichtet, nimmer aber hat „das Auge des Weltalls", das, wie französische Eitelkeit und Frechheit zu äußern gewagt hat, stets mit „Wohlgefallen auf die Kriegsthaten Frankreichs blicke", ähnliche Gräuel erschaut, als die waren, die auf Louvois Befehl von französischen Mordbrennerschaaren ausgeübt wurden. Hunderte von Ortschaften, unter ihnen Heidelberg, Mannheim, Bruchsal, Oppenheim, Frankenthal, Kreuznach, Rastatt, Speier, Worms, wurden, nachdem alles Werthvolle den Einwohnern geraubt worden war, in Asche gelegt. Melac hieß der Oberhenker, dem Louvois das Werk übertragen hatte, die Pfalz zu verwüsten; unter ihm wirkten in gleicher Weise Durras, Montclar, Crequi. Mitten im Winter (im Jahre 1689) hatte man das Zerstörungswerk begonnen. Unzählige Wagen, den Bewohnern genommen, führten den Raub nach Frankreich. Die unglücklichen Bewohner wurden in der bittern Kälte auf die Felder getrieben. Kein Erbarmen mit Greisen, Kindern, Kranken; die Kälte tödtete sie zu Hunderten, zumal man nicht angestanden hatte, ihnen die Kleider vom Leibe zu reißen, wenn solche nur irgendwie des Nehmens werth erschienen waren. Das berühmte heidelberger Schloß, das in seinen Haupttheilen dem Feuer widerstand, wurde durch Sprengungen zerstört. Welche Arbeit durch Monate hindurch! Speier kam erst im April an die Reihe. Die Schöffen, die man insgesammt in den Rathhaussaal gesperrt hatte, überließ man so lange den Qualen des Hungers und Durstes, bis die ungeheure Summe, die man der Stadt zur Zahlung auferlegt hatte, herbeigeschafft war. Die Bürger wurden gezwungen, ihre eigenen Mauern niederzureißen; hinter ihnen standen die Franzosen mit Peitschen, die sie unbarmherzig handhabten. Als die Stadt zum größten Theile zerstört war, ward den Bürgern befohlen, nach Lothringen oder Burgund auszuwandern. In Verstecken

am Rheinufer lagen Soldaten, von denen die Flüchtlinge, die sich über den Rhein zu retten suchten, erschossen wurden. Der herrliche Dom, in welchem sich die Gräber von acht deutschen Kaisern befanden, sollte, wie General Crequi versprochen hatte, verschont werden. Er war vollgepfropft von allerlei Habe der Bürger, die jener Zusage trauten. Am dritten Pfingstfeiertage wurde er mit allen noch übrigen Hauptgebäuden der Stadt angezündet. Ein Flammenmeer schlug zum Himmel auf. Als die Stadt ein Schutthaufen war, wühlten die Soldaten, von der Gier nach Schätzen getrieben, den Grund des Domes auf, erbrachen die Kaisergräber und streueten die Gebeine umher. Auf die solche Handlungen mißbilligende Bemerkung eines Offiziers antwortete der General Crequi: „Der König will es; diese Leute sind ja doch auch nur Ketzer", worauf er ein Verzeichniß hervorzog, das die Namen von gegen zwölfhundert Städten und Dörfern enthielt, denen ein gleiches Geschick zugedacht war. Louvois, der jenes Verzeichniß angefertigt hatte, überwachte das Zerstörungswerk mit großer Aufmerksamkeit und erließ fortgesetzt neue Weisungen. Ein vor wenigen Jahren von der französischen Akademie der Wissenschaften gekröntes Werk von Rousset „Geschichte Louvois'" enthält eine ganze Reihe der zu jener Zeit von Louvois an die Generale erlassenen Befehle. So schrieb er unter dem 16. Mai 1689 an Montclar: „. . . . Das Mittel, zu verhindern, daß Einwohner von Mannheim sich dort wieder ansiedeln (nach der Zerstörung ihrer Stadt), besteht darin, daß, nachdem man sie gewarnt hat, es nicht zu thun, man alle diejenigen tödten läßt, welche dabei betroffen werden, irgend welche Niederlassung errichten zu wollen." — Nun kam das Erzbisthum Trier an die Reihe, dann folgten die Gebiete Köln und Jülich. Auf vielen Orten wurden die Bewohner gezwungen, ihre Weinstöcke und Fruchtbäume abzuhauen und das halbwüchsige Getreide unterzupflügen. Ein eidgenössischer Schriftsteller jener Zeit schrieb: „Mitten im Frieden beginnt man den Krieg. Man verhandelt mit den Städten, empfängt sie auf dem Wege der Capitulation, und dann rasirt man sie und legt sie in Asche und Einöde, ohne weder auf die Gesetze Gottes, noch des Krieges, noch auf Versprechungen und feierliche Eide Rücksicht zu nehmen. Die Franzosen galten sonst für eine ehrliche, menschliche, civilisirte Nation, aber heute ist ein Franzose und ein Cannibale bei unseren Nachbarn ungefähr dasselbe Ding." — Weil dem so war, kamen diesmal auch die Reichsvölker schneller zusammen, als es seit langer Zeit geschehen war. Sie wollten sich rächen an dem furcht-

baren Peiniger. Ludwig hatte aber noch große Feldherren, und da er die Mittel des Landes, Geld und Mannschaften, auf's Aeußerste anspannte, wußte er sich seinen vereinten Feinden gegenüber lange Zeit machtvoll zu behaupten. In der ersten Zeit des Krieges geschah es, daß Jacob II. seinen Einfall in Irland ausführte. Nachdem er in die Flucht geschlagen und Irland unterworfen war, begaben sich viele Tausende katholischer Irländer nach Frankreich und traten dort in Kriegsdienste, während Tausende von Hugenotten unter König Wilhelm's Fahnen traten. Siegreich fochten die Franzosen bei Fleurus und Staffarda (1692), bei Steenkerken (1691), bei Neerwinden (1692) und im Jahre darauf bei Marsaglia. Auch auf dem Meere ward gekämpft. Bei la Hague wurde die französische Flotte geschlagen, und seit dem Tage dieses Seesieges beherrschte die britische Flotte die Meere. Der Kriegsminister Louvois war (wie behauptet ward, an einer Vergiftung) 1691 gestorben, einer der tapfersten Feldherren, der Herzog von Luxemburg, starb 1695. Neun Jahr hatte schon der Krieg gewährt, die Franzosen hatten öfter gesiegt, als ihre Feinde; allein letztere wurden an Zahl stärker und traten fortgesetzt mit größerer Sicherheit auf, während es auf französischer Seite an Kriegsmitteln in bedenklicher Weise zu fehlen begann. Es war kein Colbert mehr da, der immer uud immer neue Geldquellen zu entdecken gewußt hatte, auch fehlten die Gelder, die früher von den Hugenotten eingezogen worden waren. Nicht minder war es zu merken, daß seit Louvois Tode die Gesammtleitung des Kriegswesens mangelhaft war. Ueberdies war das Land erschöpft, Handel und Wandel lagen darnieder, verstohlen wurden Verwünschungen gegen Ludwig laut. Nicht dies allein machte den König Ludwig zum Frieden geneigt. Nachrichten aus Spanien besagten, daß das Ableben Karl's II. in nächster Zeit zu erwarten sei. Da Ludwig unlängst beschlossen hatte, bei dem Tode des kinderlosen Karl's mit Ansprüchen aufzutreten, so schien es ihm an der Zeit zu sein, den jetzigen Krieg sobald als möglich zu beenden. Da er günstige Bedingungen bot, gingen die Verbündeten auf dieselben ein, und es erfolgte der Abschluß des Friedens zu Ryswick (1697). Die traurige Verfassung des deutschen Reiches und die Elendigkeit der in der Kaiserburg zu Wien herrschenden Politik verschuldeten es, daß alle Gegner Frankreichs durch den Frieden Vortheile gewannen, nur Deutschland nicht, obgleich doch dasselbe, ganz abgesehen davon, daß es ohne Anlaß und ohne Kriegserklärung überfallen worden war, gerade am meisten gelitten hatte. Wilhelm III. ward in seiner Würde als Oberhaupt Englands von

Ludwig anerkannt, dem Enkel des vertriebenen Herzogs Karl IV. von Lothringen sein Erbland wieder eingeräumt, ebenso auf Zweibrücken Verzicht geleistet, Holland erlangte Handelsvortheile, der Herzog von Savoyen erhielt die von den Franzosen eroberten Gebiete zurück, Spanien eine Zahl der ihm entrissenen Ortschaften, Deutschland nur Freiburg, Breisach und Philippsburg, wogegen Ludwig im Besitze von Straßburg und den elsässischen Reünionen verblieb. War schon um deswillen der Friede höchst ungünstig für Deutschland, so wurde der evangelischen Kirche Deutschlands durch einen Trug noch ein besonderer Schaden zugefügt. Es war den französischen Unterhändlern bei den Friedensunterhandlungen gelungen, die Annahme einer Klausel durchzusetzen, dahin gehend: in denjenigen rheinischen Orten, in welchen während des Krieges katholischer Gottesdienst gehalten, solle derselbe neben dem evangelischen fortbestehen dürfen. Dem Anscheine nach waren 29 Orte gemeint, in denen Ludwig im Verlaufe des Krieges hatte katholische Kirchen erbauen lassen. Wie groß war nun hinterher deutscherseits das Erstaunen, als von Ludwig ein nicht weniger als 1922 Orte enthaltendes Verzeichniß vorgelegt wurde, für die er jenes Recht beanspruchte! Es genüge, sagten die Franzosen, einem Orte das bezeichnete Recht zuzuwenden, selbst wenn auch nur eine einzige Messe in demselben von einem Feldpater gelesen worden sei! Die protestantischen Fürsten Deutschlands vermochten gegen den Trug nichts auszurichten, da die katholischen Fürsten der Deutung zustimmten, die Frankreich der eingeschobenen Klausel gab. Das über die Pfalz zur Herrschaft gekommene katholische Fürstenhaus Pfalz-Neuburg beutete sogar selbst diese Klausel in dem Sinne aus, daß es den evangelischen Pfälzern schwere Bedrückungen auferlegte, was den Anstoß zu der weiterhin erfolgenden pfälzischen Auswanderung gab.

Der große Kurfürst.

Der Kurfürst Friedrich Wilhelm — später der große Kurfürst genannt — trat seine Herrschaft über die Mark im Jahre 1640 an, und er verwaltete sein kurfürstliches Amt fast ein halbes Jahrhundert (bis 1688). Seine Regierungsthätigkeit fällt demnach in die ereignißvolle Zeit, die wir soeben durchwanderten, und in der Männer verschiedenartigsten Gepräges — eine Zahl von Helden des dreißigjährigen Krieges, ferner der Enkel der Königin Maria Stuart, Karl I.,

Oliver Cromwell, die Stuart's Karl II. und Jacob II. und nach ihnen der Oranier Wilhelm III., Richelieu, Mazarin, Ludwig XIV., Louvois, die Helden des Türkenkrieges Sobiesky, Karl von Lothringen, Graf Rüdiger von Stahremberg, Ludwig von Baden, Prinz Eugen u. A. — an unserem geistigen Auge vorübergingen. Welche Bewandtniß aber — diese Frage könnte erhoben werden — hat es damit, daß nur einige Male ein Blitz des geistigen Ringens und des Schwertes Friedrich Wilhelm's in obige Darstellung hineinleuchtete? Ist die Bedeutung dieses Fürsten für geringer anzuschlagen, als die vieler anderer Personen, die unsere Aufmerksamkeit fesselten? Wahrlich nicht! Der Grund der in Bezug auf ihn bei Vorführung der bezeichneten Personen geübten Enthaltsamkeit liegt darin, daß es von vornherein in Absicht genommen war, seinem Wirken, das machtvoll ist im Auftreten, größer noch in der Nachhaltigkeit, eine besondere Betrachtung zu widmen. Dies führt uns zunächst von dem großen Kriegsschauplatz zu Lande und zur See, auf dem unsere Blicke lange umherschweiften, zurück in einen engen Rahmen, in die Mark Brandenburg. Ein kleines, von der Natur wenig gesegnetes Land, aber ein Land von hervorragend geschichtlicher Bedeutung, über die Nachweis (S. 336 bis 351) geführt worden ist. Die wechselnden Geschicke der Mark sind von uns verfolgt worden bis in die zwei Jahrhunderte hinein, in denen das Haus Hohenzollern die Herrschaft über dasselbe führte. Wir sahen, wie von den Landesfürsten im Osten und im Westen Deutschlands neue Landgebiete erworben wurden und gedachten dabei des Ausspruchs Carlyle's: „Die Hohenzollern waren allezeit von wachsender, gedeihlicher Natur, wie sich das überhaupt trifft bei Leuten, die den Gesetzen der Welt und ihrer Stellung daselbst gemäß leben.“ Hätten sie dies nicht früher schon erwiesen, es würde dies geschehen sein durch ihr zweihundertjähriges Wirken in der Mark. Das Landgebiet des ersten Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern (Friedrich I.) betrug 536, das des neunten (Johann Sigismund) war gestiegen auf 1472 Geviertmeilen: der Besitzstand hatte sich demnach fast verdreifacht. Der zehnte hohenzollersche Kurfürst, Georg Wilhelm, war der Vater des nachmals mit dem Titel „des Großen“ geehrten Friedrich Wilhelm. Unter diesem Georg Wilhelm, in welchem der Hohenzollerngeist von lang dauernden Anstrengungen gleichsam ausruhete, gleichsam Kraft sammelte, um eine neue Arena betreten zu können, brach Unheil über die Mark ein, das an die Zeiten der Bayern und Luxemburger und an die Zeiten der Quitzow's erinnerte. Unschlüssigen Geistes von Hause aus, ward der

Fürst durch die Schrecken des von den Jesuitenzöglingen Ferdinand II. und Maximilian von Bayern angestifteten Religionskrieges in den Zustand förmlicher Erstarrung versetzt. Die allgemeinen Verhältnisse waren derart, die Kräfte des bösen Feindes, der den Brand entzündet hatte, in der ersten Zeit so zahlreich, daß auch ein Held an Georg Wilhelm's Stelle es vielleicht nicht vermocht hätte, das Land dauernd zu schützen, daß ein solcher sich höchstens vielleicht den persönlichen Ruhm hätte erwerben können, glorreich kämpfend unterzugehen. Wer vermag Sympathie zu empfinden für die Dulderrolle, die Georg Wilhelm übernahm und so lange durchführte? Und doch hätte das Gegentheil das Land, dessen Wachsen längere Zeit bereits von Wien aus mit Mißgunst betrachtet worden war, vielleicht an ein katholisches Fürstenhaus gebracht, oder es wären Gebiete an Nachbarn gegeben worden, in denen Neid in gleicher Weise längst wucherte. Doch ergehen wir uns nicht weiter in Betrachtung über Möglichkeiten; ziehen wir vielmehr das in Betracht, was da war. Freunde und Feinde thaten das Ihre, daß das Land von Jahr zu Jahr mehr dem Kriegselende verfiel.

In diese Zeit fällt die Jugend des Kurprinzen Friedrich Wilhelm. Zerstörung und Weh überall — das war es, was seine jungen Augen sahen und seine Ohren vernahmen. Von einem Orte zum andern geflüchtet, ward er einige Jahre lang von einem würdigen Lehrer — Kalkum von Leuchtmar — auf dem Waldschlosse Letzlingen unterrichtet. Welche Gegensätze: draußen das Toben des Krieges und das Elend der Bürger und Bauern — hier Waldesstille und dabei ein fruchtbarer, von sittlichem Ernste getragener Unterricht, nebenher — zur körperlichen Stärkung und Erregung des Muthes — die Jagd auf Hirsch und Eber! Als er fünfzehn Jahr alt war, eröffnete sich ihm plötzlich eine andere Welt, die wiederum im vollsten Gegensatze zu Allem stand, was ihm die Heimath bisher in und außerhalb Letzlingens geboten hatte. Seine Mutter Elisabeth Charlotte, eine Enkelin des großen Oraniers Wilhelms des Schweigers, wußte den Gemahl zu bestimmen, daß er beschloß, den Sohn nach Holland zu senden, damit er dort seine wissenschaftlichen Studien vollende. Doch der Plan schien scheitern zu sollen, da der katholische Minister Schwarzenberg behauptete, es sei unmöglich, die Kosten aus den kurfürstlichen Kassen zu bestreiten. Hätte es sich darum gehandelt, den Kurprinzen statt nach der protestantischen Hochschule Leyden, nach einem Jesuiten-Institut zu senden, so würde der im Geheimen dem Kaiserhause anhängende Graf Schwarzenberg wohl Rath zu

schaffen gewußt haben. Da legte sich die Kurfürstin in's Mittel, indem sie erklärte, die Kosten aus ihren Ersparnissen decken zu wollen, worauf der Kurprinz in Begleitung Leuchtmar's sofort die Reise nach Holland antrat. Größere Gegensätze als die verwüstete Mark und das blühende Holland lassen sich kaum denken. Welch einen Eindruck mußte das betriebsame Leben eines Volkes auf einen hochgesinnten Jüngling hervorbringen, der sich von der Vorsehung bestimmt sah, einst an die Spitze eines Volkes zu treten! Das Wichtigste war: „er lernte in Holland, in dem frischen Luftzug republikanischen Gemeinsinns, der damals die Provinzen noch beseelte, eine Politik kennen, die, unzugänglich jedem fremden Einfluß, sich nur durch die eigenen Volksinteressen leiten ließ. Es sind die gleichen Prinzipien, auf denen er dereinst inmitten europäischer Kämpfe, die Selbstständigkeit seines Staates begründen sollte." — Ein Vorgang zeigt, von welch einem sittlichen Aufschwunge das Gemüth des Jünglings erfüllt war. Im Haag verkehrten zu jener Zeit Staatsmänner aus den verschiedensten Ländern. Wer Grundsätze der Staatslehren, die von Personen, welche an der Regierung der Staaten mehr oder minder Antheil hatten, practisch erprobt worden waren, kennen lernen wollte, der konnte in jener Stadt erfolgreiche Studien machen. Solche Orte ziehen aber auch Personen aus höheren Ständen herbei, die, allem ernsten Streben abgewandt, in Verirrungen aller Art sich ergehen. Leuchtmar erachtete es — in Rücksicht auf die zuerst geschilderte Bedeutung der Stadt — für nothwendig, daß der Kurprinz eine Zeit lang im Haag seinen Aufenthalt nahm. Friedrich Wilhelm machte die Bekanntschaft trefflicher Männer, deren Umgang für ihn von Segen war. Doch auch mit leichtlebigen Personen ward er bekannt, junge Grafen und Edelleute zogen ihn in ihren Kreis. Dem Frohsinn nicht abgeneigt, nahm er Theil an Festlichkeiten. Bei einer solchen Gelegenheit, als die jungen Herrlein des süßen Weines voll waren, erschienen plötzlich junge Damen mit schönen Angesichtern, aber leichten, losen Sitten. Der Kurprinz erhob sich, um den Saal zu verlassen und sagte den Freunden, die ihn umdrängten und ihn zum Bleiben nöthigten, er wisse, was er seinen Eltern, seinem Lande und sich selbst schuldig sei. Er ging. Am nächsten Morgen saß er zu Pferde und verließ den Haag. Der Prinz von Oranien belagerte um diese Zeit Breda. Zu ihm in's Feldlager begab sich Friedrich Wilhelm in Begleitung Leuchtmar's. Eine Flucht seltener Art! Von Leuchtmar vernahm der Prinz von Oranien, weshalb es Friedrich Wilhelm für heilsam

erachtet habe, die üppige Hauptstadt mit dem rauhen Kriegslager zu vertauschen. Da sagte der edelgesinnte Oranier mit gerührter Stimme zu Friedrich Wilhelm: „Mein Prinz, Eure Flucht beweist mehr Heldenmuth, als wenn ich Breda eroberte. Wer schon so früh sich selbst zu überwinden weiß, dem wird das Große gelingen!" —

Wahrlich, Großes stand vor seiner Seele, als er in sein zertretenes, aus tausend Wunden blutendes Heimathland zurückkehrte. Er hatte den Weg zur See genommen, weil es wegen der herrschenden Unsicherheit nicht räthlich erschien, zu Lande zu reisen. Aber dem glühenden Herzen ward zur Zeit in der Heimath kein Raum gegeben, seinem Streben Genüge zu thun. Schwarzenberg, der ihm mißtrauete, der aus Allem, was seine Horcher ihm hinterbracht hatten, sah, daß in Bezug auf die politischen Anschauungen und Ziele zwischen ihm und dem Kurprinzen eine unübersteigliche Kluft sich ausdehne, und der in seinem und dem österreichischen Interesse seine Stellung so lange wie nur möglich zu behaupten trachtete, wußte derartig auf den Kurfürsten zu wirken, daß dieser den Sohn zu keiner politischen Erörterung hinzuzog. Dem Prinzen lag es jetzt ob, zu schweigen und zu dulden, denn derjenige, der ihm jenen Zwang auferlegte, war sein Fürst und Vater! So blieb es zwei Jahre lang. Tiefe Traurigkeit bemächtigte sich zum öftern seiner im Hinblick auf die Zustände und die Maßnahmen, die getroffen wurden, ihnen zu begegnen. Wer so trauert, wie er, der wird auch, sei es früh, sei es spät, getröstet. Zunächst galt es, erkennen zu lernen, was dem Lande fromme. Es war recht gut, daß er von den Landesgeschäften fern gehalten wurde, denn dadurch gewann er Zeit zu fruchtbaren Betrachtungen. Gegen Ende des Jahres 1640 erkrankten Beide, Vater und Sohn. Ersterer starb, Friedrich Wilhelm genas, um eine Erbschaft anzutreten, um die ihn kein Fürstensohn seiner Zeit beneidet haben mag. Zwanzig Jahr erst war er alt, als ihn die Vorsehung vor eine der schwierigsten Aufgaben stellte, die zu lösen Fürsten jemals berufen waren. Die Stürme des Religionskrieges wogten um jene Zeit noch über Deutschland. Gustav Adolf war todt, die Grundsätze, die ihn nach Deutschland geführt hatten, waren mit ihm zu Grabe gegangen, Schweden, das jetzt eben so wie Frankreich nach Beute trachtete, hatte seine Hand auf Pommern, das Erbe Brandenburgs, gelegt, die preußischen Lande im Osten und Cleve im Westen standen nur noch im losen Verbande mit Brandenburg, dessen Mittel, sich aufzurichten, um jene Theile wieder fester an sich ketten zu können, erschöpft zu sein schienen. „Friedrich Wilhelm's Lage

war," sagt Droysen, „unermeßlich schwierig, sie forderte die äußerste Behutsamkeit und Verwegenheit, mit jedem Schritte, den er wagte, handelte es sich für ihn um Alles. Mit dem ersten Versuch eines freien Entschlusses mußte er fürchten, in seiner Ohnmacht zusammen zu brechen, bei dem ersten Erfolge erwarten, daß sich die kämpfenden Mächte zermalmend auf ihn stürzten." Die bedeutendsten der deutschen und außerdeutschen Staatsmänner zuckten die Achseln, als sie vernahmen, in Brandenburg sei ein junger Fürst zur Regierung gelangt, der sich bis dahin mit politischen Angelegenheiten noch gar nicht befaßt habe, und sie kündigten den vollständigen Zusammenbruch Brandenburgs als eines der zunächst zu erwartenden Ereignisse an.

Sie sollten in kurzer Zeit eines Bessern belehrt werden. Das erste Streben des jungen Kurfürsten war darauf gerichtet, Herr seines Landes zu werden. Er hatte ja im Grunde nur den Titel „Kurfürst" geerbt, ein Machterbe war, genau genommen, nicht auf ihn übergegangen, weil die brandenburgischen Truppen in Eid und Pflicht des Kaisers standen und die Schweden ihre Standquartiere in Brandenburg aufgeschlagen hatten. Nach kurzer Zeit war es seiner Festigkeit und Gewandtheit gelungen, nach beiden Seiten hin Abhülfe zu schaffen. Er setzte es durch, daß ihm die Truppen den Eid leisteten. Untaugliche Mannschaften entließ er und behielt nur 3000 Mann. Das war die Grundlage des Heereskörpers, der das Werkzeug zur Wiederaufrichtung Brandenburgs werden sollte. Gleichzeitig hatten Verhandlungen mit Schweden dahin geführt, daß es zum Abschlusse eines Waffenstillstandes kam, der das Land — bis auf einen geringen Theil — von den lästigen Gästen befreite. Um die Belehnung über Preußen zu empfangen, mußte er sich nach Warschau begeben. Dort erschien er „im reich gallonirt rothen Sammetkleide, an goldenem Bandelier das deutsche Schwert tragend, auf dem Haupte, von dem das volle dunkle Gelock bis auf die Schultern herabwallte, den aufgekrempten schwarzen Filzhut mit weißer Straußenfeder." Die Königin, entzückt über den jungen Fürsten, wünschte ihn zum Schwiegersohne zu haben, und sie beauftragte den Grafen Gerhard von Dönhof, ihm davon in entsprechender Weise Kunde zu geben. Des Kurfürsten Antwort lautete: „So lange ich mein Land nicht in Frieden regieren kann, darf ich nach keiner andern Braut mich umsehen, als nach meinem Degen." — Bald nach seiner Rückkehr nahmen die Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück ihren Anfang. Und gerade jetzt ward in Brandenburg in aller Stille, jedoch mit dem größten Eifer gerüstet. Klaren Blickes zog

Friedrich Wilhelm die Umstände, wie sie vorlagen, in Betracht. Die Parteien, die in Massen gegeneinander standen, waren des Krieges müde, und der Kurfürst sah es voraus, daß die Absicht hervortreten würde, auf Kosten Brandenburgs den Frieden abzuschließen. Es war ihm klar: nicht Recht und Gerechtigkeit, vielmehr die hinter den Verhandelnden stehende Truppenmacht würde schließlich auf die Entscheidungen bestimmend wirken. So brachte er denn seine Heermacht (dem heruntergekommenen Söldnerthume der übrigen Mächte gegenüber ein Muster der Disciplin und soldatischen Geistes) auf 8000 Mann. Er bereiste das Land. Weite Strecken waren gänzlich verödet, Waldgestrüpp, Disteln und Dornen wuchsen, wo früher Saaten gewogt hatten, ganze Dörfer waren verschwunden, und Unkraut, die Gräuel verhüllend, wucherte auf den Brandstätten empor. Niedergebeugt waren die Menschen, die er traf, viele lebten des trostlosen Glaubens, mit dem Frieden sei es auf Erden für immer vorbei. Hatten die jüngeren Generationen bis hoch in die Zwanziger hinein doch stets unter den Schrecken des Krieges gelebt! Wie der Ackerbau, lagen Handel und Verkehr darnieder. Man that nur gerade so viel, um sein Leben kümmerlich zu fristen. Wer hätte am Wirken und Schaffen noch Lust haben sollen, der es wußte, die nächste Stunde schon konnte zerstören, was er jetzt baute! In Stumpfheit und Trostlosigkeit waren Geister und Herzen versunken. Der Fürst that das Mögliche, um den Lebensmuth wieder zu erwecken, die Herzen mit Hoffnungen zu erfüllen. Jetzt schon rief er tüchtige Landwirthe und Gärtner herbei, jetzt schon faßte er in's Auge, daß Förderung der Wissenschaft für ein Volk so nothwendig sei, wie die Sorge für des Leibes Nahrung. Daher verfügte er das Nothwendige für die Neuerrichtung der Universität Frankfurt an der Oder. —

Als eine Art Vermächtniß Gustav Adolf's lag der Wunsch desselben vor, es möchte eine Heirath zwischen seiner einzigen Tochter Christine, der Erbin der Krone Schwedens, und Friedrich Wilhelm zu Stande kommen. Aber Christine, „die nichts Weibliches an sich hatte außer ihrem Körper" begehrte unvermählt zu bleiben. Da auch staatliche Rücksichten gegen eine solche Verbindung sprachen, wurde der Plan aufgegeben, und Friedrich Wilhelm bewarb sich im sechsten Jahre seiner Regierung um die Hand der Tochter des Erbstatthalters Friedrich Heinrich von Oranien, desselben Mannes, der ihm, als er den Verführungen des Haag entflohen und im Feldlager von Breda erschienen war, so anerkennende Worte zugerufen hatte. Die Prinzessin Luise von Oranien, damals achtzehn Jahr alt, wird

von Zeitgenossen als ein Bild der Schönheit, mehr aber noch der Eigenschaften ihres Geistes und Gemüthes wegen gerühmt. Der edle Aufschwung, den die ganze Nation in ihren Freiheitskämpfen genommen, hatte sich in dem Hause des Erbstatthalters gleichsam verkörpert, und es wird dasselbe von unverdächtigen Zeugen als ein Tempel der Reinheit und der Frömmigkeit geschildert. Für die Mark Brandenburg ist es als ein Segen zu betrachten, daß neben einem für das Heil des Landes erglühten, willensstarken und klugen Fürsten eine Luise von Oranien auf den Herrschersitz gelangte. Wie sie geartet, zeigt schon die erste Bitte, die sie nach der Vermählung an ihren Gemahl richtete. Ihr Vater war zu jener Zeit bedenklich erkrankt. Niemand verstand es wie sie, dem Leidenden Erleichterung zu verschaffen, weil Niemand ihr in der hingebenden Liebe gleich kam, die den Blick für das schärft und die feine Fühlung für das erregt, dessen Anwendung lindernd auf den Kranken einwirkt. Sie bat ihren Gemahl, den Staatsgeschäfte nach Cleve riefen, woselbst man soeben Veranstaltungen traf, dem neuvermählten fürstlichen Paare einen festlichen Empfang zu bereiten, sie am Krankenbette des Vaters zu lassen, bis die Krankheit gehoben oder Gott ihn zu sich gerufen habe. Solcher Bitte vermochte ein Friedrich Wilhelm nicht zu widerstehen, er reiste allein ab, und Luise blieb bis zu dem etwa ein halbes Jahr später erfolgenden Tode ihres Vaters dessen treue Pflegerin.

Die europäischen Staatsmänner, die beim Antritt der Regierung Friedrich Wilhelm's von der Ansicht beherrscht worden waren, daß gerade dieser junge und in der Politik unerfahrene Fürst am allerwenigsten fähig sei, das Auseinanderfallen Brandenburgs zu verhindern, daß er vielmehr das traurige Geschäft zu vollziehen haben werde, jenen Verfall zu besiegeln, hatten inzwischen ihre Meinung über ihn bedeutend geändert. Seine kluge, feste und dabei doch vorsichtige Haltung hatte mehr und mehr den entsprechenden Eindruck hervorgerufen. Die wohldisciplinirte und verhältnißmäßig starke Heermacht, an deren Spitze er stand, schien, wenn man den von ihm vorgefundenen Zustand des Landes in Betracht zog, wie durch ein Wunder aus dem Nichts hervorgerufen zu sein, und nun eröffnete sich ihm auch noch — als Folge der Heirath — die Bundesgenossenschaft Hollands! Während man längere Zeit bei politischen Berechnungen, die sich auf den Ausgleich beim Frieden bezogen, Brandenburg die Rolle des leidenden Theils zugewiesen hatte, sah man sich gedrängt, wieder mit der brandenburgischen Macht zu rechnen. Der persönliche Verkehr mit dem Kurfürsten führte vollends zu der Ueber-

zeugung, er sei das absolute Gegentheil von seinem Vorgänger, daher es, wolle man anders den Frieden wirklich und zwar bald herstellen, geboten erscheine, Manchem zu entsagen, was Brandenburg aufzuerlegen längst beschlossene Sache gewesen sei. Zu den längst beschlossenen Dingen gehörte es, daß das ganze Pommern, obgleich es doch — gemäß den klaren Bestimmungen des von den betheiligten Fürstenhäusern abgeschlossenen Erbvertrages — zu Brandenburg gehörte, an Schweden fallen sollte. Der Kurfürst wies in einer Denkschrift Brandenburgs Recht nach, doch legte er größeres Gewicht noch auf das — bei Ausführung des Schweden günstigen Planes — gefährdete deutsche Interesse. „Pommern," hieß es in der Denkschrift, „sei im Norden das Thor des deutschen Reiches, daher es nicht in fremde Hände gegeben werden dürfe; es würde, wenn Schweden es besitze, der Apfel der Eris zwischen Dänemark und Polen sein." — Aber so wenig am wiener Hofe Neigung vorhanden war, Brandenburgs Aufkommen zu fördern, eben so wenig galt dort das „deutsche Interesse" etwas. Gerade von Wien aus wurde Schweden angeregt, dem Kurfürsten gegenüber fest bei seiner Forderung zu verharren, und die Zusicherung wiederholt, daß die kaiserlichen Gesandten zu Gunsten Schwedens stimmen würden. — Es liegt für Jeden, der parteilos die Streitfrage ansieht, offen dar, daß mit der Verletzung der Interessen Brandenburgs die Interessen Deutschlands Gefährdnng erleiden mußten.

Gleichzeitig war Deutschland von einem Unheil andrer Art bedroht. Es lag die Absicht vor, dem Protestantismus die Lebensader dadurch zu unterbinden, daß (neben der katholischen Kirche) nur der lutherischen Kirche Kultusfreiheit zugestanden werden sollte. Auch nach dieser Seite hin war es Friedrich Wilhelm, der am ehesten und am kräftigsten Front machte. Ein Glück für das religiöse und nationale Interesse Deutschlands, daß vor Abschluß der Friedensverhandlungen ein deutscher Fürst sein Veto einlegte gegen jene Deutschland so schwer bedrohenden Pläne, und daß es demselben durch sein entschiedenes, ja drohendes Auftreten gelang, die Gegner stutzig und sodann geneigt zu machen, dem Friedens-Entwurf eine bedeutend veränderte Fassung zu geben! Und dieser Mann, der also eingriff in Pläne, über die zwischen den im Kriege betheiligten Hauptmächten eine Verständigung längst stattgefunden hatte, war so zu sagen ganz unerwartet und zur größten Ueberraschung so manches politisirenden Wetterpropheten aus demjenigen Theile Deutschlands hervorgetreten, dessen Lebensregungen kurze Zeit vorher kaum noch bemerkt worden

waren, und dort in den Marken stand — gewärtig seines Winkes — eine Streitmacht in einer so trefflichen Verfassung, wie das Heer des Helden Gustav Adolf bei seiner Landung sie gehabt hatte! Nun sah man es: die Hohenzollern waren noch da und die Brandenburger auch!

Dennoch drängt sich die Frage auf: Was war es hauptsächlich, das die Gegner stutzig und bedenklich machte? War es das brandenburgische Heer von 8000 Mann? Hätten die Gegner mit Bestimmtheit sich zu sagen vermocht, daß, falls sie in ihrer absolut ablehnenden Haltung verharrten, nur jene Heermacht zu überwinden sei, sie wären sicherlich von allen Bedenklichkeiten frei geblieben. Auch der Beistand, den Friedrich Wilhelm an Holland fand, würde sie nicht sonderlich beunruhigt haben. Zu Beiden trat ein Drittes, und dies wirkte entscheidend. Die kaiserlichen und schwedischen Gesandten begannen zu fürchten, daß, reize man den Kurfürsten zu sehr, ihm zuzutrauen sei, daß er ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich eingehe, dem sich dann gar wohl noch andere Mächte anschließen könnten. Diese Besorgniß hatte sich namentlich der kaiserlichen Gesandten bemächtigt. Sie dachten an Moritz von Sachsen, an Bernhard von Weimar, und der Kurfürst schien ihnen ganz den verwegenen Sinn und das heiße Blut dieser Männer zu haben. Frankreich, das wußte man ja, sei stets bereit, deutschen Fürsten, die sich gegen Kaiser und Reich auflehnten, seinen Beistand zu bieten, weil ihm dies als ein Mittel gelte, sich auf Kosten des Reiches Vortheile zu verschaffen. Möglich, daß der Kurfürst absichtlich Worte hatte fallen lassen, die geeignet waren, Befürchtungen solcher Art in den Köpfen der Gesandten zu erregen. So klug, wie die kaiserlichen Diplomaten, war er auch, er war aber außerdem auch noch ein Theil klüger, und wenn er jene Befürchtungen wirklich in ihnen hervorrief, so begegnete er ihnen nur mit Waffen, wie derjenige sie nicht zu entbehren vermag, der, indem er mit Leuten solcher Art zu rechnen hat, mit nichten Willens ist, sich von vorn herein jeglicher Anerkennung seines guten Rechts zu begeben. Sicher ist, daß für die brandenburgische Sache von dem Augenblicke an etwas Bedeutendes erreicht war, in welchem man es für möglich hielt, daß der zum Kampf bereite und der Unterstützung Hollands sich sicher fühlende Kurfürst ein Bündniß mit Frankreich eingehen, demnach der Krieg, dessen Abschluß man sehnsüchtig wünschte, einen neuen Aufschwung gewinnen und zu unberechenbaren Folgen führen könne.

Darin lag der Grund, daß dem Kurfürsten in der religiösen Frage ganz nachgegeben, daß Schweden veranlaßt wurde, ihm wenigstens

Hinterpommern abzutreten, und man Brandenburg für den Verlust des übrigen Theils Pommerns dadurch zu entschädigen suchte, daß man ihm die Bisthümer Halberstadt und Minden und die Anwartschaft auf das Erzbisthum Magdeburg zusprach.

Ein Weiteres bei dem Abschluß des westfälischen Friedens zu Gunsten Brandenburgs zu gewinnen, lag für den Kurfürsten außerhalb der Grenzen des Möglichen. Gedenkt man der Hülfslosigkeit, in der sich die Mark kurze Zeit vorher befunden hatte, so muß anerkannt werden, es war Außerordentliches erreicht; aus dem Hinblick auf den Erbvertrag mit Pommern dagegen ergiebt sich, daß Brandenburg eine schwere Benachtheiligung erlitten hatte. Stettin und die Odermündungen in der Gewalt des Feindes — das war eine stehende Bedrohung Brandenburgs, das kam für dasselbe der Verzichtleistung gleich, mit dem Meere in Verbindung zu treten. Dabei war die Ostsee beherrscht von der feindlichen Flotte. Und war denn das deutsche Interesse nicht ebenso geschädigt?

Schon aus Gründen der Selbsterhaltung mußte Brandenburgs Politik von Stund an darauf gerichtet sein, den an seiner Grenze ihn bedrohenden Feind, der ungerufen als Helfer gekommen, aber als Beutebegehrer geblieben war, und der ihn von dem Meere abschnitt, aus Pommern zu verdrängen und nach seiner Heimath zurückzuweisen. Welcher Art die Gesinnungen Schwedens gegen Brandenburg waren, ergiebt sich schon daraus, daß, trotz des westfälischen Friedensschlusses, die Schweden Hinterpommern noch nicht räumten, Brandenburg vielmehr für Erhaltung schwedischen Kriegsvolkes täglich etwa 120,000 Thaler aufzubringen hatte. Da der Kurfürst in seiner Forderung auf Erfüllung der Friedensbedingungen vom Kaiser nur matt unterstützt wurde, erfolgte die Räumung erst 1653, also fünf Jahr später! —

Eine andre Art eben so unerträglicher Haltung nahm Polen gegen Brandenburg dadurch ein, daß von ihm aus durch geheime Verbindungen die Unzufriedenheit und Widersetzlichkeit der Adels- und Städteparteien genährt wurde. Diese Art gefährlicher Einwirkung Polens auf die Zustände Preußens hatte seine Wurzel in der Lehnshoheit der Krone Polens über Preußen. Abwerfung auch dieses Joches mußte demnach ebenfalls als eine der Bedingungen erscheinen, von deren Eintritt es abhing, ob der brandenburg-preußische Staat die Möglichkeit zu weiterer selbstständiger und kräftiger Entwicklung gewinnen werde.

Wohl jedem andern Staatsmanne seiner Zeit möchten, hätte der

Kurfürst ihm anvertraut, daß er es als eine seiner Lebensaufgaben betrachte, den Nordosten Deutschlands von den Fesseln, die Schweden ihm an-, und von dem Lehnsjoch, das Polen ihm auferlegt hatte, zu befreien, die Schwierigkeiten, die ein solcher Plan in sich schloß, als unüberwindlich erschienen sein. War doch allein für sich schon ein jeder der beiden Staaten, mit denen abgerechnet werden sollte, ungleich stärker als Brandenburg! — Welche Aussicht! Aber in der Heldenseele des Kurfürsten war der nationale Gedanke, der einst zur Gründung der Nordmark geführt, der weiterhin die Schwerter der Anhaltiner und Deutschritter bewegt, und der bis zum Ausbruch des Religionskrieges an den Hohenzollern treue und umsichtige Förderer gefunden hatte, in neuer Glut erwacht, in einer Glut, der dem Willen die höchste Kräftigung, dem Blick die seltenste Schärfe gab. Die Nordmark und die sich aus der Nordmark entwickelnde Mark Brandenburg zu einem Bollwerk zu machen, von dem aus Deutschthum und Christenthum dem Norden zugeführt werden, von dem aus die Landgebiete zwischen der Elbe und dem Niemen, die in uralter Zeit den Germanen gehört hatten, wieder gewonnen werden sollten, das war der Inhalt jenes nationalen Gedankens. Das Christenthum hatte seine siegreiche Bahn bis weit in den Nordosten hinauf zurückgelegt: jetzt galt es, dasselbe in der ihm durch die Reformation errungenen, das sittliche Leben fördernden Form des Protestantismus aufrecht zu erhalten, was die Bedingung in sich schloß, dem Germanismus jene Stätte zu sichern, gegenüber dem polnischen Slaventhum, das in die Umnachtung der romanischen Auffassung des Christenthums gesunken war und sich aus demselben nicht zu befreien vermocht, vielmehr reformatorische Regungen, Spanien und Frankreich nacheifernd, in dem „Thorner Blutbade" erstickt hatte.

Es lag auf der Hand: auf die Waffenmacht allein sich stützen zu wollen, hätte für Friedrich Wilhelm geheißen, einer abenteuernden Politik huldigen. Dazu war der Kurfürst bei allem heißen Blute zu besonnen. Seine Aufgabe war es, aufmerksamen Blickes die Zeitverhältnisse zu beobachten und im rechten Augenblicke die ihm zu Gebote stehende Kriegsmacht — die er fortgesetzt vergrößerte — für Erreichbares kühn einzusetzen. Wer darf ihm dies verdenken, daß er nicht auf den Markt trat und aller Welt seine letzten Ziele verkündete? Ein solches Verfahren wäre wahrlich zu jener Zeit, in der in den Kreisen der leitenden Staatsmänner Anwendung von List, Gewalt, Bestechung und Verrath als höchste Staatsweisheit galt, am wenigsten angebracht gewesen. Dazu kam noch Folgendes: Wo hatte er denn

Freunde zu jener Zeit? Holland allein war ihm geneigt; aber damit war noch nicht gesagt, daß dasselbe unter allen Umständen, namentlich gerade in besonders schwierigen Fällen, ihm zur Seite treten würde. Im Uebrigen war er ringsum von Feinden umgeben, die, hätten sie nur eine Ahnung davon gehabt, welchen großen Zielen er zustrebe, nicht gezögert haben würden, ihm rechtzeitig unübersteigbare Hindernisse in den Weg zu legen.

Der nächste Anlaß, der ihn auf die Bühne rief, auf der es galt, diplomatische Geschicklichkeit und Kriegstüchtigkeit zu bewähren, ging von Schweden aus. Christine, Gustav Adolf's Tochter, die ihm in der Herrschaft gefolgt war, hatte durch ihre außerordentlichen Gaben und durch die ihrem königlichen Amte gewidmete Hingabe eine Zeit lang die Bewunderung des In- und Auslandes auf sich gezogen. Da sie aber des Schmuckes und Schutzes echter Weiblichkeit entbehrte, sie auch nicht um des Gewissens willen ihre Pflicht erfüllt hatte, traten in dem Maße, in welchem ihrer Ruhmsucht Sättigung zu Theil ward, die unlauteren Triebe ihres Wesens hervor. Ihnen in ungestörter Weise möglichste Befriedigung zu gewähren, war zuletzt ihr alleiniger Wunsch, daher sie auf den Plan kam, für ein Jahrgehalt von 240,000 Thalern, zu Gunsten ihres Vetters, des Oberfeldherrn ihrer Truppen, Karl Gustav's von Pfalz-Zweibrücken, der Krone zu entsagen, welcher Plan auch unter Zustimmung der Stände (1654) zur Ausführung gelangte. Christine ging nach Rom, wurde katholisch, fand aber schließlich auch im Katholicismus so wenig Befriedigung, als das Lutherthum eine solche ihr gewährt hatte. Abwechselnd der Madonna und dem sinnlichen Kultus der Götter Griechenlands huldigend, brachte ihre verschwenderische Lebensweise sie mehrmals in die Lage, von dem päpstlichen Stuhle Unterstützungen annehmen zu müssen. Aber trotz des ärgerlichen Lebenswandels, den sie geführt, ward dennoch die „Bekehrte" nach ihrem im Jahre 1689 erfolgten Tode in der Kirche St. Peter feierlich beigesetzt. — Wir kehren zurück in die Zeit, in der Christine die Herrschaft über Schweden an Karl Gustav abgegeben hatte. Gegen diesen Vorgang erhob der König von Polen, Johann Kasimir, der letzte Wasa der polnischen Fürstenlinie, die ihren Ansprüchen auf den schwedischen Thron noch nicht entsagt hatte, Einsprache. Keinem kam dies willkommener, als dem zur Herrschaft über Schweden gelangten Karl Gustav, der den Anlaß sofort benutzte, an Polen den Krieg zu erklären. An der Spitze eines starken Heeres stehend, das zumeist aus Söhnen der Helden bestand, mit denen Gustav Adolf und die ihm zunächst

folgenden Feldherren so großen Ruhm erworben hatten, hielt er sich für den Mann, der berufen sei, die Grenzen Schwedens durch die Macht des Schwertes weithin auszudehnen und Schweden zur Hauptmacht des Nordens zu machen. „Gott spreche — also lautete sein politisches Glaubensbekenntniß — jetzt zu den Fürsten nicht mehr durch Propheten und Träume, sondern, wo eine günstige Gelegenheit sei, seinen Nachbar anzugreifen und die eigenen Grenzen auszudehnen, müsse man das für einen göttlichen Beruf halten! —" Eine solche Proclamation galt dem Kurfürsten als eine Mahnung, nun erst recht alle Kräfte anzuspannen, um sein Land vor dem Einbruch des Unheils, von dem es so urplötzlich bedroht war, zu bewahren. Sollte er unthätig dem Ringen der beiden Völkerschaften an seinen Grenzen zuschauen? Gewann Karl Gustav die Krone Schwedens, so hatte Friedrich Wilhelm zu befürchten, daß der mächtig gewordene Fürst neue Ansprüche auf Hinterpommern erheben, ja daß er auch darauf Bedacht nehmen würde, die dann an ihn übergegangene Lehnshoheit über Preußen in ein Besitzrecht zu verwandeln. Aber es war auch denkbar, daß von Schweden und Polen nach unentschiedenem Ringen auf einen Ausgleich auf Kosten Brandenburgs Bedacht genommen werden könnte — die Verhältnisse Pommerns und Preußens zu beiden Ländern luden ja zu einem solchen Auskunftsmittel ein. — Weil dem so war, beschloß der Kurfürst, nicht neutral zu bleiben, sondern am Kampfe theilzunehmen. Nun sehen wir den Fürsten zum ersten Male auf die Kriegsbühne treten. Sein nächster Zweck ist der, die Lehnsherrschaft Polens über Preußen zu zerreißen. Deshalb schließt er ein Bündniß mit Karl Gustav und nimmt das Herzogthum Preußen als Lehn von Schweden. Schweden und Brandenburger rücken in Polen ein, es kommt (im Juli 1656) zu der dreitägigen Schlacht bei Warschau, in der die Polen auf's Haupt geschlagen werden. So tapfer die Schweden gekämpft hatten: die Palme des Sieges gebührte den von ihrem heldenmüthigen Fürsten geführten Brandenburgern. Der Eindruck, den dieses erste kriegerische Auftreten des Kurfürsten weithin hervorbrachte, war ein bedeutender. Ließ doch selbst der damals auf der Höhe seiner Macht stehende Oliver Cromwell den „Sieger von Warschau" beglückwünschen! — In wilder Hast hatten am dritten Schlachttage die Trümmer des polnischen Heeres ihr Heil in der Flucht gesucht, eine kraftvolle Verfolgung würde die polnische Heereskraft muthmaßlich vollends zerschellt haben. Eine solche verhinderte der Kurfürst. Ruhm und Beute, Beides ihm im reichsten Maße zugefallen, ver-

mochten nicht, ihn zu übereilten Handlungen hinzureißen. Der König von Polen mußte geschlagen, Polen mußte in die Lage gebracht werden, dem Schwerte Brandenburgs, das von ihm bis dahin mißachtet worden war, eine entsprechende Würdigung zu Theil werden zu lassen. Eine völlige Vernichtung der polnischen Heereskraft dagegen hielt der Kurfürst einem Karl Gustav gegenüber den Interessen Brandenburgs für keineswegs entsprechend. Diese kluge Haltung Friedrich Wilhelm's hatte zugleich den Erfolg, daß Karl Gustav, zumal um diese Zeit das damals schwedische Livland von einem Einfall der Russen bedroht ward, zu der Ueberzeugung gelangte, daß er ohne den Beistand Brandenburgs sein Kriegsziel nicht erreichen könne. Um nun den Kurfürsten fester an sich zu ketten, gab er in dem Vertrage von Labiau (November 1656) seine Lehnshoheit über das Herzogthum Preußen auf. Somit war, was den Lehnsverband betraf, der Kurfürst von der Krone Schwedens frei. Aber Polen hatte den Ansprüchen der Lehnshoheit über Preußen noch nicht entsagt, und der Kurfürst mußte Bedacht darauf nehmen, durch seine Haltung auch Polen zu dieser Entsagung zu nöthigen. Karl Gustav war nach Livland aufgebrochen, um dies Land gegen die Russen zu vertheidigen, der Kurfürst hatte seine Heermacht nach Preußen geführt, das von polnischen Heerhaufen grausam verwüstet worden war. Dadurch gewann Johann Kasimir Zeit, die Trümmer seines Heeres wieder zu sammeln. Seine Lage verbesserte sich zusehends. Der Kaiser sagte ihm gegen den eroberungssüchtigen Karl Gustav Beistand zu. Dänemark, fürchtend, von dem etwa zu mächtig werdenden Karl Gustav bedrängt zu werden, rüstete sich zu einem Einfall in Schweden, polnische Heerhaufen drangen verwüstend bis in die Neumark und Hinterpommern hinein. Unter diesen Umständen rieth der Kurfürst dem Könige von Schweden eindringlich, in Friedensverhandlungen mit Polen zu treten. Karl Gustav jedoch mißachtete diesen Rath, unternahm sofort an der Spitze seiner Kerntruppen einen Zug nach Dänemark, dessen Eroberung mit in seinem Plane lag, und überließ es dem Kurfürsten, den Kampf gegen Polen allein auszufechten.

Dadurch ward die Lage des Kurfürsten plötzlich eine außerordentlich bedrohte. Wie sollte er hoffen dürfen, der an Zahl ihm weit überlegenen polnischen Macht, die nun überdies noch den Beistand des Kaisers hinter sich hatte, und zu deren Gunsten sich auch die Russen regten, allein widerstehen zu können? Gehobenen Muthes stellte nun Johann Kasimir das Verlangen an ihn, die polnische Lehnsherrschaft über Preußen anzuerkennen. Das hätte geheißen

die Früchte aller bisher gemachten Anstrengungen mit einem Federstriche aufgeben, wozu ein Friedrich Wilhelm sich nicht zu entschließen vermochte. So galt es denn jetzt mehr noch als in den Tagen vor Warschau, Alles an Alles zu setzen. Er wies jenes Verlangen zurück und machte sich bereit, dem Schwerte die Entscheidung anheim zu geben. Vor einer zweiten Waffenprobe mit den von dem Kurfürsten geführten Brandenburgern jedoch schreckte Johann Kasimir bei näherer Erwägung zurück, worauf er seine Geneigtheit zu einer friedlichen Einigung zu erkennen gab. Dazu erklärte sich der Kurfürst bereit. Wer darf ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er die Gelegenheit ergriff, von dem Bündniß Karl Gustav's loszukommen? Hatte dieser das Bündniß nicht bereits thatsächlich dadurch gelöst, daß der Kurfürst in einer äußerst bedrohten Lage von ihm rücksichtslos seinem Schicksale überlassen worden war? So kam es denn zwischen Friedrich Wilhelm und Johann Kasimir zum Abschluß des Friedens zu Wehlau (September 1657), in welchem auch der König von Polen der Lehnshoheit über das Herzogthum entsagte. Als nun Karl Gustav, dem es inzwischen gelungen war, sich zum Herrn von Dänemark zu machen, erklärte, den Kurfürsten „wegen seines Abfalles züchtigen" zu wollen, trat derselbe dem Bündniß bei, das von Polen, dem Kaiser, Holland und Dänemark gegen den „Friedensstörer des Nordens" geschlossen worden war, und nun folgte sein glänzender, bis tief in Jütland hinein gehender Waffenzug, an welchem kaiserliche und polnische Hülfsvölker theilnahmen. Im September 1658 steht der Kurfürst vor Flensburg. Er entwirft die Instruction zum Uebergang auf Alsen, die im December ausgeführt wird. Hier, wie auch auf Fühnen und in Jütland werden größere und kleinere schwedische Heerestheile gefangen genommen, Fridericia, aus der die schwedische Besatzung entflieht, fällt in des Kurfürsten Gewalt. Der Sieg bei Nyborg über die Schweden (1659) ist zumeist der Tapferkeit der Brandenburger zu verdanken. In Schwedisch-Pommern ebenfalls siegreich angegriffen, zeigt sich Karl Gustav zu Friedensverhandlungen geneigt. Schon glaubt der Kurfürst den günstigen Zeitpunkt gekommen, in welchem es ihm gelingen wird, Brandenburgs Recht auf den noch in Schwedens Gewalt befindlichen Theil Pommerns anerkannt zu sehen. Da legt sich Frankreich für seinen alten Bundesgenossen Schweden in's Mittel und verlangt den Abschluß eines Friedens, der den bisherigen Länderbestand Schwedens anerkennt. Der Kaiser und Holland treten den Forderungen Frank-

reichs bei, und so muß der Kurfürst seine Truppen zurückziehen. Um diese Zeit starb Karl Gustav.

Hatte Friedrich Wilhelm auch Schwedisch-Pommern nicht zurückgewonnen, so war doch das Ergebniß der Kriegsjahre als sehr bedeutend für Brandenburg anzusehen. Eine nach Unabhängigkeit ringende Macht war innerhalb Deutschlands aufgestiegen, eine Macht, der es in überraschend kurzer Zeit gelungen war, eine selbstständige Stellung neben großen Staaten einzunehmen. Die gewonnene Geltung Brandenburgs fand darin ihren Ausdruck, daß im Frieden von Oliva (1660) die Souveränität des Kurfürsten über Preußen auch von den übrigen Staaten anerkannt wurde.

Das Wirken des Kurfürsten im Innern trägt nicht minder den Stempel der Größe an sich. Auch hier hohe Ziele, deren viele erst spät, einzelne erst in neuester Zeit als solche gewürdigt worden sind. Von Vielen ist Anstoß daran genommen worden, daß Friedrich Wilhelm als „absoluter Herrscher“ auftrat, daß er schonungslos die alten Ständerechte vernichtete. Wem es aber um ein geläutertes Urtheil in Bezug auf diese Angelegenheit zu thun ist, der hat nur nöthig, einmal ernstlich in Betracht zu ziehen, welche Bewandtniß es mit den mittelalterlich feudalen Ständerechten hatte, die der Kurfürst vorfand. Die Stände jener Zeit waren mit nichten das, was man sich als eine Volksvertretung denkt, die das Gesammtrecht des Volkes der Fürstengewalt gegenüber wahrnahm. Die Stände — der Adel, die Geistlichkeit und die städtischen Zünfte — waren vielmehr auf einen Standpunkt herabgesunken, auf welchem es ihnen einzig und allein um Erhaltung und Vermehrung ihrer Privilegien zu thun war, die ihnen mehr galten, als das Wohl der übrigen Staatsbewohner, der „armen Leut,“ welche letztere überdies die wirkliche Last des Staates — in Bezug auf Steuern und Hingabe des Blutes — zu tragen hatten.*) Für jene „armen Leut“ etwas zu thun, fehlte es den Ständen gänzlich an Sinn und Verständniß; das Loos der Unterdrückten ward als ein nicht zu änderndes Verhängniß angesehen, etwa so, wie man in älteren Zeiten den Bestand des Sclaventhums als in der Nothwendigkeit begründet betrachtete. Sollten für die Mehrzahl der Staatsangehörigen Wege für bessere Zustände gebahnt werden, so mußte eine neue Machtquelle sich aufthun, aus der entsprechende Gesetze hervorgehen konnten. Diese neue Machtquelle

---

*) Der arme Mann auf dem platten Lande hatte dreimal, der Bauer zwölfmal soviel an Steuern zu zahlen, als der reiche Bürger der großen Städte.

trat als historische Nothwendigkeit in der Form des fürstlichen Absolutismus auf.

Es ist wahr, der Boden Frankreichs ist die Heimathstätte des fürstlichen Absolutismus. Sein Entstehen hatte, wie in allen europäischen Staaten, auch dort seine Berechtigung. Aber er artete in Frankreich — mit welchen heilsamen Dingen geschieht in Frankreich ein Gleiches nicht? — alsbald aus, und was zum Segen hätte werden können, ward zum Fluch. Wir haben – in der Darstellung des Lebens Ludwig XIV. — diesen Absolutismus in seiner fast grauenhaften Entartung kennen gelernt. Leider verpflanzte sich der entartete Absolutismus auch nach Deutschland und fand an einzelnen Fürstenhöfen üppige Entfaltung. Aber es geschah auch mit ihm auf deutschem Boden etwas, was wir schon bei andern Uebertragungen aus der romanischen in die germanische Welt wahrgenommen haben: der deutsche Geist befreite ihn von unlauterem Wesen, das seinen Kern umhüllt hatte. Ging es nicht mit dem Höchsten, was der Menschheit geboten wurde, mit dem Christenthum, insofern ähnlich, als dasselbe in der romanischen Welt getrübt, in der germanischen Welt (durch die Reformation) in seiner Reinheit und damit segenbringenden Wirkung wieder hergestellt wurde?

Was nun den Absolutismus betrifft, so ist der, den wir in dem Walten des Kurfürsten wahrnehmen, durch eine Kluft geschieden von dem, der um jene Zeit in Versailles sein Wesen trieb. „Der Staat bin ich!“ das hätte freilich auch Friedrich Wilhelm sagen können — aber welche andere Bedeutung, als bei Ludwig XIV. hätte dies Wort bei ihm gehabt! Bei Ludwig hatte jenes Wort den Sinn: Alle Kräfte des Staates haben einzig mir und meinen despotischen und sinnlichen Gelüsten zu dienen, und wenn ich den Ständen ihre Vorrechte nehme, so geschieht es nicht, um die von ihnen vernachlässigten unteren Klassen auf menschliche Bahnen zu führen, sondern um die Vortheile, die von den Ständen jenen Klassen gleichsam ausgepreßt wurden, für mich, den in asiatischem Despotenthum allein sich wohlfühlenden Herrscher, in Anspruch zu nehmen! Auf Friedrich Wilhelm angewandt dagegen bedeutete dies Wort: Was dem Staate — der Gesammtheit der Bewohner — heilsam ist, empfinde ich; ich fühle mich in dem Maße Eins mit ihm, daß ich mein persönliches Wohl dem der Gesammtheit unterordne; sein Glück beglückt mich, sein Weh bekümmert mich und reizt mich an, nach Hülfe zu spähen, und ich bringe sie dar, so weit ich es vermag; zum Wirken für das Staatswohl rufe ich alle Geister, Herzen und Hände auf, und in Bezug

auf Arbeit und die jeder redlichen Arbeit zur Seite gehende Entsagung, wie auch in Bezug auf Opfer zu Gunsten Aller, namentlich zum Heil derer, die nach uns folgen, will ich nicht der Letzte sein! — Erläutert hat Friedrich Wilhelm seine Art des Wirkens in solcher Weise nicht; aber aus seinem Wirken selbst kann dies ein Jeder herauslesen, namentlich, derjenige der dasselbe unbefangenen Blickes betrachtet und es in seiner Gesammtheit und seinen Ergebnissen, die den weiter wirkenden Odem schöpferischer Erzeugungskraft, der auch sie hervorrief, an sich tragen, überschaut. Ihm war, wie L. Ranke treffend sagt, „die Regierung kein Geschäft, sondern das eigene Leben;" sein im besten Sinne des Wortes patriotisches Streben erschöpfte sich nicht in vereinzelten Bemühungen, in Liebhabereien, sondern es war, wie H. Stenzel nachweist, immer mit Vollkraft gerichtet „auf ein kunstvoll gegliedertes Ganzes, dessen einzelne Theile genau in einander griffen, und dessen Mittelpunkt die freie und doch nothwendige Bewegung des immer thätigen, regen Geistes war, der die Maschine schuf, in Thätigkeit setzte und erhielt." — Auf den wirthschaftlichen wie auf den geistigen Gebieten beginnt ein neues Leben. Durch Gewährung bedeutender Vergünstigungen ermuthigt der Kurfürst die Unterthanen zur Urbarmachung wüst liegender Ackerstücke, zieht Kolonisten und Handwerker in's Land, kommt der Industrie durch Errichtung von Eisenwerken, Blechhütten, Zuckersiedereien, Wollfabriken zu Hülfe. Das Postwesen wird gegründet, der Müllroser Kanal angelegt, eine kleine Seemacht geschaffen und eine Besitzung in Ober-Guinea erworben. Berlin, dessen Einwohnerschaft im Religionskriege von 16,000 bis auf 6000 gesunken war, steigt in der zweiten Hälfte seiner Regierung auf 20,000 Einwohner. Er erweitert die Universität Frankfurt a. O., verlegt das Joachimsthalsche Gymnasium nach Berlin, gründet in dem berliner Stadttheil „Auf dem Werder" eine zweite gelehrte Schule und legt den Grund zu den berühmten Bücher- und Kunstsammlungen Berlins. Sein hochstrebender Geist trägt sich sogar längere Zeit mit dem Plane, eine Akademie für freisinnige Gelehrte aller Völker und Glaubensbekenntnisse zu errichten. Während der preußischen Kämpfe vollzieht er die Stiftungsurkunde für die evangelische Universität am Rhein, Duisburg; die ersten Verordnungen über Elementarschulen für Knaben und Mädchen rühren aus seiner Zeit her. Weit entfernt davon, die einander entgegenstehenden Glaubensmeinungen der Lutheraner und Reformirten in eine ausgleichende Bekenntnißformel zwingen zu wollen, vielmehr dem von ihm selbst ausgesprochenen Grundsatze huldigend, einem Potentaten stehe nicht

das Recht zu, einen Druck auf die Gewissen seiner Unterthanen auszuüben, erachtet er sich dagegen für berufen und verpflichtet, es als eine Forderung wahrhaft christlichen Wesens zu bezeichnen, daß die Streitigkeiten über einzelne Glaubenssätze dem Gemeinsamen der christlichen Grundlehren, die von dem Verhalten des Christen gegen Gott und seine Nebenmenschen handeln, unterzuordnen seien, woran er den gemessensten Befehl schließt, sich des Verketzerns Andersglaubender, wie es namentlich von den Kanzeln lutherischer Eiferer geübt ward, fürderhin gänzlich zu enthalten. Hoch überragt sein Verhalten gegen die Juden das der meisten Fürsten seiner Zeit. In dem Vorwort einer von dem jüdischen Gelehrten Witzenhausen im Jahre 1687 herausgegebenen Uebersetzung des alten Testaments widmete der Uebersetzer dem Kurfürsten eine warme Lobrede und legt es seinen Glaubensgenossen an's Herz, bei Lesung des Buches dessen zu gedenken, „der das durch lange Verbannung ermüdete Volk, das nirgends auf Erden seinen Ruhesitz befestigen dürfe, mit milder und liebevoller Gerechtigkeit aufzunehmen geruhe.“ —

Bei der Ueberschau des Wirkens Friedrich Wilhelm's drängt sich dem Beurtheiler fast unwillkürlich die Frage auf: Auf welchem Gebiet der staatlichen Wirksamkeit war der Fürst nicht groß? Die ihm von der Natur verliehenen außerordentlichen Geisteskräfte hatten ihre Weihe empfangen durch seine erhabene Auffassung des fürstlichen Berufes. Auf die Münzen, die zur Feier der über Preußen erlangten Souveränität ausgegeben wurden, hatte er den Wahlspruch aufprägen lassen: „Für Gott und für mein Volk.“ Seinen Söhnen dictirte er bei einer Gelegenheit ein lateinisches Wort, das verdeutscht heißt: „Ich will in meinem fürstlichen Regiment stets eingedenk bleiben, daß es nicht meine, sondern des Volkes Sache ist, die ich führe.“ Des Kurfürsten Neider, die blind dafür sind, daß er im Osten nicht für Brandenburgs Interessen allein, sondern auch für die Deutschlands kämpfte, können darauf verwiesen werden, wie er ja auch — und gerade er am meisten von allen Fürsten Deutschlands — für des Reiches Recht und Wohlfahrt im Westen — gegen Frankreich, eintrat. Einem Sterne gleich in der Nacht der Gesinnungslosigkeit, in die damals das Reich versunken war, wird immerdar des Kurfürsten Aufruf an die Deutschen gelten, den er erließ, als (im Jahre 1658) die geistlichen Kurfürsten am Rhein zu einem Sonderbund — dem ersten Rheinbund! — zusammengetreten waren und sich mit Frankreich verbunden hatten. In diesen Bund den Kurfürsten zu ziehen, war Frankreich auf das Eifrigste bemüht, und es sparte nicht

das Angebot vielfacher Vortheile. Der hochherzige Fürst wies den Versucher zurück und wandte sich — etwas Unerhörtes zu jener Zeit! — mit einem Weck- und Mahnruf an die deutsche Nation. „Ehrlicher Deutscher" lautete seine Ansprache, „dein edles Vaterland ward leider bei den letzten Kriegen unter dem Vorwande der Religion und der Freiheit gar jämmerlich zugerichtet. Wir haben unser Blut, unsere Ehre und unsern Namen dahingegeben und nichts damit ausgerichtet, als daß wir uns zu Dienstknechten, fremde Nationen berühmt, uns des uralten hohen Namens fast verlustig, dagegen diejenigen, die wir vorhin kaum kannten, damit herrlich gemacht haben. Was sind Rhein, Weser, Elbe, Oderstrom nunmehr anders, als fremder Nationen Gefangene? Was war deine Freiheit und Religion, als deine Feinde damit spielten? So gedenke ein Jeder, was er für die Ehre des deutschen Namens zu thun habe, um sich gegen sein eigen Blut und gegen sein vor allen Nationen dieser Welt berühmtes Vaterland nicht zu vergreifen. Adieu! Gedenke, daß du ein Deutscher bist!" — Wären alle deutschen Fürsten, wäre namentlich das Kaiserhaus von gleicher Gesinnung und Thatkraft beseelt gewesen, Ludwig XIV. würde es entweder gar nicht gewagt haben, deutsche Gebiete räuberisch zu überfallen, oder er wäre bei einem ersten derartigen Versuche auf einen Widerstand gestoßen, der ihm für alle Folgezeit die Lust zu einem ähnlichen Vorgehen benommen haben würde. So rang und kämpfte der herrliche Fürst unter den erdenklich schwersten Hindernissen für Deutschland. Und als er die Schweden, die ihm ohne Kriegserklärung in's Land gefallen waren, aus Brandenburg, Pommern und Preußen hinausgeschlagen hatte, da war es wieder der Kaiser, der mit dafür stimmte, ihm dennoch nicht ganz Pommern zuzusprechen. Damals that der Kurfürst die Aeußerung, die man eine prophetische nennen kann: „Aus meiner Asche wird ein Rächer auferstehen!" — Dennoch erklärte er sich bereit, dem Kaiser Hülfstruppen senden zu wollen, als Kara Mustapha verwüstend in Oesterreich eindrang. Die Gefährdung, von der das deutsche Volk bedroht ward, ließ ihn vergessen, was der Kaiser ihm Unheilvolles zugefügt hatte. Er erbot sich sogar, an dem Heerzuge theilzunehmen, verlangte dagegen, daß das Obercommando über das vereinte Heer in seine Hand gelegt werde. Da der Kaiser fürchtete, der Kurfürst möchte auf dem Marsche durch Schlesien die brandenburgischen Rechte auf die schlesischen Herzogthümer (Liegnitz, Brieg und Wohlau) wahrnehmen, verzichtete er auf jenes Anerbieten. Es lasse sich nicht bezweifeln, behauptet Häusser, daß Friedrich Wilhelm der einzige große

Staatsmann gewesen sei, den das Jahrhundert hervorgebracht habe. In der That ist es auch der höchsten Bewunderung werth, wie er zwischen Polen und Schweden im Osten, zwischen Frankreich, Holland, England und dem Kaiser im Westen durch alle Künste einer kaltblütigen, feinen, Alles überschauenden Politik sich eine unabhängige Stellung erobert und in alle große Fragen seiner Zeit mitwirkend und nicht selten leitend eingreift; wie er alle Bestrebungen der Großmächte, ihn in's Schlepptau zu nehmen, mit sicherem Tact vereitelt und ohne Einem dienstbar zu sein, sich überall auf seine eigenen Füße stellt. „In den diplomatischen Correspondenzen jener Tage wird diese Meisterschaft des „alten wetterfesten Steuermannes" bewundert und beneidet." Dieser Fürst, von seinen Zeitgenossen in dankbarer Anerkennung seiner Verdienste „der Große" genannt, war es, der dem brandenburg-preußischen Staate den granitenen Unterbau gab, auf dem der preußische Königsstaat und durch diesen der deutsche Kaiserstaat sich aufbaute.

Bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

Der spanische Erbfolgekrieg.

Noch einmal tritt der jetzt alternde Ludwig XIV. auf die Bühne. Viel hatten ihm Trug und Gewalt eingebracht, Bedeutenderes hoffte er durch die gleichen Mittel zu erwerben: die damals an Länderumfang so mächtige spanische Monarchie, deren Thron der dem habsburgischen Geschlecht entsprossene Karl II. inne hatte. Karl war ohne Leibeserben; es erlosch demnach mit ihm der habsburgische Zweig auf dem spanischen Thron. Die Frucht sei reif zum Pflücken, denn der einem unheilbaren Siechthum verfallene Karl sei dem Tode nahe — diese dem Könige Ludwig von seinen Horchern und Spähern zugegangene Kunde hatte es bewirkt, daß er so eilfertig jenen ihm wenig Vortheil bringenden Frieden von Ryswick eingegangen war (S. 394). Welch ein Anreiz für einen Ludwig, sich zu regen, um ein Königreich zu gewinnen, zu dem — abgesehen von ungeheuren Besitzungen außerhalb Europas — Spanien, Belgien, Sardinien, Mailand, Sicilien und Neapel gehörten! —

Kurze Zeit vorher noch waren Ludwig's Wünsche und Hoffnungen in Bezug auf die Hinterlassenschaft Karl's bedeutend gemäßigter gewesen, denn er hatte sich mit den Seemächten (England und Holland) über einen Theilungsplan verständigt. Karl, empört darüber, daß man über seine Erbschaft verfüge, ohne auch ihn nur zu Rathe zu ziehen, setzte den jungen Kurprinzen Joseph Ferdinand von Bayern, den Enkel einer seiner Schwestern, zu seinem Universalerben ein. Doch nur kurze Zeit ruhete die Erbschaftsfrage. Joseph Ferdinand von Bayern starb schon vor Karl (1699), und sofort verständigten sich die Seemächte und Frankreich über einen neuen Theilungsplan. Kaiser Leopold I., aufgefordert, diesem Plane beizutreten, lehnte dies ab. Er wollte sich nicht mit einem Theile des Erbes, das man ihm bot, begnügen, er begehrte das Ganze. Leopold wie Ludwig waren dem Könige Karl verwandt, sie waren

Söhne spanischer Prinzessinnen; jedoch nach den Gesetzen der Erbfolge hatte, seitdem der junge Prinz von Bayern mit Tode abgegangen war, Leopold die nächste Anwartschaft auf das Erbe, und er beanspruchte dasselbe für seinen zweiten Sohn, den Erzherzog Karl. Die Sache Leopold's nahm auch anfänglich eine günstige Gestalt an, denn der König von Spanien forderte ihn auf, ihm den Erzherzog Karl nach Madrid zu senden, da er sich denselben zu seinem Nachfolger ersehen habe. Leopold war blind genug, nichts von der Gefahr zu merken, der er nunmehr von Seiten Frankreichs ausgesetzt war, daher er es nicht für nöthig hielt, sich mit der Sendung seines Sohnes zu beeilen. Inzwischen hatte Ludwig schon alle seine trügerischen Künste in Bewegung gesetzt, um sich das Erbe zu erschleichen. Der Marquis de Harcourt, einer der gewiegtesten Diplomaten Frankreichs, dem — für Anwendung von Aufwand und zu Bestechungen — nicht weniger als zwölf Millionen Livres zur Verfügung gestellt worden waren, hatte in Begleitung von achtzig auf das Sorgfältigste auserwählten Gesandtschafts-Cavalieren, denen dreißig Edelknaben und mehr als hundert Offiziere folgten, seinen Einzug in Madrid gehalten. Die Pracht, die bei diesem Einzuge entfaltet wurde, überbot Alles, was den Bewohnern von Madrid seit langer Zeit vor Augen gekommen war. Schmeichelte ein solches Auftreten schon dem Stolz der Spanier, so wußten die Franzosen durch ihr Benehmen die Geneigtheit der Bevölkerung vollends zu gewinnen, was dieselben den Versicherungen Harcourt's zugänglich machte, Ludwig, indem er seine Erbansprüche anerkannt zu sehen wünschte, denke nicht entfernt daran, Spanien in die Stellung eines Nebenlandes zu Frankreich bringen, demnach dessen Selbstständigkeit auch nur im Mindesten antasten zu wollen, vielmehr gehe sein Wunsch auf Erlaß eines Gesetzes, durch welches festgestellt werde, daß, falls die Erhebung eines französischen Prinzen auf den spanischen Thron erfolge, nie ein Haupt beider Länder Kronen tragen dürfe. Gleichzeitig hatte Ludwig durch geeignete Männer den Papst dahin zu bestimmen gewußt, daß von diesem Weisungen an den Beichtvater des kranken Königs Karl ergangen waren, letzteren zur Anerkennung der französischen Ansprüche geneigt zu machen. Der Beichtstuhl und die von der französischen Gesandtschaft in der Bevölkerung von Madrid erregte Stimmung verfehlten die beabsichtigte Wirkung nicht, denn als nach dem im November 1670 erfolgten Tode Karl's das Testament desselben eröffnet ward, ergab es sich, daß der zweite

Enkel Ludwig's, der Herzog Philipp von Anjou, als Erbe der ganzen Monarchie Spanien eingesetzt worden war.

Das war ein Sieg der französischen Diplomatie, der an den Höfen zu London und im Haag Besorgniß und Erbitterung, an dem Hofe zu Wien den höchsten Ingrimm erregte. Aber sogar in Paris wirkte die erste Kunde von dem Siege niederschlagend. In demselben Augenblicke, in welchem man das mit Gier Erstrebte zugesichert erhalten hatte, ward man sich dessen bewußt, daß der gewonnene Sieg nicht nur Krieg mit Oesterreich, sondern zugleich auch Krieg mit England und Holland bedeute, mit denen Frankreich früher die Theilungspläne verabredet hatte. Ludwig's Ehrgeiz jedoch war stärker, als das aufsteigende Bedenken, er sandte seinen Enkel Philipp nach Spanien, und als die Kunde kam, derselbe sei mit Jubel empfangen worden und habe als Philipp V. die Herrschaft von Spanien angetreten, rief er frohlockend: „Es giebt keine Pyrenäen mehr!"

Aber bald trafen auch Nachrichten in Versailles ein, aus denen Ludwig ersah, wie ernstlich seine Gegner gewillt seien, ihm das erschlichene Erbe streitig zu machen, daher er schleunigst Bedacht darauf nahm, Bundesgenossen zu gewinnen. Der streitbare Kurfürst Max Emanuel von Bayern trat zuerst auf seine Seite. Zwischen ihm und dem Kaiser herrschte seit längerer Zeit große Erbitterung wegen der von Karl getroffenen Bestimmung, nach welcher der junge und bald darauf mit Tode abgegangene bayerische Prinz Ferdinand Joseph zum Erben der spanischen Monarchie bestimmt worden war. Für den Waffenbeistand, den der Kurfürst dem Könige Ludwig zu leisten versprach, sagte ihm dieser den Besitz der spanischen Niederlande zu, machte ihm Aussichten auf die Rheinpfalz und verpflichtete sich, ihm den Besitz der Gebiete sichern zu helfen, die der Kurfürst etwa Oesterreich abnehmen würde. Dem Kurfürsten schloß sich zunächst sein Bruder, der Erzbischof Joseph Clemens von Köln an, derselbe, dem vierzehn Jahre früher Kaiser und Reich Ludwig zum Trotz zu seiner Würde verholfen hatten (S. 392), und der somit unpatriotisch und undankbar zugleich handelte. Der Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen ward für den Bund mit Frankreich dadurch gewonnen, daß Philipp V. von Spanien um die Hand seiner Tochter anhielt.

Der Kaiser fand in Wilhelm III. von England den eifrigsten Förderer seiner Sache, und es schlossen auf des Königs Betrieb im September 1701 zu Haag England und Holland ein Bündniß mit

ihm; Leopold mußte sich darein ergeben, daß seine Verbündeten sich nur anheischig machten, ihm zur Eroberung der italienischen Nebenländer behülflich zu sein. Diese Einschränkung des ursprünglichen Kriegszweckes Kaiser Leopold's war das Werk Wilhelm's, der die Ruhe Europas für die Folgezeit für ebenso bedroht ansah, wenn Spanien ungetheilt dem Kaiser zufalle, als wenn es in der Vereinigung mit Frankreich verbleibe. Anfänglich hatte Wilhelm in Bezug auf die Kriegsfrage mit dem Widerstande des Parlaments zu kämpfen. Da starb der vertriebene Stuart Jacob II., dem Ludwig Zuflucht und Unterstützung gewährt hatte. Des Verstorbenen Sohn nahm den Titel König Jacob III. von England an, und Ludwig erklärte die Ansprüche desselben auf den englischen Thron für berechtigt. Dies rief eine solche Erbitterung in England hervor, daß das Parlament dem Könige Wilhelm nicht nur reichliche Geldmittel zur Verfügung stellte, sondern er von demselben auch gebeten ward, nicht eher in einen Frieden mit Ludwig zu willigen, ehe nicht der englischen Nation volle Genugthuung für den erlittenen Schimpf geworden sei. Dem Bündnisse mit dem Kaiser schlossen sich noch Hannover und der brandenburg-preußische Staat an. Wie der Herzog von Hannover zum Kurfürsten, so war der Kurfürst von Brandenburg (Kurfürst Friedrich III., Sohn und Nachfolger des großen Kurfürsten) zum Könige erhoben worden. Nicht Eitelkeit und Prunksucht schlechthin, sondern zum größeren Theile ein berechtigtes Bewußtsein der Bedeutung des brandenburg-preußischen Staates hatten längst in Friedrich III. den Wunsch erregt, zur Königswürde zu gelangen. Nach der Verfassung des Reiches aber hing die Annahme einer höheren Würde von dem Willen des Kaisers ab, und Leopold war bisher durchaus nicht geneigt gewesen, dem Wunsche Friedrich's Rechnung zu tragen. Dies änderte sich, als Leopold seine Rüstungen gegen Frankreich begann, und er gab (in dem sogenannten Kroncontract, 1700) dem Kurfürsten seine Zustimmung zur Annahme der Königskrone, wogegen dieser sich verpflichtete, dem Kaiser 10,000 Mann Hülfstruppen zu stellen.

Das waren die beiden großen Kriegsparteien, die nun in einem dreizehn Jahre währenden Ringen ihre Kräfte mit einander maßen. Bedeutende Kriegshelden treten auf: Prinz Eugen, der Oberfeldherr der kaiserlichen Truppen, der Anführer der Brandenburger, Herzog Leopold von Dessau, der Engländer Herzog von Marlborough. Als hervorragende Feldherren auf gegnerischer Seite erweisen sich General Catinat, der Herzog von Vendome und der Kurfürst von Bayern.

Der Krieg begann in Italien. Catinat hatte eine gute Stellung gewählt, ward aber von Eugen überrascht und geschlagen, der Marschall Villeroi, der an Catinat's Stelle getreten war, von Eugen bei Chiari zurückgeworfen und darauf bei Cremona gefangen genommen. Nun ging die Oberleitung über die in Italien kämpfenden Franzosen, die inzwischen ansehnliche Verstärkungen erhalten hatten, an den Herzog von Vendome über, von dem Eugen eine Zeit lang hart bedrängt ward. Die Lage der Kaiserlichen verschlimmerte sich, als der Kurfürst von Bayern in Tyrol eindrang und zwischen ihm und Vendome eine Verabredung dahin stattfand, ihre Streitkräfte zu vereinen und gegen Wien vorzurücken. Diesen Plan vernichtete der Heldenmuth der Tyroler, die sich unter Anführung des Amtmann Martin Sterzinger erhoben und den Kurfürsten über die Grenze drängten. In seinem Lande von vier Seiten angegriffen, schlug der Kurfürst die Oesterreicher bei Höchstädt (1703), bewährte überhaupt eine so außerordentliche Kriegstüchtigkeit, daß Eugen erklärte, in Bayern liege der Schwerpunkt des Krieges, daher zunächst alle Kräfte anzuspannen seien, den Kurfürsten zu überwältigen. Er verständigte sich mit dem Herzoge von Marlborough, der um diese Zeit mit einem englisch-deutschen Heere Belgien besetzt hielt. Dieser zog herbei, und es kam nach mancherlei kleineren Gefechten am 15. August 1704 zur Schlacht bei Höchstädt oder Blindheim. Eugen's und Marlborough's Streitkräfte zählten 52,000 Mann, die Franzosen und Bayern waren um 4000 Mann stärker. Die Schlacht wäre für den Kaiser verloren gewesen, hätte nicht der tapfere Dessauer Leopold mit seinen Brandenburgern im entscheidenden Augenblicke die gestörte Schlachtordnung hergestellt. Theuer ward der Sieg erkauft, doch deckten 14,000 Todte von feindlicher Seite, meist Franzosen, das Schlachtfeld, 13,000 Mann wurden gefangen genommen, 164 Geschütze erbeutet. Der Kurfürst floh; über ihn wie über seinen Bruder, dem Erzbischof von Köln, ward die Reichsacht ausgesprochen.

Da starb Leopold (1705), und es folgte ihm sein ältester Sohn Joseph I. in der Regierung, ein noch jugendlicher Mann von stattlichem Aeußern und ritterlichem Wesen, der mit Eifer den Kriegsplan aufnahm. Dennoch wurden in der nächsten Zeit weder in Italien, wohin Eugen sich begeben hatte, um den wegen seines Abfalles vom französischen Bündniß schwer bedrohten Herzog von Savoyen zu schützen, noch in Belgien, an dessen Grenze Marlborough gerückt war, nennenswerthe Vortheile erreicht. Dagegen hatte der zum Könige von Spanien ersehene Erzherzog Karl (Kaiser Joseph's

Bruder), der von Portugal aus in Spanien eingedrungen war, es daselbst zu bedeutenden Erfolgen gebracht. Es waren von ihm Catalonien und Navarra unterworfen worden, worauf er siegreich in Madrid eingezogen war, während seine Bundesgenossen, die Engländer, sich durch einen Handstreich der schlechtbewachten Festung Gibraltar bemächtigt hatten.

Der Herzog von Savoyen war von dem Bündniß mit Ludwig abgefallen, weil sich herausgestellt hatte, daß die Franzosen darauf ausgingen, schließlich ihn selbst aus seinem Lande zu verdrängen. Anfangs mit List, dann mit Anwendung von Gewalt hatten sie sich der meisten festen Plätze seines Landes bemächtigt; jetzt war es von ihrer Seite auf Turin abgesehen, und sie schritten zur Belagerung desselben. Da kam in das kaiserliche Lager von Belgien her Kunde von einem neuen Erfolge Marlborough's. Er hatte (bei Ramillies, 1706) das von dem Marschall Villeroi geführte französische Heer auf's Haupt geschlagen. Es spornte das den Eifer Eugen's um so mehr an. Verstärkt durch Truppen deutscher Reichsfürsten, namentlich durch die von dem Herzoge Leopold geführten Brandenburger, erschien er plötzlich vor Turin und brachte dem ihm an Zahl bedeutend überlegenen Feind eine so entscheidende Niederlage bei (Schlacht bei Turin, 1706), daß die französische Macht in Italien als vernichtet angesehen werden konnte. „Italien ist unser!“ rief Eugen nach der Schlacht. Wer gemeint hatte, der Sieger habe damit in seiner Freude zu viel gesagt, wurde bald eines Bessern belehrt. Mailand ergab sich, wenige Wochen später zog der kaiserliche General Daun in Neapel ein, dessen Bewohner ihn mit Jubel empfingen.

Als König Wilhelm von England, Frankreichs entschiedenster Feind, 1702 plötzlich mit Tode abgegangen war, hatte Ludwig mit um so größerer Sicherheit gehofft, seine Sache werde triumphiren. Nach den Unfällen des Jahres 1706 jedoch war ihm der Muth bedeutend gesunken, zumal es ihm an Geldmitteln zur Kriegsführung zu fehlen begann. Da trat der Finanzmann Desmarets mit einem Steuerplane auf, der eines Colbert's würdig gewesen wäre. Der Plan fand des Königs Billigung. Desmarets setzte ihn in Vollzug, und in kurzer Zeit hatte man der Bevölkerung so bedeutende Summen ausgepreßt, daß der König zur Aufstellung von fünf neuen Armeen schreiten konnte. Die Franzosen gewannen zunächst einige Vortheile in den Niederlanden. Als Eugen in Italien davon vernahm, zog er den Herzog von Marlborough zu Hülfe. Eugen eilte seinem Heere voraus und rieth, nachdem er die Lage übersehen hatte, dem

Herzoge, den Feind ohne Verzug anzugreifen. Es erfolgte — unter Eugen's und Marlborough's Führung — die Schlacht bei Oudenarde an der Schelde (1708), in der die Franzosen völlig geschlagen und, nachdem Eugen's Heer eingetroffen war, Lille, Gent und Brügge genommen wurden. Diesem neuen Schlage für Ludwig's Sache folgte ein neuer härterer. Ein unerhört strenger Winter brach über Frankreich ein, der Saaten, Obstbäume und Weinstöcke vernichtete und Hungersnoth und Seuchen in seinem Gefolge hatte. Nun wandte sich Ludwig mit Friedens-Anerbietungen an die Verbündeten. Nur Neapel und Sicilien begehrte er noch für seinen Enkel Philipp — alle übrigen Gebiete der spanischen Monarchie sollten dem Erzherzoge Karl überlassen werden. Welche Demüthigung für einen Ludwig, ein solches Anerbieten im achten Jahre eines Krieges machen zu müssen, der dem Lande schon so schwere Opfer gekostet hatte! Aber das Maß seiner Demüthigung war noch nicht voll; es wurde erst voll, als die Verbündeten erklärten, ihm nur unter der Bedingung Frieden gewähren zu wollen, daß er die östlichen und westlichen Grenzfestungen Frankreichs (unter ihnen Straßburg) an sie abtrete, und daß er sich ferner anheischig mache, selbst seinen Enkel Philipp aus Spanien zu vertreiben, was innerhalb zweier Monate geschehen sein müsse, wonach, falls letztere Aufgabe nicht erfüllt sei, der Krieg seinen Fortgang zu nehmen habe! Namentlich in dem letzteren Punkte hatten die Verbündeten in ihrem vollberechtigten Verlangen, erlittene Schmach zu entgelten, den Bogen zu straff gespannt. Ludwig sollte seinen Enkel Philipp, für den neuerdings die Castilianer mit Begeisterung sich erhoben hatten, und von dem mehrfache von Ludwig früher schon an ihn ergangene Forderungen, die Waffen niederzulegen und nach Frankreich zurückzukehren, mit Entschiedenheit abgelehnt worden waren, verjagen und zwar dies noch dazu innerhalb einer so äußerst kurz abgemessenen Frist! Für Ludwig lag demnach jetzt die Sache derartig, daß ein Kampf in Spanien, abgesehen von der Schmach, den derselbe für ihn in sich schloß, Erfolglosigkeit mit Bestimmtheit voraussehen ließ, wogegen die Fortsetzung des Krieges gegen die Verbündeten wenigstens die Möglichkeit nicht ausschloß, irgend welche Vortheile zu erreichen. Demnach wies Ludwig die an ihn gestellten Forderungen zurück, und der Krieg nahm seinen Fortgang. In der darauf folgenden Schlacht bei Malplaquet (1709), die blutiger war als alle vorhergegangenen des Krieges, siegten die von Eugen und Marlborough geführten Verbündeten abermals über die Franzosen, deren Führer, Marschall Villars, schwer verwundet

ward. Neue Versuche Ludwig's, weniger ungünstige Bedingungen für einen Frieden zu erlangen, fanden nur eine um so entschiedenere Abweisung, und es schien, als sei nunmehr das Geschick des Krieges endgültig zu Gunsten der Verbündeten entschieden, zumal der Erzherzog Karl neue Erfolge in Spanien gewonnen hatte.

Da traten Ereignisse ein, die eine Wendung des Geschicks zu Gunsten Ludwig's vorbereiteten. Kaiser Joseph I., der Hauptgegner Ludwig's seit Wilhelm's Tode, starb (1711), und es ging an seinen Bruder, dem in Spanien gegen Philipp V. in Kampf stehenden Erzherzog Karl, nicht nur die Erbschaft Oesterreichs über, sondern es war auch vorauszusehen, daß die deutschen Fürsten ihn zum deutschen Kaiser erheben würden. Ein zweites nicht minder wichtiges Ereigniß war am Königshofe in England eingetreten, gewissermaßen ein Nachhall der freiheitsfeindlichen Politik der Stuarts. Anna, die zweite Tochter Jacob's, war gemäß dem von Wilhelm III. zur Annahme gebrachten Erbvertrage (S. 375) nach dem Tode Jenes (1702) auf den Thron gelangt. Der öffentlichen Meinung, die auf die kräftigste Fortführung des Krieges gerichtet war, durfte sie sich nicht zu widersetzen wagen, und der Hauptvertreter der öffentlichen Meinung und zugleich das Haupt der Whig-Partei war der als Staatsmann wie als Feldherr gleich ausgezeichnete Herzog von Marlborough. Mit den Tories sympathisirend, die sie im Stillen begünstigte und ermuthigte, trug Anna lange die ihr als ein Joch erscheinende Herrschaft der Whigs. Endlich und zwar gerade zu der Zeit, in der Ludwig sich in der schwersten Bedrängniß befand, bewirkte eine ihr von der Gemahlin Marlborough's, ihrer ersten Ehrendame, zugefügte Kränkung, daß sie den Muth gewann, mit der Whigpartei zu brechen. Sie berief das Haupt der Tories, den Lord Bolingbroke, an die Spitze der Regierung, und es wurden nun sofort, schon um Marlborough entbehrlich zu machen, im Geheimen Friedensverhandlungen mit Frankreich eingeleitet. Es wird berichtet, daß die durch einen Botschafter an einen französischen Staatsmann vertraulich gestellte Frage, ob Frankreich Frieden zu haben begehre, einen Eindruck gemacht habe, als ob ein Schwerkranker gefragt würde, ob er geheilt zu werden wünsche. England erklärte, für den Frieden wirken zu wollen, falls Sicherheit gegeben würde, daß nie ein und derselbe Fürst Herrscher über Frankreich und Spanien zugleich sei. Philipp V. stellte eine Verzichterklärung in Bezug auf die französische Krone aus, von den französischen Prinzen wurden derartige Erklärungen in Bezug auf die spanische Krone abgegeben. Das Ableben des Kaisers Joseph I.

gab dem englischen Ministerium das Mittel an die Hand, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, indem es darauf verweisen konnte, daß ja nun eine gleiche Gefahr, als die bisher bekämpfte es gewesen, von Seiten des Verbündeten Karl drohe. Wolle man ihm, der nunmehr die Krone seines Bruders Joseph erbe, auch noch zur Erlangung der spanischen Krone behülflich sein, demnach die frühere österreichisch-spanische Weltmacht wieder herstellen? Es kam zum Waffenstillstand zwischen England und Frankreich, Marlborough wurde aller seiner Würden entsetzt, seine politischen Gegner schritten, um des großen Mannes Einfluß für immer zu beseitigen, sogar zu dem unwürdigen Mittel, ihn im Parlamente des Unterschleifes anzuklagen. (Dem Herzog Marlborough, der, nachdem man sich auf Eugen's Betrieb veranlaßt gesehen hatte, den gegen ihn eingeleiteten und auf falschen Anklagen beruhenden Proceß niederzuschlagen, nach Deutschland gegangen war, wurde später — unter Anna's Nachfolger Georg I. — volle Genugthuung zu Theil.) Zwischen England und Frankreich kam es darauf zum Utrechter Frieden (1713), dem Holland, Preußen, Savoyen und Portugal beitraten. Nach demselben wurden dem Enkel Ludwig's, Philipp V., Spanien und die ausgedehnten spanischen Besitzungen in Amerika zugesprochen, England erhielt von Frankreich die Hudsonsbailänder, Neufoundland, Neuschottland und Neubraunschweig, von Spanien die neun Jahr früher unter Führung Georg's von Hessen durch einen Handstreich gewonnene Festung Gibraltar. Außer mancherlei Handelsvortheilen, die ihm gewährt wurden, erhielt Holland das Besatzungsrecht in mehreren Festungen der spanisch-niederländischen Grenze; für Preußen ward die Anerkennung der Königswürde ausgesprochen, es erhielt das Quartier von Obergeldern, und es wurde ihm die Souveränität über Neufchatel und Valengin zuerkannt. Dem Herzoge von Savoyen wurden, um ihn wehrhafter gegen Oesterreich zu machen, mehrere mailändische Landschaften und die Insel Sicilien gegeben. (Das herzogliche Haus vertauschte sieben Jahre später Sicilien gegen Sardinien und erhielt als Ersatz für diesen unvortheilhaften Tausch den Königstitel.) Die wichtigste Person auf Seiten der Verbündeten war aber jetzt der zum Kaiserthron gelangte Karl VI. Was bot man ihm? Er, der so lange dem Traume nachgehangen, Herrscher der gesammten spanischen Länder zu werden, sollte sich nun mit Mailand, Neapel und die spanischen Niederlande zufrieden geben! Dessen war er nicht gewillt, und so führte er den Krieg mit Hülfe eines Theils der Reichsstände fort. Die streitbarsten der Reichsfürsten

waren durch den nordischen Krieg verhindert, dem Kaiser Beistand zu leisten, der überdies jetzt die französische Macht ungetheilt gegen sich hatte. Ohne Hoffnung, zum Siege zu gelangen, trat er in dem Frieden zu Rastadt (1714) den Bestimmungen des utrechter Friedens bei. Dagegen verweigerte Philipp V. zunächst noch seine Zustimmung zu den Abtretungen an Oesterreich. Der Kurfürst von Bayern und sein Bruder, der Erzbischof Joseph Clemens von Köln, erhielten ihre Länder zurück. Dieser dritte Frieden Ludwig's mit Kaiser und Reich besiegelte seine früher bereits anerkannten Gewaltthaten. Die drei Deutschland benachtheiligenden Friedensschlüsse mit Ludwig XIV. zu Nymwegen, Ryßwick und Utrecht nannte der beißende Volkswitz die Frieden von Nimmweg, Reißweg und Unrecht.

Im folgenden Jahre (1715) starb Ludwig. Lange vor seinem Tode war er in den Jesuitenorden getreten. In den letzten zwanzig Jahren seines Lebens hatte er an körperlichem Weh, Fieber, Podagra, Geschwüren u. s. w., viel zu leiden gehabt. Seine Beichtväter La Chaise und der ihm folgende Le Tellier verfehlten nicht, ihn, so oft er von Krankheiten gepeinigt ward, mit Reliquien zu behängen; aber dies mäßigte weder seine Schmerzen, noch milderte es seinen Unmuth und seine oftmals in widerwärtigster Weise sich kundgebende gereizte Stimmung. In letzterer Zeit wurde der frühere Abgott der Franzosen im eigenen Lande mehr und mehr ein Gegenstand des Hasses. Am Tage seines Todes begab sich Frau von Maintenon in ein Stift, um — so gab sie vor — in Gemeinschaft mit den Stiftsdamen für den König zu beten. Als der Augenblick des Todes für den König nahe war, wurde nach dem Beichtvater gefragt und gesucht — Le Tellier war nicht zu finden. Er wie Frau von Maintenon — die vertrautesten Personen des Königs — fürchteten, der Augenblick seines Todes möchte das Zeichen für den Ausbruch der Volkswuth gegen sie sein. Der sich zum Herrn der Welt hatte machen wollen, starb elend und verlassen. Das Volk verfolgte den Leichenzug mit Hohn- und Wuthgeschrei, so daß man sich genöthigt sah, die Leiche, so schnell als es nur möglich war, auf Nebenwegen hinwegzuführen.

Der nordische Krieg.

Friedrich August II., der Starke.

Um dieselbe Zeit, in der im Süden und Westen das Gewölk aufgestiegen war, das zu dem spanischen Erbfolgekriege geführt hatte, war auch im Nordosten Europas ein drohendes Kriegswetter heraufgezogen, das sich ebenfalls in heftigen Schlägen entlud und noch vier Jahr länger währte als jenes. An diesem Kriegswetter, der nordische Krieg genannt, waren namentlich betheiligt: Schweden, Rußland, Dänemark, Polen und das mit Polen in Verbindung getretene Sachsen, und es traten in demselben Gestalten auf, die nach verschiedenen Richtungen hin unser Interesse in Anspruch nehmen werden: der Kurfürst Friedrich August II. (der Starke) von Sachsen, der Zaar Peter der Große von Rußland, der König Karl XII. von Schweden.

Beginnen wir mit diesen Personen, aus deren Richtung und Streben sich uns zugleich die Stellung der betheiligten Staaten zu einander und die Gründe des Zusammenstoßes derselben ergeben werden.

August II. von Sachsen, der an Muskeln und Sehnen starke, an Geist und Gemüth aber schwache oder vielmehr verkommene Fürst, suchte seine Ehre darin, den Hof von Dresden zu einem Abbilde des Hofes von Versailles zu machen, ja er überbot in manchen Stücken noch den „großen" Ludwig. Friedrich des Großen geistreiche Schwester Wilhelmine erzählt in ihren Memoiren: „Der dresdner Hof hatte die Pracht bis zur Ausschweifung getrieben, hier herrschten alle Vergnügungen, man konnte Dresden die Insel Cytherenens nennen. August II. unterhielt eine Art von Harem der schönsten Frauenzimmer seines Landes und des Auslandes; nach seinem Tode berechnete man, daß er dreihundertundvierundfunfzig außereheliche Kinder gehabt. Nach seinem Beispiel richtete sich der ganze Hof; Bachus und Venus waren die Gottheiten, denen man hier opferte." — Auch in andern Dingen nahm sich dieser elende Fürst den König Ludwig zum Vorbilde. Wie August aus seinem Lande die Mittel zur Bestreitung seiner Ueppigkeiten zog, so erpreßte er aus demselben auch die Mittel, an andern Höfen seinem Ehrgeiz Befriedigung zu erkaufen. Der treffliche Sobiesky, der Sieger über die Türken vor Wien, lebte noch, aber es wurde bereits geworben um seine Krone, und das einst so mächtige Polenreich befand sich damals schon in

einer solchen Zerrüttung, daß vorauszusehen war, es werde sich eine Einigung über die Wahl eines Hauptes aus irgend einer der im Lande sich bekämpfenden Parteien nicht erzielen lassen, daher dem Reichstage nichts übrig bleiben, als einen Fürsten des Auslandes zum König zu erwählen. August ließ nun durch Agenten polnische Große bestechen, ihm zur polnischen Königskrone zu verhelfen. Deutscher Kurfürst zu sein, genügte ihm nicht, ihn blendete der Glanz der Krone Polens, und er war weder fähig, die Stacheln in ihrem Reif zu bemerken, noch vorauszusehen, daß, falls sein Wunsch in Erfüllung gehen sollte, auch ihm, wie es den Vorgängern ergangen war, und wie es soeben noch dem edlen Sobiesky erging, das Haupt wund gedrückt werden würde. An Polen war es recht augenscheinlich zu erkennen, daß das Ständewesen sich überlebt, daß es in seiner dermaligen Herrschaft nur noch Unheil schaffte, indem es die Auflösung des Staates vorbreitete. Dies mögen diejenigen in Betracht ziehen, die des großen Kurfürsten Haltung gegen die von polnischem Geist und Wesen erfüllten Kalkstein's und Rhode's in der Provinz Preußen hart finden! In Preußen war es noch gelungen, den anarchischen Geist zu bannen und die Kräfte einem lebengebenden Mittelpunkte dienstbar zu machen; ob in Polen selbst die Eisenhand eines großen Kurfürsten noch Hülfe zu schaffen vermocht hätte, ist fraglich. Sobiesky, obgleich mit herrlichem Siegesruhm aus dem Türkenkriege zurückgekehrt, vermochte nicht Herr zu werden über die Parteiungen. Hatte er mit Noth und größter Anstrengung irgend etwas dem Staate Heilsames im Reichstage, auf dem der Adel die ganze Macht in der Hand hatte, zur Annahme gebracht, so mußte er gefaßt darauf sein, daß bei dem nächsten Zusammentreten der Reichsboten Alles wieder in Frage gestellt würde. Die Stimme des ärmsten Adligen galt gerade so viel, als die Stimme eines Adligen, dessen Güter den Umfang eines kleinen Fürstenthums hatten, und da ein Veto, von irgend einem Reichstagsmitgliede erhoben, jeden Beschluß zu hintertreiben vermochte, so gingen die allermeisten Reichstage ergebnißlos auseinander. Sobiesky litt um so schwerer unter diesem Unglücke seines Vaterlandes, als er sich unvermögend fühlte, dasselbe zu beseitigen. Nun entbehrte er noch dazu das Glück einer friedlichen Häuslichkeit. Französischen Intriguen war es gelungen, die eheliche Verbindung zwischen ihm und einer schönen aber ränkevollen Französin zu Stande zu bringen. Das Kapitel „Französinnen an europäischen Höfen" nimmt in der Geschichtsschreibung einen nicht unbedeutenden Raum ein. Schöne Weiber wurden ausgesandt mit

bestimmten politischen Missionen. Ihre Aufgabe war, durch Anmuth Männerherzen zu umstricken, durch List für Frankreichs Interessen nach bestimmten Plänen, mit denen sie vertraut gemacht worden waren, und nach fortlaufenden Weisungen, die ihnen durch französische Agenten heimlich zugingen, zu wirken. Daß man zu solchem weiblichen Jesuitendienst eben nur hervorragend schöne und geistreiche Weiber verwandte, versteht sich von selbst. Es wurde die Blüthe des weiblichen Theils der Nation dem Moloch des Ehrgeizes zum Opfer gebracht! Die französische Staatskunst war eben in dem Maße alles sittlichen Lebens baar, daß sie nicht einmal scheu vor dem Heiligthum eines Frauengemaches still stand; sie hatten kein Empfinden dafür, daß die von ihr geöffnete „Schule der Intrigantinnen,“ nach und nach von verderblichster Wirkung auf die ganze Frauenwelt des Landes sein mußte, daß Wehe über ein Land zu rufen und seiner Zukunft sicherer Verfall in Aussicht zu stellen ist, in welchem systematisch daran gearbeitet wird, die Zahl der unentweihten Mutterherzen zu verringern. Von einer jener französischen Circen nun war der von Hause aus redliche und edelgesinnte Sobiesky umstridt worden, und der auf dem Schlachtfelde löwenkühne Ritter vermochte es nicht zu verhindern, daß bezüglich politischer Fragen gerade seine Gemahlin ihm nur zu häufig größere Hindernisse noch in den Weg legte, als es von Seiten des Reichstages geschah. Sie war das Haupt der französischen Partei, die den Zweck verfolgte, Polen in dem Zustande ohnmächtiger Zerrissenheit festzuhalten. Kummervollen Herzens schied Sobiesky im Jahre 1696 aus dem Leben, worauf das sächsische Geld, von August reichlich gespendet, den Reichstagsbeschluß hervorrief, dem kurfürstlichen Werber August die Krone von Polen zuzuerkennen, falls derselbe — zur katholischen Kirche übertrete. — Wie hätte es einem August schwer fallen sollen, einem Bekenntniß zu entsagen, dessen zu einem christlichen Wandel mahnender Inhalt von ihm schon seit langer Zeit im Angesichte eines glaubenstreuen Volkes so überaus schamlos verletzt worden war! Indem er durch die Ausführung der ihm gestellten Bedingung sich die Krone Polens erwarb, gab er nicht allein den Lebenden ein Aergerniß, er entweihte zugleich die Gräber seiner Ahnen, die von der Zeit Luther's an bis in das gegenwärtige Jahrhundert hinein die vornehmsten Beschützer der evangelischen Sache gewesen waren. Vorbereitet hatten die sächsischen lutherischen Hofprediger, von denen das evangelische Wesen in Erstarrung gebracht worden war, einen solchen Abfall, während die Mission, Beschützer des in der Refor-

mation in neuer Kraft erwachten christlichen Geisteslebens zu sein, an den großen Kurfürsten und durch ihn an den Hohenzollernstamm übergegangen war. Wie hatte einige Zeit vorher der große Kurfürst polnische Magnaten, die mit dem Angebot nach Berlin gekommen waren, ihm zur Krone ihres Landes behülflich zu sein, falls er sich anheischig mache, von dem evangelischen Glauben abzufallen, abgewiesen! — Sich nun „König von Polen" nennen zu dürfen, o, das dünkte dem treulosen August dem Starken als ein hochherrliches Gut; doch sollte er die Stacheln am gewonnenen Kronenreife bald genug zu fühlen bekommen! War von dem regierenden Adel selbst ein Sobiesky nur als ausführender Beamter von Beschlüssen angesehen worden, wie das wüste Gewirr politischer Parteiungen (die überdies noch ihre Lenkung vom Auslande her empfingen!) sie zu Tage förderte, wie hätte ein August sich eines Bessern zu versehen gehabt! — In Sachsen sicherte ihm der Kurhut sein Ansehen, in Polen galt die Krone keineswegs als ein Symbol der Macht. Das solle und müsse, sagte er zuversichtlich gegen Vertraute, anders werden! Aber wie? Durch welche Mittel? Beabsichtigte er den Stier der Unbotsmäßigkeit bei den Hörnern zu packen? O, die Stärke des Muthes besaß der an Sehnen und Muskeln starke Fürst nicht. Ueberdies hielt er sich für schlau genug, wirksamere und ungefährlichere Mittel in Bewegung zu setzen. In Dresden hatte er ein Versailles im Kleinen errichtet, jetzt wurde Warschau mit einer gleichen Schöpfung beglückt; Circe, deren Zauberstab die Macht besitzt, Menschen auf die Stufen der Thierheit hinabzubringen, ward Schutzgöttin auch des königlichen Hofes. Unglückliches Polen, eine solche Stätte, in der unter den Formen der Anmuth an der Entsittlichung der vornehmen Gesellschaft gearbeitet ward, fehlte dir gerade noch, um vollends zu verderben! Roher Sinn unter gleißender Form — ist das nicht heute noch in Polen das characteristische Zeichen der höheren Stände? — Durch einen Hof, wie der geschilderte es war, gedachte August die polnischen Großen nach und nach zu gewinnen, sich dieselben, wie es seinem Vorbilde Ludwig XIV. mit den Häuptern der französischen Adelsgeschlechter geglückt war, zu „betitelten Dienern, Vorzimmerhelden und Grafen der Serviette" zu erziehen. Aber auch zu anderen eben so unwürdigen Mitteln griff er. Um der polnischen Nation zu beweisen, daß er ein Katholik nach dem Herzen der Jesuiten geworden sei, brachte es dieser Fürst über sich, Verfolgungen gegen seine ehemaligen Glaubensgenossen zu verhängen! — Endlich meinte er auch der Feindschaft der Polen gegen Schweden Rechnung tragen zu

müssen. Wenn es ihm gelinge, Polen, das durch die Waffen Schwedens schwere Schädigungen erlitten hatte, an letzterem Staat nicht nur zu rächen, vielmehr diesem auch noch Landgebiet abzunehmen, so meinte er hoffen zu dürfen, von den Polen als Abgott gefeiert zu werden. Diese Angelegenheit beschäftigte ihn je länger, je mehr. Freilich, allein sich in einen Kampf mit einem so mächtigen Gegner, wie Schweden es zur Zeit war, einzulassen, dazu fehlte ihm, ob ihm gleich neben der polnischen die kursächsische Kriegsmacht zur Verfügung stand, der Muth. Er dachte deshalb an Bundesgenossen und zweifelte nicht daran, solche an Rußland und Dänemark zu finden, die ebenfalls durch die Waffen Schwedens schwere Schädigungen erlitten hatten.

Peter I., der Große.

Mit Peter I. beginnt ein neuer wichtiger Abschnitt in der Geschichte Rußlands. Während bis dahin der Zaar im europäischen Fürstenrathe nicht viel mehr bedeutete, als heut etwa der Vicekönig von Egypten, erstand in Peter I. ein Fürst, der in die Geschicke des europäischen Staatensystems machtvoll eingriff, und der, indem er Rußland im Innern belebte und seine Grenzen erweiterte, dasselbe in kurzer Zeit zu einer — je nach dem — gefürchteten oder gesuchten Macht erhob. Zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts war das Haus Romanow mit Michael Feodorowitsch auf den russischen Thron gelangt. Michael's Nachfolger, Alexei Michailowitsch, dem die Kosacken sich unterwarfen, hinterließ aus seiner ersten Ehe zwei Söhne, Feodor und Iwan, und eine Tochter, Sophia, und aus seiner zweiten Ehe einen Sohn, Peter. Als Alexei starb (1672), war der junge Prinz Peter vier Jahr alt. Die Regierung ging auf den ältesten der hinterlassenen Söhne, Feodor, über, der schon nach wenigen Jahren (1682) starb. Gemäß den Gesetzen des Erbrechts war jetzt der aus erster Ehe stammende Iwan der thronberechtigte Prinz. Iwan zeigte äußerst geringe geistige Begabung, und seine schöne, geistreiche, aber von Herrschsucht wahrhaft besessene Schwester machte sich bereits bestimmte Rechnung darauf, daß sie mit der Regentschaft über den Bruder betraut werden würde. Die russischen Großen hatten sich jedoch bereits dahin geeinigt, statt des simpeln Iwan den einen äußerst regen Geist bekundenden Prinzen Peter auf den Thron zu erheben. Der vierzehn Jahr zählende Prinz Peter ward demgemäß als künftiger Regent des Landes ausgerufen, und seiner

Mutter, Natalia Narischkin, die vormundschaftliche Regierung übertragen. Sofort beschloß die herrschsüchtige Sophia, durch Erregung eines Aufstandes ihren Willen dennoch zur Geltung zu bringen. Sie gewann die Häupter der Strehlitzen (Schützen), es wirbelten am 15. Mai die Trommeln durch die Straßen von Moskau, die aufständischen Strehlitzen stürmten das kaiserliche Schloß, erschlugen viele der Anhänger der zur Regentin erhobenen Mutter Peter's und riefen Iwan zum Zaaren aus. Da nun aber der durch den Vorgang erschreckte Iwan die Strehlitzen bat, ihm seinen lieben Bruder zum Mitregenten zu geben, erscholl alsbald der Ruf: „Gott erhalte auch den Zarewitsch Peter!" Der Plan Sophia's erlitt dadurch eine Störung, doch gelangte er in der Hauptsache zur Geltung, denn Sophia ward mit der vormundschaftlichen Regierung für beide Prinzen betraut. Die Strehlitzen bildeten die einzige militärische Macht im Staate, und Sophia, die sich derselben bedient hatte, um zur Herrschaft zu gelangen, beschloß, ihre Herrschaft durch diese Macht zu befestigen. Sie sollte es aber erfahren, wie gefährlich es ist, den Geist der Empörung im Lande wach zu rufen und von ihm sich Vortheile bieten zu lassen. Die Strehlitzen hatten sich fühlen gelernt, und sie hielten dafür, daß sie für ihre Dienste nicht genugsam belohnt seien, namentlich war ihr Führer, Chowansky, ergrimmt darüber, daß die von ihm mit Bestimmtheit erwartete große Belohnung ausblieb. Die Strehlitzen zettelten nun auf eigene Hand eine neue Verschwörung an, und es ward beschlossen, nicht nur die Regentin Sophia, sondern das ganze Haus Romanow auszurotten. In letzter Stunde gewarnt, floh der Hof in ein außerhalb gelegenes festes Kloster, welches darauf von den Aufrührern belagert ward. Während in der Stadt Anhänger des kaiserlichen Hauses sich sammelten, um den Bedrängten zu Hülfe zu eilen, suchten die Belagerten sich durch List des Feindes zu erwehren. Chowansky und siebenunddreißig seiner Untergebenen, die man — angeblich um durch friedliche Verhandlung eine Verständigung anzubahnen — in's Kloster gelockt hatte, wurden erschlagen. Die Kunde von dieser That entflammte die Belagerer zur Wuth, der von ihnen ausgeführte Sturm gelang, Alles, was ihnen im Kloster in den Weg kam, ward niedergehauen. Damals schwebte des jungen Peter Leben einige Augenblicke in der größten Gefahr. Seine Mutter Natalia war mit ihm vor einen Altar geflüchtet, wilde Krieger stürmen herzu, einer zückt den Mordstahl auf den Prinzen, wird aber von einem seiner Kameraden mit den Worten zurückgehalten: „Nicht hier am Altar, Bruder! Er kann uns ja nicht

entgehen!" — Plötzlich vom Hofe her tönendes Waffengetöse schreckte die wilden Gesellen zurück. Die Anhänger des Kaiserhauses waren siegreich in das Kloster gedrungen, die Strelitzen wurden überwältigt, die Rädelsführer hingerichtet, die Uebrigen, die fußfällig um Verzeihung baten, begnadigt. Natalia, die neidlos die Freuden und Sorgen der Regierung ihrer Stieftochter Sophia überließ, hatte sich mit ihrem an Leib und Seele sichtlich gedeihenden Sohn Peter auf ein Schloß in dem schön gelegenen Dorfe Preobraschenskoe zurückgezogen. Schon von früher Jugend an hatte sich in Peter ein glühender Wissensdrang bemerkbar gemacht, der ihn trieb, zu forschen und zu sinnen, um seine geistige Welt möglichst zu bereichern. Dem angehenden Jüngling war jeder Fremde ein Gegenstand lebhafter Beachtung, und gern ließ er sich erzählen von anderer Völker Sitten und Weisen. Da geschah es, daß er einen jungen Mann, Lefort, Sohn eines Kaufmannes aus Genf, kennen lernte, der einen großen Theil der europäischen Welt gesehen und eine Zeit lang als Seesoldat gedient hatte, und der es trefflich verstand, das Leben und Treiben der Völker des Westens in Bezug auf Ackerbau, Gewerbe, Künste, Seewesen, Bildungsanstalten und militärische Einrichtungen zu schildern. Peter war nicht zu ermüden im Fragen und Hören, und die Mittheilungen Lefort's bestimmten die Richtung seines Strebens für seine ganze Lebenszeit. Welch ein Gegensatz in Bezug auf das Kulturleben zwischen dem, was er vor Augen hatte, und dem, was ihm die Schilderungen Lefort's vorführten! In Rußland herrschte damals noch rohes Asiatenthum in unverfälschtester Art. Die Kultur des Westens heimisch zu machen in seinem Vaterlande, das ward der Stern des Strebens in dem fürstlichen Jünglinge. So ging er früh schon mit seinem Erkennen und seinem Wollen dem Volke, dessen Herrscher er werden sollte, weit voran. Daß dessenungeachtet auch an ihm, der für die Russen ein Reformator ward, Züge asiatischen Wesens haften blieben, kann nicht verwundern, denn wie vermöchte ein Sterblicher die Natur des Bodens, dem er entsprungen, an sich gänzlich unkennbar zu machen!

Damit haben wir einen Punkt berührt, der zu der Bemerkung Anlaß giebt, daß bei Beurtheilung historischer Personen (ganz abgesehen von Privatpersonen, bei deren Beurtheilung in ihrem Wesen gleiche und nur in ihrem Umfange verschiedene Forderungen zu stellen sind) es nicht genügt, sie mit dem Maßstabe der Vollkommenheit zu messen und dieselben, je nachdem sie diesem Maßstabe in seinen Forderungen nicht entsprechen, zu verurtheilen; daß es vielmehr

wesentlich nothwendig ist, den Hintergrund ihrer Zeit mit Aufmerksamkeit in's Auge zu fassen. Dies Verfahren allein giebt uns die Möglichkeit, zu einem gerechten Urtheil über die Personen zu gelangen. Wer dies anerkennt, der wird hervorragenden Personen in dem Maße seine Verehrung zollen, in welchem es ihnen gelang, sich im Fühlen und im Wollen, im Erkennen und in Thaten über ihre Zeit hinaus zu erheben.

Es ist erzählt worden, daß Louvois dem Kriegswesen eine ganz neue Gestalt gegeben hatte, und daß die von ihm getroffenen Einrichtungen in den meisten europäischen Staaten eingeführt worden waren. Peter, über diesen Gegenstand belehrt, beschloß damals schon, sobald er zur Macht gelangt sein würde, die neuen militärischen Einrichtungen auch auf Rußland zu übertragen. Für jetzt wurde ein Versuch im Kleinen gemacht. Schon ehe er Lefort kennen gelernt hatte, waren von ihm Jünglinge seines Alters häufig zum Waffenspiel nach russischer Art versammelt worden. Nun empfing Lefort von ihm die Weisung, eine Compagnie nach europäischem Muster einzurichten, deren Hauptmann er sein sollte, und bei den Exercitien nur die Sache, nicht die Personen gelten zu lassen. Die Einrichtung wurde getroffen, die ganze Strenge der militärischen Gesetze angekündigt und ihr bei den nächsten Veranlassungen sofort auch Folge gegeben. Peter, der als Gemeiner eingetreten war, unterzog sich mit aller Selbstverleugnung der strengsten Unterordnung und ertrug sowohl die Anstrengungen der kriegerischen Uebungen, als auch die tödtliche Langeweile der Wachtdienste mit wahrhaft bewundrungswürdiger Geduld. Die Regentin Sophia, die gelegentlich in Begleitung des geistesmatten, aber gutmüthigen Iwan im pomphaften Aufzuge nach dem Schloß und Dorf Preobraschenskoe hinauskam, sah mit Wohlgefallen dem „Soldatenspiel" Peter's zu. Sie war der Meinung, daß, wenn der Prinz an solchen Dingen Gefallen und Genüge finde, sie wohl hoffen dürfe, sich um so länger, vielleicht gar für immer in ihrer Macht behaupten zu können. Hätte sie ahnen können, mit welchen Plänen Peter's „Soldatenspiel" zusammenhing, es würde ihr das Lächeln auf den Lippen alsbald erstarrt sein! Im Jahre 1688 erschien Peter zum ersten Male im Staatsrathe, und er gewann sich durch seine sichere Haltung wie durch seine verständigen Aeußerungen sofort die Bewunderung der Räthe. Das war genügend, um den tödtlichen Haß Sophia's gegen ihn zu entflammen und im Nu den Entschluß bei ihr zur Reife zu bringen, ihn aus dem Wege zu räumen. Die Häupter der Strelitzen empfingen die

geheime Weisung, das Mordwerk zu vollbringen, das auch auf Peter's Mutter ausgedehnt werden sollte. Einige Verschworene verriethen den Anschlag. Wer gemeint hatte, Peter, der den Strelitzen gegenüber machtlos war, werde an Flucht denken, sollte bald eines Andern belehrt werden. Er schaarte seine Poteschnie (Spielgefährten), mit denen gemeinsam er das Kriegswerk unter Lefort erlernt hatte, um sich und wandte sich zugleich in einem Kraft und Hochsinn verkündenden Aufruf an den Adel des Landes. Tausende eilten herzu, dem jungen Zaaren Beistand zu leisten. Die Strelitzen wagten einen Angriff gar nicht. Aber ein furchtbares, einen echt asiatischen Character an sich tragendes Gericht erging über die Häupter der Strelitzen und über die Anstifterin des geplanten Mordes. Sophia wurde einem Klosterkerker übergeben, vor dessen mit Eisenstäben versehenem Fenster sie, so lange sie lebte, nichts sah, als die in Ketten hängenden gräßlich verstümmelten Leichname Jener. Einige Jahre später (1696) starb Iwan, und nun ward Peter Alleinherrscher von Rußland.

Von da ab begann der um diese Zeit vierundzwanzig Jahr zählende Zaar Peter mächtig einzugreifen in die Geschicke seines Reiches. Umgestaltung desselben nach dem Vorbilde der Länder des Westens — das war das Ideal, das ihm vor der Seele stand. Die erste Reform, für die er im Großen die Grundlage legte, bezog sich auf die Neugestaltung des Heerwesens, wobei ihm Lefort, den er zum Hauptmann erhoben hatte, wesentliche Dienste leistete. Jene „Poteschnie", mit denen er in Preobraschenskoe seine „Soldatenspiele" betrieben hatte, gaben treffliche Offiziere ab für die ersten Garderegimenter, die in Moskau errichtet wurden. Im Jahre 1696 schon betheiligte er sich an dem Türkenkriege, der von Seiten des Kaisers und des Reiches geführt ward, und es gelang ihm, nachdem ihm von den Deutschen und Holländern etwa dreißig Ingenieurs und Artilleristen gesandt worden waren, das die Mündung des Don beherrschende Asow den Türken abzunehmen, welches ihm auch im Friedensschlusse (S. 390) zugesprochen ward.

Nicht Alles, was auf dem Gebiet der Reformen des gesellschaftlichen Lebens als neu auftritt, ist darum auch gut, wie mancher Thor naiv genug ist zu glauben, namentlich wenn er der Erfinder des „Neuen" ist, und es würde ein Unheil, eine Zerrüttung ohne Gleichen im Gefolge haben, wenn die Gesammtheit des Volksgeistes sich von jedem Winde der Meinung sofort in schwankende Bewegung setzen lassen wollte. Aber auch dem wirklich Guten, das neu auftritt,

stemmt sich Gewohnheit, Vorurtheil, namentlich aber der böse Wille derer entgegen, die in dem Neuen Schädigungen ihrer persönlichen Vortheile sehen oder zu sehen vermeinen und nur aus diesem Grunde der Menge, um den Fanatismus derselben zu wecken, trügerisch vorspiegeln, die heiligsten Güter der Nation seien gefährdet, so daß es das Geschick aller Reformatoren auf den verschiedenen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens ist, während ihres Wirkens mehr oder minder heftig bekämpft oder doch verkannt, nach vollendeter Arbeit für ihre Mitmenschen jedoch, namentlich nach ihrem Tode, mehr oder minder verehrt zu werden.

Diesem Loose konnte am wenigsten ein Zaar Peter entgehen, der die Erneuerung des ganzen russischen Gesellschaftswesens in Angriff genommen hatte. Junge talentvolle Russen wurden von ihm nach Deutschland und Holland gesandt, um daselbst Studien zu machen, die sie später in der Heimath verwerthen sollten; Fremde, Offiziere, Gelehrte, Künstler, Handwerker, Kaufleute, zog er in's Land und gab ihnen einflußreiche Stellen. Er war scharfsehend genug, zu erkennen, daß er durch sein Verfahren vielfach verletze, aber er besaß auch den Muth, durchzusetzen, was sich nun einmal als nothwendig erwies, wenn er den ihm als ein Heiligthum vorschwebenden Zweck seines Lebens, sein Volk auf eine höhere Stufe der Gesittung zu erheben, erreichen wollte. Es währte nicht lange, so kam es zu einer neuen Verschwörung gegen den Zaaren, die von den Bojaren und Geistlichen ausging. Wie immer in solchen Fällen, wurde Falsches, das aber geeignet war, die Menge zu täuschen, vorgeschoben. Dieser Neuerer, hieß es, verachte die altväterische Sitte, entweihe die heimischen Altäre dadurch, daß er Personen jedweder Religion in's Land rufe und ihnen einflußreiche Stellungen einräume, und er überliefere außerdem die Blüthe der russischen Jugend, indem er sie in's Ausland sende, der Ketzerei. Des Zaaren Tod wird beschlossen, die Ausführung soll beim nächsten Feuer erfolgen. (Der Zaar eilte stets herbei, sobald ihm von einem Brandunglück in der Stadt Nachricht zuging, und er selbst leitete dann die Löschanstalten.) Um alle Mittel bei der Hand zu haben, ward von Seiten der Verschwörer beschlossen, ein Haus in der folgenden Nacht in Brand zu stecken. Der Zaar befindet sich in einer heitern Gesellschaft bei Lefort, als ihm Kunde von dem Plane zugeht. Er begiebt sich in das Haus, in welchem sich die Verschwörer befinden, läßt sie verhaften und überliefert die Rädelsführer dem Henker.

Von Lefort, der von ihm zum General erhoben worden war,

hatte der Zaar in früherer Zeit schon die deutsche und die holländische Sprache erlernt. Dieser Mühe hatte er sich unterzogen, weil es in seinem Plane lag, Deutschland und Holland zu bereisen, um sich durch eigene Anschauung von dem Zustande dieser Länder zu unterrichten. Im Anfange des Jahres 1697 trat er seine Reise an. Da er unerkannt bleiben wollte, ward ausgesprengt, eine große russische Gesandtschaft werde einige Höfe europäischer Staaten besuchen. General Lefort war der Führer der angeblichen Gesandtschaft, der Zaar hatte den Titel eines Obercommandeurs angenommen. In Königsberg wurde die Gesandtschaft von dem damals gerade dort Hof haltenden Kurfürsten Friedrich III. mit großer Auszeichnung empfangen. Bei der Audienz stand der Zaar unter dem Gefolge, während Lefort die Anrede hielt. Später versicherten die Hofleute des Kurfürsten, sie hätten den Zaaren an seinem hohen und schlanken Wuchse und dem wunderbaren Blitzen seiner Augen erkannt. Die Reise ging über Berlin, Magdeburg, Hannover, Cleve nach Amsterdam. Der Zaar besuchte, wo die Gelegenheit sich fand, bedeutende Handwerksstätten, Fabriken, Bibliotheken, nahm Maschinen, Dämme, Mühlen und Schleusen in Augenschein und unterrichtete sich dabei durch Fragen nach allem Wesentlichen. In Amsterdam fesselte der Schiffsverkehr seine Aufmerksamkeit in außerordentlicher Weise. Rußland müsse zu Meere Macht gewinnen — das stand längst für ihn als ein politischer Glaubensartikel fest. Freilich hatte sein Land bis jetzt (wenn von Archangel abgesehen ward, das zu unbequem für den Seeverkehr lag) erst im Süden das Meer erreicht; aber für Peter war es keine Frage, daß Rußland, wolle es anders nicht auf den Eintritt in die Reihe der mit einander verkehrenden europäischen Staaten Verzicht leisten, gezwungen sei, den Schweden Livland, Esthland und Ingermannland abzunehmen, um die Ostsee zu gewinnen. Peter ließ seine Begleitung in Amsterdam zurück und begab sich allein nach dem Dorfe Saardam, wo der Schiffsbau besonders thätig betrieben ward, und dort nahm ihn das Interesse für die Sache derartig hin, daß er sich in der geringen Kleidung eines Arbeiters — Jacke und Beinkleider von Leinenzeug und rother Frieswefte — einem Meister als russischer Arbeiter vorstellte, der abgesandt sei, den Schiffsbau zu erlernen. Er nannte sich Michaelow. Seinem Wunsche ward gewillfahret, und so arbeitete er denn längere Zeit bei dem Meister, der nicht ahnte, welche hohe Person bei ihm in der Lehre stand. Peter bewohnte ein dürftiges Häuschen an den Schiffswerften, das noch heut gezeigt wird, und zeichnete sich in

seiner Lebensweise nur dadurch von seinen Nebenarbeitern aus, daß er mit seiner Axt auf der Schulter des Morgens stets unter den Ersten auf dem Arbeitsplatze erschien, daß er tagsüber am rastlosesten thätig und des Abends der Letzte bei der Arbeit war. Anfangs waren des Zaaren Reiseabsichten nur auf Deutschland und Holland gegangen. Nun aber beschloß er, auch England und Italien zu bereisen. Im Januar 1698 begab er sich nach London. Auch hier arbeitete er als Schiffsarbeiter auf einer Werft. Auf der Stelle, auf der dies geschah, ist im Jahre 1872 eine Tafel aufgestellt worden, die dies mit kurzen Worten darstellt. Von London reiste er über Dresden nach Wien. Eben im Begriff stehend, nach Italien abzureisen, ging ihm aus der Heimath die Kunde von einem neuen und heftigen Aufstande der Strelitzen zu. Dies bestimmte ihn, nach Rußland zurückzukehren. Die Strelitzen waren von ihm, weil er ihnen nicht trauete, über das Land vertheilt worden. Nun hatte sich das Gerücht verbreitet, der Zaar sei im Auslande gestorben. Sofort rotteten sich Strelitzen von Ort zu Ort zusammen und gaben die Absicht zu erkennen, die gefangen gehaltene Sophia auf den Thron zu erheben und Rußland wieder auf den alten Standpunkt der Sitten und Gesetze zurückzuführen. Noch ehe Peter Moskau erreicht hatte, waren die Aufrührer von dem General Gordon, der ihnen mit den Garden entgegen gerückt war, geschlagen und gegen 4000 Mann von ihnen gefangen genommen worden. Durch mehrere Wochen währten die Hinrichtungen; Peter, der sich nicht selten in Branntwein betrank und im Rausche in furchtbare Wuthausbrüche gerathen konnte, hieb mit eigener Hand gegen hundert Köpfe herunter. Ob und wie weit Sophia an dem Aufstande betheiligt war, ließ sich nicht feststellen. Dennoch wurden ihr nun auch noch vor ihrem Fenster dreißig neue Galgen errichtet und an denselben 230 Strelitzen aufgeknüpft. Kaum an einer Person ist wohl Herrschsucht schrecklicher bestraft worden, als an dieser Unglücklichen.

Nun ging Peter mit erneutem Eifer an die Civilisirung seines Volkes. Auf die Vorhaltung, daß seine Methode barbarischer Art sei, hätte er antworten können: ich kenne meine Russen; wollte ich humane Mittel anwenden, um sie vorwärts zu bringen, sie würden mich verlachen und verhöhnen, das aber wäre der sichere Anfang meines Endes und zugleich der des Rückfalls in die alten Zustände! — Allein es läßt sich auch nicht leugnen, daß die Mittel, zu denen er griff, seinem Naturell entsprachen. Seinem Volke weit voraus im Erkennen dessen, was dem Staate in politischer und wirthschaftlicher

Hinsicht frommte, war und blieb er selbst in Bezug auf seine Sitten Barbar. Er war roh und thierisch in seinen Begierden, grausam im Strafen. Daher kam es denn auch, daß das Gemüthsleben seines Volkes Impulse, die ihm hätten einen Aufschwung geben können, von ihm nicht empfing, und daß des Zaaren civilisatorische Mission sich fast nur auf Uebertragungen mechanischer Fertigkeiten beschränkte.

Der Zaar Peter I. war nun der zweite Mann des Bundes, den August II. zu Stande brachte, Schweden zu bekriegen. Christian V. von Dänemark trat ohne Weiteres dem Bunde zu, der große Erfolge versprach.

Karl XII. von Schweden. Der nordische Krieg.

Karl, ein Urenkel Gustav Adolf's, wurde in demselben Jahre (1682) in Stockholm geboren, in welchem die Strelitzen von der Regentin Sophia in Moskau zum ersten Male die Aufforderung erhielten, den damals zehn Jahre zählenden Zarewitsch Peter zu ermorden. Karl erhielt von seiner frommen und verständigen Mutter eine vortreffliche Erziehung. Neben seiner Landessprache lernte er früh schon das Deutsche, damals Hofsprache in Stockholm, später auch Latein und Französisch. Als ihm von Ludwig's Treiben Mittheilungen gemacht worden waren, namentlich nachdem er von dessen Bedrückungen der Hugenotten vernommen hatte, vermochte ihn Niemand mehr dahin zu bringen, die Sprache des von ihm verabscheuten Tyrannen zu sprechen. Wie er in Bezug auf den wissenschaftlichen Unterricht sich auszeichnete, so auch in ritterlichen Uebungen. Der junge Prinz ward in kurzer Zeit einer der trefflichsten, aber auch verwegensten Reiter, der durch die gefährlichsten Wagestücke nicht selten seine Umgebung in Schrecken versetzte. Früh verlor Karl die Eltern, die Mutter im elften, den Vater, Karl XI., im vierzehnten Lebensjahre, worauf seiner Großmutter die Regentschaft anvertraut ward. Mehr als sonst schon war er seit dieser Zeit in sich gekehrt. Bei Gelegenheit einer Heerschau befragte ihn der Graf Piper nach der Ursache des ihn beherrschenden Mißmuths. „Ich denke eben," erwiederte Karl, „daß ich selbst schon diesen braven Leuten Befehle ertheilen könnte, und so wünschte ich wohl, daß wir beide nicht länger unter einer Frau ständen." Der Reichstag, von dem Vorgange benachrichtigt, beschloß, den jungen Fürsten für mündig zu erklären. Als bei der Krönungsfeierlichkeit (1697) der Bischof sich anschickte, den König zu krönen, nahm Karl ihm die Krone aus der Hand und

setzte sich diese selbst auf sein Haupt. Er hatte es aus dem Buche der Geschichte entnommen, wie die Priesterschaft nur zu häufig den Krönungsact symbolisch in der Weise aufzufassen pflegt, daß sie sagt, ihr habe der Fürst seine höchste Weihe zu danken, woraus dann nur zu leicht unberechtigte Ansprüche erwachsen. Der funfzehnjährige König kümmerte sich zunächst nicht sonderlich um die Regierungsgeschäfte, er ging vielmehr lieber mit Freunden der Jagd nach, betrieb eifrig die Vollendung seiner Studien, suchte oftmals die Einsamkeit, um, wie es von früh an seine Art gewesen war, nur mit sich selbst zu verkehren.

Der Tod Karl's XI. und die Thronbesteigung Karl's XII., eines funfzehnjährigen Jünglings, der, wie verlautete, sich um die Regierung nicht kümmerte, gab nun für den König August II. den Anlaß ab, das angebahnte Bündniß zum Abschluß zu bringen. Und wenn selbst Karl mit Hingabe sich den Regierungsgeschäften widmete, so sei, meinte August, von einem in der Politik wie in dem Kriegswerk unerfahrenen jungen Fürsten ernstliche Wehr nicht zu besorgen. Zwei Jahre lang zogen die Verhandlungen sich noch hin, was darin seinen Grund hatte, daß gerade um diese Zeit der Zaar Peter seine Reise durch die europäischen Staaten ausführte. Mit Christian's V. von Dänemark Nachfolger, Friedrich IV., schloß jetzt August ein förmliches Offensiv- und Defensivbündniß, dem der nach Moskau zurückgekehrte Zaar Peter im Jahre 1699 beitrat. Der Angriff ward von allen drei Staaten zugleich in aller Stille vorbereitet, die Ausführung auf das Jahr 1700 festgesetzt.

Es wirkte wie Donnerschläge auf die schwedischen Reichsräthe, als in schneller Folge Nachrichten von den Unternehmungen der Feinde in Stockholm eintrafen. Eine Kriegserklärung war nicht vorhergegangen. Der König war im Waldgebirge auf der Jagd, die Reichsräthe versammelten sich und beriethen. Die Gefahr erschien so groß, daß man dafür stimmte, es sei unerläßlich, mit den Feinden in Verhandlung zu treten und sich durch Opfer den Frieden zu erhalten. Vom Könige Karl war eben ein gefährliches Abenteuer bestanden worden. Er hatte in Gemeinschaft mit muthigen Freunden, alle nur mit eisenbeschlagenen Knütteln bewaffnet, Bären erjagt. Da ging ihm die Kunde von dem Geschehenen zu. Er warf sich auf ein Pferd und jagte nach der Hauptstadt zurück. Plötzlich erschien er im versammelten Staatsrath und erklärte, nachdem ihm Vortrag gehalten, mit einer alle Anwesenden begeisternden Entschiedenheit und Zuversicht: „Ich habe den festen Vorsatz, nie einen ungerechten

Krieg zu führen, aber auch einen gerechten nur durch den Untergang meiner Feinde zu enden." Sofort wurden Rüstungsbefehle für Heer und Flotte ausgegeben, und gar bald sollten die Feinde Schwedens erkennen lernen, wie sehr sie sich in der Schätzung des jetzt achtzehn Jahre zählenden Königs verrechnet hatten.

Von den Dänen war der Krieg durch einen Einfall in das einem Schwager Karl's XII. gehörende Holstein eröffnet worden; auf sie war es daher von Seiten Karl's zuerst abgesehen. Karl landet, begrüßt von den Batterien der Dänen, in der Nähe von Kopenhagen. Mit dem Degen in der Faust springt der König in's Wasser und ist einer der Ersten, die den Strand erreichen. Hier empfängt sie ein Hagel von Kleingewehrfeuer aus den Schanzen. „Was ist das für ein Pfeifen?" fragte Karl seine Begleiter. „Es sind Flintenkugeln, Sire." „Nun," ruft Karl, „das soll mir von jetzt ab die liebste Musik sein!" Stürmend bemächtigten sich die Schweden unter Anführung ihres jungen Heldenkönigs der dänischen Batterien, deren Besatzung, so weit sie nicht unterlag, sich nach Kopenhagen rettete. Bis auf den Tod erschreckt über die Plötzlichkeit und Mächtigkeit des Erfolges, den der Feind errungen, sendet Friedrich IV. eine Botschaft an Karl, in der er um Frieden bittet. Er wird ihm gewährt unter der Bedingung, daß er vom Bündniß mit Polen und Rußland zurücktritt und den Herzog von Holstein entschädigt (Friede zu Travendal, 1700).

Nun wendet sich Karl gegen den zweiten Feind, den Zaaren Peter, der mit 80,000 Mann in Esthland eingedrungen war und Narwa belagerte. Karl, nach dem Siege über die Dänen zunächst nach Stockholm zurückgekehrt, schiffte sich mit 8000 Mann ein, landete im October auf Esthland und rückte in Eilmärschen gegen den vor Narwa liegenden Feind vor. Ob er gleich auf dem Marsche vernahm, daß das Heer der Russen an Zahl dem seinen zehnfach überlegen sei, hoffte er und hofften auch die von seiner Heldengesinnung entflammten und von dem über die Dänen mit einem Schlage errungenen Erfolg gehobenen schwedischen Krieger dennoch auf Erringung des Sieges. Dichter Schnee fiel, als Karl den Befehl gab, in Gottes Namen auf die Verschanzungen des Feindes einzustürmen. Sein Pferd, von Kugeln getroffen, bricht zusammen. Er springt mit den Worten „Sie wollen mich im Reiten üben!" auf ein anderes. Ein Sumpf muß durchbadet werden. Hier verliert er das zweite Pferd, und als er zu Fuße sich durcharbeiten muß, bleibt ihm ein Stiefel im Sumpfe stecken. Wie hätte ein auf den Feind

stürmender Kämpfer von Karl's Gesinnung sich damit aufhalten sollen, den Stiefel wieder anzuziehen! Vorwärts, vorwärts, ihr Braven! Sieg oder Tod! — Der Feind ist erreicht; ein furchtbarer Kampf erhebt sich. Den Russen erscheinen die Schweden als Menschen höherer Art, gegen die sich zu behaupten eine Unmöglichkeit ist. Der Widerstand läßt nach, Flucht wird die Losung des Feindes, bedeckt ist das Schneegefilde mit Todten, das ganze Lager mit der gesammten Kriegskasse und mit 140 Kanonen fällt in die Hand des Siegers. Am folgenden Tage zieht Karl, tausendstimmig begrüßt von den Einwohnern, die mit Recht in ihm den Retter aus der Gewalt eines barbarischen Feindes sahen, in Narwa ein, sein erster Gang ist in die Kirche, in der er knieend Gott für den Sieg dankt, während seine Begleiter, unter ihnen ergraute Krieger, vor Rührung in Thränen ausbrechen.

Der Zaar Peter beunruhigte sich nicht sonderlich ob des Tages von Narwa. Was that es, daß Tausende von Russen gefallen, daß am nächsten Tage noch 30,000 sich gefangen gegeben hatten? Ist nicht das Zaarenreich groß und reich an Menschen, um Ersatz stellen zu können? „Ich weiß wohl," sagte er, „daß uns die Schweden noch öfter schlagen werden; aber endlich werden sie uns auch siegen lehren!" —

Nun, du starker August von Sachsen und Polen, der du den Krieg angezettelt hast, nun mache dich bereit, dem jungen Heerkönig aus dem Norden, der es gelernt hat, Bären mit Knütteln zu erschlagen, zu empfangen, denn auf dich hat er es am meisten abgesehen!

Karl rückte im Sommer 1701 in Livland ein und schlug ein russisch-polnisches Heer. Darauf stellte er an die Polen das Verlangen, seinen Feind, August II., zu entthronen und schimpflich nach Sachsen zurückzuweisen. Da die Polen sich weigerten, seinem Verlangen nachzukommen, rückte er in ihr Land ein, um sie dazu zu zwingen. Welche Gegensätze zwischen einem Karl XII. und einem Ludwig XIV., durch dessen Schuld in demselben Jahre der spanische Erbfolgekrieg anhob! Letzterer, Kriegsgefahren für seine Person meidend und nur, nachdem die Seinen für ihn geblutet hatten, Triumphe für sich in Anspruch nehmend; Karl in größten Gefahren den Seinen stets voran! Ludwig gelegentlich einmal im Felde in Begleitung seines ganzen Hofstaates; Karl mitten unter seinen Kriegern, alle ihre Beschwerden theilend, ähnlich, wie die Geschichte es uns von einem Hannibal berichtet. Einer seiner Biographen erzählt von ihm: „Zu jeder Jahreszeit blieb er im Felde bei seinen

Kriegern. Trotz der fürchterlichen Kälte bezog er doch den ganzen Winter hindurch kein Haus, sondern begnügte sich mit seinem von Stroh umflochtenen Zelte, in welchem er sich, wenn die Kälte zu heftig ward, durch heiße Kugeln erwärmte. Er trank weder Wein noch Branntwein und aß die einfachste Kost. Einen Pelz verwarf er von dem Augenblicke an, in welchem ein Offizier scherzend geäußert hatte, er sei seit gestern so dick geworden, daß man ihn beinahe nicht erkannt habe. Ein einfacher Soldatenrock mit großen messingnen Knöpfen bekleidete die lange schlanke Gestalt, und dazu trug er gelbe Beinkleider und Weste, große Reiterstiefel und lederne Handschuhe, deren Stulpen bis an den Ellenbogen reichten. Nur an dem furchterweckenden Ernst im Blick, der Stolz, Eigensinn und Kühnheit zugleich ausdrückte, erkannte man den König. Doch nur dem Feinde zeigte er diese Eigenschaften. Gegen seine Offiziere und Soldaten war er der leutseligste Herr. Er entschuldigte Fehler gern, litt es nie, daß von Abwesenden Böses gesprochen ward, und belohnte treue Dienste königlich. Seine Reden waren meist kurz, aber immer sinnvoll; Zorn und Mißfallen aber äußerte er nur durch ein finsteres Zusammenziehen der Augenbrauen. Das weibliche Geschlecht ehrte er, mied aber den Umgang mit Frauen fast schüchtern." — Als Karl den Marsch nach Polen antrat, ward ihm von Freunden vorgestellt, daß es nicht gerathen erscheine, den Zaaren im Rücken Zeit zu lassen, neue Kräfte zu sammeln, daß es vielmehr sich empfehle, zuvörderst diesen Feind, wie es mit Friedrich IV. von Dänemark geschehen, zu einem Frieden zu nöthigen und darauf erst zum Kampf gegen den dritten Feind zu schreiten. Karl erwies sich solchen wohlbegründeten Vorstellungen gegenüber als unzugänglich. Er hatte sich einmal vorgesetzt, ohne Aufschub mit August abzurechnen, daran hielt er mit störrischem Eigensinn fest; dies sollte und müßte erst geschehen, gleichviel ob und wie weit inzwischen alles Uebrige sich verbessere oder verschlechtere! Trefflicher Held, mit diesem Starrsinn, der dich zwang, an dem blind festzuhalten, was leidenschaftliche Aufwallung dir eingab, trat ein Fehler deines Wesens auf, der deiner Heldenlaufbahn einen dunklen Schatten anhängen, der dich schließlich um die herrlichsten Früchte deines Ringens bringen sollte!

Nun folgte ein vier Jahre währender Kampf, einzig von Karl zu dem Zweck geführt, den verhaßtesten seiner Feinde, August, zu demüthigen. Dieser undeutsche Mann hatte sich auch darin den Franzosenkönig zum Vorbilde genommen, daß er, wie dieser, schöne Frauen zu politischen Missionen verwandte. Er sandte die wegen

ihrer bezaubernden Anmuth berühmte Gräfin Aurora von Königsmark, eine geborene Schwedin, in das Lager des gefürchteten Feindes, um diesen zu einer Einigung geneigt zu machen. Karl ließ die Gräfin gar nicht vor sich, vielleicht weil er sie, die des höchsten Schmuckes eines Weibes, schuldlosen Wesens, baar war, mehr noch verachtete, als einen August, in dessen Dienst sie sich durch Gold und Ehre hatte locken lassen. Als Karl auch Krakau in Besitz genommen hatte, verstanden sich die Polen dazu, auf einem Reichstage (1704) August's Entthronung auszusprechen, worauf sie den Woiwoden von Posen, Stanislaus Lesczinsky, einen jungen Mann von edlem Aeußern und bescheidenem Wesen, zum Könige erwählten (1705). Aber August sollte, wie Karl es unwiderruflich gefordert hatte, der polnischen Krone förmlich entsagen und auch von dem Bündniß mit Rußland zurücktreten, und da weder das Eine noch das Andre bis jetzt geschehen war, beschloß Karl, ihn in seinem Sachsenlande aufzusuchen. Im Jahre 1706 überschritt er die Oder bei Steinau. Da drängten sich protestantische Schlesier an ihn, ihm klagend, daß der Kaiser, entgegen den Bestimmungen des westfälischen Friedens, sie unterdrücke, indem er ihnen die Kirchen schließen lasse oder auch Kirchen und Schulen, sobald die evangelischen Geistlichen und Lehrer mit Tode abgegangen seien, den Katholiken überantworte, und sie fleheten ihn an, ihnen zu ihrem Rechte zu verhelfen. Das Sachsenland war voll Schrecken, als es hieß: die Schweden rücken ein! Viele Einwohner flohen mit ihren besten Habseligkeiten; man meinte, es würden sich die traurigsten Zeiten des dreißigjährigen Krieges wiederholen. Die also dachten, wurden bald eines Bessern belehrt. Karl verstand es, wie sein großer Ahn Gustav Adolf, treffliche Mannszucht in seinem Heere aufrecht zu halten, und kein Einwohner hatte sich einer Gewaltthat zu versehen. Einen Theil seines Heeres sandte der König gegen Dresden, er selbst nahm Stellung bei dem Dorfe Altranstädt, unweit Leipzig. Nun bat August um Frieden und erklärte sich bereit, der Krone Polens zu entsagen, den neuerwählten König von Polen anzuerkennen und von dem Bündniß mit dem Zaaren Peter zurückzutreten. Auf Grund dieser Zusagen ward darauf der Friede abgeschlossen (Friede von Altranstädt, 1707). Nicht sofort verließ Karl das Sachsenland. Er betrieb zunächst die angesagten Verhandlungen mit dem Kaiser Joseph I. wegen der den schlesischen Protestanten zugefügten Rechtskränkungen. Joseph I., schon schwer genug belastet durch die Fortführung des spanischen Erbfolgekrieges, hielt von vorn herein dafür, daß es ihm übel zu stehen kommen möchte, sich jetzt,

während seine Truppen im Kampfe gegen die Franzosen standen, gar noch die Feindschaft eines Karl aufzuladen, dessen Thaten das Staunen der Welt hervorgerufen hatten, daher denn Nachgeben von seiner Seite das sei, was zu thun ihm einzig und allein fromme. Lag es doch überdies offen zu Tage, daß seine Vorgänger sich schwer gegen den klaren Buchstaben des westfälischen Friedens vergangen hatten. Nicht weniger als einhundertundachtzehn Kirchen waren den schlesischen Protestanten genommen worden. Auf Joseph's Befehl fand die sofortige Rückgabe derselben statt, es wurde den bisher Bedrückten außerdem gestattet, sechs neue Kirchen zu erbauen, und es erfolgte vom Kaiser die feierliche Zusicherung, daß fernerhin den Evangelischen in Schlesien Kirchen und Schulen nicht mehr genommen werden sollten. Als später der päpstliche Nuntius seine Mißbilligung über die den Ketzern gegenüber bewiesene Nachgiebigkeit gegen Joseph zu erkennen gab, entgegnete dieser, er sei froh, daß Karl an ihn nicht das Verlangen gestellt habe, lutherisch zu werden, denn er wüßte nicht, was er alsdann gethan hätte! — Karl besuchte das Schlachtfeld bei Lützen. Als ihm die Stelle gezeigt ward, auf der Gustav Adolf seinen Heldengeist ausgehaucht hatte, sagte er gerührt: „Ich habe mich bemüht zu leben wie er, vielleicht schenkt mir Gott auch einst einen so schönen Tod!"

Aber auch ein Zweites hatte den König bestimmt, noch längere Zeit in Sachsen zu verweilen. Er war gleichzeitig eifrig beschäftigt, seine Heermacht wieder zu vervollständigen, denn nunmehr gedachte er weitere Abrechnung mit Peter I. zu halten. Dieser hatte — ganz wie es von den Freunden Karl's vorhergesehen worden war — die Zeit, in der er von den Schweden gänzlich unangetastet gelassen worden war, trefflich zu seinem Vortheil zu benutzen verstanden. Er hatte Ingermannland und ein Theil von Livland und Esthland in Besitz genommen, Dorpat, Narwa und Nöteburg (von ihm Schlüsselburg genannt) erobert, Reval eingeschlossen, ein schwedisches Geschwader auf dem Peipussee vernichtet und an dem Einflusse der Newa in den finnischen Meerbusen (am ersten Pfingstfeiertage des Jahres 1703) den Grundstein zu einer Hauptstadt des Reiches (nach ihm Petersburg benannt) gelegt.

Unter ärgeren Plagen der zur Arbeit gepreßten Einwohner mag kaum des Pharao Cheob's große Pyramide erbaut worden sein, als es mit der Zaarenstadt Petersburg geschah. Hunderttausende von Leibeigenen wurden von weit und breit herzugetrieben, und diese Armen, denen man weder Beköstigung noch Werkzeuge gab, hatten

nun zunächst durch Herbeischaffung von trockener Erde — viele schleppten in ihren Lumpen die Erde herzu — den Sumpf in Baugrund zu verwandeln, aus dem darauf in überraschender Schnelle die Häuserreihen und die Festungswerke der neuen Zaarenstadt emporwuchsen. Nach zwei Jahren war sie bereits groß genug, mehrere tausend Einwohner aufzunehmen. Es erging nun von dem Zaaren an Edelleute, Kaufleute und Handwerker aus anderen Städten der Befehl, sich mit den Ihrigen in Petersburg niederzulassen. Wer hätte gewagt, sich einem solchen Gebot zu widersetzen! — Thun wir hier, was wir vermögen, äußerte Peter zu Vertrauten, und sehen wir dann weiter zu, zu welchen Mitteln zu greifen der verwegene Kriegsmann aus Schweden uns nöthigt. Gut für uns, daß er sich dort unten verbissen hat und nicht los läßt — das schafft uns Zeit! Vielleicht auch, daß seine Kraft sich in seinem Wüthen gegen die Polen in Sachsen erschöpft! — Da kam endlich die Nachricht: Karl ist in Anmarsch gegen die russische Grenze! Der Zaar, der sich zu einem Kampfe mit den Schweden noch nicht stark genug fühlte, bot ihm Frieden. Karl's Antwort lautete, er werde ihm den Frieden in Moskau dictiren! Darauf äußerte Peter: „Mein Bruder Karl will den Alexander spielen, aber wird in mir keinen Darius finden!" — Karl's Absicht ging dahin, den Feind zunächst aus den Ostseeprovinzen zu vertreiben und darnach auf Moskau zu marschieren. Im Anfange des Jahres 1708 überschritt er die Weichsel, im Juni die Beresina. Die Russen, geführt von dem General Scheremtew, zogen sich bis zum Flusse Bibitsch zurück und nahmen daselbst eine von dem Fluß und von Morästen gedeckte Stellung, die unzugänglich zu sein schien. Wiederum war Karl den Seinen voran am Tage der Schlacht, die früh drei Uhr begann. Die Russen sahen mit Staunen, wie die Schweden, Gewehre und Mäntel über den Kopf haltend, den Fluß und die Moräste durchwateten. Ein furchtbares Kanonenfeuer empfing die Angreifer. Sieben Stürme wurden abgeschlagen, der achte Angriff jedoch führte zum Siege, die Russen flohen, Karl verfolgte sie bis Mohilew, wo er seinem Heldenheere einige Wochen Rast gönnte. Hier ging ihm Kunde zu, daß die von Peter's Vater unterworfenen Kosacken Neigung zeigten, das ihnen auferlegte Joch abzuwerfen. Der Kosackenhetmann Mazeppa, ein vierundsechzigjähriger Mann voll Geist und Kühnheit, forderte durch Botschafter den König auf, statt in gerader Linie auf Moskau zu gehen, den Umweg durch die Ukraine zu machen, in welchem Falle er sich mit 30,000 Mann ihm anschließen und auch das schwedische Heer mit Lebensmitteln versorgen wolle.

Annahme dieses Planes schloß die Nöthigung in sich, zunächst einen Marsch von mehreren hundert Meilen durch unbekannte, unwirthliche Gegenden auszuführen. Die schwedischen Generale wiesen auf die Schwierigkeit des Unternehmens hin, was den König nun erst recht bestimmte, dem kühnen Russenfeinde Mazeppa die bestimmte Zusage zugehen zu lassen: er komme! Das war der Anfang seines Verderbens. Sein Heer hatte auf dem Wege Unglaubliches zu leiden, und nur der Umstand, daß der König alle Mühseligkeiten mit beispiellosem Muthe ertrug, bewirkte es, daß sich nicht mehr als einmal seiner Krieger Verzweiflung bemächtigte. In den Morästen blieben Geschütze, Wagen und Pferde stecken. General Löwenhaupt, dem befohlen war, mit seinen 11,000 Mann nachzufolgen und dem Heere des Königs Proviant zuzuführen, blieb aus. Es regnete unaufhörlich, die Truppen, denen nur noch verschimmeltes Brot und Gerste in mäßigsten Portionen als Nahrungsmittel geboten werden konnte, steckten Tag und Nacht in nassen Kleidern. Endlich erreichte Löwenhaupt das Heer, doch hatte er in den Kämpfen gegen die ihm nachrückenden Russen gegen 5000 Mann und dazu auch noch sämmtliche Wagen mit Proviant verloren! Jedoch die Ukraine war nun erreicht. Vergebliche Hoffnung auf Besserung der Lage! Die Stimmung der Bevölkerung war umgeschlagen; die Kosacken hatten vernommen, daß Peter mit großer Macht dem an Mannschaften und an Kriegsmaterial geschwächten Feinde, den sie kaum noch für widerstandsfähig hielten, nachziehe. Mazeppa, treu seinem Worte, mühete sich rastlos, seine Landsleute zum Kampfe zu begeistern, es schaarten sich aber nur etwa 5000 Mann um ihn, mit denen er zu den Schweden stieß. Im November wurde Baturin, Mazeppa's Wohnort, erreicht. Die Russen hatten ihn in einen Aschenhaufen verwandelt. Der früh anbrechende Winter war unerhört hart. Reiter erfroren auf den Pferden; um sich vor Erstarrung zu schützen, war das Fußvolk oft genöthigt, sich im vollen Laufe vorwärts zu bewegen. Dennoch erlagen täglich Hunderte der Kälte und dem Hunger. Unter solchen Bedrängnissen erreichte Karl Pultawa, die Hauptstadt der Ukraine. Inzwischen war Thauwetter eingetreten, und die grundlosen Wege thaten dem Heere so vielen Schaden, als dasselbe durch die Kälte erlitten hatte. Im April 1709 schritt Karl zur Belagerung von Pultawa, in das sich 8000 Russen geworfen hatten. Von Reiterschwärmen, die dem Zaaren vorausgeeilt waren, wurden die Schweden ununterbrochen beunruhigt. Karl erhielt in einem dieser Kämpfe eine Kugelwunde am Knöchel des linken Fußes. Jetzt rückte der Zaar

mit einem 65,000 Mann starken Heere, das siebzig Geschütze mit sich führte, herzu, und es kam bei Pultawa (8. Juli 1709) zur Schlacht. Von einer Tragbahre aus, die von zwei Pferden getragen wurde, leitete der noch an seiner Fußwunde leidende Karl die Bewegungen seines bis auf 29,000 Mann zusammengeschmolzenen Heeres, das sämmtliche Geschütze bis auf zwei auf dem Marsche eingebüßt hatte. Die Uebermacht der außerdem noch gut genährten Truppen Peter's war zu groß: die Schweden erlagen. Ueber 8000 Mann deckten das Schlachtfeld, 16,000 Mann geriethen in Gefangenschaft, das ganze schwedische Lager mit der Kriegskasse von 7 Millionen Thalern fiel in die Hand des Feindes, Karl, der mit Noth in einen Wagen gerettet wurde, floh mit einer kleinen Abtheilung der nahen türkischen Grenze zu. Ihm ward in der Türkei die ehrenvollste Aufnahme, und es gelang ihm, den Sultan Achmed III. zu vermögen, daß er dem Zaaren den Krieg erklärte. Im Frühling des Jahres 1711 setzte sich ein von dem Großvezier geführtes Heer gegen die Russen in Bewegung, die, um dem neuen Feinde zuvorzukommen, in die Moldau eingefallen waren. Bei dem von dem General Scheremtew geführten russischen Heere befanden sich der Zaar Peter und seine Gemahlin Katharina. Letztere, die Tochter eines lithauischen Bauers, anfänglich verheirathet mit einem schwedischen Dragoner und nach dessen Tode eine Zeit lang Magd im Hause des protestantischen Propstes Glück zu Marienburg, fiel bei der Eroberung der Stadt den Russen in die Hände. Der General Scheremtew, der sich die schöne Gefangene als Beute ersah, schenkte sie dem Obergeneral Menzikow, dem Nachfolger Lefort's. Peter, von ihrer Schönheit entzückt, nahm sie in sein Haus, und sie wußte den Zaaren dermaßen an sich zu fesseln, daß er sie vier Jahre später, nachdem sie zur griechischen Kirche übergetreten war, unter dem Namen Katharina Alexiewna zu seiner Gemahlin erhob. Sie begleitete den Zaaren auf Reisen, sogar auf Feldzügen, und daß sie diesmal bei ihm war, sollte ihm zum Heile gereichen. Die Russen, der Gegend unkundig, sahen sich plötzlich von einem zahlreichen türkischen Heere eingeschlossen. Die russischen Generale waren rathlos; in schimpfliche Gefangenschaft zu gerathen oder bis auf den letzten Mann niedergehauen zu werden, schien das unvermeidliche Loos des Heeres zu sein. Peter äußerte: „Jetzt bin ich weit schlimmer daran, als mein Bruder Karl bei Pultawa.“ Er verschloß sich in sein Zelt, Niemand durfte bei ihm eingelassen werden. In dieser Noth war es Katharina, die eine rettende That ersann. Sie versammelte die Offiziere, breitete ihren

Juwelenschmuck vor ihnen aus und forderte sie auf, hinzuzulegen, was sie an Kostbarkeiten besäßen, denn nicht durch Hingabe des Blutes, wohl aber durch das Opfer aller Kleinodien sei allein es möglich, den Zaaren zu retten. Wirklich gelang es ihr, den Großvezier zu bestechen. Er ließ die Russen ungekränkt abziehen und schloß darauf mit dem Zaaren, nachdem derselbe in die Zurückgabe von Asow gewilligt hatte, den Frieden von Falczy (1711). Karl war außer sich vor Entrüstung. Auf seine Einwirkung ward zwar der Großvezier seines Amtes entsetzt, jedoch Achmed, dessen Groll gegen den Zaaren durch die Zurückgabe Asows gesänftigt war, ließ sich nicht dazu bewegen, den Krieg auf's Neue zu beginnen.

Der Sultan, der sich theilnehmend und edelsinnig gegen den König Karl erwiesen hatte, wünschte nichts sehnlicher, als daß der ihm lästig werdende Gast nunmehr nach seiner Heimath zurückkehren möchte. Karl jedoch, dem mit seinen 115 Mann, die ihm von seinem Heere allein noch übrig geblieben waren, in Warnitza ein schönes Haus eingeräumt worden war, rührte sich nicht, weil er immer noch von dem Gedanken erfüllt war, es werde und müsse ihm gelingen, den Sultan in einen neuen Krieg mit Rußland zu verwickeln, und ihm auch die Vorstellung unerträglich erschien, als Besiegter seinem Volke unter die Augen zu treten. Damit aber verschlechterte sich die Gesammtlage der von ihm vertretenen Sache immer mehr, die jetzt schon eine üble Gestaltung angenommen hatte. Als die Nachricht von seiner gänzlichen Niederlage bei Pultawa in Sachsen und Dänemark bekannt geworden war, erklärte August II. den Frieden von Altranstädt für erzwungen, rückte wieder in Polen ein und nöthigte den auf Karl's Betrieb zum Könige erwählten Stanislaus Lesczinski zur Flucht; auch Friedrich IV. erschien wieder auf dem Kriegsschauplatz, und es wurden die in Deutschland gelegenen schwedischen Gebiete zum größten Theile von polnischen, russischen und dänischen Truppen besetzt. England, Holland und der Kaiser hatten sich Schwedens angenommen und im Haager Concert (1710) bestimmt, daß die schwedischen Besitzungen in Dänemark und Deutschland neutral bleiben sollten; von Karl war jedoch dies Abkommen zurückgewiesen worden. Den schwedischen Reichsräthen, die wiederholentlich die Bitte an ihn gerichtet hatten, zurückzukehren, soll er geschrieben haben: „wenn sie regieren wollten, so werde er ihnen einen seiner Stiefel schicken, von dem könnten sie Befehle holen." — Der Zaar bot dem Sultan vergeblich eine große Summe für die Auslieferung Karl's. Endlich jedoch erging von Achmed die bestimmte Aufforderung an den König,

nunmehr unverzüglich sein Land zu verlassen. Da Karl sich nicht rührte, sandte der Sultan Truppen gegen ihn ab, die zu einer förmlichen Belagerung seines Hauses zu schreiten sich genöthigt sahen. Mit Mühe bemächtigte man sich des wie ein Löwe Kämpfenden, der darauf nach Demirfasch gebracht, und dort, um ihm den Aufenthalt im Lande zu verleiden, nur mit dem Allernothwendigsten versehen ward. Dennoch blieb der König noch zehn Monate in der Türkei. Seinen Gegnern hatten sich zwei neue zugesellt. Von Friedrich Wilhelm I. von Preußen waren Schwedisch-Pommern und Stettin, von dem Kurfürsten von Hannover Bremen und Verden besetzt worden, den Schweden blieben von den deutschen Besitzungen nur noch Stralsund und Wismar. Als nun auch noch ein großer Theil der schwedischen Flotte nahe bei der Insel Aland (1714) von der russischen Flotte unter dem Grafen Apraxin geschlagen worden war, und der Reichsrath, zur Verzweiflung getrieben, Miene machte, mit dem Zaaren in Friedensverhandlungen zu treten und auch einen Reichsverweser an Stelle Karl's zu erwählen, entschloß sich dieser — nach fünf Jahre währendem Aufenthalte in der Türkei — zurückzukehren. Am Abende des 11. November 1714 sahen die Wachtposten vor einem der Thore Stralsunds einen Reiter im Schneegestöber daherjagen. Er warf sich vom Pferde, ein hochgewachsener Mann mit mächtigem Bart, Einlaß begehrend. Die Wachtposten verweigerten ihm denselben, gaben jedoch nach, als der Fremde in einem ihnen imponirenden herrischen Wesen von Aufhängen zu wettern begann. In der Festung erkannte man ihn — es war König Karl, der, den Seinen vorauseilend, tagüber reitend, Nachts fahrend, einen Weg von 280 deutschen Meilen in sechzehn Tagen zurückgelegt hatte. Da er die von Preußen, Hannover und Dänemark besetzten Gebiete ohne jegliche Entschädigung zurückzuhaben begehrte, kam es zum Kampf, der zu seinen Ungunsten ausfiel. Die Dänen vertrieben ihn sogar aus Stralsund, worauf er auch den letzten Ort in Deutschland, Wismar, verlor. Die Hauptmittel zur Kriegsführung hatte Schweden früher gerade aus den Gebieten gezogen, die ihm jetzt verschlossen waren, daher denn die Lage des Reiches, den Feinden gegenüber, eine trostlose war. In dieser Noth fand Karl in dem Baron von Görz einen Mann mit dem weitschauenden Blick eines Axel Oxenstierna. Görz' Pläne möchten wohl Schwedens Lage um Vieles gebessert haben, wenn Karl mit der nöthigen Besonnenheit an ihrer Verwirklichung gearbeitet hätte. Doch sein Ungestüm vernichtete wieder, was Görz gut machte. Dieser hatte mit dem Zaaren Unterhandlungen

angeknüpft, die den Zweck hatten, eine Einigung zu erzielen, dahin gehend, Livland, Esthland und Ingermannland sollten an Rußland Norwegen — als Entschädigung — an Schweden fallen. Sofort ging Karl, ohne die Schwierigkeit eines Winterfeldzuges in Norwegen irgendwie in Betracht zu ziehen, 'an's Werk, sich dieses Landes zu bemächtigen. Ein Theil seines Heeres ward auf dem von ihm vorgezeichneten Wege ein Opfer der Kälte und des Hungers. Er selbst überschritt mit der Hauptmacht im November 1718 die norwegische Grenze und schritt in der strengsten Winterszeit zur Belagerung der Festung Friedrichshall. Kaum waren die ersten Vorbereitungen getroffen, so eroberte er mit dem Degen in der Hand die Hauptschanze. Voll größten Eifers, die Belagerungsarbeiten gefördert zu sehen, pflegte er Abends spät noch in die Laufgräben zu gehen. So geschah es auch am 11. December. Zwei Offiziere, Franzosen, der Oberingenieur Megret und der Generaladjutant Siquier, begleiteten ihn. Die beiden Offiziere entfernten sich, Karl lehnte sich, während aus der Festung Kanonenfeuer erdröhnte, über eine Brustwehr und schauete der beim Lichte der Sterne ausgeführten Arbeit zu. Nach zehn Uhr kehrte Megret in Begleitung anderer Offiziere zurück, und es kam ihm Siquier mit der Nachricht entgegen, der König sei — erschossen. Sie fanden ihn rückwärts an die Brustwehr gelehnt, die rechte Hand am Degen. Eine Flintenkugel war ihm durch den Kopf gedrungen; im Augenblicke seines Todes hatte die Hand unwillkürlich nach dem Degengriffe gezuckt. Alle, außer den beiden Franzosen, waren tief ergriffen. Megret sagte: „Nun ist das Spiel aus, nun wollen wir heimkehren." Es ward allgemein angenommen, daß ein Meuchelmord vorliege. In erster Linie hatte man die beiden französischen Offiziere in Verdacht, aber als verflochten in die Sache erachtete man auch die Adelspartei, von der sofort Görz, des Königs Vertrauter in letzterer Zeit, gestürzt und einem Gerichte übergeben ward, welches ihn, ohne daß ihm das geringste Vergehen nachgewiesen werden konnte, hinrichten ließ. Mit Karl XII. war ein flammendes Meteor plötzlich am Kriegshimmel erloschen. Ulrike Eleonore, Karl's jüngste Schwester, wurde zu seiner Nachfolgerin erhoben. Schweden trat nun in Friedensverhandlungen mit seinen Gegnern, nur mit Rußland währte der Krieg noch fort. Hannover erhielt gegen 1 Million Thaler Bremen und Verden; Schweden trat gegen 2 Millionen Thaler Stettin, Vorpommern, Usedom und Wollin an Preußen ab; Stralsund und Rügen blieben bei Schweden. An Dänemark zahlte Schweden 600,000 Thaler und entsagte der Zollfreiheit

im Sunde. August II. wurde als König von Polen anerkannt, Stanislaus Lesczinsky, dem der königliche Titel belassen ward, erhielt 1 Million Thaler Entschädigung. Endlich sah sich Schweden genöthigt, auch mit dem Zaaren Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, und es kam zum Frieden von Nystadt (1721). Schweden trat an Rußland Livland, Esthland und Ingermannland ab, wogegen dieses ihm 2 Millionen Thaler zahlte und ihm Finnland zurückgab. An Schwedens Stelle war Rußland als Hauptmacht des Nordens getreten; der Zaar Peter, dem der Senat den Beinamen des Großen beilegte, nahm den Kaisertitel an.

Friedrich der Große.

Friedrich's erste Jugendzeit.

Friedrich ward am 24. Januar 1712 geboren.

Wie war die Welt geartet, in die er eintrat? Selbstverständlich ist damit zunächst seine heimathliche Welt gemeint, der berliner Hof. Dem Königshofe zu Berlin haben wir demnach zunächst unsere Betrachtung zuzuwenden, — dort ruhet der Schlüssel zum Verständniß, zur rechten Würdigung der bedeutsamen Jugendschicksale Friedrich's. Betrachtnahme des Hofes bedeutet im Wesentlichen Betrachtnahme der Personen, Anschauungen, Sitten, der den Hof beherrschenden geistigen Strömung. Auf der damit betretenen Bahn wiederum wird für uns die Nöthigung entstehen, unsere Blicke sowohl auf solche geschichtlichen Acte der Vergangenheit, wie auch auf diejenigen auswärtigen Kreise des Lebens zu richten, die vorzugsweise ihren Einfluß geltend machten auf die Gestaltung des Hoflebens, insbesondere der den Hof beherrschenden Anschauungen.

Als Friedrich geboren ward, lebte noch sein Großvater, der erste König von Preußen, Friedrich I. Ein Jahr später sammelten sich die Mitglieder der Königsfamilie um das Sterbelager des Königs. Er begehrte seinen Enkel zu sehen, und als derselbe, herbeigetragen, seine großen, blauen, strahlenden Augen aufschlug und den Sterbenden anblickte, als das junge Leben und erlöschende Leben im Anblick einander begegneten, da erhellte sich des Königs Angesicht, auf das sich schon die Schatten des Todes niedergesenkt hatten, noch einmal, gleichsam als ob er prophetisch schauete, was aus dem damals ein Jahr alten Kindlein werden sollte. Am Tage darauf starb Friedrich, und der Vater des jungen Prinzen, Friedrich Wilhelm I., bestieg den Thron Preußens (1713).

Des Heimgegangenen Regierung hatte fünfundzwanzig Jahre gewährt; etwa um die Mitte dieser Zeit (1701) war der Königstitel von ihm erworben worden. Der neue Name des Staates — König=

reich — war ein entsprechender Ausdruck für die Bedeutung, zu der er von Friedrich's Vorgänger erhoben worden war. Dieser, der große Kurfürst, hatte seinem Sohne somit gleichsam das Gold zur Prägung des Kronenreifes hinterlassen, und von Friedrich war klug der Augenblick benutzt worden, in welchem sich mit sicherer Aussicht auf Erfolg an den Kaiser das Verlangen stellen ließ, den Namen für eine Sache zuzulassen, die ihrem Wesen nach vorhanden war (S. 420).

Wie sauer mag es dem Kaiser Leopold I. anfänglich angekommen sein, dem Hohenzollernstamme eine solche Rangerhöhung zuzugestehen! Aber er hatte sich endlich darein ergeben — wir werden gleich sehen, aus welchen Beweggründen. Der Zustimmung ward eine Klausel beigegeben, ein Ergebniß kaiserlicher Erwägungen, angestellt, um die Bedeutung des durch den Drang der Noth zugestandenen Königstitels auf das möglichst geringe Maß zu beschränken. Innerhalb des Reiches einen König zu haben, sagte sich Leopold I., möchte meiner kaiserlichen Autorität nicht wohl anstehen, und am wenigsten könnte es mir behagen, wenn dieser König ein Hohenzoller wäre! Der regierende Hohenzoller, dermalen Kurfürst Friedrich III., bleibt nach wie vor in Bezug auf das von den Reichsgrenzen eingeschlossene Brandenburg, Kurfürst; für das außerhalb des Reiches gelegene Herzogthum Preußen jedoch mag er den Titel „König" annehmen! — Unter diesem — scheinbar geringfügigen — Vorbehalt war die Zustimmung zur Rangerhöhung Friedrich's erfolgt. Darum nannte sich auch Friedrich König „in" Preußen, und erst später (unter Friedrich dem Großen) tritt die Bezeichnung König „von" Preußen auf.

Die Sache war schlau ersonnen in der Kaiserburg zu Wien, aber sie sollte eine ganz andere Bedeutung gewinnen, als man dort ahnte! Die wiener Herren waren verblendet genug, sich einzureden, daß es mit der — unter jener Einschränkung erfolgten — Zulassung der Königswürde an die Hohenzollern eben nicht mehr zu bedeuten habe, als mit der kurze Zeit vorher erfolgten Bestätigung der Wahl August's des Starken von Sachsen zum Könige von Polen. Möge August und möge Friedrich außerhalb des Reiches Dies oder Jenes sein und heißen — das habe, redete man sich ein, auf ihre Stellung innerhalb des Reiches keinen Einfluß! Schließlich nahmen der Kaiser und seine Räthe sogar den Ruhm für sich in Anspruch, einen diplomatischen Meisterzug in der Sache gethan zu haben, denn, sagten sie, in dem schweren Kriege (spanischen Erbfolgekriege), den wir gegen Ludwig zu führen haben, stellt uns Friedrich so zu sagen

für ein — Nichts eine Hülfsmacht von 10,000 Brandenburgern, der Gewinn ist offenbar auf unserer Seite! —

Der Grundirrthum der wiener Diplomaten bestand darin, daß sie nicht erkannten, welch eine ganz andere Bewandtniß es mit Preußen als mit Polen hatte. Allerdings lagen beide Länder außerhalb des deutschen Reiches, allein Polen war der Bevölkerung nach ein absolut fremdes, Preußen dagegen war ein echt deutsches Land, in welchem durch Kolonisation alle deutschen Stämme vertreten waren.

Was wesentlich zur falschen Beurtheilung der Sache mit beitrug, war der Umstand, daß von Seiten der Hohenzollern allerdings mit der Annahme der preußischen Königskrone und durch die damit verbundene vorläufige Verlegung der Schwerkraft des brandenburg-preußischen Staates in ein nicht zum Reiche gehörendes Land gewissermaßen ein Schritt aus Deutschland hinaus gethan ward.

Aber nicht allein, weil, wie bemerkt, dies Land mit seiner gegen Berlin mächtigen Hauptstadt Königsberg echt deutsch und überdies mit Brandenburg und den übrigen zu Brandenburg gehörenden Reichsgebieten innig verbunden war durch eine mehr als fünfzigjährige bewußt und kräftig ausgeführte politische Arbeit, sondern auch aus einem noch viel bedeutsameren Grunde sollte dieser vorläufige Austritt aus dem Reichsverbande gerade die Brücke zu einer erhöhteren Machtstellung des brandenburg-preußischen Staates innerhalb Deutschlands werden.

Wir haben es kennen gelernt, an wie schweren Uebeln das sogenannte heilige römische Reich krankte — es war dies das Werk der beiden großen Festen des Romanismus, Rom und Paris, die beide — eine jede in ihrer Weise, unter trügerischem Scheine Herrsch- und Raubgelüste bergend — Deutschland um Gut und Land gebracht und dasselbe endlich — durch den westfälischen Friedensschluß — innerlich vollständig zerklüftet hatten, so daß zu erwarten war, es werde sich die Abbröckelung der einzelnen Theile zu Gunsten des Auslandes ohne besondere Schwierigkeiten in Vollzug setzen lassen. Das habsburgische Kaiserthum hatte sich selbst zur Ohnmacht verdammt, seitdem es in das Vasallenthum Roms getreten war. In der Reformation war der Proceß der Verjüngung der Nation eingetreten — die Rache Roms dafür war der schreckliche dreißigjährige Krieg, den es durch Anwendung echt heidnischer, aus dem alten Rom herübergenommener politischer Grundsätze über Deutsch-

land gebracht hatte. Es kam nun darauf an, ob ein Staat sich stark, ein Fürstenhaus opferbereit genug erweisen würde, Schirm und Förderer des in der Reformation nach Erlösung ringenden nationalen Geistes zu werden. Das pfälzische Fürstenhaus hatte sich ohnmächtig erwiesen, das sächsische Fürstenhaus — unter August II. — die evangelische und deutsche Sache für den Judaslohn der polnischen Königskrone verrathen — die Mission, dem deutschen Volke im Ringen nach Erlösung aus der Geist und Herz bedrückenden und bestrickenden Macht des verweltlichten Roms ein treuer Hort zu sein und zugleich wahrhaft auf der Wacht zu stehen gegenüber dem Raubgelüste Frankreichs, war offenbar, wie aus dem fast fünfzigjährigen Wirken des großen Kurfürsten nachgewiesen worden ist, an das Haus Hohenzollern übergegangen.

Hatte sich der König Friedrich I. in Bezug auf diese Mission als würdiger Erbe seines Vaters erwiesen? Einzelner seiner Schwächen werden wir noch zu gedenken haben — im Großen und Ganzen darf jene Frage mit Ja beantwortet werden. Er führte das Staatsschiff, wenn auch nicht mit der Kraft seines großen Vorgängers, so doch auf der Bahn, die dieser ihm gegeben, vorwärts. Wir sehen ihn die leibliche und geistige Wohlfahrt des Volkes in ähnlicher Weise fördern, wie es von dem großen Kurfürsten geschehen war. Den Forderungen evangelischen und nationalen Wesens wird Raum gegeben, die Wissenschaft gefördert, rühmlich nehmen brandenburgische Truppen Theil in den Kämpfen gegen die Franzosen und die Türken.

In dieser Richtung hatte sich Friedrich schon in seiner kurfürstlichen Zeit bewährt, und so ward, indem er zur Krone gelangte, gleichsam die große nationale Sache, die der brandenburg-preußische Staat vertrat, seine Mission gegenüber dem zerklüfteten und in seiner Zerklüftung schwach gewordenen Reiche, gekrönt, und gerade diejenigen Personen — der Kaiser und seine Räthe — mußten dabei Hand mit anlegen, von denen das kräftigen Impulsen evangelischen und nationalen Wesens folgende Walten der Hohenzollern längst mit Augen des Mißtrauens und der Besorgniß angesehen worden war! Die Thoren! Sie stellten den Hohenzoller Friedrich mit August II. in ihrer Beurtheilung auf eine Linie, meinend, beide seien außerhalb der Grenzen des Reiches hinlänglich mit dem Aufputz und der Befestigung ihrer Königthümer beschäftigt, was der kaiserlichen Machtwirkung auf die innerhalb Deutschlands ihnen gehörenden Länder ja nur zu Gute kommen könne! Wohl! dachte mancher Jesuit, auf diese Art bringen wir Brandenburg am sichersten herunter und namentlich

Berlin, welches — durch Eröffnung verschiedentlicher Institute protestantischer Wissenschaft und Kunst und durch Begründung von Schulen für das Volk — die Gestaltung zu gewinnen begonnen hat, als solle es in Norddeutschland eine Feste des Protestantismus werden!

Falsche Rechnung, ihr Herren! Der Hohenzoller Friedrich war in seinem innersten Wesen kein August, wofür ihr ihn, weil auch er den Prunk übermäßig liebte, hieltet; die innerhalb der deutschen Grenzen gelegenen Gebiete des Staates sollten durchaus nicht vernachlässigt werden; dagegen sollte sich in dem von der herzoglichen zur königlichen Würde erhobenen Preußen ein für den gesammten brandenburg-preußischen Staat und durch diesen für Deutschland im höchsten Grade wichtiges politisches Werk vollziehen. Gänzlich unabhängig und gänzlich unbehelligt von der Reichsgewalt vermochte hier ein deutscher Staat mit vollkommen selbstständiger und nationaler Politik sich zu gestalten, und es war damit gleichsam der archimedische Punkt außerhalb des schwerfälligen, fast unlenksam gewordenen Reichsmechanismus gefunden, von dem aus die Erneuerung des Reiches in Angriff genommen und damit eine Kampfesthätigkeit begonnen werden konnte, die, bis in die gegenwärtige Zeit reichend, mit der Erneuerung des deutschen Kaiserhauses unter den Hohenzollern und dem siegreichen Frontmachen gegen das Romanenthum mit seinem Doppelgesicht Rom und Paris zu einem gewissen Abschluß gekommen ist.

Wer Obiges in Betracht zieht, der wird die Hochbedeutsamkeit des politischen Wirkens des ersten Königs in Preußen anerkennen. Es ist damit die Grundströmung seiner Regierungsthätigkeit bezeichnet worden und zugleich ein Ziel, das ihm selbst bald mehr, bald minder klar vor die Seele trat. Denn wie dürfte gesagt werden, daß Friedrich das, was der Staat seinem Wesen nach unter ihm geworden ist, auch in scharfen Umrissen erschaut habe! Aber er erweist sich uns als der begeisterte Träger der von seinen Vorgängern, namentlich von seinem Vater, überkommenen Staats-Idee, Pfleger und Mehrer der in der Reformation zu Tage getretenen nationalen Güter zu werden, woran der Glaube sich schloß, daß dies schließlich seinem Lande und dem gesammten deutschen Vaterlande zum Heile gereichen müsse. Der sinnige Ausspruch Rückert's „Vor Jedem steht ein Bild deß, das er werden soll" hat seine Geltung für alle strebsamen Menschen, mögen sie in der Hütte oder im Palast geboren sein, mögen sie nichts haben, wohin sie ihr Haupt legen, oder mögen sie große Reiche regieren. Auch vor den Hohenzollern stand ein Bild deß, das sie — in ihrem Wirken im Staat und für ihn — werden

sollten, und je nachdem dies Bild den Zauber erhabenen und verklärten Wesens an sich trug, je nachdem ward auch ihr Blick heller, diejenigen Mittel zu erschauen, durch die demselben näher zu kommen sei, und ihr Wille gestählter, sie auf alle Gefahr hin anzuwenden.

Nachdem wir der erhabenen Seite des ersten Königs gedacht, haben wir uns mit seiner schwachen Seite zu beschäftigen, denn auch sie machte — und zwar in sehr bedeutendem Maße — ihren Einfluß geltend auf die Gestaltung des Hoflebens, dessen Luft der junge Friedrich einathmete. Betrachten wir zunächst ein von L. von Ranke mit Künstlerhand entworfenes Schaubild des damaligen Hofes: „König Friedrich fühlte sich glücklich, wenn er in der Pracht seines Ornats auf dem Throne saß, umgeben von seinen Brüdern, den Markgrafen, die mit fürstlichem Pomp erschienen, den Rittern des Ordens, der alsdann an kostbarer Kette getragen wurde, seinen Kammerherren mit den goldenen Schlüsseln, den Mitgliedern seines geheimen Staatsrathes und Ministeriums in ihren gestickten Amtstrachten, den Generalen und Obersten seines Kriegsheeres. In alter Schweizerart, in weißem Atlas mit goldenen Spitzen verbrämt, prangten die Offiziere seiner Trabanten. Was nur irgend zu Hofe gehörte, Garderobe und Stall, Keller, Küche, Bäckerei, Silberkammer, mußte Ueberfluß zeigen. Vierundzwanzig Trompeter riefen zur Mittagstafel. Die Jägerei und vor Allem die Musikkapelle waren zahlreich besetzt." Dabei Feste über Feste, ein Heer von Hofbeamten und Gehälter für dieselben, die in heutiger Zeit noch, obgleich doch der Geldwerth bedeutend gesunken ist, ihrer Höhe wegen Bedenken erregen würden. Es gab einen Oberheroldsmeister und fünf Oberheroldsräthe, der Oberceremonienmeister bezog ein Gehalt von 2000 Thalern. In dem Jahre 1706 kostete der Hofstaat 364,000 Thaler, und dabei war ein Posten von 55,000 Thalern, den der König besonders bezog, nicht mit eingerechnet. Für dasselbe Jahr finden wir u. A. folgende Gehälter verrechnet: für den Schloßhauptmann 3776 Thaler und Hartfutter für 6 Pferde, für den Grand maître de la Garderobe 4000 Thaler, für 16 Kammerherren 20,000 Thaler, für 32 Kammerjunker 25,000 Thaler. Die französische Schauspielergesellschaft erhielt einen Zuschuß von jährlich 6000 Thalern. Im Jahre 1712 betrugen die Gesandten-Gehälter allein beinahe eine Viertel Million Thaler. Der Staatsschatz, den der große Kurfürst dem Lande hinterlassen hatte, war bald erschöpft, es mußte mehr und mehr Bedacht darauf genommen werden, die Steuerkräfte des Landes anzuspannen, um für Aufrechterhaltung der eingerissenen Verschwendung die erforderlichen

Mittel zu gewinnen. Es lag dem Könige daran, daß das In- und Ausland an dem von dem Hofe und seinen auswärtigen Vertretern ausgehenden Glanze deß inne werden sollten, daß der Kurhut sich in eine Königskrone verwandelt habe. Eitle Sucht, die dem Ansehen Friedrich's I., das er sich durch die Pflege geistigen Lebens im Lande und durch das muthige Eintreten für deutsche Interessen gegenüber Ludwig XIV. erwarb, Abbruch that! Ist es nicht staunenswerth, daß der König sich von seiner Prunkliebe verleiten ließ, denselben Mann, den er mit dem Schwerte in der Hand und auf dem Felde der Diplomatie bekämpfte, sich in Sitten und Gewohnheiten zum Muster zu nehmen! Versailles war das hohe Vorbild für den preußischen Königshof geworden. Die französische Hofetikette war an den preußischen Hof übertragen, wie dort strotzten die Kleidungen der Hofbeamten von goldenen und silbernen Tressen, und mit den Festen und Lustbarkeiten, genau ausgeführt nach dem Versailler Geschmack, begann sich allgemach auch versailler Sittenlosigkeit am Hofe einzubürgern. War der preußische Hof und die übrigen deutschen Höfe etwa nur ausschließlich — im Gegensatze zum Volke — von der Sucht besessen, französischen Gewohnheiten und Sitten Thür und Thor zu öffnen? Leider nein! Die Sucht war eine durch das ganze Volk verbreitete, sie ward nur an den Höfen, weil dort die meisten Mittel, ihr Folge geben zu können, vorhanden waren, am meisten sichtbar! Es sei dem Himmel und der — hoffentlich! — in Bezug auf diesen Gegenstand gesteigerten Empfänglichkeitsfähigkeit geklagt, daß unter andern Völkern auch das deutsche Volk, indem es mit einem Arm Frankreichs Anmaßungen bekämpfte, den andern Arm gleichsam willig hinhielt, um sich an ihn Fesseln anlegen zu lassen! Auch das ist eine alte Geschichte, die wenigstens bis in die Gegenwart hinein neu geblieben ist, daß die Schädigungen an Land, Geld und Blut, die das deutsche Volk von Frankreich zu erleiden gehabt hat, so groß sie auch waren, bei weitem noch nicht das Uebelste ausmachten, was jenes Land ihm hat zu Theil werden lassen. Namentlich seit Ludwig's XIV. Zeiten, mithin seit über zweihundert Jahren, hat Deutschland nie gänzlich aufgehört, unter dem glitzernden Mehlthau französischer Unsitte zu stehen, und diese hat mehr Verwüstung in ihm angerichtet, als alle französisch-deutschen Kriege zusammengenommen, denn sie hat des deutschen Volkes höchsten Staatsschatz angegriffen: seine moralischen Güter.

Es wurde oben der Hof des körperlich starken, von Gesinnung aber elenden August II. geschildert. Nicht entfernt in dem Maße

französirt, wie der Hof dieses Fürsten, war der preußische Hof unter Friedrich I., auch stand er trotz seiner Abspiegelung des versailler Hofes immer noch weit über den meisten der übrigen deutschen Fürstenhöfe jener Zeit. Jedoch war der Anfang des Uebels da, das wir in seiner vollen Blüthe bei Betrachtung des versailler Hofes kennen lernten, und wenn auf dem betretenen Wege weiter gegangen worden wäre, so würde ein allmähliches Verkommen des geistigen Wesens, der Seele des Staates, die ihn geschaffen, nicht ausgeblieben sein, und der preußische Staat würde nach verheißungsvollem Aufschwunge zurückgesunken sein, ein Unheil für ihn selbst, ein Unheil aber auch für das deutsche Volk.

Es kam darauf an, wie der Nachfolger Friedrich's geartet, ob er geneigt oder nicht geneigt war, in Bezug auf das Hofleben des Vaters Bahnen zu wandeln. In der That, einen schneidenderen Gegensatz, wie der war, der sich zwischen der Hofhaltung Friedrich Wilhelm's I., des Vaters unseres jetzt wenig über ein Jahr alten Friedrich, und der des ersten Königs herausstellte, vermag man sich kaum zu denken. In des neuen Herrschers Seele lag — in Bezug auf den Hof und die Finanzverwaltung — längst vorbereitet ein Plan zu einem vollkommen anderen Zustande der Dinge — Pietät allein hatte ihm den Zwang auferlegt, ihm bis in die tiefste Seele widerwärtigen Zuständen gegenüber Schweigen zu beobachten. Mit dem Tage, ja mit der Stunde des Antritts seines königlichen Amtes jedoch nahm die tiefeinschneidende Umwandlung der bezeichneten äußeren Dinge ihren Anfang. Nassen Auges vom Sterbelager seines Vaters kommend, durchschritt er die Reihen der im Vorsaale angstvoll harrenden Kammerherren, ließ sich vom Oberhofmarschall die Liste der Hofbeamten vorlegen und durchstrich sie von Anfang bis Ende, hinzufügend, alle diese unnützen Aemter seien damit aufgehoben. Sein erster schriftlicher Befehl lautete: „Saget dem Fürsten von Anhalt, daß ich der Finanzminister und der Feldmarschall des Königs von Preußen bin, das wird den König von Preußen aufrecht erhalten!" — Wie die Sucht, zu glänzen, Ursache geworden war, daß die Zahl der Hofleute zugenommen hatte und die Gehälter derselben hochgestiegen waren, so hatte diese Sucht auch ihren Ausdruck in hohen Gnadenbewilligungen gefunden. Die Liste derer, die Pensionen und Gnadenbewilligungen bezogen, wies eine jährliche Ausgabe von 276,000 Thalern nach. Diese Liste ebenfalls zu durchstreichen, wie er es mit der ersten gethan hatte, wäre eine Grausamkeit gewesen; aber die Bewilligungen auf ein Maß zurückzubringen, das sich mit anderen Forderungen und

auch mit den finanziellen Mitteln des Staates im Einklang befand, das hielt der König für seine Pflicht, der er sich nicht entschlagen dürfe. Sorgfältig ging er die Liste durch und strich, wo ihm Summen zu groß erschienen „ohne Schonung, ohne Ansehen der Person, es mochte nun den Markgrafen Friedrich Wilhelm, seinen Oheim (den Sohn der zweiten Gemahlin des großen Kurfürsten), oder den Fürsten Leopold von Dessau oder einen Stallknecht betreffen." So wie es bisher gegangen, gehe es nicht weiter, hatte sich der König gesagt. Der Staat fordere es gebieterisch, daß an die Stelle des müßiggängerischen Hoflebens, welches als eine echte Pandorabüchse voller Uebel für das Volk zu betrachten sei, ein einfaches, nüchternes, arbeitsames Leben trete, und er für seinen Theil wolle, was Entsagung und was Arbeit für den Staat betreffe, mit Gottes Hülfe nicht der Letzte sein! — Vierundzwanzig Trompeter riefen nun nicht mehr zur königlichen Tafel, wohl aber guter Appetit nach rüstiger Thätigkeit. Welche Wandlung in der äußeren Erscheinung des Hofes! „Es wurde", berichtet Stenzel, „der bisher geräuschvolle Hof plötzlich still und einsam. An die Stelle der Verschwendung trat Sparsamkeit, an die der Pracht die größte Einfachheit, an die der glänzenden Hoffeste traten Wachtparaden und Heerschau. Statt der kostbaren Kleider zahlreicher Hofbeamten sah man nur Uniformen der Offiziere, die den König umgaben und den Dienst auch als Kammerherren mit versahen. Die Stelle mächtiger Günstlinge nahmen die General-Adjutanten ein; statt der leisen Tritte und Worte der schleichenden Hofleute ertönte der laute Schritt und Befehl der Kriegsmänner. Die behagliche Ruhe wich der raschen Thätigkeit, die Aufsichtslosigkeit der Ordnung, die falsche freundliche Heiterkeit dem natürlichen rauhen Ernst, die nachsichtige Milde der unerbittlichen Strenge." Es war bedeutungsvoll, daß der König zum Text der Huldigungspredigt den 6. Vers des 101. Psalmes bestimmt hatte, der da lautet: „Meine Augen sehen nach den Treuen in meinem Lande, daß sie bei mir wohnen, und habe gern fromme Diener."

Räthselhaft mochte es Manchem erscheinen, wie es möglich war, daß sich an dem Hofe eine Persönlichkeit von der Eigenart Friedrich Wilhelm's hatte entwickeln können. Von tausend Sterblichen an seiner Stelle wäre wohl nicht Einer etwas Anderes geworden, als eine Art Abdruck des Hoflebens, denn das, was bei Hofe gepflegt ward, Glanz und Lustbarkeit, hat ja gerade für junge Gemüther besonderen Reiz. Wir lesen nicht ohne Staunen, was Fassmann als Augenzeuge aus der frühen Jugendzeit Friedrich Wilhelm's be-

richtet: „Es war für den Prinzen ein mit Gold stark bordirtes, erstes männliches Kleidchen gemacht worden, das Sie mit einer ziemlichen Zufriedenheit angesehen, dasselbe sich auch mit aller Gelassenheit haben anlegen lassen. Als man hingegen dem jungen Herrn auch einen Schlafrock von Brocat vorgelegt, hat er ihn erstlich von hinten und vorne, auch von innen und außen genau betrachtet, alsdann aber denselben ergriffen und ihn in das Feuer geschmissen, welches weil es zur Winterszeit gewesen, in einem Kamin sehr stark gebrannt." Der Prinz hatte eine außerordentlich zarte Gesichtsfarbe. Allen, namentlich seiner Mutter, behagte dies sehr; ihm mißfiel es, wie ihm auch die auf sein Aussehen sich beziehenden Schmeicheleien mißfielen. Er hatte vernommen, das Braun sei die Gesichtsfarbe des Kriegers im Felde, deshalb wünschte er diese Farbe zu haben. Eines Tages findet ihn die Königin in der Sonne liegen, wie er eben sein Gesicht mit Speck reibt, um das ihm verhaßte blendende Weiß zu vertilgen! Aus eigenem Antriebe führt er Rechnung über seine Ausgaben. Sie erweisen sparsamen, doch auch zugleich mildthätigen Sinn. Den Prinzen in seiner angehenden Jünglingszeit führt uns Pöllnitz, ebenfalls ein Gewährsmann aus jener Zeit, mit den Worten vor: „Er war von schönem Wuchs und von einnehmendem Aeußern. Seine Sitten waren streng und stoisch; er war gottesfürchtig. Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit leiteten alle seine Handlungen. Da er aber von Jugend an bei dem Heere gedient, hatte er ein stolzes, hochmüthiges und befehlendes Wesen angenommen." Von seiner Mutter, Sophie Charlotte, einer Enkelin der Tochter des „Winterkönigs", sagt der Engländer Toland, der sie in Charlottenburg sah: „Sie ist die allerschönste Prinzessin ihrer Zeit, die keinem Menschen an richtigem Verstande, an netten und wohlgesetzten Worten und an Annehmlichkeiten der Unterhaltung und des Umgangs etwas nachgiebt. Sie hat überaus viel gelesen und kann mit allerhand Leuten von allerhand Dingen reden. Man bewundert sowohl ihren scharfen und geschwinden Geist, als ihre gründliche Wissenschaft, so sie in den schwersten Stücken der Weltweisheit erlangt hat." Und Friedrich der Große that über sie später den Ausspruch: „Diese schöne und geistreiche Fürstin war es, die die wahre gesellschaftliche Feinheit und die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften nach Brandenburg und Geist und Würde in die von ihrem Gemahl so sehr geliebte Etikette brachte." Daß dem Prinzen das geistesleere Hoftreiben nicht behagte, konnte einer also gearteten Königin, die selbst daran zum großen Leidwesen ihres Gemahls keinen Geschmack fand, nur zusagen, nicht

aber, daß er eben so wenig Neigung zu Kunst und Wissenschaft verrieth. Der ganze bei der Krönung seines Vaters in Königsberg in Scene gesetzte Pomp und das daran sich schließende Ceremoniell, mit dem seine Erhebung zum Ritter des schwarzen Adlerordens verbunden war, hatten ihn kalt gelassen; aber eben so theilnahmlos und gleichgültig verhielt er sich den ausgezeichneten Gelehrten gegenüber, die Sophie Charlotte zum öfteren im charlottenburger Schlosse um sich versammelte. Wie es fürsorglicher Eltern Art ist, trugen Beide, der König und die Königin, in Bezug auf das, was der Sohn, gemäß ihren (in wesentlichen Punkten freilich nicht übereinstimmenden) Wünschen, an Bildung des Geistes und Characters gewinnen sollte, Ideale in sich; doch war es auch Beiden beschieden, mehr und mehr um deswillen sich kümmern zu müssen, daß sie in dem Sohne Eigenschaften und Neigungen hervortreten sahen, die je länger je weniger auf Erfüllung ihrer Wünsche hoffen ließen. Welche Entwicklung die Eigenart, die so früh schon in dem Sohne sich zu erkennen gegeben hatte, nehmen, und welche Bedeutung sie für Hof und Land gewinnen sollte, vermochten sie natürlich nicht zu durchschauen; auf den Prinzen mit Strenge einzuwirken, widerstrebte Beiden. Einer so geistreichen Frau, wie die Königin es war, einer Frau, die um ihres philosophischen Tiefblickes willen selbst von einem Leibnitz bewundert wurde, mag die Sache gewiß vielfach Anlaß zu ernstesten Erwägungen gegeben haben. Daß sie schließlich Trost fand, kann nicht behauptet, wohl aber darf dies vermuthet werden, da die von Gemüth eben so reine als an Geist glänzende Fürstin in Frieden schied (1705). Vielleicht hatte ihr heller Blick Bahn gefunden bis in den Kern des Wesens ihres Sohnes hinein, und es hatte der Gedanke, ein solches Innere könne und werde unter Gottes Hülfe dennoch nicht segenslos sich entwickeln, ihr den Heimgang leicht gemacht.

Nachdem Friedrich Wilhelm den ihm verhaßten französischen Flitter weit vom Throne hinweggeschleudert hatte, ging er an die Neugestaltung des Staatswesens. In gleichem Maße, wie es bei ihm der Fall war, hatte sich noch kein Fürst Preußens als absoluter Herrscher des Landes gefühlt, und er wußte seinen Willen mit einer so wuchtigen Kraft zur Geltung zu bringen, daß die Einrichtungen des Landes in überraschend kurzer Zeit das Gepräge seiner innersten Natur annahmen.

Armer Fritz in der Wiege, der du hell in die Welt hinein blickst, wie einst Sophie Charlotte, deren Augen in den deinen gleichsam wiedergekehrt waren, dir stehen schwere Tage bevor, denn dein Vater

wird dich, ohne irgendwie in Betracht zu ziehen, ob in dir etwa auftauchende besondere Anlagen und Neigungen der Schonung oder der Pflege werth seien, unter ein eisernes Gesetz stellen, damit du das werdest, was er aus dir machen will: ein Abbild seiner selbst! — Ein Vorgang aus der Zeit, in der „Fritzchen" vier Jahr alt war, hatte den Vater in der Zuversicht, daß sein Sohn sich zu einem begeisterten Soldatenfreunde entwickeln werde, gestärkt. Als der Kronprinz eines Tages auf seiner kleinen Trommel ein gar zu arges Getöse gemacht und seine Schwester zu ihm gesagt hatte: „Komm, Fritzchen, hier sind Blumen; laß uns mit Blumen spielen!" war von ihm höchst ernsthaft entgegnet worden: „Gut Trommeln ist mir besser als Spielen und lieber als Blumen!" Welche Wonne für den Vater! Deutete das nicht darauf hin, daß Fritz zum Kriegsmanne geboren sei! — So erklärte sich der König den Vorgang. Ein berühmter Maler, Pesne, erhielt sogleich den Auftrag, den trommelnden Fritz und die ihn zum Spiel mit Blumen einladende Schwester Wilhelmine zu malen. Wunderliebliche Kindergestalten! Das wohlerhaltene Originalgemälde befindet sich heute noch im charlottenburger Schlosse. Darf es verwundern, daß Friedrich Wilhelm dafür hielt, es sei nothwendig, daß ein kriegstüchtiger Mann an der Spitze des Staates stehe? Dafür sprach (abgesehen von der älteren Zeit) der ganze Zeitraum vom Jahre 40 des vorigen Jahrhunderts, in welchem der große Kurfürst seine Regierung begonnen hatte, bis zur gegenwärtigen Zeit. Was wäre wohl in den letzten siebzig Jahren aus dem Staate geworden ohne Schwerkraft? Friedrich Wilhelm war selbst kurze Zeit vor dem Vorgange, der zu dem Gemälde Anlaß gab, aus dem Kriege gegen Karl XII. zurückgekehrt, und wenn er nicht hätte mit entsprechender Kriegsmacht auftreten können, so wäre dem Staate auch jetzt noch nicht das pommersche Erbe, das ihm so lange vorenthalten war, zugesprochen worden.

Sehen wir nun zu, welche Mittel der König in Anwendung brachte, um den Erziehungszweck, den er sich in Bezug auf den Sohn vorgesetzt hatte, zu erreichen. Die erste Erzieherin des Kronprinzen war eine Französin, eine eingewanderte Protestantin, die Frau von Rocoulles. Eine Hauptperson unter den Lehrern, die Friedrich in seinem siebenten Jahre erhielt, war der Franzose Duhan de Jandun. Wer da erwägt, daß der König von seinem Widerwillen gegen die „Blitzfranzosen" sich zu dem Ausspruche hatte hinreißen lassen, „er spucke jedesmal aus, sobald er einen Franzosen sähe," der muß sich über eine solche Wahl billig verwundern. Die Sache findet darin

ihre Erklärung, daß zu jener Zeit für einen Jeden, für den in Aussicht stand, sich mit Staatsangelegenheiten zu beschäftigen, also auch mit fremden Diplomaten zu verkehren, sichere Kenntniß und geläufiger Gebrauch der französischen Sprache eine Nothwendigkeit war. Dieser — für ihn leidigen Nothwendigkeit gab denn auch Friedrich Wilhelm darin Folge, daß er jene Personen, die ihm persönlich als ehrenhaft bekannt geworden waren, in den Kreis der Erzieher und Lehrer seines Sohnes zog. Die Grundsätze, nach denen der Kronprinz unterrichtet und erzogen werden sollte, wie auch den Lehrplan arbeitete der König selbst aus. Seinen schlichten deutschen Sinn bekundete der Eingang der von ihm niedergeschriebenen Instruction gegenüber dem Eingange derjenigen, die für ihn selbst in seiner Jugend ausgearbeitet worden war. In letzterer Instruction hieß es — gemäß dem wolkigen Perrückenstile jener Zeit: „Wir, des Kronprinzen Liebden, dessen Frau Mutter, unsere herzgeliebte Gemahlin Liebden.“ Friedrich Wilhelm setzte einfach dafür: „Ich, mein Sohn, meine Frau.“ Alles wolkige und bauschige Wesen in Tracht, Redensarten und Verhalten gegen einander war ihm in tiefster Seele zuwider. War es Friedrich Wilhelm doch auch, der die Perrücken, die Ludwig XIV. der europäischen Welt auf's Haupt gesetzt hatte, stürzte und den einfachen Zopf dafür einführte, der bis zu dem Tage der französischen Revolution vorherrschend die Haartracht der Männerwelt blieb. Wie die Perrücken mit dem falschen Haare das Symbolder Unwahrhaftigkeit, der Aufgeblasenheit gewesen, so wurde der Zopf, der das eigene Haar wieder zur Herrschaft brachte, das Symbol der Einfachheit, freilich allgemach aber auch das der soldatischen Steifheit und Starrheit. — Die vom Könige ausgearbeitete Instruction stellte drei Hauptgesichtspunkte auf: Friedrich soll ein tüchtiger Kriegsmann, ein haushälterischer Wirth und ein guter evangelischer Christ werden. Die Erzieher sollen ihm wahre Liebe zum Soldatenstande einprägen, sie sollen in ihm vor Verweichlichung und Faulheit (als woraus Verschwenden und Durchbringen entstehe) den allergrößten Ekel erwecken, sie sollen insbesonderheit dem Kronprinzen eine rechte Liebe und Furcht vor Gott, dem Fundament und der einzigen Säule aller zeitlichen und ewigen Wohlfahrt, beibringen. Das die Zielpunkte. Die Mittel, sie zu erreichen, meinte der König in der Wahl der Unterrichtsgegenstände, der Angabe der Verwendung der Zeit nach dem Unterricht, der Angabe, wann, wie und was gebetet werden sollte, bis zur Festsetzung der Zahl von Minuten, die für das Anziehen des Morgens, für das Waschen und das Frühstücken zu verwenden seien, gefunden zu haben.

Es kam seiner Meinung nach einzig und allein nur darauf an, daß die Instruction auch genau befolgt würde, und damit das geschähe, sollte sie gelten wie ein Kriegsgesetz beim Militär. War doch bei der Stelle, die von der Hütung vor sinnlichen Ausschweifungen handelte, drohend hinzugefügt: die Erzieher hätten „mit ihren Köpfen dafür zu haften", daß solche Verirrungen überhaupt nicht vorkämen! — Die Instruction Friedrich Wilhelm's wird immer ein merkwürdiges Actenstück bleiben, die dem redlichen Willen ihres Verfassers große Ehre macht, und die auch gute Einzelnheiten enthält, die jedoch in ihrer Gesammtheit pädagogische Einsicht nicht verräth und kaum bei einer mittelmäßigen Natur, am wenigsten bei einem Friedrich, bei dem sich — freilich nach ganz anderer Richtung hin als bei seinem Vater in dessen Jugend — ebenfalls ein eigenartiges Wesen in entschiedenster Kraft frühzeitig regte, zufriedenstellenden Erfolg haben konnte.

Doch sehen wir zu, wie die Mittel sich bewährten und was allgemach als Hinderniß auftrat. Aeußerlich betrachtet, war der Soldat bald fertig. Auf hohem Roß sitzend, commandirte der zwölfjährige Fritz seine Compagnie Cadetten, daß dem Vater vor Freuden die Augen naß wurden; er durchjagt mit ihm den Forst bei Wusterhausen nach Hirsch und Eber; er reitet, angethan mit einem knappen blauen Röckchen, das dreieckige Hütchen auf dem Kopfe, aber ohne Mantel trotz des Windes und Wetters neben dem Wagen des Königs, wenn dieser das Land bereist. Fast zu sehr wurde der Sohn angestrengt, so daß die Aerzte besorgt wurden und ein Wort beim Vater einlegten. Sie kamen schön an! „Ihr sagt, er sei angegriffen? Gut denn, so wollen wir die Uebungen verstärken! Er soll und muß ein Mann von Stahl und Eisen werden, kein Schwächling! Einen Schwächling an seiner Spitze kann Preußen nicht brauchen, das wäre sein Untergang!" — Wie er zum Soldaten gedrillt worden war, so wurde er auch gedrillt in den Lehrgegenständen, am ärgsten im Religionsunterrichte. Zum Auswendiglernen war ein unerhörtes Maß ihm auferlegt worden, und die helle Kindesseele ward außerdem in Nebel und Spitzfindigkeiten scholastischer Theologie eingehüllt. Je mehr es der Hofprediger durch Auswendiglernen zu schaffen sich mühete, je weniger war das inwendige Leben davon berührt. Der armen Wilhelmine ging es nicht besser; das Glaubensbekenntniß, das sie zur Einsegnung auszuarbeiten hatte, betrug nicht weniger als achtzehn Druckbogen! Zwang, Last, Ueberanstrengung beugten den Kronprinzen. Fröhliche Jugendlust war ein seltener Gast bei ihm. Aber er lebte auf, wenn nach des Tages Mühen der liebenswürdige

und geistreiche Duhan mit ihm sprach, und ein wahrer Himmel von beseligendem Genuß eröffnete sich ihm, als Duhan ihm einzelne der von Geist sprühenden und in der Form anmuthigen französischen Dichterwerke zuführte. Ohne Zweifel las Duhan ihm das Beste vor, und das mag wohl, da es sich für Duhan um bewundrungswürdige Werke aus der Heimath seines Geschlechts handelte, in zündender Begeisterung geschehen sein. Welch ein Gegensatz zwischen diesen Werken aus der Blüthezeit der französischen Literatur und den im Perrückenstile geschriebenen Werken aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, die dem Kronprinzen damals unter die Hand kamen! Wen kann es danach noch Wunder nehmen, daß Friedrich seine Sympathie der französischen Literatur zuwandte? Die besseren der deutschen Werke nach ihrem tieferen Werthe würdigen zu können, war er — schon in Bezug auf die Sprache — nicht genügend vorbereitet. Deutsch hörte er nur untergeordnete Personen sprechen, so daß er, wie der Vater, sich auch nur deutsch in der Sprache des gemeinen Mannes auszudrücken verstand.

Jünglingszeit.

Was war die natürliche Folge seines Lustwandelns in den Zaubergärten der französischen Literatur? Das poetische Licht, das die in reicher Fülle seinen Blicken sich enthüllenden Blüthen ausstrahlten, verlieh auch dem Gewöhnlichen, ja sogar dem Verwerflichen des Franzosenthums, so weit er von demselben Kenntniß erhalten hatte, einen verführerischen Reiz.

Gerade im Gegensatz dazu haßte der allem Kräftigen, Züchtigen und Reinen holdgesinnte König das Franzosenthum um der wie ein Pesthauch von ihm ausgehenden schlechten Sitten willen, und dieser Haß verlieh in seinen Augen auch dem aus Frankreich stammenden Guten den Schein des Häßlichen und Verabscheuungswürdigen. Ueberdies fehlte ihm — was ja seiner geistreichen Mutter Schmerz genug verursacht hatte — gänzlich die Fähigkeit, glänzende Werke der Literatur nach ihrem Werthe zu würdigen, während in dem Enkel Sophie Charlotte's, in Friedrich, der empfängliche Sinn für Geniales und Großes in dem Gebiete der Literatur, ein Erbtheil seiner hochsinnigen Ahnin, frühzeitig sich regte. Wie erschien dem Kronprinzen nun die Art des Lebens, die der König am Hofe eingeführt hatte, so überaus poesielos, nüchtern, roh! Friedrich Wilhelm hatte die

Herrschaft des französischen Wesens am Hofe und in der Hauptstadt gestürzt, aber gleichsam Miasmen des lange gepflegten Franzosenthums waren doch noch genug vorhanden, und wer Hinneigung zu der Art des pariser Lebens hatte, der fand bald Gleichgesinnte, und das Behagen, sich an pariser Art zu ergötzen, war um so reizvoller, als ihm nur heimlich Raum gegeben werden durfte! Die lebenslustige Prinzessin, deren Phantasie sich viel mit den Herrlichkeiten früherer Hoffeste beschäftigte, während sie sich dazu verurtheilt sah, die Geschäfte einer bürgerlichen Hausfrau zu betreiben, verstärkte durch ihre Aeußerungen die Stimmung des Bruders, die Königin Sophie Dorothea ließ wenigstens erkennen, daß ihr das vom Könige eingeführte grobkörnige Hauswesen, das ewige Trommelgewirbel unter den Fenstern (der Lustgarten war in einen Exercierplatz verwandelt worden), die Tabaksgesellschaften und die wilden Jagden auch nicht behagten. Das war genug, um den Kronprinzen vollends mit Widerwillen gegen die am Hofe herrschenden Zustände zu erfüllen. Der Arme! Es war nur zu natürlich, daß die Folge der ihn treffenden Eindrücke ihn auf den geschilderten Standpunkt führen mußte; aber dieser Standpunkt war eben ein solcher, von dem aus es unmöglich war, des Königs Wollen und Vollbringen richtig zu beurtheilen. Das Reich der Kunst und Wissenschaft war dem Vater freilich verschlossen; dafür aber war er ein landwirthschaftliches und Verwaltungs-Genie. Ihn nach dieser Seite hin zu beurtheilen, fehlte es dem Kronprinzen an Erfahrung, an der Uebersicht der Landesgeschichte, an dem Blick, zu erkennen, was gerade jetzt dem Lande in erster Linie fromme. Er war ferner nicht gereift genug, es durchschauen zu können, welch ein gesunder Kern echt deutschen, evangelischen Sinnes im Vater unter einer rauhen, eckigen, stachlichten Schale vorhanden war.

Des Sohnes, der Stimmung desselben entsprechende Haltung fiel dem Vater auf. Er begann zu forschen, er ward mißtrauisch. Wie, sagte er sich, hat der Feind, gegen den ich am meisten kämpfe, weil ich ihn als Verwüster zunächst der moralischen, dann der materiellen Güter eines Volkes erkannt habe, hat dieser süßlächelnde, mit vergiftender Zunge gerade das, was der Menschheit am meisten heilig ist, frech angreifende, höllenböse pariser Geist mir etwa gar den Sohn angetastet? — Der Vater kommt dahinter, daß Fritz französischen Liebhabereien zu fröhnen begonnen hat. Fritz wirft hinter verschlossener Thür gern den groben Soldatenrock ab und hüllt sich in einen theuren brokatenen Schlafrock, und dann — dies steigert nur den Grimm des Königs — liest er Bücher, geschrieben von den

„Blitzfranzosen“, Dichterwerke, Theaterstücke! Mit gedrehten Locken auf und abgehend im Zimmer bläst er die Flöte. Also deshalb keinen Sinn mehr für kriegerische Musik und das Getöne des Jagdhorns! Und dann sein gelegentliches Ausfliegen zur Abendzeit, ohne daß ein Mensch weiß, wohin! Auch des Kronprinzen Rechnungen sind nicht in Ordnung, er hat — der Vater hielt ihn freilich sehr knapp! — Schulden gemacht! — Das Letztere wog in der Beurtheilung des Vaters nicht schwerer als das Erste, für ihn folgte Eines aus dem Andern.

Das war eben das Unglück, daß der König nicht zu scheiden vermochte: dies sei berechtigt, dies nicht, jenes möge gestattet sein, letzteres sei abzuweisen; wie andrerseits der Sohn unvermögend war, in des Vaters Wollen das Hohe und Erhabene von dem unholden Beiwerk zu unterscheiden.

Der Anfang der „Irrungen“ zwischen Vater und Sohn, in die aber auch bald die übrigen Familienglieder verflochten wurden, war da, und sie nahmen, wie es bei dem Naturell des Königs nicht anders zu erwarten war, schnell einen heftigen Character an, zumal der König aus der Haltung seiner Gemahlin entnehmen mußte, daß sie den Sohn durchaus nicht als solcher Gefahr verfallen ansah, wie er ihr dies darzulegen sich mühete. Und auch die Prinzessin Wilhelmine stand starr und stumm dabei und gab weder durch Wort noch Geberde zu erkennen, daß sie dem Vater beistimmte! —

Von „Irrungen“ ist geredet worden, die eingetreten seien; es ist sogar das für das Verhältniß zwischen Vater und Sohn in dieser und der folgenden Zeit unpassende Wort „Zerwürfnisse“ gebraucht worden. Sagen wir lieber: Die Leidensgeschichte der königlichen Familie hatte begonnen. Was hat Anecdotenjägerei Alles hervorzubringen und in seiner Vereinzelung als Ungeheuerlichkeit darzustellen gewußt, damit nur entgegenkommend dem rohen Sinn der Neugier und der Verwunderungssucht! — Betrachten wir mit aller Besonnenheit den Verlauf der Leidensgeschichte Aller — denn die Betheiligten litten insgesammt — und lassen wir uns nicht durch vorgefaßte Meinungen zu einem ungerechten Urtheil nach der einen oder nach der andern Seite hinreißen. Vielleicht, daß wir beim Schluß einen Stoff zu einem wahrhaft großartigen und zugleich ein reichliches Maß von befruchtendem Blüthenstaub mit sich führenden Seelengemälde vor uns sehen, und wir uns schließlich eingestehen, es handele sich um einen Stoff, dessen würdige Darstellung dem Griffel eines zukünftigen Shakespeare vorbehalten bleibt!

Man denke sich, welchen Eindruck auf den König, der sich kraft seiner Geburt und seiner Gewohnheit als Herrscher fühlte, wie selten ein Monarch, der Gedanke machen mußte: bis zum letzten Winkel des Staats beugt man sich willig deinem Willen; aber in deinem eigenen Hause, in deiner Familie sollst du nicht Herr sein! Hinter des Königs Zornesausbrüchen, unter denen Friedrich zu leiden hatte, lag unsäglicher Gram, der dem starken Mann das Herz fast zerriß. Wer mehr litt, der Vater oder der Sohn — wer vermag dies zu entscheiden? Es wurde aber nicht besser, es wurde schlimmer im Hause des Königs, denn das unklare Jünglingsalter, in das Friedrich eingetreten war, war am wenigsten geeignet, sein Urtheil über die väterlichen Forderungen aufzuhellen. Da kommt nun auch noch zum Unglück eine Einladung von dem dresdener Hof an den König, der aus politischen Rücksichten Folge gegeben werden muß! Aber der Kronprinz, obgleich die Einladung sich auch auf diesen erstreckt hatte, soll ihn an diesen Pesthof nicht begleiten! Von Dresden aus wird intriguirt, und es gelingt, den König schließlich dahin zu bestimmen, daß er den Kronprinzen mitbringt. Der König hielt sich dort, wie sich's gebührte; nicht so der sich in Dresden von dem Joch des pädagogischen Kriegsgesetzes los und ledig fühlende Friedrich, der darauf, nach Berlin zurückgekehrt, das dresdner Leben im kleinen Maßstabe fortsetzte, Umgang mit leichtlebigen Personen suchte und Schulden machte.

Fluchtversuch. Küstrin. Vermählung.

Nun folgte ein neuer Anlaß, der den Becher des Unheils voll machte. Die Königin, die auch seit langer Zeit ihres Lebens nicht froh geworden war, mochte auf freundlichere Tage für die Zeit hoffen, in der der Kronprinz eine Gemahlin genommen haben würde, und sie betrieb seit einiger Zeit schon einen Heirathsplan. Dem Sohne hatte sie eine englische Prinzessin zugedacht, ihre Tochter Wilhelmine sollte die Gemahlin des englischen Prinzen von Wales werden. Der Plan zu dieser sogenannten Doppelheirath, für den auch am englischen Hofe Neigung vorhanden war, hatte — zur großen Freude der Königin, Friedrich's und der Schwester des Königs Beifall gefunden. Jenen stand damit eine Veränderung und damit eine Art Erlösung von dem bisher getragenen Joch in Aussicht. Ihre Hoffnung sollte jedoch bald zu Grabe getragen werden. Der König machte von der Sache seinen militärischen Gästen im Tabakskollegium Mittheilung. Aber vorerst

noch reinen Mund gehalten, ihr Herren! „Zu dienen Majestät!“ — So sagten Alle, auch General Grumkow, und doch wußte man durch Vermittlung dieses Verräthers wenige Tage später in Wien, über welchen Plan zwischen den Höfen von Berlin und London verhandelt werde! — General Grumkow stand bei dem Könige in besonderem Ansehen. Gewandte Leute seines Schlages, die Gelegenheit haben, fürstlichen Personen nahe zu kommen, studiren ihre Neigungen, Ansichten und Launen und wissen denen mit Leichtigkeit Rechnung zu tragen. Friedrich Wilhelm, selbst von Natur freien, offenen, kräftigen Wesens, konnte vor allen Dingen Leisetreterei und Duckmäuserei nicht leiden. Nun denn, weil Grumkow dies schon von fern bemerkt hatte, so spielte er den offenen, derben, sogar rauhen Biedermann. Wie anders würde seine Maske gewesen sein unter dem Vorgänger des Königs! Von Oesterreich bezog er jährlich 5000 Gulden Verräthergeld. Einmal erhielt er eine besondere Sendung von 40,000 Gulden. Gleichen Schlages war der österreichische Gesandte am preußischen Hofe, Graf Seckendorf. Auch er spielte die Rolle des Biedermannes vor dem von Natur arglosen König. Beide galten dem Könige als Ehrenmänner ohne Fehl und Makel, wie sie trefflicher nicht zu finden seien. Und doch waren sie

„Schurken, die in solche Gradheit
Mehr Arglist hüllten, mehr verruchten Plan,
Als zwanzig fügsam unterthän'ge Schranzen,
Die schmeichelnd ihre Pflicht noch überbieten.“

Diese beiden Männer beriethen sofort, was zu thun sei, um den Heirathsplan zu zerstören, denn das wußte man im Voraus, daß der wiener Hof es als selbstredend ansehen würde, alles nur Erdenkbare in Anwendung zu bringen, um eine so nahe verwandtschaftliche Verbindung der beiden protestantischen Königshöfe von Preußen und England nicht zu Stande kommen zu lassen. Verfeindung der beiden Höfe durch zweckentsprechende Mittel! Das ward denn auch als Parole vom wiener Hofe an die beiden Verräther ausgegeben. Sie hatten einen Dritten im Bunde: den ebenfalls durch österreichisches Geld bestochenen preußischen Gesandten am londoner Hofe. Diesem ward von den beiden „Biedermännern“ in Berlin zugesandt, was er seinen amtlichen Berichten an den König einfließen zu lassen habe. Die Mine war gut angelegt, ein Zweifaches wurde als Pulver verwandt, um den Heirathsplan zu sprengen. Ob und wie weit Menschenherzen dadurch bis auf den Tod erschüttert werden konnten — danach fragten weder die jesuitischen Politiker der Hofburg, noch die bezahlten

„Biedermänner“ in Berlin! In aller Seelenruhe — je nachdem unter dem Ausdruck der Theilnahme oder der Entrüstung — ließen die „Biedermänner“ sich von dem Könige im Tabakskollegium „vertraulich“ mittheilen, was sie selbst nach London gesandt hatten. Nun vernahmen sie — die Entrüstung des Königs natürlich theilend — der König von England nehme die Miene an, als sähe er die etwaige Ausführung des Heirathsplanes als eine Art Gnadenact Englands gegen Preußen an! — Das war Eins, was die erwünschte Wirkung that. Das Zweite, ebenfalls durch einen amtlichen Bericht aus London nach Berlin übermittelt, bestand in Andeutungen, die in dem Könige die Besorgniß erregten, durch die englische Prinzessin würde, falls der Kronprinz sich mit ihr vermähle, hier in Berlin ein verschwenderischer Hofhalt eröffnet werden — ein Gedanke des Gräuels in den Augen des sparsamen Königs, dem es als eine der vornehmsten Fürstenpflichten galt, die Geldkräfte des Staates für das Wohl des Staates zu verwenden oder für Nothlagen zu sparen, nicht aber durch thörichten Prunk und höfisches Wohlleben zu verzetteln. Die „Biedermänner“ sahen sich — o, wie schwer schien ihnen dies anzukommen! — genöthigt, dem Könige, als dieser schließlich in zorniger Aufregung erklärte, er werde die ganze Geschichte über Bord werfen, Recht zu geben. Sie spielten ein verruchtes, aber auch ein gefährliches Spiel. Denn welcher Galgen möchte wohl dem Könige hoch genug gewesen sein, sie aufhängen zu lassen, wenn er hinter ihren Trug gekommen wäre! Als später die Sache zu Tage kam, standen die argen Sünder bereits vor einem anderen Richter.

Es war, als ob die Familie von einem Donnerschlage getroffen würde, als der König ihr erklärte, mit dem Heirathsplane sei es nun vorbei; Niemand solle ihm mehr ein Wort davon sagen! — Nach seiner Weise, die Sache anzuschauen, durfte er freilich nicht anders handeln. Er war durch eine Infamie sonder Gleichen dahin gebracht worden, daß er die Ausführung der beabsichtigten Heirath für einen Verderb des Landes hielt. Der Kronprinz leichtfertig und verschwenderisch, die Prinzessin nach Pomp und Lustbarkeiten verlangend — was könne das Anderes als Unheil im Gefolge haben! Sollte sich etwa der preußische Hof, so lange rein und lauter dastehend und nur auf kurze Zeit angekränkelt von der Pest des Franzosenthums, nun erst recht, nachdem der König sich so viele Jahre lang redlich gemüht, jene Pest auszutilgen und deutsches Wesen wieder heimisch zu machen, in eine Brutstätte derselben verwandeln? Der „Querpfeifer und Poet“ Fritz möchte wohl nicht übel Lust haben, so ein

Stück dresdner Hofleben hier zu eröffnen, wenn nicht gar aus der trüben Quelle Versailles selbst zu schöpfen! — Das waren Vorstellungen für den König, die ihm das Blut in die Stirn trieben und ihn fast außer sich brachten. — Von einem ganz entgegengesetzten Gesichtspunkte aus sahen die Königin, der Kronprinz und Wilhelmine die Sache an. Ihnen, die nicht wußten, welche Ruchlosigkeit im Spiele war, erschien der Vater als ein Tyrann, der, irgend welcher Laune Folge gebend, ihr Glück mit Füßen trete. Und nun die erschreckende Aussicht für sie, daß das so lange schon geführte freudenlose Leben, auf dessen nahe Beendigung sie gehofft hatten, sich fortspinnen und sich voraussichtlich, je länger, je übler gestalten werde! Hier wie dort war man dem Rande der Verzweiflung nahe. Wie es bei derartigen Zuständen stets der Fall ist, fehlte es auch hier nicht an Zuträgern, an Heuchlern und Schmeichlern, die „Oel zum Feuer, zum Kaltsinn Schnee“ herzubrachten; überdies war Friedrich stets von Aufpassern umstellt. Er sei, erzählte später Wilhelmine in ihren Memoiren, um diese Zeit einmal zu ihr gekommen und habe u. A. Folgendes geäußert: „Man verbietet mir das Lesen, die Musik, die Wissenschaften, ich darf fast mit Niemand mehr sprechen, bin beständig in Lebensgefahr, von lauter Aufpassern umgeben, mir fehlt es selbst an der nöthigen Kleidung, noch mehr an jedem andern Bedürfniß. — Sage nun selbst, ob mir ein anderes Mittel übrig bleibt, als die Flucht? Katte und Keith sind bereit, mir bis an's Ende der Welt zu folgen; ich habe Pässe und Wechsel, und Alles ist so gut eingerichtet, daß ich nicht die geringste Gefahr laufe. Ich entfliehe nach England; dort empfängt man mich mit offenen Armen, und ich habe von des Königs Zorn nichts mehr zu fürchten. Der Königin vertraue ich von allem diesem nichts, — weil sie, wenn der Fall eintritt, im Stande sein soll, einen Schwur abzulegen, daß sie nichts von der Sache gewußt hat. Sobald der König wieder eine Reise außerhalb seiner Staaten macht — denn das giebt mir mehr Sicherheit — ist Alles zur Ausführung bereit.“ — Der Mutter schrieb er um diese Zeit: „Ich bin in der äußersten Verzweiflung. Was ich immer gefürchtet, hat mich endlich getroffen. Der König hat gänzlich vergessen, daß ich sein Sohn bin. Heut früh kam ich wie gewöhnlich in sein Zimmer; so wie er mich sah, erwischte er mich beim Kragen und schlug mich auf das Grausamste mit dem Stock. Vergebens suchte ich mich zu decken, seine Wuth war so fürchterlich, daß er seiner nicht mächtig war, und nur seine Ermüdung bewirkte, daß er nachließ.“ —

Der König that eines Tages die Aeußerung: „Gebe Gott, daß Friedrich nicht noch einmal am Galgen endet!"

Etwas, was kurze Zeit darauf geschah, bestärkte den Kronprinzen in seinem Vorsatz, sich durch Flucht der ihm unerträglich gewordenen Lage zu entziehen. Der König besuchte mit ihm im Jahre 1730 das sächsische Lager bei Mühlberg. Der König, dem irgend welche unliebsame Mittheilung über Friedrich gemacht worden war, ließ sich von seinem Zorn dermaßen hinreißen, daß er den Kronprinzen nicht nur — im Angesichte fremder Personen! — schlug, sondern ihm auch die Worte zurief: „er würde sich, hätte sein Vater ihn ebenso behandelt, todtgeschossen haben, Friedrich aber habe keine Ehre, und lasse sich Alles gefallen!" — Wenige Wochen später unternahm der König eine Reise nach dem südlichen Deutschland, und wieder mußte der Kronprinz ihn begleiten. Es war dem Könige hinterbracht worden, daß Friedrich auf Flucht sinne, und gerade deshalb wollte er ihn nicht aus den Augen lassen. Zwei Generale mußten auf seinen Befehl unterwegs stets bei Friedrich im Wagen sein. Jetzt oder nie! hatte sich dieser gesagt, als die Reise angetreten wurde; alles Nöthige zu dem Werk, das er vorhatte, war eingeleitet. Vom 7. bis 8. August übernachtete man in einem Dorfe bei Mannheim. In der Frühe des 8. August gedachte der Kronprinz seine Flucht auszuführen. Ein aufgefangener Brief jedoch hatte die Sache verrathen, und als Friedrich eben zu Pferde steigen wollte, wurde er festgenommen. Der König ließ ihm den Degen abfordern und befahl, ihn als Kriegsgefangenen zu behandeln. In Wesel fand das erste Verhör statt, an dem der König sich betheiligte. Er fragte in drohender Weise, weshalb Friedrich habe desertiren wollen? „Weil Sie mich," antwortete der Kronprinz, „nicht wie Ihren Sohn, sondern wie einen niederträchtigen Sclaven behandelt haben." „Ihr seid nichts als ein feiger Deserteur ohne Ehre!" schrie der König, worauf der Kronprinz entgegnete: „Ich habe so viel Ehre wie Sie; ich habe nur gethan, was Sie mir hundertmal gesagt haben, Sie würden es an meiner Stelle thun." Der König, sein nicht mächtig vor Wuth, reißt den Degen heraus, um den Sohn niederzustechen. Da tritt der General von Mosel hervor, faßt des Königs Arm und ruft: „Sire, durchbohren Sie mich, aber schonen Sie Ihres Sohnes!" — Die übrigen Offiziere umringen den König, indeß der General von Mosel den Augenblick wahrnimmt, den Kronprinzen in Sicherheit zu bringen. Auf die Vorstellung der Offiziere, daß es nicht gut gethan sei, wenn

der König sich selbst an dem Verfahren betheilige, bestimmt letzterer daß der Oberst von Derschau das Verhör abzunehmen habe.

Der Kronprinz wurde vor ein Kriegsgericht gestellt. Das galt lange Zeit den Erklärern des beklagenswerthen Zerwürfnisses als Hauptbeweis dafür, daß der König ein blutlechzender Tyrann gewesen sei. Auf Kosten des Vaters wurde Friedrich erhoben, Jener als schuldbeladen, Dieser als der Unschuldige und Gepeinigte dargestellt. Solchen Lobpreisern, wären sie ihm vor Augen gekommen, möchte wohl Keiner mehr entgegen gewesen sein, als Friedrich in seiner späteren Zeit selbst. Der Stellung, die der Vater in letzterer Zeit gegen ihn eingenommen hatte, lag das ihm durch die Gegner des Heirathsplanes beigebrachte Mißtrauen zu Grunde, es stehe der Fluchtversuch Friedrich's mit einer gegen ihn in England angezettelten Verschwörung in Verbindung. In dem Maße hielt er sich überzeugt davon, daß er, als er auf seiner Rückreise seinen Weg durch einen Theil Hannovers nahm, zum öfteren auf freiem Felde, fern von Waldungen, Rast hielt, um nicht einem plötzlichen Ueberfalle Verschworener, ausgesetzt zu sein. Eine Verschwörung gegen ihn! Seine eigene Familie betheiligt an der Verschwörung! Es läßt sich ermessen, was er bei einer solchen Annahme litt! Es wollte ihm in seiner Herzensnoth erscheinen, als ergehe es ihm, wie es einst dem König David ergangen, gegen den sich auch sein eigen Fleisch und Blut empört habe. Während alle Welt theilnahmsvoll von dem Kronprinzen sprach, hatte Niemand Mitleid mit dem Könige, dessen Herz von unsäglichem Schmerz zerrissen ward, der oftmals zur Nachtzeit klagend und stöhnend im Schlosse umherirrte und zu Gott emporrief in seiner Noth. Eine Hülfe sah er nur, einen Halt bei einem solchen Verfall der heiligsten Pflicht: den Spruch des Gesetzes!

Der Kronprinz wurde als Staatsgefangener nach Küstrin gebracht. Welche Erschütterung für ihn, als sein Freund an seinem Kerker vorüber zum Tode geführt ward! Der Wahnwitz streckt seine Hand nach ihm aus; doch widersteht seine Kernnatur der Vernichtung. Nach und nach kommt er in der Stille und Einsamkeit der Kerkerhaft zu sich. Was seiner Schwester Wilhelmine (ihre „Memoiren" bewiesen es) nie gelang, beginnt bei ihm sich hier einzustellen: ein Einblick in des Vaters innersten Kern, ein Verständniß der von ihm verfolgten Zwecke. Das war ein Anfang des Besseren. Ein frommer und verständiger Prediger, Namens Müller, hatte ihn auf Befehl des Vaters zum öftern zu besuchen. Anfänglich kalt zurückgewiesen, ward er weiterhin dem Prinzen ein willkommener Gast. Er hatte dem Vater

Berichte einzusenden. Einem Berichte, in welchem die Haltung des Prinzen von ihm belobt worden war, hatte er gewagt die Bitte hinzuzufügen, es möge doch seinem königlichen Herren gefallen, „nach dem Exempel Gottes barmherzig zu sein". Das traf das wunde Herz des Königs wie Glockenläuten. Er sah den Bericht des Geistlichen von der besten Seite an. Mein Sohn, sagte er sich hocherfreut, hat Gnade bei Gott gesucht und gefunden — wie dürfte ihm da seines Königs und Vaters Gnade vorenthalten bleiben! — Aber ich muß ihm Beistand leisten, daß er nicht wieder zurückfällt in alte Verirrungen. Er soll ein Jahr lang in einem Verwaltungszweige arbeiten. — Darnach wurde dem Kronprinzen angekündigt, daß er als Auscultator in das küstriner Domänenamt einzutreten habe.

Mit ganzer Hingabe arbeitet Friedrich, und es bekommt ihm dies vortrefflich. Pflichttreue Arbeit giebt der Seele eine Stimmung, in der sie richtiger zu urtheilen vermag, als in Stimmungen, wie der Müßiggang sie erzeugt. Der Vater erhält die besten Nachrichten von den Räthen über den Sohn, ihm wird auch die Freude, gute wirthschaftliche Anschläge von ihm einzusehen. Im folgenden Jahre empfängt auf seine Bitte der Kronprinz des Vaters volle Verzeihung. Zwei Jahr später droht noch einmal ein Zerwürfniß auszubrechen, als der König den Kronprinzen wider dessen Neigung mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern vermählen will. Nach schwerem Kampf bringt Friedrich dem Vater das geforderte Opfer, und es findet seine Vermählung mit der ihm vom Könige erwählten Braut statt. Damit ist der Hauptanlaß des väterlichen Zornes für immer beseitigt. Im Jahre 1736 siedelt das junge Paar nach dem Schlosse Rheinsberg über, das der König dem Kronprinzen gekauft hatte.

Rheinsberg.

Schloß und Städtchen Rheinsberg liegen an dem Ufer eines sich in einem weiten Bogen hinziehenden anmuthigen Sees, der auf der Gegenseite von einer herrlichen Waldung eingeschlossen ist. Nicht mit Unrecht ist die Rheinsberger Zeit Friedrich's ein Idyll in seinem Leben genannt worden, weil, genau genommen, hier die Eigenartigkeit seines Wesens zum ersten Male genügenden Raum fand, sich in Freiheit zu entwickeln, und er sich um diese Zeit in dem Besitz des vollen Vertrauens und der Liebe des Vaters fühlte. Er hatte sich

den letzteren Schatz, der ihn beglückte, durch redliches Streben, den väterlichen Wünschen auch in Bezug auf Beschäftigungen, die ihm von Hause aus zuwider waren, nachzukommen, erworben, und es war ihm dafür neben der Geneigtheit des Vaters noch der besondere Lohn zu Theil geworden, daß das Interesse an diesen Beschäftigungen in ihm erwacht war, und er die Wichtigkeit derselben — den Zwecken des Staates gegenüber — zu würdigen gelernt hatte. Bei der letzten Revue hatte sich Friedrich's Regiment als das besteinexercirte erwiesen, er war von dem darüber entzückten Vater vor der Front umarmt worden. So waren auch seine Beschäftigungen auf landwirthschaftlichem Gebiet von trefflichen Erfolgen gekrönt gewesen. Deutlicher aber als alles Andere spricht ein Vorgang bei der schweren Erkrankung des Königs, die nicht lange vor der rheinsberger Zeit Friedrich's stattgefunden hatte. „Der Kronprinz", schreibt ein Zeitgenosse, „ist wahrhaft betrübt über die Lage des Königs, hat die Augen immer voll Wasser, hat raffinirt, um dem König ein komodes Bett zu schaffen, hat von Potzdam nicht weggehen wollen. Der König zwang ihn dazu: soll erst Sonnabend Nachmittag wiederkommen. Der König nannte ihn immer Fritzchen." Es ist daraus zu ersehen, daß das Verhältniß zwischen dem Könige und dem bei Uebersiedlung nach Rheinsberg vierundzwanzig Jahr alten Kronprinzen ein inniges geworden war.

Ein Zeitgenosse schildert das Leben am rheinsberger Hofe in folgender Weise: „Alle, die im Schlosse wohnen, genießen die ungezwungenste Freiheit. Sie sehen den Kronprinzen und dessen Gemahlin nur bei Tafel, beim Spiel, auf dem Ball, im Concert oder bei andern Festen, an denen sie Theil nehmen können. Jeder denkt, liest, zeichnet, schreibt, spielt ein Instrument, ergötzt oder beschäftigt sich in seinem Zimmer bis zur Tafel. Dann kleidet man sich sauber, doch ohne Pracht und Verschwendung an und begiebt sich in den Speisesaal. Alle Beschäftigungen und Vergnügungen des Kronprinzen verrathen den Mann von Geist. Sein Gespräch bei der Tafel ist unvergleichlich; er spricht viel und gut. Es scheint, als wäre ihm kein Gegenstand zu fremd und zu hoch; über jeden findet er eine Menge neuer und richtiger Bemerkungen. Er duldet den Widerspruch und versteht die Kunst, die guten Einfälle Anderer zu Tage zu fördern." Doch hören wir den Kronprinzen selbst. „Wir haben", schrieb er einem Freunde, „unsere Beschäftigungen in zwei Klassen, in nützliche und angenehme, getheilt: zu den nützlichen rechne ich das Studium der Philosophie, der Geschichte und der Sprachen; die an-

genehmen sind die Musik, die Lust- und Trauerspiele, welche wir aufführen, die Maskeraden und Gastmähler, welche wir geben. Ernsthafte Beschäftigungen behalten indeß den Vorzug, und ich darf wohl sagen, daß wir nur einen vernünftigen Gebrauch von den Vergnügungen machen, indem sie uns blos zur Erholung und zur Milderung des Ernstes der Philosophie dienen, welche die Grazien nicht leicht zu einem freundlichen Gesicht bringen können". Man könnte versucht sein, zu glauben, der Kronprinz habe sich für seine Art, zu leben, eine Stelle aus Shakespeare zum Muster genommen, wenn man nicht, wüßte, daß die Werke des zu jener Zeit in Deutschland fast unbekannten großen britischen Dramatikers ihm nicht vor Augen gekommen waren. Die bezügliche Stelle lautet:

„— — — — Indem wir so bewundern
Die Tugend und die Strenge der Moral,
Laßt uns nicht Stoiker, nicht Stöcke werden.
Horcht nicht zu fromm auf Aristot'les Schelten,
Daß ihr Ovid als sündlich ganz verschwört.
Sprecht Logik mit den Freunden, die Ihr seht,
Und übt Rhetorik in dem Tischgespräch,
Treibt Dichtung und Musik, Euch zu erheitern, —
Und Metaphysik und Mathematik,
Die tischt Euch auf, wenn Ihr Euch hungrig fühlt;
Was Ihr nicht thut mit Lust, gedeiht Euch nicht:
Kurz, Herr, studirt, was Ihr am meisten liebt."

Auch seinen ehemaligen würdigen Lehrer Duhan vergaß Friedrich nicht. „Ich bin mehr als je", heißt es in einem Briefe an ihn, „unter Büchern begraben; ich jage der Zeit nach, welche ich in meiner Jugend so unbedachtsam verloren habe, und ich sammle mir, so viel ich vermag, einen Vorrath von Kenntnissen und Wahrheiten". In einem andern Briefe an Duhan heißt es: „Wir sind unser eine Mandel, welche zurückgezogen die Annehmlichkeiten der Freundschaft und die Süßigkeiten der Ruhe genießen. Es scheint mir, daß ich vollkommen glücklich sein würde, wenn Sie sich uns in unserer Einsamkeit anschließen könnten. Wir kennen keine heftigen Leidenschaften und befleißigen uns nur, von dem Leben Gebrauch zu machen". Duhan war vom Könige, weil dieser ihn als Mitschuldigen an dem von Friedrich unternommenen Fluchtversuch mit angesehen hatte, vom Hofe verbannt, und die Verbannung war bis dahin noch nicht aufgehoben worden. Einem andern Freunde schrieb Friedrich: „Ich studire mit Kraft und thue alles Mögliche mir Kenntnisse zu erwerben, die mir nöthig sind, um mich meiner künftigen Bestimmung würdig zu machen;

endlich arbeite ich daran, mich zu veredeln und meinen Geist mit allem dem zu erfüllen, was die älteren und neueren Zeiten an glänzenden Vorbildern hinterlassen haben". Darin bestand der Hauptsegen der rheinsberger Zeit für Friedrich, daß er sich ungestört in die Literatur aller Zeiten versenken und auf diese Weise in Verbindung treten konnte mit den hervorragendsten Geisteshelden aller Zeiten. „Wir können", sagt der treffliche Thomas Carlyle, „keinen großen Menschen, sei es auch in noch so unvollkommener Weise, betrachten, ohne Gewinn von ihm zu ziehen. Er ist ein fließender Lichtquell, in dessen Abglanz die Seelen fühlen, daß ihnen wohl ist". Ein solcher Gewinn aber und ein das innerste Wesen läuterndes Empfinden wird nur hochgearteten Seelen zu Theil, und bei Friedrich war dies um deswillen der Fall, weil er eben von Hause aus den geistig Hochgeborenen zugehörte, denen, die zu Herrschern in der Geisterwelt berufen sind. Was that es, daß ihm nebenbei auch noch ein irdischer Thron beschieden war? Zur Herrschaft würde er auch gelangt sein, wenn er statt des Scepters und Degens allein die Feder zu führen gehabt hätte. — In fruchtbarerer Weise durchlebte er jetzt die Geschichtsepochen der alten Zeit, als es früher möglich gewesen war, und die Betrachtung und Bewunderung der Großthaten hervorragender Menschen kräftigte in ihm den Willen, in seiner Stellung, die die Vorsehung ihm angewiesen, dem Höchsten nachzustreben. Aus der — für ihn — neueren Zeit beschäftigten ihn zumeist die großen Dichtwerke der französischen Literatur, die oben (S. 370—371) characterisirt worden sind, und aus der allerneuesten Zeit die Werke eines am literarischen Himmel aufgehenden glänzenden Gestirns Voltaire's. Das Aufsteigen dieses Gestirns gewährte damals einen ganz anderen Anblick, als das heut seinem Niedergange folgende Nachschauen. Der Voltaire jener Tage war ein begeisterter Kämpfer gegen alle die Vorurtheile und Mißbräuche, unter denen seine Zeitgenossen zu leiden hatten; er kämpfte mit allen Mitteln eines reichen Geistes, keine persönliche Gefahr scheuend, für Duldung, Gerechtigkeit, Geistesfreiheit, Anerkennung der Menschenwürde. Es war ihm um die Sache zu thun, und mit unermüdlichem Eifer gab er sich ihr hin. Erst später verleitete ihn die durch überreichen Beifall in ihm erwachte Eitelkeit, zu kämpfen, nicht mehr um der Menschheit zu dienen sondern um die Bewunderung in steigendem Maße auf sich zu lenken. Von da ab trat er mehr und mehr in den Sclavendienst des Bösen. Was der Menschheit bisher als Heiligthümer gegolten hatte für Staat und Haus — Pietät, Ehrfurcht, Tugend — auch auf sie

richtete er die vergifteten Pfeile seines Spottes. Es kam so weit, daß von ihm mit Recht gesagt werden konnte: „Er stürzte jedes Idol, weil er selbst Abgott sein wollte“. Dieser Bodensatz des Voltaireanismus ist heut noch das traurige Erbe Frankreichs, das es zu seinem Unheil festhält und sich dessen rühmt und mit ihm prunkt, statt sich von ihm zu befreien. — Kehren wir zu dem Voltaire der ersten Zeit zurück. Erwägt man, daß Voltaire seinen Kampf auch gegen Staatseinrichtungen führte, die in der Regel die Zugabe der absoluten Monarchie sind, so muß man es um so mehr bewundern, daß Friedrich, der Erbe eines absoluten Thrones, sich ihm mit so ungetheilter Sympathie zuwandte. Friedrich fühlte sich gedrungen, dem Kämpfer für Geistesfreiheit brieflich seine Huldigung darzubringen. „Ohne Ihnen Weihrauch zu streuen“, heißt es in seinem Schreiben, „der unwerth wäre, Ihnen gestreut zu werden, sage ich Ihnen, daß mich die zahllosen Schönheiten Ihrer Werke fesseln. — — Wie viel Dank ist man denen schuldig, die Wissenschaft und Kunst mit Glück anbauen! Den Fürsten gebührt es, Ihre Nachtwachen zu belohnen! O, warum wählt der Ruhm mich nicht, Ihre glückliche Thätigkeit zu krönen? Ich würde weiter nichts befürchten, als daß unser Land, das wenig Lorbeeren baut, deren nicht so viele hervorbringen würde, als Ihre Werke verdienen.“ Damit war der Briefwechsel zwischen dem Kronprinzen und Voltaire eingeleitet. Letzterer äußerte in seinem Antwortschreiben u. A.: „Seien Sie überzeugt, daß Sie einst, wenn der Drang der Geschäfte und die Schlechtigkeit der Menschen einen so göttlichen Character nicht verderben, von Ihren Völkern angebetet und von der ganzen Welt geliebt sein werden.“ Der Historiograph Preuß, der Herausgeber der Werke Friedrich des Großen, der den Briefwechsel der Genannten zum Gegenstande seines besonderen Studiums gemacht hat, sagt, es sei gar keinem Zweifel unterworfen, daß Voltaire zu jener Zeit segensreich auf Friedrich eingewirkt habe, denn es sei von ihm fortgesetzt in anmuthiger und einschmeichelnder Weise dargelegt worden, daß ein Fürst dazu da sei, in erster Linie das Wohl des Volkes zu fördern. Solche Anregungen machten um so größeren Eindruck auf Friedrich, als er nicht nur selbst schon für die beregte Sache erglüht war, sondern in seinem Fürstenhause — er durfte ja nur das Leben seines Vaters und das des großen Kurfürsten in Betracht ziehen! — sich ihm Beispiele vor Augen stellten, die in der Ausübung jener Forderung gerade ihren Ruhm gesucht hatten. Später gingen Friedrich's und Voltaire's Bahnen auseinander, was darin seinen Grund hatte,

daß der Erstere der von Beiden als Pflichtfordcrung aufgestellten Lehre, kein Gut für zu kostbar, kein Opfer für zu groß zu erachten, wenn es gelte, für das Heil seiner Mitmenschen thätig zu sein, treu blieb, Letzterer von ihr abfiel.

In Rheinsberg trat Friedrich zum ersten Male als Schriftsteller auf. Wie gänzlich er sich dem Dienst der Wahrheit und Gerechtigkeit gewidmet hatte, zeigt seine Abhandlung: „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des europäischen Staatensystems". „Wenn meine Betrachtungen," sagte er, „das Glück haben, einigen Fürsten zu Ohren zu kommen, so werden sie Wahrheiten in denselben finden, welche sie aus dem Munde ihrer Höflinge und Schmeichler nie würden vernommen haben; vielleicht werden sie selbst erstaunt sein, diese Wahrheiten neben sie auf dem Throne sich niederlassen zu sehen. Mögen sie dann lernen, daß ihre falschen Grundsätze die giftigsten Quellen des Unglücks von Europa sind. Es ist ein Irrthum, wenn die meisten Fürsten glauben, daß Gott absichtlich und aus einer ganz besonderen Vorliebe für ihre Größe, für ihr Glück und für ihren Stolz diese Menge von Menschen geschaffen habe, deren Wohl ihnen anvertraut ist, und daß ihre Unterthanen nur zu Werkzeugen und zu Dienern ihrer Leidenschaften bestimmt seien. So wie der Grund, von dem man ausgeht, falsch ist, so können die Folgen nicht anders, als bis in's Unendliche fehlerhaft sein. Daher diese ungeregelte Liebe zu eitlem Ruhm; daher dieses brennende Verlangen, Alles zu verschlingen; daher die Härte der Auflagen, welche das Volk bedrückt; daher die Trägheit der Fürsten, ihr Hochmuth, ihre Ungerechtigkeit, ihre Unmenschlichkeit, ihre Tyrannei und alle jene Laster, welche die menschliche Natur entehren. Wollten die Fürsten sich lossagen von diesen irrigen Ideen, wollten sie zurückschauen auf den Zweck ihrer Einsetzung, so würden sie sehen, daß dieser Rang, auf den sie so eifersüchtig sind, daß ihre Erhebung nur das Werk der Völker ist; daß diese Millionen Menschen, welche ihnen anvertraut sind, sich nicht zu Sclaven eines einzigen Menschen erklären, um ihn furchtbarer und mächtiger zu machen; daß sie sich keineswegs einem Bürger unterworfen haben, um die Märtyrer seiner Laune und der Spielball seiner Einfälle zu sein". Das war eine Protestation gegen das falsche Königthum, wie sie von einem Könige oder Thronerben noch nie gehört worden ist! Was würde ein Ludwig XIV., was würden die Stuart's gesagt haben, wenn sie solche Lehren vernommen hätten und ihnen zugleich gesagt worden wäre, daß dieselben aus der Feder eines Thronerben geflossen seien! — Das Bekanntwerden mit der

Schrift eines Italieners gab dem Kronprinzen Veranlassung, eine zweite Abhandlung niederzuschreiben. Im Anfange des 16. Jahrhunderts hatte der italienische Staatsmann Machiavell eine Schrift, „der Fürst“, erscheinen lassen, in der er Grundsätze und Lehren aufgestellt hatte, die, rücksichtslos angewandt, seiner Meinung nach geeignet seien, das zerrissene Italien zur Einheit und Selbstständigkeit zu führen. Die anzuwendenden Mittel stützten sich ausschließlich auf die Schwächen und schlechten Triebe der Menschennatur. Im Hinweis auf den Zweck, den dieser Mann verfolgte, haben Einzelne sich zu Vertheidigern desselben aufgeworfen. Vergebliches und zugleich verabscheuungswürdiges Bemühen! Wer des Glaubens ist, daß in der menschlichen Natur „die Bestie“ das Herrschende sei, und wer die Lehre predigt, vermittelst dieser in Dienst genommenen „Bestie“ lasse allein Staatenglück sich begründen, der hat sich selbst gerichtet! „Weil er dafür hält, daß alle Menschen böse sind und nur aus Furcht Gutes thun, erscheint ihm Erregung der Furcht als das sicherste Mittel, das Volk in Gehorsam zu erhalten; ebenso giebt er Fingerzeige, wie alle Affecte und Leidenschaften des Menschen, der Ehrgeiz der Großen, die Parteibestrebungen klug zu benutzen seien. Sein Fürst soll Fuchs sein, um die Schlingen zu legen, und zugleich Löwe, um die Wölfe zu schrecken“. So die Lehre Machiavell's. Wie das geistliche Programm des Jesuitismus nur auf romanischem Boden erwachsen konnte, so konnte das politische eines Machiavell einen andern Boden nicht haben. Die Staatskunst alter Zeit hatte ihn dazu vorbereitet. Was Machiavell vortrug, war im Einzelnen nicht neu, Einzelnes war innerhalb und außerhalb Italiens, je nach dem Maße der Fähigkeit der Betheiligten, von Fürsten und Staatsmännern geübt worden; er brachte die Einzelheiten nur in ein förmliches Lehrsystem. Den Jesuiten hätte er sagen können: ich that auf politischem, was von euch auf geistlichem Gebiet ausgeführt worden ist; ihr habt all' die Schliche und Ränke, die von einzelnen Begabten unter euch erdacht und ausgeübt und als wirksam befunden worden sind, ja auch in ein Lehrsystem gebracht! Wie der Jesuitismus eine „Theologie der Hölle“ genannt worden ist, so kann man den Machiavellismus eine „Politik der Hölle“ nennen. Die Schrift dieses Italieners kam nun in Rheinsberg dem Kronprinzen zum ersten Male vor Augen, und sie empörte ihn in tiefster Seele, nicht allein um der trostlosen Lehren an und für sich, sondern vielmehr um der Folgen willen, die sich ergeben müßten, wenn Fürsten die von dem Verfasser dargelegte Höllentheorie sich zu eigen machten. Es wird gestohlen und gemordet; aber was

würde man sagen, wenn ein gewandter Mensch die Erfahrungen von Dieben und Mördern sammelte und ein „Lehrbuch für Räuber" erscheinen ließe! Und doch würde die Kenntnißnahme eines solchen Buches den Kronprinzen nicht in dem Maße empört haben, als dies durch die obige Schrift geschah. Gegen diese Schrift nun trat er mit seinem „Anti-Macchiavell" auf. „Ich wage es", sagt er in der Vorrede, „die Vertheidigung der Menschlichkeit gegen ein Ungeheuer zu unternehmen, das dieselbe ausrotten will; ich wage es, Vernunft, Gerechtigkeit den Sophismen und der Bosheit entgegenzustellen." — Weiterhin sagt er: „Dieses Werk („der Fürst" von Macchiavell) muß nothwendigerweise in die Hände der Fürsten und Staatskundigen fallen, und nichts ist leichter, als daß ein ehrgeiziger junger Mann, dessen Herz und Urtheilskraft noch nicht Fähigkeit und Bildung genug haben, um das Gute vom Bösen richtig zu unterscheiden, durch Maximen verderbt wird, die seinen Grundsätzen und Leidenschaften schmeicheln. — Wenn es Unrecht ist, die Grundsätze einer Privatperson zu Grunde zu richten, die nur geringen Einfluß auf das Ganze hat, so ist es um so schädlicher, Fürsten zu verderben, deren Beruf es ist, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, Beispiele davon für ihre Unterthanen aufzustellen, und durch ihre Güte, Seelengröße und Mildthätigkeit sichtbar Ebenbilder der Gottheit zu sein. Die Plagen des Himmels dauern nur eine Zeit lang, verwüsten nur einzelne Gegenden und lassen sich wieder gut machen, aber die Verbrechen der Fürsten bringen dauerndes Unglück und zwar ganzen Völkerschaften." Weiter schildert er, gegenüber der Theorie von dem falschen, auf Lug und Tyrannei gebauten Königthum, die Macchiavell entwickelt hatte, das berechtigte, wahrhaftige Königthum, das an den Fürsten die Forderung stelle, „der erste Diener des Staates zu sein".

So antwortete dem italienischen Politiker und denen, die ihn sich zum Propheten ersahen, ein Fürstensohn aus den brandenburgischen Marken.

Friedrich's Thronbesteigung.

Das Jahr 1740 war herangekommen und damit die Zeit des Scheidens für Friedrich Wilhelm I. nach Tagen harter Arbeit, die er sich und seinem Volke auferlegt, und der er für seinen Theil sich am wenigsten entzogen hatte. Wie war es dem alten Könige zu gönnen, daß die Uebel, erzeugt von menschlichen Schwächen, den unholden

Begleitern auch der Redlichststrebenden, die sein Auge im Hinblick auf seinen Sohn umdüstert hatten, gewichen waren, so daß ihm nach so unsäglichen Kümmernissen wenigstens das Unheil erspart blieb, mit Herzeleid in die Grube zu fahren! Aber nicht minder war es dem Sohne zu gönnen, sich in dem Besitze des vollen Vertrauens seines Vaters und der ungetrübten Weihe des väterlichen Segens zu wissen. „Erzeigt mir nicht," hatte der König, hinweisend auf Friedrich, zu den Generalen und Ministern gesagt, „Gott viele Gnade, daß er mir einen so würdigen Sohn gegeben?" und, nachdem er den in Thränen zerfließenden Sohn umarmt, unter Schluchzen und die Hände erhebend gerufen: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, weil ich einen so würdigen Nachfolger habe!" — Eine solche Weihe für sein ganzes weiteres Leben wäre dem Thronfolger nicht zu Theil geworden, hätte er nicht in letzterer Zeit eine richtigere Anschauung von der Bedeutung des Wirkens seines Vaters für das Land und von der hinter rauhen Formen sich bergenden Erhabenheit seines Wollens gewonnen. Der König verschied in der Morgenzeit des 31. Mai 1740. „Er starb," sagte Friedrich später, „mit der Festigkeit eines Philosophen und mit der Ergebung eines Christen. Er bewahrte eine bewundrungswürdige Gegenwart des Geistes bis zum letzten Augenblicke seines Lebens, indem er seine Geschäfte leitete wie ein Staatsmann, die Fortschritte seiner Krankheit prüfte wie ein Naturforscher und über den Tod triumphirte als ein Held."

Nach Eindrücken so mächtiger Art bestieg Friedrich den Herrscherthron Preußens, der dritte in der Reihe der preußischen Könige. Wer darf sich wundern, zumal wenn er aller der Erschütterungen gedenkt, die Friedrich durchzuleben, des Aufschwunges, den er durch seine Studien empfangen, und der Höhe der Gesinnung, die sich in seinen mündlichen und schriftlichen Aeußerungen kund gegeben hatte, — daß er mit einem Ernste in sein königliches Amt trat, wie er nicht erhabener gedacht werden kann! Durch Vieler Herzen, denen Blitze des Genies aus dem rheinsberger Leben Friedrich's entgegen geleuchtet waren, ging ein Ahnen, daß wiederum für das Land eine große Zeit im Anzuge sei, genau wie vor hundert Jahren, um welche Zeit (1640) der große Kurfürst seine Herrschaft antrat. In Rheinsberg hatte Friedrich — zum Theil eine natürliche Folge der übergroßen Strenge, die ihm in seiner früheren Zeit auferlegt worden war — auch der übermüthigen Lust zum öftern noch die Zügel schießen lassen; jetzt erklärte er den rheinsberger heiteren Genossen, die mit Erwartungen anderer Art nach Berlin geeilt waren, mit aller Unumwundenheit:

„Die Possen haben nun ein Ende!“ und seine von Hoheit, Würde und Ernst getragene Anrede an die Minister und Generale setzte diese in Erstaunen. „Jeder Zoll ein König!“ — Bezeichnend für seine Sinnesweise in dieser Zeit ist folgende Stelle aus einem seiner Gedichte:

„Ade, ihr Verse, du, der Flöte Klang,
Ade, ihr Freunde all', Voltaire und dein Gesang.
Ich trage jetzt die schwere Last der Krone,
Treu leb' ich meiner Pflicht und meinem Throne.“

Ein Gleiches kann von einem Wort gesagt werden, welches Friedrich der zu seiner Huldigung ausgegebenen Denkmünze hatte aufprägen lassen, als Ausdruck dessen, was er mit glühender Seele, so weit menschliche Macht es vermag, zu erringen strebte: „Das Glück des Volkes.“

In der Erbschaft der Krone sah Friedrich vor allen Dingen die Erbschaft großer Pflichten. Wie in der allgemeinen hatte er auch ernste Umschau gehalten in der vaterländischen Geschichte. Ihm hatte sich vor Augen gestellt des deutschen Reiches Herrlichkeit unter Karl dem Großen und darnach unter den großen Kaisern aus dem sächsischen, dem fränkischen und dem hohenstaufischen Hause und dann des Reiches unrühmlicher Zerfall unter den Habsburgern, die, in die Vasallenschaft Roms übergehend, nicht „Mehrer“, vielmehr Minderer des Reiches wurden, und unter denen im Laufe der Jahrhunderte herrliche deutsche Gebiete — Burgund und Savoyen, die gesammten Niederlande, zu denen seiner Zeit gehörten: Holland und Belgien mit Flandern und der Franche comté, ferner die russischen Ostseeprovinzen, Esthland, Livland, Kurland, die Schweiz und das Elsaß — verloren gingen, während sie, diese ungerechten Haushalter, für sich, für ihre Hausmacht Oesterreich, hinzugewannen: Ungarn, Siebenbürgen und Dalmatien, Kroatien und Galizien, Venetien und die Lombardei und es in der gegenwärtigen Zeit schon im Werke war, auch Deutsch-Lothringen für ein italienisches Land (Toscana) zu verschachern! Ihm hatte sich ferner vor die Seele gestellt der schreckliche Religionskrieg, der von Habsburg im Schergendienste Roms über Deutschland gebracht worden war, dieser Krieg, der Deutschland an Bewohnerzahl auf vier Millionen Menschen herunter und in Handel, Wandel, Kunst und Gewerbefleiß gegen das Ausland in solcher Weise in Rückgang gebracht hatte, daß von da ab auf eine ein Jahrhundert umfassende Zeit für dasselbe in Aussicht stand, Summen Geldes für Kulturbedürfnisse dem Auslande zu opfern und dadurch zugleich das stolze Herabsehen desselben, namentlich das Frankreichs auf Deutschland,

hervorzurufen oder zu verstärken. War dies an und für sich für jeden deutschen Mann schon genug, über die Politik des Hauses Habsburg den Stab zu brechen, so kamen für den Thronerben Preußens noch besondere Anlässe von nicht minder einschneidender Wucht in Betracht. Sie betrafen den von seinen Ahnen gegründeten Staat, dessen Bedeutung innerhalb Deutschlands und die Haltung Oesterreichs gegen denselben. Dem Interesse Friedrich's an der Sache, von dem er zu geschichtlichen Nachforschungen getrieben worden war, und seinem hellen Blick hatte sich die Geschichte des brandenburg-preußischen Staates — es kann dies ohne Uebertreibung gesagt werden — mehr erschlossen, als allen seinen Zeitgenossen. Der Beweis ist leicht zu führen: er, der nur vereinzelte Bruchstücke vorfand, ist es, der die erste zusammenhängende Geschichte des Staates schrieb, die später allerdings durch Quellenforschung vervollständigt, deren Grundgedanken aber als bewährt befunden worden sind. Wer so ernst, wie es von Friedrich geschah, sich in das Leben der Vergangenheit versenkt, dem offenbart sich der Geist der Geschichte, der dem oberflächlich Schauenden nur als gespenstiger Schatten erscheint, für den gewinnen die Grabsteine Sprache, und sie mahnen ihn, große Werke Heimgegangener, deren erloschene Lebenskraft dieselben liegen lassen mußte, wieder aufzunehmen, und, je nachdem seine Lebensstellung ihm Gelegenheit und Macht dazu verleiht, an ihrer Fortführung zu arbeiten. Dies hatte es bewirkt, daß ihm der Grundgedanke des Staates, dem die großen Ahnen seines Geschlechts gedient hatten, im helleren Lichte erschienen war als seinen Vorgängern. Aber wenn er in ernster Betrachtung geweilt hatte „in jenen alten Mausoleen, wo Särge grauer Helden stehen, vor ihrem Staub, dem öden, kalten, die Hände andachtsvoll zu falten," — dann hatte er auch Wehrufe vernommen, die insgesammt auf einen Feind seines Hauses verwiesen, dann hatte er Wundenmaale geschaut, die von diesen Feinden seinen großen Ahnen heimtückisch geschlagen worden waren, und es war dann sein Zornmuth aufgeflammt gegen den Frevler, und der Entschluß in ihm erwacht, die Schmach zu rächen! Auf das Haus Habsburg als auf den Feind war die Hand derer gerichtet, mit denen sein Geist in einsamen Stunden Zwiegespräch hielt. Wie mußte der Ruf seines Urahnen, des großen Kurfürsten, auf einen Friedrich wirken: „Aus meiner Asche wird ein Rächer entstehen!" — Blatt für Blatt predigten die gleiche Lehre: dort in Wien arbeitet man daran, neben Rom und Paris die dritte große Feste des Romanismus gegen die Bewältigung des Germanismus aufzurichten, deren angewiesener Zweck es ist, das nationale Leben in Deutschland zu

unterdrücken und namentlich den Staat niederzuhalten, in welchem sein Pulsschlag am kräftigsten sich regt, Brandenburg-Preußen! — Weiterhin kam für Friedrich der Gewaltact in Betracht, der es bewirkt hatte, daß Brandenburg nicht in den Besitz der schlesischen Fürstenthümer gelangt war, die ihm rechtlich zugehörten. Der Gewaltthat reihete sich ein Trugspiel Oesterreichs an, indem man mit dem großen Kurfürsten und — hinter dessen Rücken — zu gleicher Zeit mit dem Nachfolger desselben verhandelte, um schließlich Beide zu betrügen. Im Hinblick darauf hatte — und auch dies ward jetzt zum Mahnruf für Friedrich — König Friedrich I. später geäußert: „Giebt es Gott und die Zeit nicht anders, als jetzt, so müssen wir zufrieden sein; schickt es aber Gott anders, so werden meine Nachkommen schon wissen, was sie dereinst zu thun haben mögen!" — So die Stimmen längst heimgegangener Ahnen. Aber auch das lebendige Wort, Vorgängen entsprossen, deren Zeuge er gewesen, war in seine Seele gedrungen. War denn nicht auch sein Vater arg getäuscht und betrogen worden von Wien aus? Nicht das von Werkzeugen des wiener Hofes angestiftete Trugspiel ist gemeint, bei dem es darauf abgesehen war, den Heirathsplan und damit die beabsichtigte Verbindung des preußischen und englischen Königsthrones zu hintertreiben, denn die zu letzterem Zweck gesponnenen Fäden dieses Truges sollten erst später an das Licht der Sonne kommen. Ränke anderer Art waren gegen Friedrich Wilhelm I. ausgeübt worden, die auch diesen zu Aeußerungen bittersten Unmuthes gegen Oesterreich bewegt hatten. Der Anlaß dazu war folgender gewesen.

Kaiser Karl VI., Joseph's I. Bruder und Nachfolger, hatte, wie dieser, keine männlichen Nachkommen. Er bestimmte nun in einem von ihm ausgefertigten Hausgesetz („pragmatische Sanction" genannt), daß die Nachfolge an seine Tochter Maria Theresia übergehen sollte. Da die weibliche Nachfolge aber nach deutschem Rechte ausgeschlossen war, so warb der Kaiser im Interesse der Sache bei den Mächten, an deren Zustimmung ihm besonders gelegen war. Friedrich Wilhelm I., ebenfalls von ihm angegangen, erklärte gegen das Versprechen, ihm in seinem auf Jülich-Cleve sich beziehenden Erbstreit beizustehen, seine Geneigtheit, dem Wunsche Oesterreichs nachzukommen. Auf Grund dessen verpflichtete man sich gegenseitig zur Hülfsleistung. Und doch hatte der Kaiser kurz vorher der Gegenpartei Friedrich Wilhelm's seinen Beistand zugesagt! Als bald darauf die Jülich-Clevesche Sache ihre endgültige Entscheidung erheischte, hielt sich der Kaiser in Betreff der pragmatischen Sanction anderweitig bereits für so weit gesichert,

daß er nicht Anstand nahm, Preußen im Stich zu lassen, weshalb dieses auch in der streitigen Sache leer ausging. Das war es, was den König Friedrich Wilhelm auf's Bitterste gegen den Kaiser empört und worüber er sich in einem Schreiben an Friedrich folgendermaßen ausgelassen hatte: „Das ist der Dank für die gestellten 10,000 Mann und alle Deference, so ich für den Kaiser gehabt, und könnet Ihr daraus sehen, daß es nichts helfe, wenn man sich für denselben auch sacrificirte. So lange man es nöthig hat, flattirt man uns, sobald man aber glaubt, der Hülfe nicht mehr zu gebrauchen, so ziehet man die Maske ab und weiß von keiner Erkenntlichkeit. Die Betrachtungen, so Euch dabei einfallen müssen, können Euch Gelegenheit geben, Euch künftig in dergleichen Fällen zu hüten!" — Man kann sich denken, daß diese Angelegenheit zwischen Vater und Sohn eingehend besprochen worden ist. Bei diesem Anlaß mag es gewesen sein, daß Friedrich Wilhelm äußerte, er habe es sich vom Anfange seiner Regierung an gesagt, es sei vom Lande der Name Königreich angenommen worden, aber sein Neider Oesterreich werde das Land zwingen, durch Schwertkraft es zu erweisen, daß es dieses Namens würdig sei. Um nun aber in dieser Probe bestehen zu können, bedürfe das junge Königreich eines Zweifachen: eines starken und wohlgeschulten Heeres und eines wohlgefüllten Staatsschatzes. Beides sei jetzt vorhanden — Friedrich werde bei eintretender Nöthigung davon Gebrauch zu machen wissen! — Das Heer zählte 72,000 Mann, der Staatsschatz betrug 9 Millionen Thaler. Wie oft hatte man in Wien mit der angenommenen Miene überlegenen Lächelns den König Friedrich Wilhelm dahin characterisirt, ihm sei es vorzüglich um das Soldatenspiel, um „lange Kerle" für seine potsdamer Grenadier-Regimenter und um Befriedigung seiner Geldgier zu thun — über Weiteres gehe sein Wollen, Streben und Wünschen nicht hinaus! Und doch, welch tiefe Zwecke verfolgte dieser Fürst! Indem er dem Vaterlande ein starkes Heer schuf, verfiel er freilich nebenbei zugleich auf Liebhabereien, und indem er sich von dem Gedanken leiten ließ, Preußens Zukunft fordere es, daß ein ansehnlicher Staatsschatz angesammelt werde, war er in Einzelheiten übermäßig sparsam, sogar geizig. Diese Fehler waren mithin aus menschlichen Schwächen hervorgerufene Zugaben zu' seinen Bestrebungen, die jedoch den Grundzwecken, um die es sich für den König handelte, keinen oder doch keinen wesentlichen Abbruch thaten. Darüber sollten die wiener Klüglinge später gründlich belehrt werden! Als er nicht lange vor seinem Tode noch einmal auf die Jülich-Clevesche Erbschaftsangelegenheit zu sprechen

gekommen war, hatte er, auf Friedrich zeigend, gegen einen General geäußert: „Dort steht Einer, der mich rächen wird!" —

Habsburg, hüte dich! Der junge Aar auf Preußens Thron schaut funkelnden Auges nach dir, er schüttelt zornmuthig sein Gefieder, als wolle er sich zum Kampfesfluge erheben! Ja, der Kampf wird und muß entbrennen! Der äußere Anlaß ist Nebensache. Zum äußeren Anlaß wird Dieses oder Jenes dienen, je nachdem es sich schickt. Den Advocaten der Geschichte muß doch auch ihr Recht werden!

Der innere Anlaß, die wirkliche Ursache, die den Kampf unvermeidlich machte, war längst da. Handelte es sich blos darum, einen arglistigen Feind zur Sühne zu zwingen? oder eines Staates Grenzen zu erweitern? O, um viel Gewaltigeres und Größeres galt es zu ringen — um die Verjüngung der Nation, gemäß den Forderungen, die aus des deutschen Volkes tiefster Seele in der Reformationszeit zu Tage getreten waren! Der Theil Deutschlands, in welchem diese Verjüngung in staatlicher Beziehung am meisten vorgeschritten und befestigt war, hieß Preußen. An sein Aufkommen oder Niedergehen war von da ab unvermeidlich das Geschick der Nation geknüpft. Der in der Verjüngung begriffene Theil Deutschlands mußte — es war dies eine geschichtliche Nothwendigkeit — den Kampf zu gelegener Stunde gegen den ihn umgarnenden Feind anheben, um durch Erweisung seiner Kraft ihn zurückzuscheuchen und sich dadurch Raum für weitere Entwicklung zu schaffen!

Die beiden ersten schlesischen Kriege.

Zur Herbstzeit desselben Jahres (1740), in welchem Friedrich den Thron bestiegen hatte, befand er sich zu Rheinsberg und lag am Fieber darnieder. Da sprengte — es war am 26. October — ein Kurier mit einer wichtigen, ungeheuren Post in den Schloßhof ein. Der Tod des Kaisers Karl VI. war am 20. October erfolgt. Scheinbar gelassen las Friedrich das ihm von seinem vertrauten Kammerdiener überreichte Schreiben. Welche Bewegung aber die Nachricht in seiner Seele hervorgerufen hatte, gab sich alsbald durch mancherlei Zeichen kund. Zunächst war seine Krankheit sofort überwunden; war es doch, als ob sein mächtiger Wille sie im Nu von sich abgeschüttelt habe, wie ein Adler sich den Staub von den Flügeln schüttelt. Zwei Tage später schrieb er einem Freunde: „Ich werde nach Berlin gehen; eine Kleinigkeit, wie der Tod des Kaisers ist, fordert keine großen Regungen.

Alles war vorhergesehen, Alles vorbereitet; also handelt es sich nur um die Ausführung der Entwürfe, welche ich lange in meinem Kopfe bewegt habe. Die Zeit ist da, wo das alte politische System eine gänzliche Aenderung erleiden kann; der Stein ist losgerissen, der auf Nebukadnezar's Bild von vielerlei Metallen rollt und sie zermalmen wird." Welcher andere als der aus verschiedenen Völkerschaften zusammengesetzte Staat Oesterreich konnte unter dem letzten Bilde gemeint sein? Der Blitz seines Genius erhellte dem Könige die politische Situation. Er sah die Verwicklung voraus, die sich aus der Stellung der verschiedenen Mächte zu dem von Kaiser Karl VI. ausgefertigten Hausgesetz („pragmatische Sanction") ergeben würde. Nach diesem Gesetz sollte die Nachfolge auf Maria Theresia, die Tochter Karl's VI., übergehen. Dem Kaiser war es gelungen, sich der Zustimmung der wichtigsten Mächte, auch der Preußens, zu versichern. Hinterher jedoch war von dem Kaiser die Bedingung gebrochen worden, auf Grund deren Friedrich Wilhelm I. der pragmatischen Sanction seine Zustimmung gegeben hatte (S. 477), so daß Preußen seines Versprechens ledig war. Dagegen hatte der von einer Tochter Kaiser Ferdinand's I. abstammende Kurfürst Karl Albert von Bayern schon aus dem Grunde gegen das von Karl erlassene Hausgesetz Protest erhoben, weil er sich als den nächstberechtigten männlichen Erben Karl's VI. ansah. So war wegen der Erbfolge in Oesterreich ein Krieg zwischen Maria Theresia und Karl Albert und die Betheiligung anderer Mächte an diesem Kriege zu erwarten.

Die Lage lud ein, den Degen gegen Oesterreich zu ziehen. Der Minister Podewils und der General von Schwerin, die Friedrich nach Rheinsberg kommen ließ, riethen, es zuvor mit Güte zu versuchen, da die Königin Maria Theresia von Ungarn und Böhmen vielleicht geneigt sein möchte, den Beistand Preußens durch ein Opfer zu erkaufen. Friedrich kannte jedoch den in der Hofburg zu Wien herrschenden Geist zu gut, als daß er nicht hätte wissen sollen, daß, beschränke er sich auf eine Anfrage und Vorstellung, man sich höchstens dazu verstehen würde, ihn mit Versprechungen hinzuhalten, bis die Lage sich für Oesterreich gebessert habe. So beschloß er denn, die Anfrage zu thun, aber auch gleichzeitig Schlesien zu besetzen. Ueber die Sache wurde das strengste Geheimniß beobachtet. Aber die starken Truppenbewegungen begannen doch bald die Aufmerksamkeit der fremden Gesandten zu erregen. Es wurden alle möglichen Vermuthungen aufgestellt, Sicheres wußte Niemand zu sagen. So war der December herangekommen. Da vernahm der König, daß der Fürst Leopold

von Dessau (der „alte Dessauer") geäußert habe, er sähe wohl, daß dies Alles auf Oesterreich abziele; allein er stehe auch nicht an, zu erklären, daß er einen Angriff auf Oesterreich für ein äußerst gefährliches Wagestück halte. Ein derartiges Urtheil eines so tüchtigen Feldherrn, wie der alte Dessauer es war, konnte niederschlagend wirken. Daher versammelte Friedrich die in Berlin anwesenden Offiziere und hielt an sie folgende Anrede: „Ich unternehme einen Krieg, meine Herren, worin ich keine anderen Bundesgenossen habe, als Ihre Tapferkeit und Ihren guten Willen. Meine Sache ist gerecht und meinen Beistand suche ich bei dem Glücke. Erinnern Sie sich beständig des Ruhms, den Ihre Vorfahren sich erworben auf den Schlachtfeldern von Warschau, von Fehrbellin und auf dem preußischen Zuge. Ihr Schicksal ist in Ihren eigenen Händen." Er schloß mit den Worten: „Wir werden Truppen angreifen, die unter Prinz Eugen den größten Ruf hatten. Zwar ist dieser Prinz nicht mehr; aber unser Ruhm wird beim Siege nicht minder groß sein, da wir uns mit so braven Soldaten werden zu messen haben. Leben Sie wohl! Reisen Sie ab! Ohne Verzug folge ich Ihnen zu dem Sammelplatze des Ruhmes, der unser wartet!"

Am 13. December fand im berliner Schlosse ein Maskenball statt, auf welchem man den König tanzen sah. Während des bunten Durcheinander verläßt er unvermerkt Schloß und Stadt. Am 14. December traf er in dem dicht an der schlesischen Grenze gelegenen Krossen ein. Dort geschah es, daß, eben als Friedrich auf dem Marktplatz ein Regiment inspicirte, in der nahen Kirche der morsche Glockenstuhl zusammenbrach, und die Glocke krachend hinabstürzte. „Wohl", rief Friedrich mit Geistesgegenwart den Bedenklichdreinschauenden zu, „das Hohe soll erniedrigt werden!" Niemand war in Zweifel, daß er das Haus Oesterreich meine, denn hier und in der Umgegend standen 30,000 Mann Truppen, und gegen wen hätten diese hier zusammengezogen werden sollen, wenn nicht gegen die Oesterreicher? Am 16. December fand der Einmarsch in Schlesien statt. „Ich bin", heißt es in einem Briefe Friedrich's von demselben Tage, „über den Rubicon gegangen mit fliegenden Fahnen und unter dem Schlag von Trommeln. Meine Truppen sind voll guten Willens, die Offiziere voll Ehrgeiz und die Generale dürsten nach Ruhm." Den Schlesiern sagte der König in einem Patent: „Da über die österreichische Erbschaft ein Streit entstanden sei, so wolle er Schlesien besetzen, ehe ein Anderer ihm zuvorkomme. Er hoffe, sich mit der Königin von Ungarn zu verständigen. Niemand habe sich einer

Feindseligkeit zu versehen, Jedermann vielmehr, welcher Religion er auch sei, solle sich des königlichen Schutzes für versichert halten."

Schlesien war unter Kaiser Karl IV. ein böhmisches Lehen geworden und hatte von da ab das Geschick Böhmens getheilt. Mit Böhmen war es im Jahre 1527 in den Erbbesitz des Hauses Habsburg übergegangen. Bei Beginn des dreißigjährigen Krieges war die Bevölkerung zum größten Theile protestantisch. Seit dem Siege Ferdinand's II. über den von den Böhmen zum Könige erwählten Friedrich von der Pfalz hatten die wiener Hof-Jesuiten unablässig das Ziel verfolgt, die Schlesier wieder gänzlich in die römische Kirche zurückzuführen. Durch Gewalt und List war denn auch der evangelischen Sache im Lande schwerer Abbruch gethan worden; aber noch hingen viele Tausende — etwa die Hälfte der Schlesier — treu der evangelischen Lehre an.

Als nun die Preußen in Schlesien einrückten und die Proclamation des Königs im Lande bekannt wurde, regten sich die Hoffnungen der Evangelischen mehr noch, als es zur Zeit Karl's XII. von Schweden geschehen war. (S. 444). Es lebten noch Personen, die den nordischen König als Retter begrüßt hatten. Die katholischen Schlesier nahmen wenigstens keine feindliche Haltung gegen die Preußen an, was dem Umstande zugeschrieben werden muß, daß diese sie ungestört ihres Glaubens leben ließen, treffliche Mannszucht hielten, und, mit wohlgefüllten Kriegskassen versehen, alle ihre Bedürfnisse baar bezahlten. So fanden denn die Preußen auf ihren Märschen zumeist ein freundliches Entgegenkommen, welcher Umstand wesentlich dazu beitrug, daß Ende Januar das ganze Land (mit Ausnahme von Glogau, Brieg, Neiße und einiger anderen festen Plätze) sich in der Gewalt Friedrich's befand.

Inzwischen war durch den preußischen Gesandten in Wien jenes Anerbieten Friedrich's an Maria Theresia und ihren Gemahl Franz von Lothringen gemacht worden: der Königin, falls sie gewillt sei, Preußen für alle bisher ihm zugefügten Rechtskränkungen durch die Ueberlassung der Fürstenthümer Glogau und Sagan zu entschädigen, Waffenbeistand zu leisten, bei der Kaiserwahl für Franz von Lothringen zu stimmen und an Oesterreich zwei Millionen Thaler zu zahlen. Wie hätte eine Maria Theresia, eine schöne, kluge und unternehmende, aber auch eben so stolze Frau, es über sich zu bringen vermocht, Friedrich's Beistand durch ein Opfer zu erkaufen, zumal ihre Räthe darauf verwiesen, daß ja die Hauptfesten Schlesiens noch in österreichischer Gewalt seien, und da es ferner von ihnen als gar

nicht zweifelhaft dargestellt ward, daß schließlich einige Husarenregimenter genügen würden, die Preußen zum Lande hinauszujagen! — Trotz der dringenden Abmahnungen des englischen Gesandten ward dem preußischen Gesandten erklärt: Oesterreich sei nicht gewillt, in irgend welche Unterhandlungen mit Preußen einzutreten, es sei denn, daß die preußischen Truppen aus Schlesien zurückgezogen würden! —

Alles war so gekommen, wie Friedrich es sich gedacht hatte, und es blieb nunmehr das Weitere dem Entscheid der Waffen vorbehalten.

Ihren ersten Verbündeten fand Maria Theresia an dem Papst. Wie hätte das Haus Habsburg in einem Kampfe gegen Preußen von Rom aus nicht sollen unterstützt werden! Dort war man sich dessen wohl bewußt, was es mit dem preußischen Aar in seiner Stellung zu dem nach zwei Seiten hinschauenden österreichischen Doppeladler zu besagen habe! Hatte man doch auch das preußische Königthum, das nun bereits 40 Jahre bestand, in Rom bis dahin noch nicht anerkannt! Der Papst rief die katholischen Mächte zum Beistande Oesterreichs gegen den „ketzerischen Markgrafen von Brandenburg" auf, der die katholischen Schlesier bedränge. Friedrich war in der Lage, die Unwahrheit der letzteren Behauptung nachweisen zu können. Ende Januar war Friedrich nach Berlin gegangen, am 24. Februar begab er sich wieder nach Schlesien. Das erste kriegerische Unternehmen der Preußen war glückverheißend. In der Nacht vom 8. bis 9. März wurde Glogau, das alte Bollwerk des Landes, unter Führung des seinem tapfern Vater (dem „alten Dessauer") gleichgearteten Erbprinzen Leopold von Dessau mit sehr geringem Verlust auf preußischer Seite erstürmt und die österreichische Besatzung, 8000 Mann stark, gefangen genommen. Kurze Zeit darauf ging dem Könige die Kunde zu, daß ein 19,000 Mann starkes, von dem General Grafen Neipperg geführtes österreichisches Heer gegen ihn im Anzuge sei. Es stand also für die Preußen bevor, sich mit den Oesterreichern im Felde zu messen. Da Friedrich ein Neuling im Kriegshandwerk war, hatte er die Oberleitung des Heeres dem kurze Zeit vorher von ihm in den Grafenstand erhobenen erfahrenen General Karl Christoph von Schwerin übertragen; er selbst gedachte sich als Lernender an den ersten Schlachten zu betheiligen. Die Heere — die Preußen, wie die Oesterreicher, brannten darauf, sich mit dem Gegner zu messen —, suchten einander, der dichte Schneefall, der unablässig anhielt, erschwerte es jeder Partei, Kunde von den Märschen der Gegenpartei zu erhalten. Endlich — das Wetter hatte sich inzwischen aufgeklärt — vernahmen die Preußen, der Feind habe bei dem nicht weit von ihrem gegen-

wärtigen Standort gelegenen Dorfe Mollwitz (nahe bei Brieg) Aufstellung genommen, und sogleich setzten sie sich in Marsch gegen ihn. Am 16. April kam es bei Mollwitz zur Schlacht. An Mannschaften waren die Heere etwa gleich stark, an Zahl der Geschütze die Preußen den Oesterreichern, an Stärke der Reiterei Diese Jenen überlegen. Die Oesterreicher, versuchte Kriegsleute, die jetzt Gegner vor sich sahen, die vom Exercierplatze kamen, hielten sich des Sieges für sicher. Hatten sie doch unterweges oft genug verkündet: sie würden „den naseweisen Schneekönig und die Putzsoldaten" jagen, daß es eine Art haben solle! — In ihrer Zuversicht wurden sie noch bestärkt, als sie sahen, mit welcher schulmäßigen Bedächtigkeit — es erinnerte dieselbe in der That an die Uebungen des Exercierplatzes — die Aufstellung der Preußen vor sich ging. Vor aller Verwunderung aber versäumten sie selbst, von dem sich ihnen in jenem Verfahren darbietenden Vortheil durch schnellen Angriff Nutzen zu ziehen! — Geduld, ihr Herren! Gut Ding will Weile haben, jedoch weder zu viel, noch zu wenig! Die Preußen und ihr König stehen soeben im Beginn ihrer kriegerischen Lehrzeit, und wir werden bald sehen, welches Maß der Auffassungsfähigkeit sie besitzen! — Der Donner der Kanonen hebt an, die Preußen rücken in festgeschlossenen Gliedern langsam vor. Da braust ein österreichisches Reiterregiment herzu und wirft in einem Ansturm ein preußisches Dragonerregiment. Dieses bringt auf seiner Flucht die preußische Infanterie des rechten Flügels in Verwirrung. Dem Könige gelingt es, die Weichenden wieder zum Stehen zu bringen. Es folgt ein verstärkter Angriff von österreichischer Seite, der den gleichen Erfolg hat. Der König ist im dichtesten Getümmel, ihm zur Seite fällt sein Vetter, der Markgraf von Schwedt. Friedrich thut, was er vermag, doch es ist von Uebel, daß seine und Schwerin's Befehle sich kreuzen. Dieser, überdies auf's Aeußerste besorgt um das Leben des Königs, beschwört ihn, das Schlachtfeld zu verlassen. Leicht mag es dem Könige nicht angekommen sein, einer solchen Bitte zu willfahren, jedoch er überwindet sich und räumt dem erfahrenen Feldherrn den Platz. Die einheitliche Leitung des Heeres ist wieder hergestellt. Fünf Stunden ward gerungen, da erkannte Graf Neipperg, daß, wolle er seinem Heere eine gänzliche Niederlage ersparen, ihm nur übrig bleibe, dasselbe ohne Verzug vom Schlachtfelde zurückzuziehen. Es war wahrlich die höchste Zeit, daß er Letzteres ausführte, denn bereits deckten gegen 7000 Oesterreicher das Schlachtfeld, 1700 Mann waren von den Preußen gefangen genommen, 7 Geschütze und 3 Fahnen erbeutet worden. Der Sieg war freilich

theuer erkauft: die Preußen hatten an Todten und Verwundeten 5500 Mann verloren. Am nächsten Tage erschien der König auf dem Schlachtfelde, auf dem die Truppen lagerten. Welch Bitteres ist es für ihn, daß er an dem Siege nicht Theil genommen hatte! Doch nun galt es, aus den Vorgängen den bestmöglichen Nutzen zu ziehen. Friedrich theilte Lob und Tadel aus; sich selbst schonte er dabei nicht. Er und Neipperg, sagte er, hätten mit einander gewetteifert, wer die meisten Fehler zu machen im Stande sei, und da müsse er bekennen: er habe Jenen übertroffen!

In Wien war man auf solchen Schlag nicht gefaßt. Aber die Siegeszuversicht sollte bald auch durch Anderes neue Erschütterungen erleiden. Es kam die Kunde: Brieg habe capitulirt; dann — im October — öffnete Neiße die Thore, im November rief Friedrich die schlesischen Stände zur Erbhuldigung nach Breslau.

Inzwischen hatte auch der Krieg Karl Albert's von Bayern, der, wie eben erzählt, sich als berechtigter Erbe Karl's VI. ansah, gegen Maria Theresia begonnen. Daß ihm von Seiten Frankreichs Beistand geboten ward, konnte nicht verwundern, da es den Traditionen der französischen Politik entsprach, bei ausbrechenden Kämpfen innerhalb Deutschlands eine Partei zu unterstützen. So wenig wie jemals war auch jetzt das für die Wahl Entscheidende nicht die Frage nach der Gerechtigkeit der Sache, sondern die nach dem Vortheil. Es kam zwischen Bayern und Frankreich zu Nymphenburg zu einem Bündniß, welchem sich Sachsen, Sardinien und Spanien anschlossen. Der Beitritt Preußens, dessen Ansehen durch die Schlacht bei Mollwitz bedeutend gestiegen war, ward eifrig begehrt, und die Soldaten Friedrich's waren nicht wenig stolz darauf, Diplomaten aus aller Herren Länder im Lager (bei Strehlen) erscheinen zu sehen. Auch der König Georg II. von England, der mit Maria Theresia ein Bündniß geschlossen hatte, sandte Botschafter in das preußische Lager. Friedrich jedoch beeilte sich nicht mit seinem Entschluß. Er hielt es für möglich, daß Maria Theresia jetzt zum Nachgeben geneigt wäre, er wollte wenigstens nicht den Vorwurf auf sich laden, der Königin nicht einmal einige Zeit zur Ueberlegung gegönnt zu haben. Aber in Wien athmete man zur Zeit noch die dicke Luft alten habsburgischen Hochmuths, und auch die kluge und in ihrem Privatleben liebenswürdige Maria Theresia vermochte es nicht, unbefangenen Blickes Preußen nach seiner wirklichen Bedeutung zu würdigen, und sie ließ es sich von ihren Räthen gar zu gern einreden, daß es sich für die österreichischen Waffen nur um einen vorübergehenden Mißerfolg

gehandelt habe, und eine glänzende Genugthuung nicht ausbleiben werde. Nach diesem Ziele hin ward von Wien aus gearbeitet: Kuriere flogen nach Nord, Ost und West. Friedrich vernahm, daß in Livland russische Truppen zum Beistande Oesterreichs zusammengezogen wurden, daß dänische und hessische Regimenter auf dem Marsche seien, um sich mit den von dem Könige von England gegen ihn aufgebotenen hannoverschen Truppen zu vereinigen. Nunmehr traf Friedrich seine Entscheidung: er schloß sich (unter dem 4. Juni 1741) dem Vertrage von Nymphenburg an und verhieß dem Kurfürsten Karl Albert seine Stimme bei der Kaiserwahl.

Inzwischen hatte sich die Lage Maria Theresia's bedeutend verschlimmert. Bayerische und französische Truppen waren bis nach Linz vorgedrungen, und alle Welt war der Meinung, Karl Albert werde nun unverzüglich seinen Marsch auf Wien antreten. Wider Erwarten ging er aber nach Böhmen, in welches bereits sächsische Truppen eingerückt waren, nahm Prag ein und ließ sich daselbst krönen, handelte dabei aber eben so thöricht, als es — fast genau hundert Jahre früher — von dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz (dem „Winterkönig") daselbst geschehen war, indem er, wie dieser es gethan, statt den Kriegszweck mit Eifer zu verfolgen, Zeit, Geld und Aufmerksamkeit für Krönungsfestlichkeiten verschwendete. Der Thor, der ein Beispiel besserer Art in nächster Nähe hatte! War es doch bekannt, daß von Friedrich, als man ihm bei dem Antritte seiner Regierung von Krönungsfeierlichkeiten geredet hatte, die Antwort erfolgt war: das Geld für das Salböl sei besser zum Wohle des Landes zu verwenden!

Maria Theresia war nach Preßburg geeilt, woselbst sie die ungarischen Stände zum Reichstage zusammengerufen hatte. Als sie inmitten der Magnaten (von einigen Darstellern der Scene ist in der Absicht, dem Bilde einen Anflug von Romantik zu verleihen, gesagt worden, die Königin habe dabei ihren jungen Sohn, den späteren Kaiser Joseph II., auf dem Arm gehabt) erschien und sie um ihren Beistand bat, klug dabei der Ungarn Großherzigkeit und Tapferkeit rühmend, bemächtigte sich der Versammlung eine beinahe wilde Begeisterung. Alles, was Habsburg dem Ungarnlande Uebles gethan (Blutgerichte, Raub ihrer politischen Rechte, Unterdrückung der Religionsfreiheit und Aehnliches) war ob des Anblicks der schönen und unglücklichen Königin vergessen, die Magnaten rissen ihre Säbel aus den Scheiden und schwangen sie unter dem Ruf: „Laßt uns sterben für unsern König Maria Theresia!" — Sie trugen die Begeisterung

in's Land; nicht lange darauf zogen 15,000 berittene Edelleute in Preßburg ein, denen, durch Aussicht auf Beute unter die Fahnen gelockt, zahlreiche Schaaren ungarischer, kroatischer und pandurischer Kriegsvölker folgten. Schon während Karl Albert noch in Prag weilte, gewannen die neuen österreichischen Truppen Erfolge in Oberösterreich. Aber auch das änderte den Plan Karl Albert's nicht, der sich auf seine Krönung zum Kaiser bezog. Seine Wahl erfolgte am 24. Januar 1741 zu Frankfurt a. M.; am Tage nach seiner Krönung, die am 12. Februar unter dem nur erdenklichsten Pomp stattfand, zogen die Oesterreicher, von denen das Bayernland furchtbar verheert worden war, in München ein.

Friedrich sorgte inzwischen für Kronenschmuck anderer Art. Er lag im Felde, sich kräftig vorbereitend auf neue Anstrengungen und dabei hellen Auges alle Bewegungen von Freund und Feind verfolgend. Nachdem Verstärkungen eingetroffen waren, rückte er in Mähren ein, nahm Ollmütz und belagerte Brünn, während seine leichte Reiterei bis in die Gegend von Wien und Preßburg ausschwärmte. Die Nachrichten über die von den Oesterreichern in Bayern errungenen Erfolge bestimmten den König, nach Böhmen zurückzugehen. Ihm folgte eine von Karl von Lothringen (dem Bruder des Gemahls Maria Theresia's) geführte österreichische Armee. Die Preußen lagerten sich bei der Stadt Czaslau, die Oesterreicher bei dem nahen Dorfe Chotusitz; beide Parteien bereiteten sich zur Schlacht vor. Friedrich war voll Kampfesfreudigkeit; er hoffte zu zeigen, daß er nicht umsonst die Vorgänge der ersten Schlacht in Betracht gezogen habe. „Alles, was ich Dir melden kann", schrieb er an dem Tage vor der Schlacht einem Freunde, „ist, daß die Oesterreicher gegen uns marschiren, daß wir sie angreifen und schlagen werden." Am 17. Mai fand die (nach den obigen Orten benannte) Schlacht statt. Weder Friedrich noch seine Generale hatten sich in Bezug auf den Erfolg des Kampfes getäuscht; nicht nur fiel den Preußen der Sieg zu, sondern es war derselbe auch wesentlich den Anordnungen, die Friedrich während des Verlaufs der Schlacht getroffen hatte, zu verdanken. Der Verlust an Todten und Verwundeten betrug 3,500 Mann, der des Feindes an Todten, Verwundeten und Gefangenen 6,600 Mann; außerdem verloren die Oesterreicher noch 17 Kanonen und eine Fahne. Die geschlagene Armee wurde von den Preußen bis über die mährische Grenze gejagt.

Auf's Neue ließ der König von England der Königin Maria Theresia dringend rathen, sich doch durch einen Friedensschluß des

gefährlichen Gegners zu entledigen, da sonst für Oesterreich die Gefahr vorhanden sei, alle über die Bayern und Franzosen errungenen Vortheile wieder zu verlieren. So kam denn der Friede zu Breslau (11. Juni 1742) zu Stande, durch welchen Niederschlesien und Oberschlesien nebst der Grafschaft Glatz (mit Ausnahme von Teschen, Troppau und Jägerndorf) Preußen zugesprochen ward. Damit schloß der erste schlesische Krieg. Am 12. Juli zog Friedrich unter dem Jubel der Bevölkerung in Berlin ein.

Es wird sich bald zeigen, daß der Friede auf Seiten Oesterreichs nicht ernstlich gemeint war. Sehen wir jedoch zunächst zu, ob und wie weit es der Königin Maria Theresia gelang, sich ihrer übrigen Feinde zu entledigen. Ein französisches Heer unter Belleisle, welches bis dahin in Prag gestanden hatte, entging nur durch eiligen Rückzug der Vernichtung. Nach kurzer Zeit befand sich ganz Böhmen wieder in österreichischer Gewalt. Maria Theresia begab sich nach Prag und ließ sich daselbst krönen. Einem österreichischen Heere, welches bis zum Rheine vorgedrungen war, führte Georg II. von England Hülfstruppen zu, und es wurden von den verbündeten Heeren unter der Führung des Königs im Juni 1743 die Franzosen bei Dettingen (unweit Hanau) geschlagen und darauf über den Rhein zurückgedrängt. Nun schlossen England, Holland und Sardinien (zu Worms) ein neues Bündniß mit Oesterreich, welchem sie den Besitz „aller zu ihm gehörenden Länder" gewährleisteten. Damit trat zu Tage, daß Maria Theresia nur einen Scheinfrieden mit Friedrich geschlossen hatte. Sachsen, von dem anfänglich auf einen Theil der Erbschaft Karl's VI. Anspruch erhoben worden war, und welches jetzt sehen mußte, daß Preußen aus dem Streite allein einen Gewinn davon getragen hatte, trat dem Wormser Bündniß bei. Friedrich war nicht Willens, seinen Gegnern die ihnen zum Beginn des Kampfes genehme Zeit zu lassen. Plötzlich, im August 1744, brach er an der Spitze eines Heeres von 80,000 Mann in Böhmen ein. Nach kurzer Belagerung capitulirte Prag. Nun erschienen österreichische Truppen in Böhmen, mit denen sich ein sächsisches Heer vereinigte. Der österreichische Feldherr Traun nahm eine Schlacht, die ihm Friedrich bot, nicht an, aber die leichte feindliche Reiterei erschwerte dem Könige die Verpflegung seiner Truppen derartig, daß er sich zu Ende des Jahres genöthigt sah, sein Heer nach Schlesien zurückzuführen. Im Januar starb Karl Albert von Bayern, der sich als Karl VII. hatte zum Kaiser krönen lassen. Dieses Feindes ledig, sammelte Oesterreich alle seine Kräfte, um mit einem gewaltigen Schlage den Preußenkönig und sein Heer zu ver-

nichten. Bei dem Dorfe Hohenfriedberg (in der Nähe von Schweidnitz) trafen am 4. Juni 1745 die Heere zur Entscheidungsschlacht aufeinander; die vereinten Oesterreicher und Sachsen wurden von Karl von Lothringen geführt. Friedrich und seine Truppen hatten die Lehrzeit hinter sich: die Oesterreicher hatten sich über eine langsame Aufstellung nicht mehr zu verwundern. Auch war es ihnen vorbehalten, eine Reiterei kennen zu lernen, die nicht mehr an die von Mollwitz erinnerte! Das Fußvolk und die Reiterei des Königs überboten einander an Kühnheit. Es währte nur kurze Zeit, und das ganze österreichische Heer war in Verwirrung. Eine That höchsten Ruhmes führte das Dragonerregiment Bayreuth aus, welches hinter einander 20 feindliche Bataillone über den Haufen warf, 66 Fahnen und vier Geschütze eroberte und 2,500 Gefangene machte. Im Ganzen verloren die Oesterreicher an Todten, Verwundeten und Gefangenen 15,000 Mann; die Gesammtbeute der Preußen betrug 66 Kanonen und 83 Fahnen. Nun wurde Schlesien vom Feinde gesäubert, und Friedrich drang in Böhmen ein. Dort wurde auf's Neue ein österreichisches Heer von 40,000 Mann zusammengebracht. Da die Verpflegung der Truppen schwierig ward, trat Friedrich den Marsch nach Schlesien an. Plötzlich sah er sich — nordöstlich von Königgrätz — den Oesterreichern gegenüber. Karl von Lothringen, der sie führte, hatte nichts Geringeres im Sinne, als dem Könige den Rückzug abzuschneiden. Obgleich die Preußen an Zahl nicht halb so stark waren, als die Oesterreicher, nahmen sie doch den Kampf muthig auf. In der Frühe des 30. September schritten — bei Sor — die Oesterreicher so unvermuthet schnell zum Angriff, daß die Preußen unter dem Kanonendonner des Feindes ihre Aufstellung nehmen mußten. Die Beendigung der Aufstellung war aber auch der Anfang des Sieges. Preußische Grenadiere nahmen stürmend eine Batterie mit 28 Kanonen. Der Feind flieht, und wird unter Aufbietung der ganzen preußischen Heereskraft verfolgt, während es einigen Husaren- und Panduren-Regimentern gelingt, das preußische Lager zu plündern. Des Königs Schatulle, seine Flöte, seine Bücher gehen verloren, doch der glänzende Sieg tröstet für diese Verluste. Nachdem der König sein Heer nach Schlesien zurückgeführt hatte, begab er sich nach Berlin, um abzuwarten, ob Maria Theresia nun geneigt sein werde, Frieden zu schließen. Der Erbfolgekrieg war zu ihrem Vortheil beendet, des verstorbenen Karl Albert Sohn, Maximilian Joseph, hatte für Verzichtleistung auf das österreichische Erbe und die Zusage, dem Gemahle Maria Theresia's bei der Kaiserwahl seine Stimme zu geben, Bayern

zurückerhalten. Darnach war die Kaiserwahl erfolgt, und es war Maria Theresia's Gemahl als Franz I. zum Kaiser gewählt worden. Brandenburg hatte gegen diese Wahl Protest eingelegt; allein es ließ sich voraussehen, daß, falls man österreichischerseits zum Frieden geneigt sei, die Zustimmung Brandenburgs erfolgen würde. Vielleicht wäre, um endlich nach fünf stürmischen Kriegsjahren zum Frieden zu kommen, dieser Weg von Maria Theresia auch eingeschlagen worden, hätte nicht um diese Zeit der sächsische Minister Graf Brühl dem wiener Hofe einen Kriegsplan vorgelegt, der sofort große Hoffnungen erweckte. Es handelte sich darum, mit 80,000 Mann Oesterreichern und Sachsen einen Einfall in Brandenburg auszuführen und sich Berlins zu bemächtigen. Der Plan fand Annahme, und es wurden Vorbereitungen zur Ausführung getroffen. Da ging dem Könige ein Schreiben von einem Vertrauten in Dresden zu, das ihm über die Absichten seiner Feinde Kunde gab. Schon hatte sich vom Rheine her Graf Grünne mit 10,000 Mann in Bewegung gesetzt, denen als Zielpunkt ihres Marsches Berlin bezeichnet war. Aber noch ehe sie Sachsen erreichten, befand sich Friedrich bereits in Schlesien, um zunächst zu verhindern, daß daselbst die Vereinigung eines sächsischen und eines österreichischen Heeres stattfinde. Die Sachsen, vier Kürrassierregimenter und ein Regiment zu Fuß, wurden von ihm (am 23. Nov.) plötzlich bei Katholisch Hennersdorf angegriffen und in die Flucht geschlagen, worauf er sich auch noch der Magazine in Görlitz bemächtigte. Als Karl von Lothringen Kunde von dem Unfall der Sachsen erhielt, machte er sofort mit seinem Heere Kehrt und ging nach Böhmen zurück. Was sollte Graf Grünne nun thun, der inzwischen in Sachsen eingetroffen und der preußischen Grenze bereits nahe war? Sollte er mit seinen 10,000 Mann gegen Berlin vorrücken? Dort standen 16,000 Bürger in einem befestigten Lager vor der Stadt bereit, jeden Feind zu empfangen. So trat denn auch er seinen Rückmarsch an und vereinigte sich darauf mit der sächsischen Hauptarmee, deren Führer Graf Rutowski, ein natürlicher Sohn August des Starken war. Diese vereinte Armee überantwortete Friedrich dem alten Haudegen Leopold von Dessau, dessen erprobte Tüchtigkeit von dem Könige bisher noch nicht in Anspruch genommen worden war, weil, wie oben berichtet wurde, Jener sich gegen einen Krieg mit Oesterreich ausgesprochen hatte. Ihm schrieb der König: „Ich habe einen Schlag in der Lausitz ausgeführt; führen Sie den Ihrigen in Sachsen aus. Ich rechne darauf, Sie in Dresden wiederzusehen." Nun brach der alte Löwe auf. Wehe dir, Graf Rutowski!

Er greift dich an und zermalmt dich, wo er dich findet! All seinen Ingrimm, den die letzte Zeit, in der er sich vernachlässigt glaubte, in ihm erzeugt hatte, wirst du auszuhalten haben! — Nachdem der alte Dessauer Leipzig genommen und sich bei Meißen mit General Lehwald vereinigt hatte, rückte er gegen das von Rutowski besetzte Dresden vor. August III. war mit seinen Schätzen nach Prag geflohen. Das war ein blutiger Tag, der 15. December 1745, an welchem die Preußen den Angriff auf die Hauptstellung des Feindes, eine steile Schlucht bei Kesselsdorf, ausführten. Eine bittere Kälte, die Höhen, die erklimmt werden sollten, voll Eis und Schnee und dicht besetzt mit Batterien. Aber sollten denn die Preußen ihren Brüdern in Schlesien, die eben wieder so Rühmliches vollführt hatten, nachstehen, und führte sie nicht der alte Dessauer, der sich heute das strahlendste Blatt — es sollte auch das letzte sein — zu seinem Siegeskranze zu pflücken gedachte! Das von dem Feinde für unglaublich Gehaltene gelangte zur Ausführung: die Höhen von Kesselsdorf wurden erstürmt — Dresden war damit den Siegern überantwortet. Am 18. December traf Friedrich in Dresden ein. Nach diesen Schlägen war den österreichischen und den sächsischen Staatsmännern die Lust gänzlich vergangen, es weiterhin gegen Friedrich auf den Entscheid der Waffen ankommen zu lassen. So erfolgten denn sofort in Dresden Friedensunterhandlungen, die schon am 25. December zum Abschluß führten. Der breslauer Friede wurde bestätigt, wogegen Franz I. von Friedrich als deutscher Kaiser anerkannt wurde. Der Kriegsplan des Grafen Brühl kam Sachsen theuer zu stehen: es mußte eine Million Thaler Kriegsentschädigung an Preußen zahlen.

Bei seinem darauf erfolgenden Einzuge in Berlin wurde Friedrich zum ersten Male mit dem Rufe: „Es lebe Friedrich der Große!" begrüßt. Die Berliner wetteiferten, ihrem jetzt dreiunddreißig Jahre zählenden Heldenkönig Zeichen der Huldigung darzubringen. Wo ist mein alter, würdiger Duhan? hatte Friedrich in dankbarer Erinnerung an den Mann gefragt, von dem die ersten Regungen seines geistigen Lebens fördernd begleitet worden waren. Es ward ihm gesagt, Duhan sei schwer erkrankt. Da eilte der König, in seinen Feldmantel gehüllt bei anbrechender Nacht zu Duhan und bereitete diesem eine unaussprechliche Freude. Duhan starb am nächsten Morgen.

Während des zweiten schlesischen Krieges fiel — nach mehr als funfzigjähriger Anwartschaft — Ostfriesland dem preußischen Staate zu.

Der siebenjährige Krieg.

Der dritte schlesische Krieg, zumeist der siebenjährige Krieg genannt, nahm erst nach elf segensreichen Friedensjahren seinen Anfang.

Nach Abschluß des zweiten schlesischen Krieges hatte Friedrich geäußert: „er gedenke die Tage, die ihm Gott noch schenken wolle, in Ruhe zu verleben, und so viel Gutes zu thun, als in seinen Kräften stehe."

Die Schilderung der Friedensthätigkeit des Königs während des bezeichneten Zeitraums sei dem Abschnitt vorbehalten, in welchem Friedrich's Wirken im Innern in seiner Gesammtheit vorgeführt werden wird.

Hier möge zunächst die Schilderung des Krieges folgen, der in Bezug auf den ihm zu Grunde liegenden Anlaß als eine Fortsetzung der ersten beiden Kriege des Königs zu betrachten ist.

Zwei Mal hatte Maria Theresia die Verzichtleistung auf Schlesien unterzeichnet, das erste Mal unbestreitbar mit dem Hintergedanken, nach Beendigung des Erbfolgekrieges den Kampf gegen Friedrich wieder aufzunehmen, während in Bezug auf den zweiten Friedensschluß zu vermuthen ist, daß ihr gänzlich die Lust vergangen war, sich noch einmal mit dem gefürchteten Gegner zu messen. Aber die Wunde, die ihr der Verlust Schlesiens geschlagen hatte, brannte unaufhörlich, und es fehlte nicht an Personen, die mit allem Bedacht dafür sorgten, daß sie nicht heilte. Daß durch Friedrich's Geist und Degen das sich verjüngende Deutschland einen guten Schritt vorwärts gekommen war, das war es, was die Römlinge nicht zu verwinden vermochten, und während Maria Theresia um den Verlust von Land und Leuten trauerte, waren sie voll Ingrimm darüber, daß mit Schlesien ein neuer Theil Deutschlands ihrer geistlichen Knechtung entzogen war, und daß dadurch derjenige deutsche Staat bedeutend an Macht gewonnen hatte, der in seinem Grund und Wesen am wenigsten mit ihrem Staats-Ideale übereinstimmte. So wurde zunächst daran gearbeitet, Maria Theresia für den Plan zu gewinnen, noch einmal für das Verlorene, jedoch zugleich auch zu Gunsten des viel wichtigeren Zweckes zu kämpfen, den Staat, den man als das Gefäß des ketzerischen Geistes in Deutschland ansah, unter allen Umständen zu zertrümmern und ihn durch Ablösung von Gebieten in Machtverhältnisse herabzudrücken, die seine Bewachung mit leichten

Mitteln ermöglichte — mit einem Worte: dem Hohenzollernstamme sollte die Krone vom Haupt genommen, das Markgrafenthum Brandenburg wieder hergestellt werden.

Daß einem solchen Plane sich sofort die Sympathie des dresdener Hofes zuwandte, kann nicht verwundern. Wurde doch an demselben der Staat, in welchem die Gewissensfreiheit proclamirt war, eben so gehaßt, wie in der wiener Hofburg! Hatte doch auch der in Sachsen allmächtige, eitle Graf Brühl die Scharte nicht vergessen, die er dadurch empfangen, daß sein großer Kriegsplan so schmählich Schiffbruch gelitten hatte, und daß dabei seinem Lande schwere Lasten auferlegt worden waren! Ueberdies war dieser Verschwender, der sich ein Gehalt von 100,000 Thalern ausgesetzt hatte, oftmals, wenn Friedrich zufällig auf ihn zu sprechen kam, von diesem verdientermaßen gekennzeichnet worden! Aber auch Schwarz auf Weiß hatte Brühl zu lesen bekommen, was Friedrich von ihm dachte. In seinem Gemälde Europa's sagt Friedrich spottend über Brühl: „Er hat mehr Kleider, Uhren, Spitzen, Stiefel, Schuhe und Pantoffeln, als irgend ein Mensch des Jahrhunderts!" — Dieser Elende, auf dessen Tafel funfzig, bisweilen hundert Gerichte kamen, und der, ein ungerechter Haushalter, Millionen für sich häufte, während die Massen des Volkes, von Steuern erdrückt, am Hungertuche nagten, verband sich mit den Jesuiten zum Sturze Friedrich's. Aber freilich, leicht war das Werk nicht auszuführen, das sah man wohl ein, da man ja bitter genug erfahren hatte, wie Oesterreich und Sachsen zugleich von dem verhaßten Könige niedergeworfen worden war. Es mußten demnach Bundesgenossen gewonnen werden. Bieten wir Frankreich's Macht auf! flüsterten sich die Verschwörer gegen deutsches Leben zu. Sie waren bald darüber unter sich einig, wie Frankreich zu gewinnen sei. Frankreich ward zur Zeit von Ludwig XV., dieser aber von der Buhlerin Pompadour regiert. Daraus ergab sich die Methode, deren Anwendung die Erreichung des bezeichneten Zweckes erwarten ließ. Gewinnen wir die Pompadour, hieß es, dann haben wir Frankreich! Sie aber zu gewinnen, konnte nicht schwer sein, man durfte ihr nur — wenn sie es nicht etwa schon wußte! — mittheilen, mit welcher Verachtung und mit welchem Spotte Friedrich ihrer oft schon gedacht hatte. Wahrlich, wenn es sich darum handelte, Schlechtigkeit zu geißeln, so war — es schlägt das in die märkische Art hinein — Friedrich's Zunge nicht minder scharf als sein Schwert! — Das Werk gelang, zumal Maria Theresia sich soweit erniedrigte, nicht etwa nur an die Pompadour zu schreiben, sondern sie sogar in den Anreden

„theure Freundin“ — „theure Schwester“ zu nennen. Als darauf die Pompadour den Sturz Friedrich's wollte, da wollte ihn auch Ludwig XV., und danach ging dasselbe Wollen auch auf die Franzosen über. Nicht besser als mit der Pompadour war Friedrich in seiner Beurtheilung mit der jüngeren Tochter Peter's des Großen, Elisabeth, damaligen Kaiserin von Rußland, die einen äußerst anstößigen Lebenswandel führte, umgegangen. Alle sarkastischen Bemerkungen des Königs über sie, die Graf Brühl durch Spione aufzutreiben wußte, wurden in Petersburg gemeldet, und die Folge war, daß, als schließlich daselbst angefragt wurde, ob Elisabeth sich an der Niederwerfung der preußischen Macht zu betheiligen bereit sei, die Kaiserin sofort ihre Bereitwilligkeit dazu aussprach. Drei Frauen als Feindinnen und dazu einen Brühl, der, wie Jene, weil er an seiner Eitelkeit verletzt war, dem Könige Verderben geschworen hatte! Und hinter diesen Personen standen die Römlinge und bliesen die Leidenschaften an und freuten sich des Feuers, das da auflodern und, wie sie hofften, schließlich doch zumeist ihren Zwecken dienen werde. Oesterreich, Frankreich, Rußland, Sachsen — genügt dem sächsischen Minister die Zahl und Macht dieser Feinde noch nicht, den Schlag mit Sicherheit auf Erfolg auszuführen? Aber Brühl meint, man könne des Guten bei einem Unternehmen, wie das vorliegende es sei, nicht genug thun, und es werden von ihm nun auch noch die kleinen deutschen Fürsten aufgewühlt. Auch da fand Brühl den rechten Boden, denn diese kleinen Fürstlichkeiten, die allzumal das Hofleben der französischen Ludwige nach Deutschland übertragen hatten, waren längst erbittert darüber, daß in Preußen ein wirklicher Fürst an der Spitze des Staates stand, der ihre Scheinfürstlichkeit verachtete und daraus kein Hehl machte. Einige Beispiele, in welcher Art die kleinen deutschen Ludwige jener Zeit lebten: Karl Theodor von der Rheinpfalz hielt sich ein „Heer“ von 5500 Mann mit — 21 Generalen. An seinem Hofe befanden sich 80 Kammerherren, ein Oberstallmeisterstab von 180 Personen, eine Schweizergarde und außerdem eine große Zahl von Heiducken, Läufern, Tänzern und Tänzerinnen u. s. w. Die 600,000 Einwohner des Ländchens hatten mindestens neun Zehntheile ihrer Kräfte einzig und allein für den Zweck aufzubieten, für einen üppigen Hofhalt, der überdies fortgesetzt anspruchsvoller wurde, die nöthigen Mittel zu beschaffen, während ihnen kaum noch so viel Kraft übrig blieb, sich kümmerlich zu erhalten. Das Wort „Ich bin der Staat“ in der üblen Bedeutung, in der Ludwig XIV. es gebraucht hatte, galt diesen Fürstlichkeiten als ihr oberster poli-

tischer Grundsatz. Alles, was da lebt und webt in unseren Grenzen, gehört von Rechts wegen uns, dazu natürlich vor allen Dingen ihr selbst, ihr Leute, mit Leib und Seele! Das nannten sie: ihre Unterthanen seien ihnen „angestammt!" — Böse Grundsätze gehen, je nach Zeit und Gelegenheit, in entsprechende böse Thaten über; jene Anschauung zeitigte in einigen der Ländchen auch den Gedanken: weshalb sollte der Fürst seine Unterthanen nicht auch verschenken, ja, weshalb nicht auch verkaufen können? Die Engländer brauchten zu jener Zeit „Kanonenfutter" zu ihren Kämpfen in den Kolonien, und siehe — auf Anfrage von englischen Agenten verkauften die Fürsten von Hessen, Bayreuth, Braunschweig und Anhalt-Zerbst in großer Zahl ihre „Landeskinder!" — Wagten im Hessischen Eltern sich zu beschweren, so wurden sie in's Zuchthaus gesteckt. Eine derartige Beschwerde ward als eine Auflehnung gegen „Gottes Ordnungen" angesehen, auf Grund deren jene Maßnahmen stattfanden. Als die Einschiffung der Leute stattfand, die einer jener „Landesväter," Alexander von Bayreuth, den Engländern verkauft hatte, stellte er sich mit geladenem Gewehr am Mainufer auf, um, wie er hatte androhen lassen, denjenigen zu erschießen, der etwa Miene machen möchte, zu fliehen. Unter den auf diese Art Verkauften befand sich auch ein Mann, den ein günstiges Geschick am Leben erhielt und wieder zurückführte, und der später Großes für sein Vaterland wirkte — Gneisenau. Auch Seume wurde von seinem hessischen Landesvater verkauft. Am ärgsten ging es an den geistlichen Höfen zu, an denen römisches und versailler Wesen sich vermählte, und wo es zu einer Blüthe von Schamlosigkeiten kam, die aufzuführen die Feder besudeln hieße. Nur Eines sei erwähnt. Zum Hofstaate des Bischofs Clemens August von Köln gehörten nicht weniger als 3 Minister, 115 Staats-, Finanz- und Conferenzräthe und 300 Kammerherren. — Alle diese weltlichen und geistlichen Fürstlichkeiten vernahmen nun Mancherlei aus dem Wirken des Preußenkönigs, welches erkennen ließ, daß er von der Art von Franzosenthum, dem sie anhingen, auch nicht einen Hauch an sich hatte. Wohl! er schätzte die guten Werke der französischen Literatur, er sprach auch — nach der Gewohnheit seiner Jugend — französisch; allein im Denken, Empfinden und Handeln war und blieb er bis an sein Lebensende ein echt deutscher Mann. Der englische Botschafter schrieb seinem Könige: „Das Herz des Königs Friedrich ist deutsch, ungeachtet der französischen Politur auf der Oberfläche." — Da nun die kleinen Fürsten erkannten, daß Friedrich in anderen Dingen Glück und Genuß suchte, als sie, und

da es ihnen auch nicht entging, daß das Volk mit Begeisterung zu reden begann von dem tapferen und des Volkes Wohl mit treuester Hingabe fördernden Preußenkönige, wucherten Haß und Mißgunst gegen ihn auf, und auch sie begehrten ihren Antheil an dem Werke zu haben, welches den Sturz des Mannes bezwecken sollte, der „mehr sein wolle als sie!"

Die Vorbereitungen waren fertig, und doch — Brühl fügte in letzter Stunde dem Plane noch eine wesentliche Veränderung hinzu. Es war dies das Werk heilloser Angst, die sich seiner bemächtigt und sich gesteigert hatte, je näher man dem Zeitpunkt kam, an welchem der Kampf von Oesterreich und Sachsen eröffnet werden sollte. Brühl's veränderter Plan war nun der: Oesterreich beginnt die Feindseligkeiten, Sachsen erklärt sich zunächst für neutral und läßt die Preußen ungehindert durch das Land gegen Oesterreich ziehen. Ist dies geschehen, so erhebt sich die sächsische Armee im Rücken der Preußen, die dann zu gleicher Zeit in der Front und in dem Rücken angegriffen werden. Der Kaiserin mißfiel dieser verrätherische Plan gar nicht, um so weniger, als Brühl ihr bei der Uebermittelung desselben sagen ließ: sein Herr könne nicht eher schlafen, als bis er den Doppeladler in Schlesien wieder aufgerichtet sähe! —

Gänzlich unbekannt waren dem Könige die Pläne Sachsens und Oesterreichs nicht geblieben. Es gab aber auch außerhalb der Grenzen Preußens der Personen viele, denen das Heldenleben des Königs Bewunderung abnöthigte, und die ihrer Sympathie für ihn, je nachdem die Umstände es gestatteten, Ausdruck gaben. Einer der glühendsten Bewunderer des Königs war der Großfürst Peter von Rußland, der ihm geheime Mittheilungen zukommen ließ. Auch von dem preußischen Gesandten in Dresden gingen ihm Abschriften von Depeschen zu, die Jenem von einem Beamten des geheimen Archivs eingehändigt worden waren, und die wenigstens zu einem Theile verriethen, was man vorhabe.

Müsse denn gekämpft sein, sagte sich der König, nun wohl, so wolle er der Angreifer sein, und nicht abwarten, bis der Feind seine Rüstungen vollendet habe. Zeit war nicht mehr zu verlieren, da bereits in Livland, in Sachsen und in Böhmen Truppenbewegungen stattfanden. In möglichster Stille zog Friedrich eine Heeresmacht zusammen. Sein Plan ging dahin, in Sachsen einzufallen, dasselbe zu nöthigen, ein Bündniß mit ihm einzugehen, und dann sofort in Böhmen einzurücken und den Feind aufzusuchen. Daß Alles bei dem Kampfe, der ihm geboten ward, auf dem Spiele stehe, war ihm nicht

zweifelhaft; aber eben so wenig zweifelhaft erschien es ihm auch, daß Preußen berufen sei, den Kampf, den finstre Mächte ihm aufdrängten, aufzunehmen, um dem Lichtbanner des Fortschritts zum Siege zu verhelfen oder im ehrenvollen Kampfe unter diesem Banner unterzugehen. Welche Gesinnungen in des Königs Heldenbrust lebten, als er zum Kampfe schritt, zeigt schon die Instruction, die er dem Minister Grafen Finkenstein hinterließ. Er gab Anweisung, wie man sich zu verhalten habe, wenn dieser oder jener Feind in das Land bräche. Bezüglich seiner Person heißt es: „Im Fall, daß ich getödtet werden sollte, sollen die Angelegenheiten ganz ohne die geringste Aenderung ihren Lauf behalten." — „Wenn ich das Unglück hätte, vom Feinde gefangen zu werden, verbiete ich, daß man auf meine Person die geringste Rücksicht nehme, oder daß man im Allergeringsten auf das achte, was ich etwa aus der Gefangenschaft schreibe. Wenn mir ein solches Unglück begegnet, so will ich mich für den Staat opfern, und man soll alsdann meinem Bruder Gehorsam leisten, welchen, so wie die Minister und Generale, ich mit ihrem Kopf dafür verantwortlich mache, daß man für meine Befreiung weder eine Provinz noch Lösegeld anbiete, daß man vielmehr den Krieg fortsetze und alle Vortheile benutze, ganz so, als hätte ich niemals in der Welt existirt." —

Am 22. August überschritt der König an der Spitze eines Heeres von 67,000 Mann die sächsische Grenze. Mit welcher Kampfesfreudigkeit er den Degen zog, bekundet ein Schreiben an den Herzog Ferdinand von Braunschweig, in welchem es heißt: „Festgestanden und auf der Hut! Heiterkeit und Klugheit! und wir jagen den Teufel aus der Hölle — wenn einer drin sitzt!" — August III. und der große Brühl flohen mit ihren Schätzen, soviel sie davon erraffen konnten, Hals über Kopf, Schutz suchend auf dem unzugänglichen Königsstein. Unter diesen Umständen blieb dem Könige nur übrig, Sachsen als ein feindliches Land zu behandeln. Er bemächtigte sich der Kriegsvorräthe und belegte die kurfürstlichen Kassen mit Beschlag. Die Gemahlin August's, die in Dresden zurückgeblieben war, wurde von ihm im höchsten Grade rücksichtsvoll behandelt, der Einwohnerschaft, sowohl in Dresden, woselbst der König sein Hauptquartier genommen hatte, als auch auf anderen Orten, keinerlei Last auferlegt. August III. hatte in einem Manifest alle Welt zum Zeugen der ihm widerfahrenden Gewaltthätigkeit angerufen, und Kaiser Franz erließ eine Mahnschrift, in welcher er den König aufforderte, „von seiner unerhörten, höchst frevelhaften und sträflichen Empörung abzulassen."

Der Kaiser forderte sogar in dieser seiner Mahnschrift die preußischen Offiziere zum Treubruch auf, indem er ihnen geradezu gebot, „ihren gottlosen Herrn zu verlassen!“ — Daß man diesen „gottlosen Herrn“ einige Zeit später habe überfallen wollen, und daß man den auswärtigen Feinden für die Beihülfe als Beute deutsches Land zugesagt habe, davon war in der Mahnschrift des Kaisers freilich nicht die Rede. — Da beschloß Friedrich, sich ebenfalls an die Oeffentlichkeit zu wenden und der Welt zu zeigen, wo der wirkliche Urheber des Krieges sei. Er befahl, sich der geheimen Papiere des kurfürstlichen Archivs zu bemächtigen. Die Gemahlin des Kurfürsten, die davon vernahm, eilte voll Schrecken herbei und stellte sich vor die Thür der Kanzlei, die gewaltsam zu öffnen der Feldmarschall Keith so eben Soldaten herzuführte. Keith ließ sich auf ein Knie vor der Kurfürstin nieder, dabei bemerkend, daß sein Befehl laute, im Nothfalle Gewalt anzuwenden. Da räumte die Kurfürstin mit dem Ausdrucke der Verzweiflung den Platz — sie wußte es, welche Beweisstücke in die Hände des Feindes fallen würden! So war es, und Friedrich säumte nicht, eine Zahl von Aktenstücken in deutscher und französischer Sprache zu veröffentlichen, aus denen zu verstehen war, daß Friedrich, obgleich er zuerst den Degen gezogen hatte, sich dennoch, was die Gesammtlage betraf, im Stande der Nothwehr befand. — Die sächsische Armee, 17,000 Mann stark mit 150 Kanonen, hatte sich in ein festes Lager bei Pirna zurückgezogen, in der Hoffnung, daselbst sich so lange halten zu können, bis eine Ersatzarmee aus Böhmen herzurücke. Die Befestigungen waren so stark, daß an eine Erstürmung des Lagers nicht gedacht werden konnte. Friedrich schloß den Feind ein und ging mit 24,000 Mann einer 40,000 Mann starken, von dem Feldmarschall Browne geführten feindlichen Armee entgegen, die er bei dem Städtchen Lowositz an der Elbe traf. Dort kam es am 1. October zur Schlacht. Die Oesterreicher schlugen sich tüchtig, so daß Friedrich hinterher erklärte, er habe „die alten Oesterreicher“ nicht wiedererkannt; dennoch aber und trotz der Ueberzahl wurden die Oesterreicher besiegt. Browne beeilte sich, seine geschlagene Armee aus der Nähe des gefährlichen Feindes zu entfernen, Friedrich aber begab sich nach Pirna zurück, und das ganze sächsische Heer, welches, seit mehreren Tagen überdies bereits bittern Mangel leidend, auf Entsatz nun nicht mehr zu hoffen hatte, ergab sich.

Den Winter über blieb Friedrich in Dresden, sein Heer, zu dem fortgesetzt Verstärkungen herangezogen wurden, hatte Winterquartiere in Sachsen und Schlesien genommen. Der große August, der, während

seine Truppen im Lager zu Pirna fast dem Hunger erlegen waren in Gemeinschaft seines ihm gleichgearteten Brühl auf dem Königsstein, üppig gelebt hatte, befand sich in Warschau, wohin sich zu begeben Friedrich ihm gestattet hatte. In Nord, Ost, Süd und West wurde gerüstet; Friedrich war darauf gefaßt, daß das Jahr 1757 ihm schwere Stürme bringen würde. Weitere Anzeichen dafür ließen nicht lange auf sich warten. Im Frühjahr 1757 standen nicht weniger als 430,000 Mann gegen ihn im Felde, unter ihnen 100,000 Franzosen, 100,000 Russen, 10,000 Schweden. Dem Kaiser war es auch gelungen, den Reichstag zur Aufbietung einer „Reichs-Executions-Armee" von 32,000 Mann zu bewegen. Friedrich war fast ohne Bundesgenossen, denn welche nennenswerthe Beihülfe konnten ihm Braunschweig-Wolfenbüttel, Hessen-Kassel, Sachsen-Gotha und Lippe-Bückeburg, die auf seine Seite getreten waren, bieten? Zwar hatte sich auch Georg II. von England, der um Hannover zu sorgen begann, mit ihm verbunden; aber es ward ihm nur geringer Beistand von diesem Verbündeten zu Theil, der nur ein halbes Herz für Friedrich's Sache hatte, während im englischen Volke Begeisterung für den brandenburger Helden zu glühen begann. Alles sah mit steigender Spannung den kommenden Ereignissen entgegen. Die Einen weissagten den unvermeidlichen nahen Untergang Friedrich's, die Andern verkündeten, hinweisend auf dasjenige, was er bereits Großes vollführt habe, mit Zuversicht: er werde auch diesmal der Feinde, wie viele ihrer auch seien, Herr zu werden wissen und ihnen bereiten, was sie ihm zugedacht: Niederlage und Schande! — Friedrich hatte mit größter Anstrengung seine Heermacht auf 200,000 Mann gebracht, die Feinde waren ihm demnach um mehr als das Doppelte überlegen, und ihre Länder boten reiche Hilfsquellen für weiterhin erforderliche Mittel. Nun aber war Friedrich nicht einmal in der Lage, mit seiner ganzen Streitmacht in's Feld rücken zu können, er hatte vielmehr einen bedeutenden Theil seiner Truppen zu Besatzungen für die festen Plätze zu verwenden.

Anfang Mai begann der Kampf, Friedrich brach von Sachsen aus in Böhmen ein. In der Nähe von Prag stand ein feindliches Heer unter Karl von Lothringen, von Mähren aus war General Daun mit einem Heere im Anzuge. Um die Vereinigung der beiden feindlichen Heere nicht zu Stande kommen zu lassen, griff Friedrich die Oesterreicher unter Karl an, und es kam am 6. Mai zur denkwürdigen Schlacht bei Prag. Ueberzahl sowohl wie die gute Stellung der Oesterreicher bewirkten, daß sie den Preußen viel zu schaffen machten. Ferdinand von Braunschweig, Zieten, Prinz Heinrich, der

Bruder des Königs, verrichteten Thaten hohen Muths. In einem gefährlichen Augenblick, als der Entscheid der Schlacht schwankte, führte der dreiundsiebenzigjährige Feldmarschall Schwerin, rufend: „Heran, meine Kinder!" seine Grenadiere in den dichtesten Kugelregen hinein. Von fünf Kartätschenkugeln zerrissen, sank der greise Held todt nieder. General Fouquet übernahm sein Commando. Eine Kartätschenkugel zerschmettert ihm den Degen und verwundet ihn an der Hand. Er läßt sich den Degen eines Gefallenen an die Hand binden und führt sein Commando weiter. Ein vom König glücklich ausgeführter Angriff auf das Centrum des Feindes entscheidet endlich den Sieg für die Preußen. Der Feind flieht, die Kriegskasse und 60 Kanonen im Stiche lassend. Aber mit großen Opfern war der Sieg erkauft. Zu dem Prinzen Heinrich, der den König nach der Schlacht auf einem Rasenstücke sitzen fand, sagte dieser mit Thränen in den Augen: „Schwerin ist todt!" — Zwölftausend tapfere Preußen lagen todt und verwundet auf dem Schlachtfelde. „Die Schlacht von Prag", heißt es in Friedrich's Geschichte des siebenjährigen Krieges, war eine der mörderischsten des Jahrhunderts — eine wahre Heroenschlacht." Sofort schritt nun Friedrich zur Belagerung Prags, in welches sich ein Theil der geschlagenen Armee Karl's geworfen hatte, während der andere Theil dem vorsichtig herzurückenden Daun entgegen gegangen war. Friedrich vernahm jetzt Näheres über die Stärke beider feindlichen Heereskörper. Daun's Heer zählte 50,000 Mann, die Besatzung von Prag war 46,000 Mann stark. Sollte der König warten, bis Daun herzukam, damit dann die Preußen zwischen zwei Feuer genommen würden? Er nahm ohne Verzug 30,000 Mann vom Belagerungsheer, rückte dem Feldherrn Daun entgegen und traf auf ihn bei dem Städtchen Kollin an der Elbe. Dort kam es am 18. Juni zur Schlacht. Obgleich das Preußenheer nur halb so stark war als das Heer der Feinde, traf Daun doch bereits schon Anordnungen zum Rückzug. Da nahm die Schlacht plötzlich eine für den Feind günstige Wendung. Der sächsischen Reiterei war es gelungen, den linken Flügel des preußischen Heeres zu durchbrechen. Sechs Stürme der preußischen Reiterei wurden abgeschlagen. Der König führte die Reiterei zum siebenten Male gegen den Feind. Vergebens! Der Feind gewann Vortheil auf Vortheil — die Schlacht war verloren. Welch' ein Unglücksschlag für den bisher siegreichen König! 14,000 Mann todt, verwundet oder gefangen! Das war ein trauriger Rückzug zunächst nach Nienburg. Hier geschah es, daß ein alter, verwundeter Reitersmann dem Könige einen aus einem Pferdeeimer

geschöpften Trunk bot, indem er treuherzig sagte: „Trinken Ew. Majestät, und lassen Sie Bataille Bataille sein. Es ist nur gut, daß Sie leben, unser Herrgott giebt uns schon wieder einen Sieg." Am Abende fanden nachfolgende Offiziere den König auf einer Brunnenröhre sitzen, düster niederblickend und Figuren mit dem Stock in den Sand malend. Niemand wagte es, ihn anzureden. Als der Rest seiner Garde vorüberzog, traten ihm die Thränen in die Augen. „Kinder", sagte er, „ihr habt heut einen schweren Tag gehabt." „Wir sind schlecht geführt worden", ward ihm geantwortet. „Habt Geduld," erwiederte der König, „ich will Alles wieder gut machen!" — Mit der Hoffnung, Prag zu gewinnen, war es nun auch vorbei. Friedrich zog sich nach Sachsen zurück. Daß so schwere Verluste, wie er sie erlitten hatte, ihn tief beugen mußten, kann nicht verwundern; allein eine Heldenseele von Friedrich's Art war nicht dazu angethan, in Trübsinn zu versinken. Bald schauete sein Auge wieder heiter darein, und an ihm richtete sich der gesunkene Muth Anderer auf. „In unserer Lage, lieber Freund", schrieb er dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig, „muß man sich überreden, daß Einer von uns so viel werth ist als vier Andere." — Auch auf anderen Orten hatten die Feinde Vortheile gewonnen. Das englisch-deutsche Heer war von den Franzosen geschlagen, Lehwald in Ostpreußen von den Russen besiegt worden; am 16. October gelang es sogar dem österreichischen General Haddeck auf einem Streifzuge, Berlin zu brandschatzen.

Unheil über Unheil. Dennoch hoffte Friedrich, daß das Jahr, das in seinem bisherigen Verlauf so unglücklich für ihn gewesen war, glücklich für ihn enden werde, und er sollte sich in seiner Hoffnung nicht betrügen!

Ein französisches Heer, welchem sich die Reichstruppen angeschlossen hatten, war bereits bis über die Saale vorgerückt. Ihr Feldherr Soubise hatte den Parisern prahlerisch verheißen, den übermüthigen „Marquis de Brandebourg" einzufangen und ihnen denselben bei seiner Rückkehr vorzuführen. Die Franzosen verkündeten auf ihrem Marsche überall, daß sie in Sachsen Winterquartiere nehmen, vorher jedoch die kleine preußische Armee, so viel Daun von derselben noch übrig gelassen habe, aufheben würden.

Diesem Heere zog Friedrich mit 20,000 Mann entgegen und nahm eine Stellung bei dem Dorfe Roßbach (zwischen Merseburg und Weißenfels). Am 5. November kam es zur Schlacht. In nebliger Frühe schon brach der Feind auf. Als die Luft hell ward, begab sich Friedrich mit seinem Fernrohr auf den Boden des Herrenhauses

in Roßbach und beobachtete die Bewegungen der noch fernen feindlichen Armee. Dieselbe rückte nur langsam vor, breitete aber ihre Flügel fortgesetzt weiter rechts und links aus. Was konnte Soubise Anderes im Sinne haben, als das kleine Preußenheer einzuschließen? Darüber ging der größere Theil der Vormittagszeit hin. Als Friedrich über das klar war, was der Feind wollte, war er auch mit sich einig über das, was er dem Feinde zu bieten habe. Nunmehr war der Feind auf seiner ganzen bereits einen Bogen beschreibenden Linie so weit vorgerückt, daß er das preußische Lager zu übersehen vermochte. Wunderbar, keine Bewegung in demselben! Aber noch wunderbarer: überall erhoben sich kleine Rauchsäulen zwischen den Zelten. Die Preußen kochten ab, sie wollten ihr Mittagsmahl verzehren! — Das war eine Erscheinung, die die Franzosen nicht begriffen, bis die Eitelsten unter ihnen zuversichtlich den Kameraden vorzuschwatzen begannen, ob man nicht sähe, daß die Preußen gar nicht die Absicht hätten, sich zu vertheidigen, daß sie sich vielmehr ohne Widerstand gefangen nehmen lassen wollten. Die armen Teufel von Preußen hätten im Sinne, vor ihrer Gefangennahme sich noch einmal nach ihrer Manier satt zu essen! — Um dieselbe Zeit hielt auch der König Tafel. Nun aber war es Zeit an die Kriegsarbeit zu gehen. Der König befahl, das Lager abzubrechen. Neues Staunen der Franzosen, über die Schnelligkeit, mit der die Zelte eingezogen wurden. Französische Offiziere erzählten später, sie hätten gemeint, den Wechsel von Decorationen auf einem Theater vor sich gehen zu sehen. Nun sah man wohl, daß die Preußen, obgleich an Zahl nur ein Drittel so stark als ihre Gegner, durchaus nicht daran dachten, sich ohne Widerstand gefangen zu geben. Die Donner der Geschütze begannen vereinzelt zu rollen. Dem Ernst gesellt sich das Heitere. Einzelne aufgeschreckte Hasen irren auf dem Gefilde zwischen den Heeren umher. Der Zufall will es, daß ein Hase von einer französischen Kanonenkugel getroffen und zerschmettert wird. „Es wird gut gehen", ruft heitern Tones eine Stimme, „die Franzosen schießen sich selber todt!" Helles Lachen geht durch die Reihen der Preußen. Immer noch sind die Franzosen der Meinung, es werde ihnen bei ihrer Ueberzahl, und da die Armee bereits, ohne gestört worden zu sein, eine so bedeutende bogenförmige Ausdehnung gewonnen hat, gelingen, die Preußen zu überflügeln. Aber der eine feindliche Flügel ist nun gerade weit genug, um der von dem trefflichen Helden Seydlitz geführten Reiterei, die hinter einem Hügel hält, überantwortet werden zu können. Das Zeichen wird vom Könige gegeben, Trompeten



FRIEDRICH DER GROSSE UND ZIETHEN NACH DER SCHLACHT BEI TORGAU.

schmettern. Da sprengt Seydlitz vor die Front seiner Reiter, blitzenden Auges, hoch seine Thonpfeife in die Luft schleudernd, daß die Funken umhersprühen, damit gleichsam sagend: Nun Alles weg und den Degen in die Hand! Die Erde bebt von dem Gestampf der Rosse, als die preußische Reiterei sich auf die feindlichen Geschwader wirft. Der Ansturm ist unwiderstehlich, die feindlichen Reiterregimenter werden über den Haufen geworfen, die Fliehenden bringen ihre Infanterie in Verwirrung. Reiterei und Fußvolk ballt sich auf feindlicher Seite zu einem wirren Knäuel, den sich preußische Batterien jetzt als Ziel erwählen. Die bunt zusammengewürfelten Reichsvölker, denen es an gleichmäßiger Übung und vertrauenerweckender Führung gebricht, und die überdies nur ungern an der Seite der Franzosen fechten, suchen zuerst das Weite. Wie der linke Flügel der Franzosen von Seydlitz, so wurde der rechte Flügel von der preußischen Infanterie unter Führung des Königs gesprengt. Anderthalb Stunden währte es, und die ganze feindliche Armee war auf der Flucht. Sie verlor an Todten, Verwundeten und Gefangenen 7500 Mann, während der ganze Verlust der Preußen 91 Todte und 274 Verwundete betrug. Seiner Schwester Wilhelmine gab der König noch an demselben Abende Kunde von dem Siege. In seinem Schreiben heißt es u. A.: „Die ganze Artillerie der Feinde ist in meinen Händen; seine Niederlage ist vollständig." — „Nun kann ich in Frieden in die Grube fahren, weil der Ruhm und die Ehre meines Volkes gerettet sind. Wir können unglücklich sein, aber nicht ehrlos."

Daß die Franzosen eine so überaus schimpfliche Niederlage erlitten hatten, das war es, was nicht nur in Preußen, sondern weithin über seine Grenzen hinaus die Herzen mit Jubel erfüllte. Es wurden sogenannte Roßbachbänder mit dem Bildnisse des Königs getragen, eine hessische Prinzessin stiftete einen Orden mit dem Wahlspruche: „Friedrich ist im Frieden wie im Kriege der größte König auf Erden." Und doch sprachen so Manche: „Dennoch wird der herrliche Held unterliegen, denn die Zahl und [illegible] seiner Feinde ist zu groß. Sie halten es aus und werden immer neue Heerschaaren aufbieten, während in seinem kleinen Königreiche die Zahl seiner Krieger bald erschöpft sein wird." —

Diejenigen, die also dachten, hatten bald Grund, auf Thatsachen hinweisen zu können, die für ihre Befürchtung sprachen. Von Schlesien her kamen Nachrichten trübster Art. Noch in demselben Monat (November) fiel Schweidnitz mit einer Besatzung von 6000 Mann



schmettern. Da sprengt Seydlitz vor die Front seiner Reiter, blitzenden Auges, hoch seine Thonpfeife in die Luft schleudernd, daß die Funken umhersprühen, damit gleichsam sagend: Nun Alles weg und den Degen in die Hand! Die Erde bebt von dem Gestampf der Rosse, als die preußische Reiterei sich auf die feindlichen Geschwader wirft. Der Ansturm ist unwiderstehlich, die feindlichen Reiterregimenter werden über den Haufen geworfen, die Fliehenden bringen ihre Infanterie in Verwirrung. Reiterei und Fußvolk ballt sich auf feindlicher Seite zu einem wirren Knäuel, den sich preußische Batterien jetzt als Ziel erwählen. Die bunt zusammengewürfelten Reichsvölker, denen es an gleichmäßiger Uebung und vertrauenerweckender Führung gebricht, und die überdies nur ungern an der Seite der Franzosen fechten, suchen zuerst das Weite. Wie der linke Flügel der Franzosen von Seydlitz, so wurde der rechte Flügel von der preußischen Infanterie unter Führung des Königs gesprengt. Anderthalb Stunden währte es, und die ganze feindliche Armee war auf der Flucht. Sie verlor an Todten, Verwundeten und Gefangenen 7500 Mann, während der ganze Verlust der Preußen 91 Todte und 274 Verwundete betrug. Seiner Schwester Wilhelmine gab der König noch an demselben Abende Kunde von dem Siege. In seinem Schreiben heißt es u. A.: „Die ganze Artillerie der Feinde ist in meinen Händen; seine Niederlage ist vollständig." — „Nun kann ich in Frieden in die Grube fahren, weil der Ruhm und die Ehre meines Volkes gerettet sind. Wir können unglücklich sein, aber nicht ehrlos."

Daß die Franzosen eine so überaus schimpfliche Niederlage erlitten hatten, das war es, was nicht nur in Preußen, sondern weithin über seine Grenzen hinaus die Herzen mit Jubel erfüllte. Es wurden sogenannte Vivatbänder mit dem Bildnisse des Königs getragen, eine hessische Prinzessin stiftete einen Orden mit dem Wahlspruche: „Friedrich ist im Frieden wie im Kriege der größte König auf Erden." Und doch seufzte so Mancher: „Dennoch wird der herrliche Held unterliegen, denn die Zahl und Bosheit seiner Feinde ist zu groß. Sie halten es aus und werden immer neue Heerschaaren aufbieten, während in seinem kleinen Königreiche die Zahl seiner Tapfern bald erschöpft sein wird." —

Diejenigen, die also dachten, hatten bald Grund, auf Thatsachen verweisen zu können, die für ihre Befürchtung sprachen. Von Schlesien her kamen Nachrichten trübster Art. Noch in demselben Monat (November) fiel Schweidnitz mit einer Besatzung von 6000 Mann

und reichen Vorräthen in die Gewalt der Oesterreicher; Friedrich's Schwager, der Herzog von Bevern, der ein Heer von 30,000 Mann führte, ward bei Breslau geschlagen und gerieth mit 8000 Mann in österreichische Gefangenschaft; Breslau ergab sich. Schlesien schien für Friedrich verloren, Maria Theresia ließ Dankgottesdienste halten und überschüttete die Führer ihres Heeres mit Ehrenbezeugungen. Da vernahmen die Oesterreicher, Friedrich sei auf dem Marsche nach Schlesien. Sie glaubten es anfangs nicht. Sie hatten so gute Stellungen in Schlesien genommen, Friedrich aber verfügte jetzt nur über geschwächte Kräfte. Wohl traueten sie ihm zu, daß er noch Anstrengungen machen würde, aber sie meinten, er würde die anbrechende Winterzeit dazu benutzen, vorerst sein Heer zu verstärken, um danach im Frühjahr auf's neue sein Schwert zu ziehen. Aber alles Vermuthen und Beweisen gegen Thatsachen half nichts; Friedrich kam, und die Oesterreicher mußten sich darein finden, sich vor Ablauf dieses Jahres noch einmal mit den Preußen zu messen!

Als der König in Schlesien einrückte, führte ihm Zieten den Rest des Bever'schen Heeres, 6000 Mann, entgegen. Treuherzig sagte der tapfere Zieten zu Friedrich: „Ich habe es Ew. Majestät immer gesagt: wir Beide müssen zusammenhalten, sonst geht es nicht vorwärts." Die Oesterreicher, von den Erfolgen der letzten Zeit berauscht, redeten nur von der „potsdamer Wachtparade", der nunmehr der Garaus gemacht werden solle! General Daun, der Sieger von Kollin, war am wenigsten übermüthig; er rieth sogar, die Preußen in dem befestigten Lager bei Breslau zu erwarten. Ein solcher Rath mißfiel aber dem Oberfeldherrn Karl von Lothringen im höchsten Grade. Wie? wir 90,000, die Preußen 32,000 Mann stark — und wir sollten uns hinter Schanzen und Batterien vor ihnen versteckt halten? Das wäre dann doch von vorn herein eine Schmach für uns, und wahrlich, unterlägen die Preußen unter solchen Umständen, so würde Niemand uns den Lorbeer des Sieges zuerkennen! Gehen wir den Preußen entgegen! — So geschah es. Friedrich stand bei Parchwitz, die Oesterreicher rückten bis zu dem Dorfe Leuthen (in der Nähe von Lissa) vor. Am 4. December sammelte Friedrich seine Offiziere um sich und hielt an sie eine Rede, in der er sagte: „Ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe drei Mal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen. Es ist hier nicht die Frage nach der Anzahl der Feinde, noch nach der Wichtigkeit ihrer Stellung; alles Dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen, wird die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Ich muß

diesen Schritt wagen, oder es ist Alles verloren; wir müssen den Feind schlagen, oder uns Alle von seinen Batterien begraben lassen." „Fehle es Einem oder dem Andern", fügte der König hinzu, „etwa an der Kraft des Willens, sein Loos mit ihm, falle es, wie es wolle, zu theilen, so sei er bereit, demselben ohne ihm den geringsten Vorwurf zu machen, sofort den Abschied zu geben." Niemand meldete sich. Da schloß der König seine Rede mit den Worten: „So leben Sie denn wohl, meine Herren, in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nicht wieder." — Am 5. December in der Frühe brach er mit seinem Heere gegen die Oesterreicher auf. Unterweges erhob sich Gesang in den Reihen der Preußen:

„Gieb, daß ich thu' mit Fleiß,
Was mir zu thun gebühret,
Wozu mich dein Befehl
In meinem Stande führet,
Gieb, daß ich's thue bald
Zu der Zeit, da ich soll,
Und wenn ich's thu, so gieb,
Daß es gerathe wohl."

„Meint Ihr nicht", sagte der König in tiefer Bewegung zu Zieten, „daß ich mit solchen Leuten siegen werde?" Er fand den Feind in einer fast eine Meile langen Aufstellung. Es ging den Oesterreichern ähnlich, wie es vor der Schlacht von Roßbach den Franzosen ergangen war: auch sie staunten, daß ein so kleines Heer sich mit ihnen schlagen wolle. Friedrich gab an, was geschehen solle, wenn er etwa falle. Sein Tod solle dem Heere zunächst verborgen gehalten werden, „die Bataille geht fort und der Feind wird geschlagen." — Der König wählte für den Kampf die sogenannte schiefe Schlachtordnung des Epaminondas. Indem er einen Scheinangriff auf den rechten Flügel des Feindes ausführen ließ, sammelte er die Hauptkraft seines Heeres zu einem Stoß auf den linken Flügel, doch führte er denselben nicht eher aus, ehe nicht der Commandirende des rechten feindlichen Flügels, Daun, die Reserven an sich gezogen hatte, da es ihm eben darauf ankam, diese so weit als möglich von dem linken Flügel zu entfernen. Nun erfolgte der vorbereitete Stoß auf den linken Flügel und zwar mit einer solchen Wucht, daß derselbe augenblicklich vollständig in Verwirrung gerieth. Der Führer, General Nadasti, rief nach Reserven, aber diese waren weit entfernt, und als die Regimenter einzeln ankamen, sorgte Friedrich dafür, daß sie gar nicht zur Aufstellung kamen, der Umstand ihres Kommens vielmehr nur dazu diente, die grenzenlose Verwirrung zu vermehren.

Großes war erreicht, Größeres noch zu vollbringen. Der Kirchhof von Leuthen, in eine Festung verwandelt, die von Kanonen starrte, mußte genommen werden, wenn nicht alle errungenen Vortheile wieder verloren gehen sollten. Und dies Werk wurde im Nu von preußischer Infanterie ausgeführt. Damit war die Kraft des Feindes auch im Centrum gebrochen. Es wurde auf einzelnen Punkten noch gekämpft, aber der größte Theil des Feindesheeres befand sich bereits auf der Flucht, und als der Abend dämmerte, war von dem Könige Friedrich einer der glänzendsten Siege gewonnen, von denen die Kriegsgeschichte aller Zeiten zu melden hat. 6000 Feinde deckten das Schlachtfeld, 21,000 geriethen in die Gefangenschaft der Preußen, zu denen nach der Schlacht, gelockt vom Ruhme derselben, noch 6000 Mann übergingen. Erbeutet wurden 116 Kanonen, 51 Fahnen und sämmtliche Kriegsvorräthe. Friedrich und Zieten gingen mit den Husaren sogleich zur Verfolgung des Feindes über. Als zu Anfang der Nacht Infanterie über das mit Leichen besäete Schlachtfeld nachrückt, beginnt ein alter Grenadier das Lied „Nun danket Alle Gott“ zu singen, die Kameraden, die ihn hören, stimmen mit ein, immer mächtiger erbraust der Gesang, in welchen auch bald die Feldmusik einfällt. —

Nun galt es, den Sieg auszubeuten. Breslau fiel nach zweiwöchentlicher Belagerung in die Gewalt Friedrich's, wodurch die Zahl der österreichischen Gefangenen um 18,000 Mann, 700 Offiziere und 13 Generale vergrößert ward. Auch Liegnitz wurde wieder genommen, hier, wie es auch in Breslau geschehen, reiche Kriegsvorräthe erbeutet. Daun, dem der unermüdliche Zieten auf den Fersen blieb, rettete von dem großen österreichischen Heere wenig über 30,000 Mann nach Böhmen hinüber. Es wurde gesagt und gesungen überall von dem herrlichen Siege des Königs. In einem der damals schnell zur Verbreitung gelangenden Lieder hieß es:

„Es lebe durch des Höchsten Gnade
Der König, der uns helfen kann,
So schlägt er mit der „Wachtparade“
Noch einmal neunzigtausend Mann.“

Aller Orten erhoben sich Stimmen, die Kaiserin Maria Theresia mahnend, nunmehr an Frieden zu denken. Ein Gedicht Gleim's begann mit der Strophe:

„Nun beschließe Deinen Krieg,
Kaiser-Königin,
Gieb Dir selbst den schönsten Sieg,
Werde Siegerin!“

Auch Friedrich — wie unterschied er sich darin von so vielen siegreichen Feldherren in ähnlicher Lage! — wünschte aufrichtig den Frieden. Er gab seinen Gesandten auf, über die preußischen Erfolge mit Bescheidenheit zu berichten, ja er stand nicht an, in versöhnlichem Sinne an Maria Theresia zu schreiben. „Sie hatten zwar", heißt es in seinem Briefe, „einige Vortheile in Schlesien, aber dieser Ruhm war nicht von langer Dauer, und die letzte Schlacht ist mir wegen des vielen dabei vergossenen Blutes noch schrecklich." „Ich werde im Stande sein in Böhmen und Mähren einzurücken. Ueberlegen Sie dies, meine theure Cousine, lernen Sie einsehen, wem Sie sich vertrauen." Aber Maria Theresia war noch weit davon entfernt, aus den Ereignissen die rechte Lehre ziehen zu können, und wenn Gerechtigkeit fordert, anzuerkennen, daß ihr Privatleben — im Unterschiede von dem vieler Fürstinnen ihrer Zeit und auch im Unterschiede von dem Leben ihres Gemahls, des Kaisers Franz I., — rein und lauter war, so verlangt doch auch dieselbe Gerechtigkeit, ihr Verhalten in der Kriegsfrage zu beantworten. Sie war verstrickt in dem geistlichen Römerthum, dessen innerster Nerv Herrschsucht ist; nichts aber macht das menschliche Herz erbarmungsloser, als Herrschsucht.

So brachte denn das neue Jahr (1758) dem deutschen Lande den Frieden noch nicht. In England war inzwischen die Begeisterung für Friedrich gestiegen, und es gewann dieselbe im Parlamente entsprechenden Ausdruck. Es kam zum Abschluß eines Subsidienvertrages, nach welchem England, sich verpflichtete, dem Könige Friedrich jährlich vier Millionen Thaler Hülfsgelder zu zahlen, wogegen er die Verpflichtung übernahm, dem (zum Schutz Hannovers) gegen Frankreich am Rhein aufgestellten englischen Heere eine preußische Hülfsmacht zuzusenden. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig wurde zum Höchstcommandirenden über die Alliirten ernannt.

Der Feldzug des Jahres 1758 begann im März. Den Oesterreichern war in Schlesien nur Schweidnitz noch geblieben. Friedrich nahm den Ort nach sechzehntägiger Belagerung. Unmittelbar darauf brach er in Mähren ein und belagerte das starke und mit einer bedeutenden Macht besetzte Ollmütz. Der vorsichtige Daun wagte sich nicht an ihn, aber er verlegte ihm die Pässe, die er durchschritten hatte, und schnitt ihm die Zufuhr ab. Friedrich sah sich, weil es ihm an Proviant für das Heer zu fehlen begann, gezwungen, die Belagerung aufzugeben. Was nun thun, da die von Mähren nach Schlesien führenden Pässe nicht passirbar waren? Doch wann hätte ein Friedrich nicht Rath gewußt? Er spielte — es mußte ein Feldjäger sich gefangen nehmen lassen —

dem General Daun eine Depesche in die Hand, in der es ausdrücklich hieß, der König werde, trotz der Besetzung der Pässe, dennoch von Mähren aus die Grenzen Schlesiens zu gewinnen suchen. Sofort warf Daun seine ganze Macht auf die Pässe. Während nun gehofft ward, die Preußen in den Pässen theils aufzureiben, theils gefangen zu nehmen, führte Friedrich sein Heer nach Böhmen und ging von dort ungefährdet nach Schlesien zurück.

Schon auf dem Marsche war ihm aus Brandenburg üble Kunde zugekommen. Der russische Feldmarschall Fermor hatte sich nicht damit begnügt, die Gräuel einer barbarischen Kriegsführung in das Herzogthum Preußen zu tragen, er hatte seinen verwüstenden Zug bis in die Neumark ausgedehnt und schritt nun zur Belagerung von Küstrin. Die Schweden, mühsam bisher zurückgehalten, machten Miene, sich mit den Russen, von deren Geschossen die Stadt Küstrin furchtbar litt, zu vereinen. Dies bestimmte den König, in Eilmärschen seinen bedrängten Märkern zur Hülfe zu eilen. Bei Zorndorf kam es am 25. August zur Schlacht. Das preußische Heer zählte 31,000 Mann, das russische Heer 50,000 Mann. Es wurde von der Frühe bis zur späten Abendzeit fast übermenschlich gerungen, die Russen standen wie die Mauern. Der König war mehrmals in großer Gefahr, er wagte sich so tief in's Gewühl hinein, daß seine Pagen getödtet oder gefangen genommen wurden. Die Gesichter der Krieger waren vom Pulverdampf geschwärzt, den König erkannte man nur an seiner Stimme. Man könne ihm, meinte Fermor, viele Tausende von Russen todtschlagen, und sein Heer sei dann immer noch stärker, als das der Preußen; im Laufe des Nachmittags begann er jedoch allgemach zu erkennen, daß der Muth der Preußen seiner Berechnung spotte. Der einbrechende Abend entschied für den vollständigen Sieg der Preußen. Sie hatten ihn theuer bezahlt, denn 11,000 der Ihrigen, unter ihnen 300 Offiziere, deckten das Schlachtfeld. Dagegen betrug der Verlust der Russen an Todten und Verwundeten 21,000 Mann, darunter 900 Offiziere. Die Sieger erbeuteten 103 Kanonen und 27 Fahnen und Standarten. Fermor zog sich nach Pommern zurück und machte den vergeblichen Versuch, sich Kolbergs zu bemächtigen. Danach führte er sein Heer über die Weichsel.

Schwerlich möchten die Russen unverfolgt davon gekommen sein, hätten nicht Ereignisse im Süden Friedrich's Aufmerksamkeit sofort in Anspruch genommen. Prinz Heinrich, des Königs Bruder, der in Sachsen stand, wurde zugleich durch Daun, der in Sachsen eingedrungen war, und durch die „Reichsarmee“ bedrängt. Am 3. Sep-

tember brach Friedrich von Küstrin auf, am 9. stand er schon bei Großenhayn. Er zog Truppen an sich und brachte sein Heer auf 42,000 Mann. Daun, obgleich sein Heer 65,000 Mann zählte, wich nach der oberen Spree zurück, Friedrich folgte ihm und bezog ein Lager bei Hochkirch (unweit Bautzen). Diesem Lager fehlte es an jeder natürlichen Deckung, und Friedrich verschmähte es, künstliche Deckungen herstellen zu lassen. Preußischen Generalen erschien die Stellung als sehr bedroht. „Wenn die Oesterreicher uns hier in Ruhe lassen," sagte Keith, „so verdienen sie gehangen zu werden," worauf der König entgegnete: „Sie werden sich mehr vor uns, als vor dem Galgen fürchten." In Bezug auf den Feldherrn Daun war die Berechnung des Königs richtig; dieser hatte durchaus nicht Lust, so sehr auch das offene Lager der Preußen zu einem Ueberfall einlud, den König anzugreifen. Gegen ihn jedoch erhoben die Offiziere des Kriegsrathes ihre Stimmen. Ein Offizier rief: „Wir verdienen, vom Feldmarschall an, insgesammt cassirt zu werden, wenn wir den Preußen diese Bravade hingehen lassen!" Die Offiziere sahen einen zu bitteren Hohn darin, daß der um 23,000 Mann schwächere Feind ungedeckt in ihrer Nähe lagere. Da hätte man denn freilich meinen sollen, das also verletzte Ehrgefühl könne nur den Entschluß herbeigeführt haben, dem Feinde sofort eine Feldschlacht anzubieten. Behüte! Dazu möchte wohl auch Daun nicht zu bewegen gewesen sein. Das verletzte Ehrgefühl führte sie zu dem muthigen Entschluß, den „um 23,000 Mann schwächeren Feind" — zur Nachtzeit zu überfallen! — Wirklichen Siegeslorbeer konnte ein solches Werk unter allen Umständen nicht eintragen, aber äußerer Erfolg war zu erwarten. Darin täuschten denn die Oesterreicher sich auch wirklich nicht. Der Ueberfall ward in der Nacht des 14. October ausgeführt. Um Mitternacht brach der Feind auf. Es herrschte die dichteste Finsterniß. Die Preußen lagen in den Zelten. Plötzlich brüllten die Kanonen, der Boden zitterte, die Kugeln sausten durch die Zelte. Der König war Einer der Ersten zu Pferde. Wie von seiner Seite, geschah von Zieten, Seydlitz, Keith und den braven Truppen das Mögliche, Unheil abzuwehren. Keith fiel. Der Mittelpunkt des Kampfes war der Kirchhof des brennenden Dorfes Hochkirch, der von 600 Preußen vertheidigt ward. Acht österreichische Grenadier-Bataillone vermochten nichts gegen die Heldenschaar. Allgemach jedoch schmolz ihre Zahl zusammen; doch mußte der Feid noch vierzehn neue Bataillone hinzuziehen, ehe es ihm endlich gelang, sich zum Herrn des mit Leichen übersäeten Kirchhofs zu machen. Als der Morgen graute, hatten die Preußen an

Todten, Verwundeten und Gefangenen gegen 9000 Mann eingebüßt. Der Verlust der Oesterreicher mochte gleich stark sein; aber sie hatten den Preußen 100 Geschütze genommen, ebenso den sämmtlichen Schießbedarf und die Zelte derselben. Und doch: im Angesichte der Sonne wagt der starke Feind dem in vollster Ordnung vom Könige hinweggeführten Preußenheere nicht zu folgen! Ebenso bewegt die „verletzte Ehre" der Oesterreicher dieselben nicht, den Preußen, die eine Stunde vom Schlachtfelde Aufstellung nehmen, eine Schlacht zu bieten! — Daun begnügt sich mit dem Gewinn der Nacht. Der König schrieb an einen Freund: „Wir sind geschlagen worden, können aber mit Franz I. sagen: „Alles verloren, nur die Ehre nicht! Daun kam in der Nacht: Da hatte der Ruhm geringen Spielraum. Dennoch halten wir uns aufrecht und bereiten uns zu neuen Siegen vor." Daun zog sich, nachdem er den vergeblichen Versuch gemacht hatte, sich Dresdens zu bemächtigen, nach Böhmen zurück. Friedrich entsetzte Neisse und Kosel und nahm darauf sein Winterquartier in Breslau. Was hatte nun — in Betreff der Gesammtlage — den Oesterreichern der Ueberfall bei Hochkirch genützt? Nicht Oesterreich, sondern Preußen war zu Ende des Jahres 1758 in dem Besitze Schlesiens.

Nun aber nahete das Jahr 1759, das unglücklichste des ganzen Krieges für Friedrich! Die ferne feindliche Macht, Rom, regte sich stärker, als es bisher geschehen. Rom hat sich zu oft verrathen; wer, wenn nicht ein Thor, dürfte ihm trauen? Ist ein protestantischer Fürst stark und im Glück, o ja, dann lächelt Rom und bietet ihm seine Dienste; aber Krallen und Zähne wachsen im Nu hervor, sobald ein protestantischer Staat vom Unglück heimgesucht wird. Gegen Friedrich hatte sich Rom freilich nie anders als feindselig erwiesen; allein es hatte sich bisher doch noch einer gewissen Mäßigung in seinen äußeren Kundgebungen befleißigt. Aber die Nachricht über Hochkirch hatte das heilige Collegium in Rom in einen Freudentaumel versetzt, und Daun ward wegen des gelungenen Ueberfalls, durch die dem verhaßten Preußenkönige eine schwere Schädigung (man malte sich in Rom freilich dieselbe noch weit größer aus, als sie es war) bereitet war, wie ein Heiliger verehrt, und der Papst (Clemens VIII.) fühlte sich veranlaßt, diesem Drachenbesieger einen geweihten Hut und einen geweihten Degen zu übersenden, nebst der schriftlichen Aufforderung, den heiligen Kampf mit erhöhtem Muthe fortzusetzen. Friedrich setzte diesem Attentat auf ihn den schärfsten Spott entgegen. Er schrieb im kirchenfürstlichen Stile ein päpstliches Breve „an den Mann mit der geweihten Mütze" und ließ es durch den Druck ver-

breiten. In demselben hieß es: „Da Du nun jenen Beschützer der Kirche weit noch übertriffst und gegen Ketzer streitest, die mit einer viel beharrlicheren Bosheit, als die Ungläubigen selbst, den abscheulichsten Irrthümern anhangen: so ertheilen wir Dir den himmlischen Segen dahin, daß Du vermittelst beifolgenden Degens die Ketzerei vertilgen mögest, deren pestilenzialischen Gestank die Hölle ausgebrütet hat. Dein Arm rauche stets vom Blut dieser Gottlosen." — Im vergangenen Jahre war es dem Könige gelungen, die Vereinigung der Russen und Oesterreicher in der Mark zu verhindern; dagegen hofften die Betheiligten, daß in diesem Jahre ihnen der Versuch, sich zu vereinigen, gelingen werde. Die Russen rückten wieder vor, an des geschlagenen Fermor Stelle war Soltykof getreten. Die Russen waren 45,000 Mann stark, 19,000 Oesterreicher unter Laudon waren auf dem Marsche, um zu Jenen zu stoßen. Wedel, der von Friedrich gegen die Russen gesandt war, um sie aufzuhalten, ward von ihnen bei Kay unweit Züllichau geschlagen, worauf dann die Russen und die Oesterreicher zusammentrafen. Dieser vereinten Macht von 70,000 Mann führte Friedrich ein Heer von 48,000 Mann entgegen. Er traf den Feind in einer außerordentlich befestigten Stellung bei Kunersdorf (in der Nähe von Frankfurt a. O.) und schritt am 12. August zum Angriff. Aus den zahlreich auf den Höhen aufgestellten Geschützen wurden zwar den anrückenden Preußen außerordentlich starke Verluste bereitet; allein es gelang dennoch dem Muthe der Angreifer, den linken Flügel des Feindes vollständig zu erschüttern, so daß der Sieg für den König entschieden zu sein schien. Es war sechs Uhr Abends, der Kampf hatte seit elf Uhr Vormittags gewährt, die Truppen, schon durch starke Tagemärsche angegriffen, waren erschöpft. Der Feind nahm Miene an, sich zurück ziehen zu wollen, und wenn dies geschehen wäre, so hätte man preußischerseits, zumal auch Gefangene gemacht worden waren, mit den Ergebnissen des Kampfes wohl zufrieden sein können. In diesem Sinne äußerten sich die Generale zu dem Könige; dieser jedoch war durchaus nicht ihrer Meinung, er befahl vielmehr, nun auch ohne Aufschub den rechten Flügel des Feindes, (diesen hatten die Oesterreicher inne) anzugreifen, um demselben das Schicksal des linken Flügels zu bereiten. So hob denn der Kampf gegen die frischen Truppen des rechten Flügels an, die noch nicht zum Schlagen gekommen waren. Wieder wurden die Preußen mit einem furchtbaren Batteriefeuer empfangen, und wenn auch ihr Muth nicht gesunken war, ihre Kraft war es, und es waren überdies ihre Reihen bereits gelichtet. Der König will unter allen Umständen den Widerstand

des Feindes brechen. Zwei Mal sprengt Seydlitz mit seiner Reiterei wie ein Gewittersturm gegen den Feind. Vergebens! Der Tod hält eine schreckliche Ernte unter der Reiterei, Seydlitz selbst wird verwundet. Diese Vorgänge beleben auf feindlicher Seite auf's Neue den Muth Derer, die sich schon für geschlagen angesehen hatten. Neuer Kampf auch vom linken Flügel aus! Das preußische Heer wankt. Noch einmal führt der König die Truppen, die er zusammenzuraffen vermocht hatte, gegen den Feind. Zwei Pferde werden ihm unter dem Leibe erschossen; als er ein neues Pferd besteigen will, zerschmettert ihm eine Musketenkugel sein goldenes Etui in der Westentasche. Alles weicht, die Flucht beginnt. Verzweifelt ruft Friedrich: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel treffen? Oesterreichische Reiter sprengen daher, der König ist in offenbarer Gefahr, getödtet oder gefangen zu werden. Ein Trupp preußischer Husaren, geführt von dem Rittmeister Prillwitz, umringt den König und bringt ihn in Sicherheit. Auf dem Rücken des Rittmeisters schrieb Friedrich mit Bleistift auf einem Streifen Papier an den Minister Finkenstein die Worte: „Alles ist verloren, retten Sie die königliche Familie; Adieu für immer!" — Zu den Opfern dieses Tages gehörte Kleist, der Sänger des Frühlings. Von Kartätschenkugeln schwer verwundet, plünderten ihn die Kosaken aus und warfen den der Kleidung Beraubten in einen Sumpf. Lebend ward er gefunden, aber er erlag seinen Wunden nach wenigen Tagen. „Alles ist verloren!" hatte der König an Finkenstein geschrieben. Anderes schien nicht zu erwarten zu sein. Die Armee war zersprengt, 165 Kanonen waren verloren gegangen. Der starke Feind hatte es in seiner Gewalt, auf Berlin zu gehen und es zu besetzen. Mußte man nicht annehmen, daß dies ohne allen Aufschub geschehen werde? Laudon wollte es, Soltykof dagegen erklärte dem österreichischen Feldherrn, er habe zwei Schlachten gewonnen, nun möchten die Oesterreicher auch erst zwei Schlachten gewinnen, dann wolle er mit ihnen gemeinsam weiter vorrücken; er sei nicht Willens, fortgesetzt so große Opfer für Oesterreich darzubringen. Daß die Opfer, von denen Soltykof sprach, nicht gering waren, geht aus einem nach Petersburg von ihm gesandten amtlichen Berichte hervor. „Der König von Preußen," heißt es in demselben, „pflegt seine Niederlagen theuer zu verkaufen; noch einen solchen Sieg, und ich werde die Nachricht davon mit einem Stabe in der Hand allein zu überbringen haben!" — In dem Bericht war der Verlust der Russen auf 20,000 Mann angegeben. Soltykof mochte es nach dem, was Friedrich als Feldherr geleistet hatte, für möglich halten,

daß derselbe wie ein Moses doch wieder werde Hülfsmittel herauszuschlagen wissen, wo Niemand eine solche Möglichkeit voraussetzte. Demnach erschien es ihm für das Gerathenste, Brandenburg ohne Verzug zu verlassen. Und da Laudon vernahm, der Russe breche auf, hielt auch er dafür, daß es nicht wohlgethan sein möchte — zumal ohne Bundesgenossen — länger auf brandenburgischem Boden zu verweilen. Der bis auf den Tod verwundete Löwe flößte den Feinden jetzt noch Schrecken ein. — Die Sieger gehen davon, ohne den Sieg auszubeuten!

Die Mark war damit gerettet, der König begann sich wieder zu fassen. Die Ereignisse selbst ließen ihm auch nicht Ruhe. Daun war in Sachsen eingedrungen und bemächtigte sich Dresdens. Da sendet Friedrich den General Fink mit 15,000 Mann nach Maxen bei Pirna. Sein Auftrag ging dahin, das österreichische Heer zu umgehen und von Böhmen abzuschneiden. Der Plan mißlingt. Finkenstein wird von feindlichen Heermassen eingeschlossen, 4000 Mann fallen im Kampf, der Rest geräth in Gefangenschaft. Dem Könige blieb nur ein Theil Sachsens, dort nahm er mit seinem kleinen Heere Winterquartiere. Einen Schimmer in die Düsterheit hatte nur die Kunde von einem Siege des Herzogs Ferdinand von Braunschweig über die Franzosen gebracht (1. August bei Minden). Dieser Sieg rettete Westfalen vor einem schrecklichen Geschick, da von Paris aus an das französische Heer der Befehl ergangen war, das Land — wie es mit anderen deutschen Gebieten unter Ludwig XIV. geschehen war — „bis auf die Wurzel" zu verwüsten.

Düster für Friedrich, wie das Jahr 1759 geschlossen hatte, begann das Jahr 1760. Georg II. von England starb, der Subsidienvertrag zwischen England und Preußen wurde nicht erneuert. Wo nun Mittel zur Kriegsführung hernehmen, da die Hülfsquellen im Lande erschöpft waren? Von welchen Gedanken und Empfindungen der König um diese Zeit bewegt war, zeigt seine Dichtung „Ode an die Deutschen." Mit Worten erschütterndster Art wendet er sich an die Deutschen, an „die Söhne einer gemeinsamen Mutter", sie beschwörend, sich doch nicht länger auf Fremde zu stützen und noch viel weniger diese zum Morde der Brüder in das Herz der Heimath zu rufen. Dann heißt es in der Ode weiter:

„So sank dahin das schöne Griechenland
An Wunden, die's mit eig'ner Hand geschlagen,
Da Bürgerkrieg den wilden Feuerbrand
Zum stolzen Sparta, nach Athen getragen.

Wie konnte sich ihr Staat befreien!
Er stürzt sich in das eig'ne Schwert
Und zählt, ach! nur zu sehr bethört,
Die Consuln Roms zu seinen Treuen.

Doch Schrecken wird ihm statt der Ruh' zu Theil,
Dem fremden Joch muß Hellas unterliegen,
Dem Ruthenbündel und dem Henkerbeil
Muß sich der Wille seiner Männer fügen.
Sie konnten nicht die Leidenschaft verbannen,
Da wird der Schutzfreund ihnen zum Tyrannen.
So fällt durch eigensinnig Wüthen,
Durch treulos schändlichen Verrath,
Der Griechen hochberühmter Staat,
Ein Land, wo Kunst nnd Freiheit blühten.

Ihr trätet gern Borussia in den Staub,
Frankreich und Schweden muß euch Hülfe senden,
Dem rohen Russen bietet ihr's zum Raub;
Ihr Armen! grabt das Grab mit eig'nen Händen,
Tyrannen räumet ihr das Land, die Rechte,
Zum Lohn dafür bedient ihr sie als — Knechte.
Wie werdet ihr einst weinen, weinen,
Daß ihr der Feinde stolzem Heer
Mit eig'ner Hand geschärft den Speer;
Der Nachbar wird's nicht ehrlich meinen.

Weiterhin weist er auf den Hauptfeind im Innern, die Habsburger, hin:

„Nicht auswärts nur, ihr nährt im eig'nen Schooß,
Unsinn'ge, die Gefahren, wie verblendet: —
Die Donau zieht euch den Tyrannen groß,
Indeß ihr gegen mich euch frech gewendet.
Du schmiedest, armes Volk, die eig'nen Ketten,
Die Freiheit zürnt und will sich sterbend rächen.
Ihr werdet noch dem Wahne fluchen,
Und was euch sonst das Herz bethört,
Daß ihr die schnöden Fesseln ehrt,
In die euch eure Kaiser schlugen!" —

Zum Schluß fragt der Dichter seine Preußen, ob es gerathen sei, die entweihte heimathliche Stätte zu verlassen, und er antwortet:

„Nein, tapf're Schaar, ein edler, großer Sinn
Wird nicht im schimpflichen Gefühl verzagen,
Wie er sie denkt, wirft er die Ausflucht hin.
Die Ehre retten wir! es gilt zu wagen!

Für Unrecht und Verrath die blut'ge Rache
Zu fordern, ist der Götter Sache.
Heran, ihr muthigen Geschwader,
Stürzt in die Schlacht mit frohem Herz
Und trefft mit eurem scharfen Erz
Dem falschen Feind die Lebensader!"

Uebel genug begann der Feldzug des Jahres 1760. General Fouquet, dessen Streitmacht nur 10,500 Mann betrug, wurde am 23. Juni bei Landshut von einem 35,000 Mann zählenden österreichischen Heere angegriffen. Acht Stunden widerstanden die tapferen Krieger; fast die Hälfte der kleinen Schaar war gefallen, die Uebrigen ergaben sich. Unter den Schwerverwundeten befand sich Fouquet. In einem Bericht, den der österreichische Militär-Schriftsteller Cogniace erstattete, heißt es: „Unmöglich kann man Truppen mit mehr Contenance, Ordnung und Bravheit fechten sehen, als diese Preußen." Die Oesterreicher nahmen Glatz, darauf schritt Laudon mit 45,000 Mann zur Belagerung von Breslau, welches nur von 3000 Preußen besetzt war, die überdies 9000 gefangene Oesterreicher zu bewachen hatten. Auf die Aufforderung Laudon's, die Stadt zu übergeben, antwortete ihm der tapfere Commandant Tauentzien, er werde Breslau bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen. Bald darnach hob Laudon in Folge der Nachricht, Prinz Heinrich sei gegen ihn im Anzuge, die Belagerung auf. Feindlicherseits war ein neues Zusammentreffen der russischen und der österreichischen Streitmacht verabredet worden, und es sollte dann das vereinte Heer jedenfalls in das Herz Brandenburgs eindringen und Berlin besetzen. Wie trostlos die Aussichten für Preußen waren, erhellt aus dem Umstande, daß einer der tapfersten Heerführer des Königs, sein Bruder Heinrich, ihn bat, ihm das Commando abzunehmen. — Friedrich schrieb ihm: „Es ist nicht schwer, mein lieber Bruder, Leute zu finden, die dem Staate in bequemen und glücklichen Zeiten dienen; gute Bürger sind aber Diejenigen, welche ihm in kritischer und unglücklicher Zeit ihre Dienste nicht versagen. Dauernder Ruhm stützt sich auf Ausführung schwieriger Dinge; je mehr sie dies sind, desto mehr ehren sie. Ich glaube deshalb nicht, daß es Dir Ernst mit dem sei, was Du mir schreibst. Persönlich können wir Beide für den Ausgang bei der jetzigen Lage der Dinge nicht verantwortlich sein; aber sobald wir Alles gethan haben, was wir vermögen, wird unser eigenes Gewissen und die Welt uns Gerechtigkeit widerfahren lassen." Dieses Schreiben erhielt dem Heere den tapfern Prinzen, der darauf, dem Befehl Friedrich's gemäß,

den Russen entgegen zog, während Friedrich sich nach Schlesien wandte. Der nächste Kriegszweck ging dahin, um jeden Preis die Vereinigung der feindlichen Heere zu verhindern. Dem Könige folgten Daun und Lascy. Laudon, unterrichtet von dem Marsche Friedrich's, verständigte sich mit Daun und Soltykof dahin, die Preußen von drei Seiten einzuschließen. Als der König in den ersten Tagen des August die Gegend von Liegnitz erreicht hatte, vereinigten sich die österreichischen Heere. Ihre Gesammtmacht betrug 100,000, Friedrich's Heer zählte 30,000 Mann. Dennoch zögerten Laudon und Daun mit dem Angriff. Ein Eilbote nach dem andern ward an Soltykof gesandt: er sollte auch noch seine 75,000 Russen herzuführen! Soltykof beschuldigte die österreichischen Heerführer der Unthätigkeit und drohete: lasse man den König über die Oder, um damit wieder den Russen die Last des Kampfes aufzubürden, so werde er sich sofort nach Polen zurückziehen. Da mußten sich denn die an Zahl den Preußen um das Drei- bis Vierfache überlegenen Oesterreicher entschließen, Jene anzugreifen. Sie begannen, einander Muth einzureden. Daun war dafür, daß es sich empfehle, die Preußen wiederum zur Nachtzeit zu überfallen, wie es bei Hochkirch geschehen sei. Laudon stimmte dem Vorschlage bei, und es ward die Nacht vom 14. bis 15. August zur Ausführung ersehen. Die Nacht war angebrochen, Lagerfeuer brannten auf der Stelle, auf der am Abende zuvor die Preußen von den Oesterreichern gesehen worden waren, Bauern hatten die Feuer zu unterhalten, während das Heer vom Könige auf eine andere Stelle geführt worden war. Gewehr im Arm hatten sich die Preußen gelagert; inmitten seiner Krieger wachte der König.

„Auf einer Trommel saß der Held
Und dachte seiner Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt
Und um sich her die Nacht."

Gegen zwei Uhr legte sich der König, in seinen Mantel gehüllt, bei einem Lagerfeuer nieder. Die Oesterreicher hatten sich inzwischen davon überzeugt, welche Bewandtniß es mit dem Lagerfeuer habe. Sie mochten denken, Furcht habe den König hinweggetrieben. Ueberfallen wir ihn denn auf der Stelle, wo wir ihn finden! — Als der Morgen graute, rückten sie gegen die Preußen an, immer noch in der Hoffnung, der Ueberfall von Hochkirch werde sich wiederholen lassen. Da stand der Feind schlagfertig vor ihnen. Die Ergebnisse der Schlacht, die nun geschlagen ward, glichen denen des Ueberfalles von Hochkirch, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß die Oester-

reicher und nicht die Preußen die Verluste zu tragen hatten. Fünf Uhr Morgens befanden sich die Oesterreicher in voller Flucht, 80 Offiziere und 4000 Mann als Gefangene, außerdem 82 Kanonen und 23 Fahnen und Standarten als Beute in der Hand der Sieger zurücklassend. Hell wie die Sonne dieses Tages leuchtete damit wieder das Glück des Königs auf.

Inzwischen waren 20,000 Russen unter Tottleben, denen sich Abtheilungen Oesterreicher und Sachsen angeschlossen hatten, gegen Berlin aufgebrochen. Tottleben ließ vom 3. October von fünf Uhr Abends bis drei Uhr des anderen Morgens Berlin mit Bomben und Stückkugeln bewerfen. Die Besatzung der Stadt war an Zahl schwach; jedoch tüchtige Offiziere, unter ihnen der noch an seinen Wunden leidende Seydlitz, leiteten die Vertheidigung trefflich, und die Russen wurden bis Köpenik zurückgeworfen. Als jedoch österreichische Verstärkungen eingetroffen waren, gab die Besatzung, um die Stadt vor der Zerstörung zu bewahren, den Widerstand auf und zog sich nach Spandau zurück, worauf (am 9. October) Berlin von den Russen besetzt ward. Die Stadt mußte anderthalb Mill. Thaler Contribution und 200,000 Thaler Douceurgelder zahlen. Nur drei Tage blieb Tottleben in Berlin, ihn scheuchte die Nachricht, Friedrich sei im Anzuge und habe bereits den Bober überschritten, hinweg.

Auf die dem Könige zugehende Kunde, Berlin sei vom Feinde frei, wandte er sich gegen Sachsen und traf die Oesterreicher unter Daun bei Torgau. Daun's Heer, 65,000 Mann stark, hatte eine äußerst feste Stellung inne, steile Abfälle und sumpfige Niederungen deckten die Oesterreicher auf der Vorderseite, durch starke Verhaue und tiefe Gräben war der Lagerplatz auf der Hinterseite gesperrt. Und den ihm schon an Zahl so bedeutend überlegenen Feind beabsichtigte Friedrich in einer solchen Stellung anzugreifen! Wohl mochte mancher tapfre Preuße bei sich denken: Wir finden hier unser zweites Kunersdorf! Der alte Zieten, von Offizieren befragt, ob er sich einen günstigen Erfolg verspreche, antwortete: möglich seien alle Dinge, nur Eines sei schwerer als das Andere. Wiederum setzte der König sein Alles ein, als er am 5. November zum Angriff auf den Feind schritt. Er theilte das Heer; das Commando über den einen Theil behielt er sich vor, den anderen Theil hatte Zieten zu führen; der Feind sollte von zwei Seiten zu gleicher Zeit angegriffen werden. Es waren, um die Absicht zu verdecken, und auf die zum Angriff ersehenen Seiten zu gelangen, Märsche auszuführen. Auf seinem Marsch traf Zieten auf eine vorgeschobene feindliche Abtheilung. Es kam zum

Gefecht, Zieten ließ Kanonen auffahren. Friedrich, der den Kanonendonner vernahm, meinte, Zieten gehe bereits gegen das Lager vor. Die festgesetzte Zeit war noch nicht da, jedoch bei jener Annahme blieb dem Könige nichts übrig, als ohne Verzug gegen das Lager vorzurücken. So kam es, daß sich gegen ihn zunächst die ganze Macht des Feindes richtete, und sein Heertheil nach kurzer Zeit in schwere Bedrängniß gerieth. Zweihundert Kanonen brüllten von den Höhen; einen gleichen Geschützesdonner, versicherte später der König, habe er nie vernommen. Der Tod hielt eine schreckliche Ernte. Sturm auf Sturm wurde abgeschlagen. Als der König seine Krieger zu einem neuen Angriff vorführte, erhielt er einen Schuß. Der König schwankte auf seinem Rosse; ein Offizier kam schnell genug herzu, um den König vor dem Sturze zu bewahren. Derselbe Offizier (Heinrich von Berenhorst) erzählt in seinem später veröffentlichen Tagebuche: „Graf Anhalt konnte wegen seines verstümmelten Armes nichts dazu thun. Der Reitknecht und die Pagen sprangen von den Pferden und liefen herbei. Einer der beiden Letzteren wurde vor den Füßen des Königs schwer verwundet, in dem nämlichen Augenblicke auch des Königs und mein Pferd, denn wir waren ganz nahe an der vorrückenden Linie des Feindes. Wir mußten darauf bedacht sein, uns ohne den mindesten Aufschub zu retten. Der Reitknecht zog die Pferde in den Wald, ich hielt den König in meinem Arm, und so brachten wir ihn ohnmächtig zurück. Eine Kugel, die ihn auf die Brust getroffen, hatte ihn des Athems beraubt; am andern Morgen fand man sie in seinem Hemde; sie war zuerst durch einen mit Pelz gefütterten Mantel, dann durch den Ueberrock, Leibrock und Weste, die zugeknöpft, gedrungen. Ohne diese Bollwerke hätte sie ihn ohne Zweifel getödtet. Nach fünf bis sechs Minuten kam der König wieder zu sich. „Sehen Sie, ob es blutet", sagte er zu mir. Ich knöpfte auf und fand nichts. „An meinem Leben", sagte er, „liegt mir heut' am wenigsten; wohlan, laßt uns unsere Pflicht thun, und Unglück komme über die, die sie nicht thun!" Darauf schwang er sich wieder auf sein Pferd und führte das Commando weiter. Der Abend brach an, der Kampf währte fort. Bei anbrechender Nacht war die Verwirrung grenzenlos, Preußen schossen auf Preußen, Oesterreicher auf Oesterreicher, der König gerieth in Gefahr, von einem feindlichen Heerhaufen gefangen zu werden. Nach und nach verstummte das Brüllen des Donners auf der Seite, auf der Friedrich zum Kampfe geschritten war; aber von der anderen Seite her vernahm man Kanonendonner noch bis spät in die Nacht hinein. Welche Nacht

für den König! Die Annahme lag nahe, Zieten werde gleiche unübersteigbare Hindernisse gefunden haben. Doch war Zieten glücklicher gewesen, zum Theil wohl aus dem Grunde, weil, als Zieten später zum Angriff geschritten war, die Oesterreicher ihre Aufmerksamkeit und Hauptwehr auf die Gegenseite gerichtet hatten. Eine feindliche Batterie wurde im ersten Anlauf genommen, und die Oesterreicher mit ihren eigenen Geschützen mörderlich beschossen. Von beiden Seiten so furchtbar angegriffen und sich für überzeugt haltend, daß ihm für den anderen Morgen Schwereres noch bevorstehe, räumte Daun, selbst verwundet, in der Nacht das Lager. Friedrich schrieb, auf den Stufen des Altars in einer nahen Dorfkirche sitzend, allerdings zu derselben Zeit seine Befehle für den Angriff am nächsten Morgen; aber seine Hoffnung war gänzlich gesunken, und er verlebte trostlose Stunden. In der Frühe des nächsten Morgens eilte er auf das Schlachtfeld, um von dem ihm entgegen eilenden Zieten zu vernehmen, daß die Schlacht gewonnen, der Feind seit Mitternacht auf dem Rückzuge begriffen sei. Der König, der auf eine solche Nachricht nicht gefaßt gewesen war, schloß den heldenmüthigen Zieten in seine Arme.

Und noch gönnte man dem Helden den Frieden nicht? Nein, die beiden Kaiserinnen wiesen Friedensanerbietungen, die von preußischer Seite gemacht wurden, ab; der verhaßte König solle und müsse herunter, und koste es noch einmal so viel Menschen, als bereits geopfert worden seien! Maria Theresia, dein Name wird in dem Maße weniger glänzen in der Geschichte, in welchem man erkennen wird, welche tieferen Absichten deiner Politik zu Grunde lagen, als du beschlossen hattest, den preußischen Staat zu zertrümmern! — Und Elisabeth? Diese lasterhafte Fürstin ließ sich nur von ihrem Rachegefühle leiten. Beide Kaiserinnen tauschten mit einander die Gelöbnisse, den Kampf auch im Jahre 1761 wieder aufzunehmen. Und so geschah es. Der König, dessen Mittel an Mannschaften und Geld immer geringer wurden, mußte wiederum in's Feld. Er vermochte die Vereinigung der Russen und der Oesterreicher nicht zu verhindern. Sie zählten zusammen 130,000, die Preußen 50,000 Mann. Friedrich bezog ein Lager bei Bunzelwitz (unweit Schweidnitz) und befestigte es auf's Aeußerste, so daß es fast einer Festung glich. Am Tage schliefen die Krieger, des Nachts standen sie Gewehr im Arm. Auch der König wachte um diese Zeit. Oft vernahmen die Krieger in der Stille der Nacht den Ton der Flöte aus des Königs Zelt. Musik, Poesie und Freundschaft waren des Königs Trösterinnen in den schwersten Zeiten. So vergingen Tage und Nächte — der starke

Feind wagte keinen Angriff auf den gefährlichen Gegner; überdies verhinderte Neid und Eifersucht, die zwischen den Heerführern herrschten, daß man sich über einen gemeinsamen Plan verständigte. Endlich sahen die Russen sich genöthigt, die ausgesogene Gegend zu verlassen. Laudon nahm Schweidnitz (1. October), die Russen, die nach Pommern gingen, bemächtigten sich Colberg's (16. December). Der König stand noch aufrecht auch am Abschlusse dieses Jahres, aber seine Aussichten hatten sich nicht verbessert, sondern verschlechtert. Düsterer noch als die vergangenen Jahre brach somit für ihn das Jahr 1762 an. Da rettete, wie Friedrich selbst seinem Freunde d'Argens schrieb, ihn „das Etwas, das dort oben ist, und das aller Weisheit der Menschen spottet." Die rachsüchtigste seiner Feindinnen, Elisabeth von Rußland, that „den schrecklichsten aller Schritte, den Schritt von einem glänzenden Throne in den Sarg." Ihr Tod erfolgte am 5. Januar, und ihr Neffe, der Großfürst Peter, der begeisterte Verehrer Friedrich's, der ihm vor Ausbruch des Krieges geheime Warnungen hatte zukommen lassen, (S. 506) bestieg den Kaiserthron. Statt ihrer Sünden zu gedenken, hatte Elisabeth noch auf ihrem Sterbebette Anordnungen getroffen, die sich auf kräftige Fortführung des Krieges bezogen. Jetzt flogen Eilboten Peter's III. nach Deutschland, die den Heerführern seinen Willen dahin verkündeten, nicht nur alle Feindseligkeiten gegen Friedrich einzustellen, sondern ihm 20,000 Mann als ein Hülfsheer zu überlassen. Die nächste Folge war, daß Schweden sich beeilte, mit Preußen Frieden zu schließen. Inzwischen waren auch Unterhandlungen Friedrich's mit der türkischen Regierurg insofern erfolgreich gewesen, als von letzterer die Zusage eingegangen war, Oesterreich mit 20,000 Mann anzugreifen. Somit hatte die Lage Friedrich's sich außerordentlich gebessert. Er rückte nun gegen die in und um Schweidnitz liegenden Oesterreicher vor und beabsichtigte zunächst einen Angriff auf die Burkersdorfer Höhen auszuführen. Die Russen unter Tschernitscheff nahmen den linken Flügel seines Heeres ein. Da kam neue Kunde aus Rußland und diesmal eine für Friedrich unheilvolle. Peter III. war ermordet, seine Gemahlin, Katharina, Friedrich's Gegnerin, war auf den Thron berufen worden. Der freidenkende Peter hatte durch zu unbesonnen eingeführte Neuerungen den Haß der altrussischen Partei gegen sich wach gerufen. Außerdem war er mit der Absicht umgegangen, seine Gemahlin, mit der er fortgesetzt in Unfrieden lebte, in ein Kloster zu stecken. Beides hatte zu einer Verschwörung, diese zu jenem Ergebniß geführt. In gleicher Weise, wie die altrussische Partei den König Friedrich haßte,

weil angenommen ward, Peter habe seine Eingebungen, die sich auf Reformen bezogen, von diesem empfangen, haßte ihn Katharina, weil sie meinte, der Plan Peter's, sie vom Throne zu entfernen, habe in Friedrich seinen Ursprung. Sie stimmte demnach der altrussischen Partei, die die Fortsetzung des Krieges gegen Friedrich verlangte, bei, und der erste Eilbote, der zu Tschernitscheff kam, brachte diesem den Befehl, sich sofort von Friedrich zu trennen. Friedrich bestimmte den russischen General, den Inhalt des aus Petersburg erhaltenen Schreibens noch drei Tage geheim zu halten und — wenn auch nicht als Mithelfender — seine Stellung innezuhalten. Friedrich schritt nun sofort zum Kampf und gewann die Burkersdorfer Höhen. Nun erst zogen die Russen sich von ihm zurück, und die Kunde von dem, was in Petersburg geschehen war, gelangte zu allgemeiner Kenntniß. Friedrich fürchtete, seine Gegner hofften es, daß die Russen sich mit den Oesterreichern wieder förmlich verbünden würden. Es geschah dies jedoch nicht. Aus Briefen Friedrich's, unter den Papieren des ermordeten Peter gefunden, hatte sich ergeben, daß Letzterer von Jenem nicht in der Abneigung gegen seine Gemahlin bestärkt, vielmehr von ihm beschworen worden war, derselben Zärtlichkeit zu widmen, mindestens ihr aber, falls ihn eine unbesiegbare Abneigung gegen sie erfülle, die schuldige Hochachtung vor der Welt nicht zu versagen. (Es entsprach dieser Rath dem Verhalten Friedrich's gegen seine Gemahlin.) Dies bestimmte die Kaiserin, den Krieg gegen Friedrich zu Gunsten Oesterreichs nicht zu erneuern.

Nun hatte es Friedrich nur noch mit Oesterreich und den Reichstruppen zu thun. Zur Belagerung von Schweidnitz konnte er nur 12,000 Mann verwenden; mit 50,000 Mann verfolgte er die Bewegungen Daun's. Schweidnitz ergab sich am 9. October, und Friedrich gewann mit dem Platze 352 Geschütze und sehr bedeutende Kriegsvorräthe. Mit Ausnahme der Grafschaft Glatz und eines kleinen Theils von Oberschlesien befand sich Schlesien damit wiederum in der Gewalt des Königs. In der wiener Hofburg gab es jetzt nur trübe Gesichter zu sehen; man mußte daran denken, daß es nicht unmöglich sei, von Friedrich in Böhmen oder in Mähren neue Besuche zu erhalten. Nicht nur in Berlin, auch in Wien und Paris waren die Kassen erschöpft. Der treffliche Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte treue Wacht am Rhein gegen Frankreich gehalten. Prinz Heinrich, gegen den das Reichsheer vorrückte, schlug dasselbe am 29. October 1762 bei Freiberg auf's Haupt, und weit nach dem Südwesten aus schwärmte preußische Reiterei. Da riefen die Fürsten

der Reichsstaaten nach Frieden, und Maria Theresia und ihr römisch gesinnter Troß mußten sich endlich an den für sie bittern Gedanken gewöhnen, daß Schlesien verloren, daß der preußische Staat für jetzt nicht zu zertrümmern und Friedrich nicht zu zwingen sei, die Krone mit dem Markgrafenhut zu vertauschen. Es kam zum Waffenstillstand, dem am 15. Februar 1763 der Friede zu Hubertsburg (einem Jagdschlosse bei Leipzig) folgte. Ganz Schlesien mit der Grafschaft Glatz ward dem Könige zugesprochen, nicht ein Dorf hatte er verloren. Am 30. März kehrte Friedrich nach Berlin zurück, empfangen von dem Jubel der Bürgerschaft. An Vergangenes denkend und Kommendes erwägend, leuchtete feierlicher Ernst aus seinen Zügen. Sobald es sich thun ließ, entzog er sich dem Gepränge und fuhr auf Nebenwegen nach dem Schlosse. An einem der nächsten Tage ließ der König das Tedeum von Graun in der Schloßkapelle zu Charlottenburg aufführen. Allein erschien er in der Kapelle, nahm seinen Platz und gab das Zeichen zum Anfange. Was mochten die Harmonien in ihm wachrufen! Die Ausführenden sahen, wie sein Haupt sich senkte und er in Thränen ausbrach. „Das ist", sagt von Thielau, „die wahre Größe Friedrich's des Großen, die ihn vor allen Andern Helden der Geschichte auszeichnet, daß er selbst da, wo jeder Andere seine Sache verloren gegeben hätte, mit ungeschwächtem Unterscheidungsvermögen die kleinsten Vortheile der schwierigen Lage wahrzunehmen und oft zu den unerwartetsten Erfolgen zu benutzen wußte, — ja daß er selbst in den Tagen, wo sein eigener Muth dem Zusammenbrechen nahe war, und jeder Rettungsanker verloren schien, dennoch die Hände nicht in den Schoß sinken ließ, sondern mit den geeigneten Kräften immer noch das Möglichste zu leisten fortfuhr. Solcher Riesenanstrengung, dieser unbeugsamen Zähigkeit des Willens versagte endlich der Himmel die Hülfe von oben nicht." Und einer unserer größten Dichter und Weisen, Göthe, sagt: „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie."

Den „Lebensgehalt", den der große König im Frieden seinem Volke schuf, werden wir weiterhin aus seinem Wirken im Frieden kennen lernen.

Geschichtstafel.

1483	n. Chr.	Luther's Geburt zu Eisleben.
1517	"	Luther schlägt 95 Sätze (Theses) an die Schloßkirche zu Wittenberg.
1521	"	Luther auf dem Reichstage zu Worms.
1524—1525	"	Bauernkrieg.
1530	"	Reichstag zu Augsburg.
1540	"	Ignatz Loyola stiftet den Jesuitenorden.
1546	"	Luther stirbt zu Eisleben.
1548	"	Augsburger Interim.
1550	"	Religionsfriede zu Augsburg.
1552	"	Heinrich II. von Frankreich bemächtigt sich der Bisthümer Metz, Toul und Verdun.
1520	"	Stockholmer Blutbad.
1523	"	Gustav Wasa wird König von Schweden.
1556—1598	"	Philipp II. von Spanien.
1565	"	Vierhundert Edelleute in den Niederlanden unterzeichnen den „Compromiß" zum Widerstande gegen die Inquisition.
1567	"	Alba wird Statthalter in den Niederlanden.
1568	"	Egmont und Hoorn werden hingerichtet.
1573—1648	"	Niederländischer Befreiungskrieg.
1558—1603	"	Elisabeth von England.
1587	"	Maria Stuart wird hingerichtet.
1572	"	Bartholomäusnacht (Pariser Bluthochzeit).
1598	"	Das Edict von Nantes (gegeben von Heinrich IV.) sichert den Hugenotten freie Religionsübung.
1608	"	Die protestantische Union.
1609	"	Die katholische Liga.
1618—1648	"	Der dreißigjährige Krieg.
1620	"	Schlacht auf dem weißen Berge.
1626	"	Christian IV. von Dänemark wird von Tilly bei Lutter geschlagen.
1630	"	Gustav Adolf's Landung in Pommern.
1631	"	Magdeburg wird von Tilly zerstört.
1631	"	Tilly wird bei Breitenfeld (Leipzig) von Gustav Adolf geschlagen.

1632	n. Chr.	Sieg Gustav Adolf's bei Lützen über Wallenstein. Gustav Adolf fällt.
1634	"	Wallenstein in Eger ermordet.
1648	"	Der westfälische Friede.
1642	"	Richelieu stirbt.
1661	"	Mazarin stirbt.
1680	"	Ludwig XIV. errichtet die Reunionskammern.
1681	"	Straßburg fällt durch Verrath in Ludwig XIV. Gewalt.
1685	"	Ludwig XIV. hebt das Edict von Nantes auf.
1697	"	Friede zu Ryswyk.
1640—1688	"	Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst.
1656	"	Die dreitägige Schlacht bei Warschau.
1660	"	Friede zu Oliva.
1675	"	Fehrbellin.
1649	"	Karl I. von England wird enthauptet.
1649—1660	"	England ist Republik.
1658	"	Oliver Cromwell stirbt.
1660	"	Karl II. von Monk nach England zurückgeführt.
1689	"	Englische Revolution. Wilhelm III. von Oranien landet in England.
1689—1702	"	Wilhelm III., König von England.
1683	"	Wien, von den Türken belagert, durch Sobiesky befreit.
1701—1714	"	Spanischer Erbfolgekrieg.
1704	"	Franzosen und Bayern werden von Marlborough und Eugen bei Hochstädt geschlagen.
1706	"	Eugen siegt über die Franzosen bei Turin.
1709	"	Marlborough und Eugen siegen über die Franzosen bei Malplaquet.
1713	"	Friede zu Utrecht.
1714	"	Friede zu Rastadt.
1689—1725	"	Peter der Große.
1697—1718	"	Karl XII. von Schweden.
1700—1721	"	Nordischer Krieg.
1700	"	Karl's XII. Sieg über die Russen bei Narwa.
1709	"	Karl's XII. Niederlage bei Pultawa.
1701	"	Erhebung Preußens zum Königreiche. König Friedrich I.
1740—1786	"	Friedrich der Große.
1740—1742	"	Erster schlesischer Krieg, beendigt durch den Frieden zu Breslau.
1741	"	Die Oesterreicher unter Neipperg bei Mollwitz besiegt.
1742	"	Sieg Friedrich's über Karl von Lothringen bei Chotusitz und Czaslau.

1744—1745	n. Chr.	Zweiter schlesischer Krieg. Siege von Hohenfriedberg, Sorr und Kesselsdorf. Dresdner Frieden.
1756—1763	"	Der dritte schlesische oder der siebenjährige Krieg.
1756	"	Sieg Friedrich's über Browne bei Lowositz. Gefangennahme der sächsischen Truppen bei Pirna.
1757	"	Sieg bei Prag. Schwerin fällt. Niederlage bei Kollin (Daun). Friedrich schlägt die Franzosen bei Roßbach (Soubise), die Oesterreicher bei Leuthen (Karl von Lothringen).
1758	"	Sieg bei Zorndorf über die Russen. Ueberfall bei Hochkirch (Daun).
1759	"	Niederlage bei Kunersdorf.
1760	"	Sieg bei Liegnitz und Sieg bei Torgau.
1762	"	Bündniß mit Peter III. Siege von Burkersdorf und Freiberg.
1763	"	Friede zu Hubertsburg.

Lewent'sche Buchdruckerei in Berlin.

Gs
Schmidt

4